<36631972110011

Vorteile gereichen. Der Preis von nur Mk. 9,20 für das (drei starke Bände) umfassende Werk muß als sehr mäßig bezeichnet werden. Papier und Druck sind vorzüglich.

Meran. Religionslehrer Anton Egger.

Stimmen aus M. Laach. 36. Bd. 1.

Die neue Auflage dieses weitverbeiteten und allbeliebten Handbuches braucht kaum noch empfohlen zu werden. Das Werk zeichnet sich aus durch Reichhaltigkeit, Gründlichkeit, Korrektheit des Stoffes und durch Wärme des katechetischen Vortrages. Den Herren Geistlichen wird es ein vortreffliches Hilfsmittel sein nicht allein für den katechetischen Unterricht, sondern auch für Predigten. Außerdem kann es gebildeten Laien zum Selbstunterricht in der Religion, Konvertiten zur gründlichen Kenntnisnahme der katholischen Wahrheiten nicht genug empfohlen werden. Auch in den Händen unserer getrennten Glaubensbrüder könnte das Buch großen Nutzen stiften. Mit großer Klarheit sind viele Kontroverspunkte auseinandergesetzt, und zwar nicht mit polternder Polemik, sondern mit schonender Milde und Liebe. Wenn die Andersgläubigen solche Bücher lesen, dann würden manche Vorurteile über katholische Lehre und kirchliche Gebräuche verschwinden, wie Nebel vor der aufgehenden Sonne. — Die gegenwärtige Auflage ist sorgfältig revidiert und teilweise verbessert.

Katech. Blätter. 1889. Nr. 1.

Es giebt eben keine andere Katechismuserklärung, welche die vorliegende an Klarheit und Gediegenheit der theologischen Doktrin überträfe oder ihr, was die praktische Brauchbarkeit angeht, gleich käme. Hervorzuheben ist namentlich, daß die Deharbesche Erklärung immer auf das Praktische gerichtet ist und, was in unserer Zeit besonders notthut, keiner apologetischen oder Kontroversfrage von einiger Bedeutung aus dem Wege geht. Auch wiegt die Beispielsammlung im Anhang allein fast den an sich niedrigen Preis des Buches auf.

Schles. Pastoralblatt. 1887. Nr. 24.

Dieses sehr reichhaltige, praktische Handbuch ist ein treffliches Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte in Schule und Kirche, zugleich aber auch ein recht ergiebiges Lesebuch für christliche Familien. M.

Pastoralbl. für Münster. 1888. Nr. 12.

Das Werk, zu dessen Empfehlung auch nur ein Wort beizufügen überflüssig wäre, erhält für die Seelsorger unsers Bistums eine um so größere Bedeutung, als unser hochwürdigster Oberhirt gelegentlich der Einführung des neuen Diöcesankatechismus das ebengenannte kürzere Deharbesche Handbuch für den katechetischen Unterricht besonders empfohlen hat.

Zeitschrift für kath. Theologie. XII.

Es existieren viele, sehr viele katechetische Werke. Zur Erlernung der Praxis des Katechisierens mögen die Werke von Gruber &c. dienlicher sein, allein zur Abhaltung gediegener, gehaltvoller Katechesen, namentlich auch in der Kirche, dürfte Deharbes Buch bei weitem das brauchbarste sein.

Max Limbourg.

Augustinus. 1889. Nr. 5.

Durch dieses aus langer, katechetischer Praxis hervorgegangene, mit aller Sorgfalt revidierte Werk ist jedem Religionslehrer ein Hilfsbuch an die Hand gegeben, das sich ebenso durch klare, pädagogisch richtige Behandlung des Stoffes, wie durch eine die kirchliche Lehre präcis wiedergebende Darstellungsweise auszeichnet und seinem Zwecke vollkommen entspricht.

Schles. Volkszeitung. 1888. Nr. 192.

Das Werk, welches als Hilfsbuch zum katechetischen Unterricht und als Lesebuch für christliche Familien gleich brauchbar ist, hat eine so allgemeine Anerkennung und weite Verbreitung gefunden, daß ein Hinweis auf das Erscheinen der neuen Auflage als Empfehlung genügen dürfte.

Gründliche und leichtfaßliche

Erklärung

des

Katholischen Katechismus

nebst

einer Auswahl passender Beispiele,

als

Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte

in der **Schule** und in der **Kirche,**

und als

Lesebuch für christliche Familien.

Von

Joseph Deharbe,

Priester der Gesellschaft Jesu.

4. Band. **Religionsgeschichte.**

Vierte, vielfach verbesserte Auflage.

Mit oberhirtlicher Approbation und mit Gutheißung der Ordensobern.

Preis 2 M 80 ₰.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1892.

Zweigniederlassungen in **Münster, Osnabrück** u. **Mainz.**

Zum Drucke der „Erklärung des Katholischen Katechismus von Deharbe 4. Band: Religionsgeschichte“ wird die kirchliche Erlaubnis hierdurch erteilt.

Paderborn, den 10. Mai 1892.

Das General-Vikariat:
Wigger.

Vorrede zur ersten Auflage

über den Gebrauch dieser Religionsgeschichte.*)

Wie die drei ersten Bände unseres Handbuches den Katecheten zur Erklärung der Religionslehre behilflich sein sollen, so möge auch dieser Band ihnen dienen, den Abriß der Religionsgeschichte, welcher in unserm großen und mittlern Katechismus der Religionslehre als deren geschichtliche Grundlage beigegeben ist, zu erweitern und zu erklären. Gedachte Katechismen zerfallen nämlich in zwei Teile: 1. Unsere Religion ist göttlich. Dies zeigt ihre Geschichte von Anbeginn der Welt bis auf heute, nämlich: ihr Alter, ihr Stifter, ihre Verbreitung, ihre Dauer, ihre Segnungen und Früchte u. s. w. 2. Diese unsere göttliche Religion lehrt, daß wir erschaffen sind, um Gott zu dienen und selig zu werden. Zu diesem Ende müssen wir alles glauben, was Gott geoffenbaret hat, alle Gebote halten, welche er entweder selbst oder durch seine Kirche uns gegeben; und da wir dies ohne die Gnade nicht vermögen, so müssen wir auch die Gnadenmittel gebrauchen, welche Gott angeordnet hat.

Wiewohl nun in den meisten Auflagen unseres Katechismus der Abriß der Geschichte vor der Religionslehre steht, so wird dennoch im Handbuche erst die Lehre, dann die Geschichte behandelt, aus dem einfachen Grunde, weil der Unterricht der Kinder nicht mit dem Abrisse der Geschichte, sondern mit der Religionslehre zu beginnen hat. Die Erlernung und richtige Auffassung der Religionsgeschichte und des ihr angefügten Schlußwortes wäre für Anfänger eine zu schwere Aufgabe; sie eignet sich besser für das letzte Schuljahr oder den Kommunikanten-Unterricht. Dessenungeachtet vermissen die Kinder in den ersten Jahren die zum Verständnisse der Religion und ihrer Lehre erforderliche Kenntnis der biblischen Geschichte nicht, da im

*) Obwohl diese Religionsgeschichte die Fortsetzung der Religionslehre bildet, so ist sie doch in der Weise ausgearbeitet, daß sie unabhängig von den drei ersten Bänden gebraucht werden kann und deshalb auch im Buchhandel für sich allein abgegeben wird.

Katechismus auf dieses Bedürfnis eigens Bedacht genommen ist, und in dem Unterricht über die Glaubenslehre die dahin gehörigen Fragen aus der Geschichte eingerückt sind. Zufolge der Einrichtung unsers Katechismus sollte demnach den Kindern vor ihrer Entlassung aus der Volksschule, oder wo die löbliche Sitte besteht, auch nach derselben noch einige Jahre die Christenlehre zu besuchen, wenigstens in der Folgezeit der Abriß der Religionsgeschichte mit dem Schlußworte vorgetragen und erklärt werden.

Wer weiß es nicht, wie vielen Gefahren der Glaube des jugendlichen Alters in einer Zeit ausgesetzt ist, wo man sich nicht scheut, in Schriften und Reden die von Gott geoffenbarte Religion zu einem menschlichen System zu stempeln, das sich bereits überlebt habe und durch ein besseres, zeitgemäßes ersetzt werden müsse? Wie sehr thut es deshalb not, die heranwachsende Jugend, um sie vor dem schädlichen Einfluß des Unglaubens zu schützen, durch treffende, recht einleuchtende Beweise von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion fest zu überzeugen? Solche Beweise liefert uns vor allem ihre G e s c h i c h t e. Der hochselige Pius IX. zeigt dieses vortrefflich in seinem Rundschreiben vom Jahre 1846 mit folgenden Worten: „Wie viele, wie wunderbare, welch glänzende Beweise sind ja vorhanden, durch welche sich die Menschen ganz zuverlässig überzeugt halten müssen, daß die Religion Christi eine göttliche sei, und daß es darum nichts Gewisseres, nichts Sichereres, nichts Heiligeres und auf so festen Gründen Ruhendes giebt, als unser Glaube ist. Dieser Glaube nämlich, der durch die Geburt, das Leben, den Tod, die Auferstehung seines göttlichen Gründers und Vollenders Jesu Christi gekräftigt, durch die Weisheit, die Wunder und Weissagungen desselben besiegelt, allum von dem Lichte himmlischer Lehre erglänzt, der, reichbegabt mit himmlischen Schätzen, durch die Vorhersagungen so vieler Propheten, durch den Glanz so vieler Wunder, durch die Standhaftigkeit so vieler Blutzeugen, durch die Verherrlichung so vieler Heiligen gewiß in das hellste Licht gestellt ist; er hat, die heilsamen Gesetze Christi verkündend und gerade aus den grausamsten Verfolgungen immer neue Kraft schöpfend, den ganzen Erdkreis zu Wasser und zu Land, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange, einzig und allein mit der Fahne des Kreuzes durchzogen, den Trug des Götzendienstes zu Boden gestreckt, die Finsternis der Irrtümer verscheucht, über Feinde jeder Art triumphiert und alle Völker, Stämme und Nationen, wie immer dieselben in ihrer Lebensweise entmenscht, in Natur-Anlagen, Sitten, Gesetzen, Einrichtungen verschieden waren, mit dem Lichte der göttlichen Erkenntnis erleuchtet und dem süßesten Joche Christi unterworfen, allen verkündend den Frieden, allen nur Gutes. All dieses erstrahlt doch wohl in einem so hellen Glanze göttlicher Weisheit

und Macht, daß jedermanns Vernunft leicht begreift und einsieht, der christliche Glaube könne nur Gottes Werk sein." Warum sollte nun dieser, man darf sagen, glänzendste und zugleich faßlichste Beweis unserer so vielen Verführungen ausgesetzten Jugend in Stadt und Land vorenthalten bleiben? Was ist wohl geeigneter, als die Erzählung jener Thatsachen, die erwachsene Jugend einerseits mit Dankbarkeit gegen Gott und mit Ehrfurcht und Liebe gegen die Kirche zu erfüllen, andererseits auch deren Aufmerksamkeit zu fesseln und ihr den Religionsunterricht anziehend zu machen?

Die Kinder werden zwar in den Schulen schon frühzeitig mit der biblischen Geschichte bekannt gemacht. Dieses kann jedoch nicht genügen. Die biblische Geschichte zeigt uns zwar die Kirche in ihrem Vorbilde, ihrer Gründung, aber nicht in ihrem Fortbestande, in ihren Kämpfen und Siegen; sie zeigt uns nicht die Fülle des Segens, welchen sie in allen Jahrhunderten den Völkern des Erdkreises spendete. Und doch liegt eben darin die volle Kraft des Beweises für ihre Göttlichkeit. Der hl. Kirchenlehrer Augustin will, daß man den Unwissenden, welche in der christlichen Lehre zu unterrichten sind, die ganze Religionsgeschichte von Erschaffung der Welt bis auf die gegenwärtigen Zeiten der Kirche kurz erzähle und erkläre.*) Warum sollte dieses in unsern Tagen nicht ebenso zweckmäßig und nützlich wie früher sein? Im alten Bunde hatte Gott durch Moses wiederholt geboten und eingeschärft, die Eltern sollten ihren Kindern die Wunderthaten erzählen, die er gewirkt.**) Hat wohl Gott minder Großes in seiner heiligen Kirche gethan, und verdienen diese Erweise seiner göttlichen Macht und Güte nicht ebenso sehr und noch in größerm Maße unsere Aufmerksamkeit und unser dankbares Andenken? Wie viel Herrliches bietet uns die Kirchengeschichte, von dem die Jugend niemals etwas hört, während ihr dagegen durch schlechte Lektüre oder durch den Verkehr mit Irr- und Ungläubigen nur zu oft manches beigebracht wird, was geeignet ist, ihre kindliche Achtung und Liebe gegen die Kirche zu schwächen oder gar zu vernichten! Sind doch die Feinde der Religion rastlos bemüht, die Kirchengeschichte auf alle mögliche Weise zu entstellen und ärgerliche Daten aus ihr zu holen, um unsere heilige Religion der Verhöhnung preiszugeben.

Ferner ist nicht zu übersehen, daß den Kindern in den Elementarschulen die biblische Geschichte allerdings zur Belehrung und Erbauung dient; es fehlt ihnen aber noch die gehörige Verstandesreife, um zur klaren Anschauung zu gelangen, das ganze alte Testament beziehe

---

*) *De catechizandis rudib.* n. 10. Inde exordienda narratio est ab eo, quod fecit Deus omnia bona valde (Genes. 1) et perducenda, ut diximus, usque ad praesentia tempora Ecclesiae.

**) 2. Mos. 12, 26.; 5. Mos. 4, 9.; 6, 21.

sich auf Christus und seine Kirche, und es habe von jeher nur eine wahre, von Gott geoffenbarte Religion bestanden, deren Grund- und Schlußstein Jesus Christus ist. Wer möchte demnach leugnen, daß gerade vermöge dieser Auffassung der alttestamentlichen Geschichte die Offenbarungslehre eine mächtige Stütze gewinne, und dem Rationalismus aller Halt entzogen werde? Es bleibt demnach Aufgabe des Katecheten, die Kinder, wenn sie einmal mit dem buchstäblichen Sinne der Schrift vertraut sind, in diesen höhern, geheimnisvollen Sinn einzuführen und ihnen das alte Testament in seinem Zusammenhange mit dem neuen zu erklären. So haben es die heiligen Kirchenväter gethan, wie noch später wird gezeigt werden, und so soll auch nach der Anweisung des hl. Augustin den Unwissenden die heilige Geschichte vorgetragen werden; denn sie sei niedergeschrieben, damit wir in derselben Christus und seine Kirche vorgebildet sähen;*) wem sich in ihr Christus offenbart, der besitze den Schlüssel zu ihrem Verständnisse, wer hingegen Christus in ihr nicht erkennt, der wisse, daß er sie nicht versteht.**)

Warum wir aber in vorliegendem Versuche nur bei einzelnen Punkten der Religionsgeschichte eingehender verweilen, während über anderes rasch dahingegangen wird, dazu bewog uns wieder die Ansicht des hl. Augustin, der (a. a. O. n. 5.) dem Katecheten den Rat giebt, nicht alles weitläufig behandeln zu wollen, sondern nur solches zu längerer Erörterung auszuwählen, was an und für sich mehr Aufmerksamkeit verdient und von lebhafterem Interesse sein kann. Das allerdings müsse dann allseitig beleuchtet und in seiner ganzen Wichtigkeit dem Geiste dargestellt werden. Alles andere solle gleichsam nur zur Grundierung für diese hellen Punkte benutzt und in kurzen und raschen Zügen geboten werden. So beuge man im Zuhörer der Ermüdung vor und helfe seinem Gedächtnis durch angenehme Abwechslung nach. — Der hl. Lehrer veranschaulicht dann seine Idee in einem kurzen Entwurf der Religionsgeschichte von Erschaffung der Welt bis auf seine Tage und macht am Ende die Bemerkung: „Wenn dir das zu lang scheint, so kannst du dich kürzer fassen, nur darf nie unberücksichtigt bleiben, was sich mit deinen Zuhörern verträgt, was ihnen not thut, und weshalb sie eigentlich gekommen sind." Diese Worte waren auch der Gedanke, der uns bei Abfassung dieses Versuchs leitete. Auf der einen Seite sollte die gemessenste Kürze

---

*) *Loc. cit.* n. 6. Neque ob aliud ante adventum Domini scripta sunt omnia, quae in sanctis scripturis legimus, nisi ut illius celebraretur adventus et futura praesignaretur Ecclesia.

**) *Enar. in Psalm.* 96. n. 2. Cum homini fuerit in verbis (scripturarum) Christus revelatus, intelligat se intellexisse; antequam autem perveniat ad Christum intellectum, non se praesumat intellexisse.

innegehalten werden, und deshalb ließen wir alles weg, was wir entweder aus der Lesung der in den Schulen eingeführten biblischen Geschichte oder aus dem Gebrauche der drei ersten Bände unseres Handbuches als genugsam bekannt voraussetzen durften, andererseits mußte unser Buch doch jene Ausdehnung und Vollständigkeit haben, daß es nicht bloß beim Unterricht der Kinder, sondern auch bei der Unterweisung für Erwachsene dienlich sein könnte.

Wie nützlich und segensreich nicht nur auf dem Lande, sondern auch in Städten die Christenlehren für Erwachsene sind, braucht nicht erwähnt zu werden. Zur Beförderung der Teilnahme aber an denselben dürfte unserer Überzeugung nach kaum etwas dienlicher sein, als die Erzählung und Erklärung der Religionsgeschichte, von welcher die größte Anzahl der Christen kaum eine höchst oberflächliche Kenntnis hat.

Neue Entdeckungen auf dem geschichtlichen Gebiete soll dieses Werk nicht liefern. Unsere Absicht war, eine populäre, aus der Geschichte sich ergebende Apologie des Christentums zu liefern: daher aus der alle Jahrtausende von Anbeginn der Welt bis auf unsere Zeit umfassenden Religionsgeschichte einzelne, dem Zwecke entsprechende, wenn auch allbekannte Thatsachen zu wählen, dieselben in Übereinstimmung mit dem unserm Katechismus beigefügten Abrisse der Geschichte zu ordnen und zur klaren Darstellung zu bringen und nebenbei die landläufigen Lügen, Entstellungen und Einwürfe der Glaubensgegner zu widerlegen.

Vorbemerkung zur vierten Auflage.

Die vortreffliche Religionsgeschichte des rühmlichst bekannten P. Joseph Deharbe hat auch in dieser neuen Auflage keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Der Stoff ist im großen und ganzen vorgezeichnet durch den „Abriß der Kirchengeschichte", wie er dem Katechismus des Verfassers beigegeben ist, und den er erklären soll. Die Ausdehnung dieser Erklärung ist hinwiederum so ziemlich umgrenzt durch den Zweck, den sie zu erreichen sucht. Der Herausgeber dieser neuen Auflage durfte deshalb keine wesentlichen Änderungen, sowohl was die Anlage des Buches, als was die Auswahl des Stoffes und dessen Darstellung betrifft, vornehmen, ohne das Werk seiner Bestimmung zu entfremden.

Da unterdessen der mittlere Deharbesche Katechismus in den Diöcesen von Breslau, Ermland, Köln, Limburg, Münster, Trier und in mehreren Schulen der Vereinigten Staaten Nordamerikas in neuer Bearbeitung eingeführt worden ist, so schien es angemessen, den darin etwas veränderten Text der Religionsgeschichte bei dieser neuen Auflage zu Grunde zu legen. Allerdings wird das vorliegende Buch denjenigen Katecheten, die bloß den Elementarschülern Unterricht zu erteilen haben, ein zu reiches Material bieten. Aber der Religionsunterricht in der Elementarschule reicht ja nicht hin, besonders nicht in unserer aufgeklärten Zeit; er muß fortgesetzt, muß auch in der Kirche der aus der Schule entlassenen Jugend und den Erwachsenen erteilt werden. Namentlich für diesen Zweck wird das Werk den Katecheten und Predigern recht gute Dienste leisten. Auch vergesse man nicht, daß nach dem Titelblatt und nach dem Vorwort im I. Bande das vorliegende Werk zugleich ein „Lesebuch für christliche Familien" sein soll.

Der Herausgeber der gegenwärtigen Auflage war darauf bedacht, etwaige Versehen zu verbessern, einiges Unnötige auszuscheiden, zweckdienliche Ergänzungen beizufügen und den Stil mancherorts leichter und einfacher zu gestalten.

Was die Hinweise dieser Religionsgeschichte auf die Religionslehre betrifft, so beziehen sich dieselben auf die fünfte Auflage. Wenn es also heißt: Vgl. III. 129, so bedeutet das so viel als: Vgl. Band 3, Seite 129 der fünften Auflage des größeren Religionshandbuches von P. Deharbe, welches im Jahre 1888 in 3 Bänden in demselben Verlage erschienen ist.

In Bezug auf die Erwähnung des frommen Lebenswandels und der wunderbaren Gnadengaben von nicht kanonisierten Personen, sowie auch in allem übrigen, unterwerfen wir uns freudig und ganz den Dekreten der hl. Kirche.

Möge diese Religionsgeschichte recht viele Christen stärken im hl. Glauben und sie mit Ehrfurcht und Liebe erfüllen gegen die einzig wahre Kirche Christi auf Erden!

Wynandsrade bei Valkenburg, Holland, am hl. Osterfeste 1892.

Der Herausgeber.

Inhaltsanzeige.

Geschichte Jesu Christi.

Geschichte nach Christus.

I. Von Christi Tod bis Konstantins Bekehrung.

III. Von der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit.

Religionsgeschichte.

Einleitung.

Zu allen Zeiten und an allen Orten treffen wir unter den Menschen Glauben an eine Gottheit und Verehrung derselben, mit einem Worte, Religion an. — Bekannt ist der Ausspruch des heidnischen Weltweisen Plutarch (Bch. geg. Colot. 31): „Wenn du den Erdkreis durchwanderst, so kannst du wohl Städte finden ohne Mauern, ohne Könige, ohne Paläste, auch ohne Münzen und Wissenschaft; aber noch niemand hat ein Volk angetroffen, und nie und nimmer wird man eines antreffen ohne Kenntnis einer Gottheit, ohne Gebete, ohne Eidesformel, ohne religiöse Gebräuche und Opfer zur Erlangung von Gütern und Abwendung von Übeln; ja, ich glaube, eher könnte eine Stadt ohne Grund und Boden erbaut werden, als ein Staat nach Vernichtung des Glaubens an eine Gottheit zu stande kommen oder fortbestehen." Der Grund dieser Erscheinung liegt vor allem in der Natur des Menschen selbst. Die Religion ist für ihn ein unabweisliches Bedürfnis. Ohne Religion, so lehrt selbst der erwähnte heidnische Philosoph (a. a. O. 30), sinkt der Mensch zum Tiere herab: ist einmal alle religiöse Gesinnung erloschen, so fehlen dem Menschen, „um ihn zu einem blutdürstigen Ungeheuer zu machen, weiter nichts als Löwenklauen und Wolfszähne." Wie ist bei solcher Voraussetzung der Bestand und die Wohlfahrt der Familien und Staaten auch nur denkbar? Wie kann in solchem Falle von Eintracht und Frieden, von Achtung vor Gesetz und Obrigkeit auch nur die Rede sein? Wäre aber die Religion zur Begründung des geselligen Lebens auch minder notwendig, schon das unvertilgbare Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht, welche die Geschicke der Welt lenkt, würde den Menschen antreiben, in Bedrängnis und Gefahr den Träger dieser Macht um Hilfe anzurufen und durch religiöse Verehrung dessen Huld zu gewinnen. Die Religion bestand demnach immer auf Erden, weil sie in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, im menschlichen Herzen selbst wurzelt.

Obgleich wir aber zu allen Zeiten und an allen Orten, so weit die Menschheit reicht, Spuren der Religion finden, so begegnen wir doch auf dem weiten Erdenrunde einer großen Verschiedenheit sowohl in den Lehrsätzen als in den Gebräuchen derselben; wir begegnen vielen, einander widersprechenden Religionen. Welches ist nun unter den so verschiedenen die einzig wahre, die Gott wohlgefällige, diejenige, welche allein geeignet ist, unser zeitliches und ewiges Wohl zu begründen? Die Lösung dieser äußerst wichtigen Frage ist nicht schwer. Gott selbst hat dem Menschen die Art und Weise, wie er von ihm verehrt werden will, geoffenbart; er selbst hat ihm eine Religion gegeben und deren Übung zur Pflicht gemacht. Dieses ist eine unleugbare Thatsache, welche uns die Geschichte von Anbeginn der Welt, alle Zeitalter hindurch bis auf unsere Tage bezeugt. Die geordnete Darstellung dieser durch alle Jahrhunderte fortlaufenden und von den zuverlässigsten Urkunden verbürgten Thatsache ist die Geschichte der Religion. Es ist demnach die Religionsgeschichte im Grunde nichts anderes als die Geschichte der göttlichen Offenbarung zum Heile der Menschen, wie dieselbe schon vor Christus an die Menschheit ergangen ist, in Christus vollendet und nach Christus ungetrübt auf uns vererbt wurde. Gegenstand derselben sind folglich alle Ereignisse und Schicksale, die verschiedenen Anstalten und Einrichtungen, die Kämpfe und Siege, alle die reichlichen Segnungen und Wohlthaten, welche sich an die Thatsache der göttlichen Offenbarung knüpfen. Ist aber die christliche Religion, wie es ihre Geschichte unumstößlich beweist, von Gott selbst zum Heile der Menschheit gestiftet, so ist dieselbe auch notwendig wahr und von allen, die das ewige Heil erlangen wollen, als Richtschnur des Lebens anzunehmen und festzuhalten.

Aus dem allem leuchtet jedermann ein, daß die Geschichte der christlichen Religion unvergleichbar wichtiger und lehrreicher ist als jede andere Geschichte, und daß wir sonach deren Erlernung mit freudigem Eifer obliegen sollen. Wir glauben zwar schon fest und unbezweifelt daß unsere Religion göttlich ist; wir haben schon längst von ihrer Geschichte gehört und wissen sehr wohl, daß Gott es ist, der sie gestiftet und bis auf diesen Tag unversehrt bewahrt hat. Eine umfassendere Kenntnis der Religionsgeschichte gewährt aber immerhin große Vorteile. Die Göttlichkeit unserer Religion und die Nichtigkeit aller gegen sie erhobenen Einwendungen wird uns dadurch viel klarer. Wir wissen dann, was von den Schmähungen, welche über sie ergehen, zu halten sei, und wie wir glaubenslosen Menschen, die aus Bosheit oder Unwissenheit manche geschichtliche Thatsachen verdrehen, zu begegnen haben.

Und je vollkommner wir aus der Geschichte die wunderbaren Siege der Kirche über alle ihre Feinde und den heilbringenden Segen erkennen, den sie zu jeder Zeit über alle Völker der Erde verbreitete, um so mehr wird unsere Achtung gegen sie wachsen und unsere Liebe zu ihr erglühen. — Groß und umfangreich, ja unermeßlich ist das Gebiet der Religionsgeschichte; möge das Wenige, worauf dieses Lehrbuch sich beschränken muß, uns aneifern, unsere Kenntnis derselben immer mehr zu vervollkommnen, um der oben angedeuteten Früchte in um so reichlicherem Maße teilhaft zu werden.

Geschichte vor Christus.

I. Von Erschaffung der Welt bis Moses.

Da mit der Menschheit auch die Religion ins Leben trat, so beginnt ihre Geschichte mit der Erschaffung des ersten Menschen. Der erste Zeitraum erstreckt sich vom ersten Adam bis auf den zweiten Adam, Jesus Christus unsern Herrn, und zerfällt in zwei Hauptteile, nämlich in die Zeit des bloßen Naturgesetzes, von Adam bis Moses, und die Zeit des geschriebenen Gesetzes, von Moses bis Christus. Die erwähnte Unterscheidung des Gesetzes rührt bekanntlich daher, daß Gott das natürliche Sittengesetz, welches er von Anbeginn dem menschlichen Herzen eingeprägt, erst in späterer Zeit dem Moses auf steinernen Tafeln geschrieben gab.

1. Von Erschaffung der Welt bis Abraham.

(Ungefähr 4000—1920 v. Chr.)

Erschaffung der Welt und des Menschen. — Natürliche Religion. — Gnadenvoller Zustand der ersten Menschen. — Übernatürliche Religion.

1. a) Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Er sprach: „Es werde", und alles ist geworden. Die ganze Welt, Sonne, Mond und Sterne, Kräuter, Bäume, Tiere schuf Gott in sechs Tagen und zuletzt nach seinem Ebenbilde den Menschen.*)

Gott allein ist von Ewigkeit. Alles außer ihm hat einen Anfang und besteht durch ihn. Das ganze Weltall ist das Werk seiner Allmacht. Über die Entstehung desselben berichtet uns die hl. Schrift, daß Gott vorerst die licht- und formlosen Grundstoffe der Dinge erschuf (gleich einem Baumeister, der zuerst das nötige

*) Solche durch Sperrdruck hervorgehobene Zeilen enthalten den Text des im Katechismus der Religionslehre beigefügten „Abrisses der Religionsgeschichte", der vom Katecheten zu erklären ist.

Material beschafft). Dieses bezeichnen die Worte der hl. Schrift (1. Mos. 1, 2): „Die Erde aber war wüst und leer, Finsternis war über dem Abgrund“. Die mannigfaltige Ausbildung dieser Urstoffe, ihre zweckmäßige Verbindung und Gestaltung zu einem schönen wohlgeordneten Ganzen, zu jenem herrlichen Weltgebäude, aus dem uns, wie aus einem Spiegel, die göttlichen Vollkommenheiten entgegenstrahlen, wollte Gott nicht auf einmal vollbringen; es gefiel seiner ewigen Weisheit, das Schöpfungswerk erst in sechs auf einander folgenden Tagen oder Zeiträumen zu vollenden. Auf sein Wort, d. h. kraft seines allmächtigen Willens, trat am ersten Tage Licht in die Schöpfung ein; am zweiten bildete sich das Firmament oder Himmelsgewölbe; am dritten das Meer und das Festland mit dem Schmucke verschiedenartiger Kräuter und Bäume; am vierten Tage erglänzten am Himmel Sonne, Mond und Sterne; am fünften füllten sich die Gewässer mit Fischen und die Luft mit Vögeln; am sechsten wurden die Landtiere erschaffen, und zuletzt ging der König der sichtbaren Welt, der Mensch, aus des Schöpfers Hand hervor.(1) *) Nach seinem Bilde schuf Gott den Menschen, „Mann und Weib schuf er sie“ (1. Mos. 1, 27). (Weiteres über die Erschaffung der Welt und des Menschen sieh Bd. I. S. 233 ff. 290 ff.)

Der Mensch hat demnach sein Dasein nicht aus sich, sondern von Gott. Aus Erden-Lehm bildete Gott den Leib des Menschen und belebte ihn mit einer unsterblichen Seele, welcher in ganz besonderer Weise das Bild der göttlichen Schönheit aufgeprägt ist. Ihm, dem Allerhöchsten, dem Schöpfer Himmels und der Erde, schuldet mithin der Mensch ehrfurchtsvolle Anbetung, willigen Gehorsam und dankbare Liebe. Anbetung schuldet er ihm als dem höchsten, vollkommensten Wesen, dessen Größe und Majestät die ganze Schöpfung verkündet; Gehorsam, als dem unumschränkten Herrn, dem er angehört, wie das Gefäß dem Töpfer, der es gebildet hat; Liebe und Dankbarkeit, als dem höchsten Gute, seinem gütigsten Vater und größten Wohlthäter, von dem er alles erhalten hat, was er gegenwärtig besitzt, von dem sein Glück, seine Wohlfahrt, alles Gute herkommen muß, was er für Zeit und Ewigkeit hoffen darf. Diese aufrichtige Gesinnung der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und deren werkthätige Ausübung bilden die natürliche Religion. Wir nennen sie „natürlich“, weil die Natur Gottes und des Menschen die Grundlage ist, worauf das ganze Gebäude der Religion ruht,

---

*) Diese eingeklammerten Nummern verweisen auf die Bemerkungen, welche am Schlusse der Kirchengeschichte beigefügt sind, um näherliegende Schwierigkeiten aufzuhellen.

oder mit andern Worten, weil sie in dem wesentlichen, unabänderlichen Verhältnisse des Menschen zu Gott begründet ist. Denn wer dürfte in Abrede stellen, daß Gott ein strenges Recht habe auf die Huldigung, die Liebe und Unterwürfigkeit all seiner vernunftbegabten Geschöpfe, und daß er vermöge seiner unendlichen Heiligkeit auch die Erfüllung dieser Pflichten notwendig fordern müsse? Mag auch der Gottlose in seinem Übermute gegen den Allerhöchsten sich empören, ihm den schuldigen Gehorsam, die gebührende Liebe und Anbetung verweigern: die Verpflichtung bleibt dennoch; er kann dieselbe eben so wenig aufheben, als er zu bewirken vermag, daß Gott nicht das höchste Wesen, sein Schöpfer und Herr, und er dessen Geschöpf und Unterthan ist. — Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Religion in Gott selbst ihren Ursprung hat, daß die Verpflichtung, dieselbe auszuüben, schon mit der Erschaffung des Menschen ins Leben trat, allezeit fortbestand und niemals aufhören wird, daß demnach nichts ungereimter ist als die Behauptung, die Religion sei eitle Menschenerfindung, sie habe ihre Entstehung nur den Regenten zu verdanken, die ihrer bedurften, um den rohen, leichtgläubigen Pöbel im Zaum zu halten. Allerdings ist die Religion für die menschliche Gesellschaft ein Bedürfnis, da, wie schon bemerkt, der Mensch ohne sie zum Tiere herabsinkt; allein die Religion ist nicht erst aus diesem Bedürfnis entstanden, wohl aber hat es dazu beigetragen, daß die Völker auch nach ihrem Abfalle vom wahren Gotte religiöse Übungen, die Verehrung irgend einer Gottheit beibehielten. — Weil nun die natürliche Religion auch ohne besondere Offenbarung Gottes der menschlichen Vernunft zugänglich ist, ihr von selbst einleuchtet, so heißt sie auch **Vernunftreligion**; sie ist zwar das Grundelement aller Religion, aber ohne die übernatürliche oder geoffenbarte Religion, von der sogleich die Rede sein wird, vermag sie nicht den Menschen zu seinem übernatürlichen Ziele zu führen.

b) **Die ersten Menschen hießen Adam und Eva. Sie waren gerecht und heilig. Sie lebten glückselig in einem herrlichen Lustgarten, dem Paradiese; sie und ihre Kinder sollten niemals sterben.**

Gott ist zwar in gewissem Sinne der Vater **aller** Menschen, da er alle erschaffen hat und für alle Sorge trägt. In ganz vorzüglicher Weise ist er aber **Vater** derjenigen, die er durch besondere Huld und Gnade zu seinen **Kindern** eigens angenommen hat. Sie sollen mit seinem eingebornen Sohne Erben des himmlischen Reiches sein; zu ihnen spricht deshalb der hl. Apostel Johannes die trostreichen Worte: „Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Gottes Kinder heißen und sind“

(1. Joh. 3, 1). Diese unschätzbare Gnade der göttlichen Kindschaft, welche wir erst in der hl. Taufe erlangen, hatte nun der Allerhöchste dem ersten Menschen schon bei dessen Erschaffung erteilt, und es sollte dieselbe von ihm auf alle seine Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht bis ans Ende der Zeiten übergehen. Die ersten Menschen, Adam und Eva, waren also vom gütigen Gott in einen höchst gnadenvollen Stand, gleichsam in einen göttlichen Adelstand erhoben. Als Kinder Gottes waren sie auch seine Freunde und Lieblinge. Nicht nur waren sie frei von aller Makel der Sünde, sondern auch heilig und gerecht, mit reichlichen Gaben des hl. Geistes und allen Tugenden geschmückt. Denn Gott begnügte sich nicht, ihnen Rang und Titel zu verleihen; er adelte, verklärte auch ihre Seelen durch übernatürliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, indem er sie mit der heiligmachenden Gnade ausstattete und dadurch an der Heiligkeit der göttlichen Natur teilnehmen ließ. „Übernatürlich" nennen wir diese Heiligkeit, weil weder der Mensch noch irgend ein erschaffener Geist dieselbe durch seine bloß natürlichen Kräfte und Fähigkeiten jemals erreichen könnte. Der übernatürlichen Heiligkeit entsprach auch die übernatürliche Glückseligkeit, die ihrer jenseits harrte, die Glückseligkeit nämlich, Gott in seiner ewigen Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihn nicht bloß aus seinen Werken, sondern in seiner eigenen Wesenheit zu erkennen und zu lieben, wie er sich selbst erkennt und liebt. Diese Glückseligkeit sollten sie aber nicht, wie wir, durch steten Kampf gegen niedere, sinnliche Gelüste erringen; in ihnen war das Sinnliche dem Geistigen vollkommen unterworfen; sie hatten keinen rauhen, mühsamen Pfad zum Himmel zu wandeln, keinen Tod zu kosten: ohne Schmerz, ohne Scheidung der Seele vom Leibe sollten sie nach einem höchst angenehmen, freudevollen Aufenthalt im irdischen Paradiese in die endlose Wonne des Himmels eingehen.*)

Solch eine erhabene Bestimmung hat Gott in seiner Weisheit dem Menschen von Anbeginn erteilt, zu solch einer Würde hat seine Vaterliebe ihn erhoben, mit so kostbaren Gnadengeschenken seine unendliche Freigebigkeit ihn bereichert! Durch dieselben trat der Mensch in eine enge Verwandtschaft mit Gott, er empfing ein neues, übernatürliches, wahrhaft göttliches Leben, er war nicht bloß äußerlich zu einem Kinde Gottes angenommen, sondern auf eine unbegreifliche Weise aus Gott geboren. Als Geschöpf Gottes schuldete der Mensch ihm Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam, wie es sich für einen Diener und Unterthan geziemt; als sein Kind war er ihm nun auch kindliche

*) Ausführlicher ist dieser Gegenstand behandelt Bd. I. S. 298 ff.

Ehrfurcht, kindliche Liebe, kindlichen Gehorsam schuldig. Als vernünftiges Geschöpf war er verpflichtet, von seinen natürlichen Fähigkeiten guten Gebrauch zu machen; jetzt trat für ihn auch die Verbindlichkeit ein, die weit kostbarern übernatürlichen Kräfte ebenfalls gut zu verwenden: mit der ihm verliehenen Gnade getreu mitzuwirken, die ihm vom hl. Geist eingegossenen göttlichen Tugenden zu bewahren und zu bethätigen, mit einem Worte, alle Pflichten sowohl der übernatürlichen als natürlichen Religion zu erfüllen. „Übernatürlich" heißt nämlich die Religion, insofern sie nicht bloß in der menschlichen Natur, sondern in der göttlichen Gnade wurzelt; insofern der Mensch in Gott nicht bloß seinen Schöpfer, sondern zugleich seinen Vater verehrt, der ihn eigens an Kindesstatt angenommen.

Selbstverständlich bedarf also der Mensch einer besondern Kenntnis der übernatürlichen Religion und ihrer Pflichten. Diese Kenntnis kann ihm aber das natürliche Vernunftlicht nicht gewähren, weil alles Übernatürliche, wie schon das Wort selbst andeutet, über alle Kräfte der Natur erhaben ist. Ebensowenig wie das körperliche Auge geistige Dinge sehen kann, vermag die natürliche Vernunft aus sich etwas Übernatürliches zu erkennen. Und in der That, wie sollte der Mensch aus sich erkennen oder auch nur ahnen, daß der Allerhöchste ihn an Kindesstatt angenommen, mit seinem eingebornen Sohne zum Erben seines himmlischen Reiches von Ewigkeit her bestimmt habe? Diese Kunde mußte ihm notwendig von Gott selbst zukommen; Gott selbst mußte ihm die Ratschlüsse seiner grenzenlosen Liebe enthüllen, ihm seine Bestimmung, das Ziel, wonach er zu streben, und die Mittel, wodurch er dasselbe zu erreichen habe, offenbaren. Wie es demnach unumstößlich fest steht, daß Gott den Menschen von Anbeginn in einen höhern, gnadenvollen Stand erhob, so ist es auch eine unbestreitbare Thatsache, daß er schon im Paradiese ihm die Offenbarung gab, jene nämlich, die wir zur Unterscheidung von den spätern mit dem Namen Uroffenbarung bezeichnen. Einen Beleg dafür geben uns die auf unsere Stammeltern sich beziehenden Worte des weisen Sirach (17, 5 u. 6): „Er . . . erfüllte sie mit weiser Lehre. Er teilte ihnen die Wissenschaft des Geistes mit, machte gefühlvoll ihr Herz und zeigte ihnen das Gute und das Böse." Schon aus der Erzählung Mosis ergiebt sich, daß Gott mit den Menschen im Paradiese wie ein Vater mit seinen Kindern verkehrte, mit ihnen sprach, sie unterwies und erleuchtete. — Da dem Gesagten zufolge die ersten Menschen nicht anders als durch göttliche Offenbarung zur Kenntnis der übernatürlichen Religion gelangten, so pflegen wir dieselbe auch im Gegensatze zur Vernunftreligion die geoffenbarte Religion zu nennen. Daß dieselbe nicht nur für die ersten, sondern für alle Menschen ohne Ausnahme zum Heile notwendig sei, folgt schon daraus,

daß Adams ganze Nachkommenschaft von Gott die nämliche übernatürliche Bestimmung hat, wie ihr Stammvater. Alle sind zur Kindschaft Gottes berufen, alle bestimmt, den himmlischen Vater im Lichte des übernatürlichen Glaubens zu erkennen, ihn mit Hilfe der übernatürlichen Gnade zu lieben, ihm zu dienen und endlich in der Glückseligkeit des Himmels ihn ewig zu schauen und zu besitzen. — Wundern wir uns aber nicht, daß es manche sogenannte Freidenker gab und immer noch giebt, welche diese Notwendigkeit der göttlichen Offenbarung nicht einsehen. In ihrem thörichten Dünkel haben sie keine Ahnung von der erhabenen Würde, welche der Allerhöchste in seiner unendlichen Liebe und Erbarmung dem Menschen zugedacht. Sie halten es für eine Entehrung der menschlichen Vernunft, neben derselben das Bedürfnis einer göttlichen Offenbarung anzuerkennen. Hätten sie aber ein klares Verständnis von der Lehre des Christentums, so würden sie begreifen, daß gerade in diesem Bedürfnisse die erhabene Größe, der göttliche Adel des Menschen sich kundgiebt.

Sündenfall. — Verheißung des Erlösers. — Die christliche Religion in ihrem Keime.

2. a) **Gott gebot den ersten Menschen, daß sie von der Frucht des Baumes, welcher mitten im Garten stand, nicht essen sollten, sonst müßten sie sterben. Aber die Schlange verführte Eva, und diese ihren Mann zur Übertretung des Gebotes; beide aßen von der verbotenen Frucht. Sogleich kam die Strafe über sie und alle ihre Nachkommen. Sie wurden aus dem Paradiese vertrieben, wurden dem Tode und vielen Mühseligkeiten unterworfen und sollten auf ewig von Gott verstoßen sein.**

Nicht nur den Menschen, auch unzählbare Heerscharen himmlischer Geister hat Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen. Auch sie waren Kinder Gottes, heilig, glücklich und bestimmt, zur vollkommenen Glückseligkeit, zur Anschauung Gottes, zu gelangen. Vorher jedoch wurden sie, ähnlich wie die Menschen, einer Prüfung unterworfen. Eine große Anzahl der Engel bestand die Prüfung nicht; in stolzem Eigendünkel lehnten sie sich gegen den Allerhöchsten auf und wurden von ihm in den Abgrund der Hölle gestürzt. Voll Ingrimm gegen Gott und voll Neid gegen den Menschen, stellte nun der höllische Geist demselben nach, um auch ihn zum Ungehorsam gegen die göttliche Majestät zu verleiten und dadurch mit sich ins ewige Verderben hinabzuziehen. Gott ließ diese Versuchung des bösen Feindes zu: sie sollte unsern Stammeltern Anlaß geben, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, nämlich ihren Glauben, ihre Liebe, ihre freie Hingabe an Gott mit Hilfe der

Gnade zu bethätigen. Das Gebot, welches der Herr zur Prüfung ihnen gegeben, von dem „Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen nicht zu essen“, war leicht zu beobachten; und falls die kindliche Liebe nicht mächtig genug wäre, um sie vor der Übertretung desselben zu bewahren, so sollte wenigstens die knechtliche Furcht dieses bewirken. „Denn an welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben“, so lautete die Androhung der göttlichen Strafe. Wie dem Lügengeiste sein boshafter Anschlag gelang, ist bekannt. Unter der Hülle einer Schlange redet er das Weib an und fragt, warum ihnen Gott verboten habe, von allen Bäumen des Gartens zu essen. Eva läßt sich unvorsichtig ein mit dem Versucher, und dieser spiegelt ihr vor, der Genuß der verbotenen Frucht würde ihnen keineswegs den Tod bringen; vielmehr würden sie dadurch werden wie Gott. Das Weib sieht die Frucht mit Wohlgefallen an, nimmt davon und ißt und giebt auch dem Manne zu essen. Nun öffnen sich die Augen der Unglücklichen. Bestürzt, errötend ob ihrer Nacktheit, die sie im Stande engelreiner Unschuld nicht bemerkt hatten, wollen sie sich vor dem Auge des Allsehenden verbergen. Gott der Herr ruft aber den Adam und spricht über die Schuldigen das gerechte Urteil. Die Schlange wird verflucht; das Weib den Geburtswehen und der Oberherrschaft des Mannes unterworfen, und Adam, dem die Erde fürderhin Disteln und Dornen tragen wird, soll im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, bis er zur Erde zurückkehre, von der er genommen ist. „Denn du bist Staub“, spricht der Herr zu ihm, „und sollst zum Staube wiederkehren.“ Hierauf werden sie aus dem irdischen Paradiese, der Wohnstätte seligen Friedens und ungetrübter Freude, hinausgestoßen.

Die Verwüstung, welche diese erste Sünde in unsern Stammeltern angerichtet, beschränkte sich nicht auf sie allein, sondern erstreckte sich über ihre ganze Nachkommenschaft. Denn in Adam, dem Haupt- und Stammvater des Menschengeschlechtes, war ursprünglich die menschliche Natur, wie wir bereits wissen, mit übernatürlicher Heiligkeit geschmückt und vielen andern gnadenvollen Vorzügen bereichert. Hätte Adam nicht gesündigt, so wären von ihm, dem Stammvater, auch die übernatürlichen Gaben auf das ganze Menschengeschlecht übergegangen. Die Sünde hat aber die menschliche Natur aller Heiligkeit entblößt und aller übernatürlichen Gnadengaben beraubt. Selbstredend konnte die Natur jetzt nur mehr im Zustande der Ungnade und Sündhaftigkeit auf Adams Nachkommen übergehen. Daher der Zustand der Sünde, in dem wir alle geboren werden. Nicht nur unsere natürlichen Fähigkeiten sind geschwächt, die Sinnlichkeit empört, der Verstand getrübt, der

freie Wille zum Bösen geneigt und der Leib den Leiden und dem Tode unterworfen: das Schlimmste war, daß der Mensch durchaus unfähig geworden, seine übernatürliche Bestimmung zu erreichen, d. h. zur ewigen, glückseligen Anschauung Gottes zu gelangen. (Ausführlicher bewiesen und erklärt im I. Bd. S. 323—356.)

b) Doch erbarmte sich Gott und verhieß ihnen einen Erlöser, der sie wieder, wenn sie Buße thäten, mit ihm versöhnen und der ewigen Seligkeit theilhaftig machen würde (1. Mos. 3, 15).

Weil der erste Mensch, statt dem Herrn des Himmels und der Erde zu gehorchen, den Willen des Teufels that und in eitlem Wahne, gleich jenem hochfahrenden Geiste, nach der Ehre strebte, wie Gott zu sein, so hatte er ebenso wie die abtrünnigen Engel verdient, in die ewige Verdammnis verstoßen zu werden; und der göttlichen Barmherzigkeit allein hat er es zu verdanken, daß diese Strafe nicht sogleich nach verübtem Frevel an ihm vollzogen wurde. Aber nicht bloß dadurch, daß Gott den Menschen nicht sofort dem ewigen Tode übergab, erwies er demselben Barmherzigkeit; er that weit mehr: er ergoß über das sündhafte, in die Tiefe des Elendes versunkene Geschlecht seine Huld und Gnade im reichlichsten Maße. Der undankbare Mensch hatte die göttlichen Gnadengeschenke schnöde mißbraucht und verscherzt. Hätte ihn nun der himmlische Vater auch nie mehr zur Würde seiner Kindschaft erhoben, sondern ihn nach aufrichtiger Buße bloß als Knecht oder Unterthan wieder zu Gnaden aufgenommen und ihm für die Beobachtung seiner Gebote ein ewiges Paradies in Aussicht gestellt, gleich demjenigen, woraus er verstoßen worden, wäre dieses nicht schon ein Erweis großer Güte und Barmherzigkeit gewesen? Dennoch hat Gott, der reich ist an Erbarmung, dem gefallenen Menschengeschlechte unvergleichlich größere Gunst und Gnade zu erweisen beschlossen. Der Mensch soll wieder wie vor dem Falle der erhabenen Würde göttlicher Kindschaft und all ihrer unschätzbaren Güter und Rechte teilhaft werden; nicht ein irdisches Paradies, sondern das himmlische soll seine Wohnstätte sein in alle Ewigkeit. Ja, um seines Heiles willen soll der eingeborne Sohn Gottes vom Throne seiner Herrlichkeit auf die mit dem Sündenfluche belastete Erde herabsteigen, selbst alle Mühsale und Leiden der Adamskinder auf sich nehmen und mit Wort und Beispiel lehren, wie dieselben durch geduldige Ertragung eine Saat reichlicher Verdienste zur Vermehrung himmlischer Glorie werden sollen. Damit aber Gott die gebührende Genugthuung geleistet werde, und das treulose Geschlecht dem verdienten ewigen Tode

entgehe, soll er, der Allerheiligste, an dessen Stelle den Tod der Missethäter erdulden. So hatte es Gott „um seiner überaus großen Liebe willen, womit er uns geliebt hat“ (Ephes. 2, 4), von Ewigkeit her beschlossen.

Schon in dem Strafurteile, das sogleich auf die Sünde folgte, ließ Gott unsern Stammeltern den Schimmer des zukünftigen Heiles durchblicken. „Ich will Feindschaft setzen“, sprach Gott zur Schlange, „zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; sie wird deinen Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ In diesen Worten ist der einstige Sieg über die Macht des Satans verheißen; der Sieg, infolge dessen der Sohn der Jungfrau, trotz aller feindlichen Nachstellungen der höllischen Schlange, über Sünde, Tod und Hölle triumphieren wird. — Adam erfaßte gläubig den Sinn der göttlichen Verheißung; darum gab er seinem Weibe, früher „Männin“ genannt, den bedeutungsvollen Namen Eva, d. i. „Mutter der Lebendigen.“ Eine solche ist sie auch wirklich, nicht nur hinsichtlich des zeitlichen, sondern auch des ewigen Lebens. Denn wie durch das Weib der ewige Tod über das ganze Menschengeschlecht kam, so ebenfalls durch das Weib das ewige Leben, indem aus der Gebenedeiten unter den Weibern Jesus, der Urheber und Spender des ewigen Lebens, dem Fleische nach geboren ist. Eva, als Mutter der Lebendigen, ist also, nach der einstimmigen Lehre der Väter, ein Vorbild der allerseligsten Gottesgebärerin Maria, sowie der Lehre des Weltapostels gemäß (Röm. 5, 14) Adam ein Vorbild Jesu Christi ist.

Schon im irdischen Paradiese war also dem gefallenen Menschen die erste frohe Botschaft des Heiles verkündet; schon dort dämmerte ihm der erste Lichtstrahl der christlichen, weltbeglückenden Religion. Je größer aber derjenige ist, welcher die Welt aus den Banden der Sünde erlösen sollte, desto längere Zeit mußte er erwartet und vorherverkündigt, desto inbrünstiger verlangt und erfleht werden. In wahnsinnigem Dünkel hatte der Mensch sich von Gott losgesagt; es mußte sich nun im Verlaufe der Jahrhunderte zeigen, wohin er auf diesem Wege gerate, in welche Tiefe des Elendes sein Stolz ihn gestürzt habe, damit es ihn unwiderstehlich dränge, bei Gott Hilfe zu suchen; damit er seufzend nach dem Erretter rufe, die Gnade des Himmels, sobald sie ihm zuteil geworden, zu schätzen wisse und in der Umgestaltung der sittlich verkommenen Welt das glänzendste Wunder der göttlichen Allmacht anerkenne. Viertausend Jahre werden demnach vergehen, bevor der verheißene Erlöser auf Erden erscheint. Doch soll einstweilen die Menschheit nicht hilflos dahin darben und rettungslos in den ewigen Tod versinken. Gottes Auge sah von

Anbeginn das Lamm geschlachtet, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt, und in Ansehung desselben erteilte er den Menschen schon in den vorchristlichen Zeiten die zu ihrem ewigen Heile notwendigen Gnaden und nahm alle, welche sie gut gebrauchten, in die übernatürliche Lebensgemeinschaft der Kinder Gottes auf. Jesus Christus ist demnach das Heil der ganzen Welt, der Urquell des höheren Lebens, der unversiegbar durch alle Jahrhunderte und in alle Ewigkeit dahinströmt. Das Christentum ist folglich so alt, als die Welt; es ist der von der Hand des Allmächtigen gepflanzte Lebensbaum, dessen Keim schon im Paradiese gelegt ward, und der in der Fülle der Zeit die höchste, edelste Blüte trug, den Gottmenschen Jesus Christus. Wie aber Christus das Heil aller Jahrhunderte, so ist auch der Glaube an ihn der Glaube aller Jahrhunderte; denn ohne diesen Glauben ist kein Anschluß an Christus, mithin kein Leben, kein Heil möglich.*) Der Christ glaubt an den bereits gekommenen, und der Gerechte in der vorchristlichen Zeit glaubte an denselben kommenden Erlöser. Es giebt also nur eine, von Gott geoffenbarte Religion — die christliche.**) Was der Apostelfürst einst zu dem jüdischen hohen Rate sprach, das gilt für alle Zeiten: „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen", als der Name unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus (Apsch. 4, 12).

Ursprung und Bedeutung des Opfers. — Kain und Abel.

3. **Kain und Abel, Söhne unserer Stammeltern, brachten dem Allmächtigen Opfer dar. Das Opfer des frommen Abel gefiel Gott, aber nicht jenes des bösen Kain. Erzürnt darüber erschlug Kain seinen Bruder und ward deshalb verflucht und flüchtig auf Erden.**

Das Opfer ist die vollkommenste Anerkennung Gottes, als des höchsten, unumschränkten Herrn Himmels und der Erde, daher

*) Hinsichtlich der Heiden, welche keine Kenntnis der Offenbarung hatten, sagt der hl. Thomas (2. 2. q. 2. a. 7. ad. 3): Si qui tamen salvati fuerunt, quibus revelatio non est facta, non fuerunt salvati absque fide mediatoris, quia etsi non habuerunt explicitam, habuerunt tamen fidem implicitam in divina providentia, credentes Deum esse liberatorem hominum secundum modos sibi placitos. Und (Exposit. in ep. ad Hebr. c. 11. 1. 2): Gentiles qui fuerunt salvati, sufficiebat eis, quod crederent, Deum esse remuneratorem, quae remuneratio non fit nisi per Christum. Unde implicite credebant in mediatorem. Vgl. B. I. S. 100. 101.

**) Bemerkenswert sind die Worte des hl. Augustin (Retract. I. 1. c. 12. n. 3): „Was jetzt die christliche Religion heißt, bestand schon von Anbeginn des Menschengeschlechtes; aber erst als Christus im Fleische erschien, fing man an, die wahre Religion, die bereits bestand, die christliche zu nennen."

der vornehmste Akt der Gottesverehrung, der Religion. Ganz besonders jedoch ist es der Höhe- und Mittelpunkt des Christentums. Durch das Opfer auf Golgatha ist nämlich der Bund zwischen Gott und der Menschheit, den die Sünde zerstört hatte, wiederum hergestellt, der Himmel mit der Erde wieder versöhnt worden. Der Hauptzweck des Christentums aber ist, allen Menschen die Gnadenfrüchte dieses heilbringenden Sühnopfers zu vermitteln. In der Absicht wird dieses hochheilige Opfer auf unsern Altären immerwährend fortgesetzt und unblutiger Weise gefeiert. Auf das Opfer bezieht sich der Kult der christlichen Kirche auf dem ganzen Erdkreise; von ihm aus ergießen sich die Ströme aller Gnaden und himmlischen Segnungen über die christliche Gemeinde. Da mithin im Opfer der Kern des Christentums liegt, und dieses, wie früher gesagt, so alt ist als die Welt, so ist mit Recht zu erwarten, daß auch in deren Urzeit das Opfer nicht fehlte. Und wirklich berichten uns die hl. Urkunden, daß schon die ersten Söhne unserer Stammeltern dem Allerhöchsten Opfer darbrachten. Kain, ein Ackersmann, opferte dem Herrn von den Früchten des Feldes, Abel dagegen, ein Hirte, von den Erstlingen und dem Fette seiner Herde. Wir dürfen es kaum bezweifeln, daß dieses infolge göttlicher Anordnung geschah; daß demnach die von allen Völkern eingehaltene Sitte, der Gottheit Opfer darzubringen, im Willen Gottes ihren Ursprung hat. Wie hätten denn sonst alle Völker auf den Gedanken kommen und zur festen Überzeugung gelangen können, daß Gott ein ganz vorzügliches Wohlgefallen habe an den auf seinen Altären geschlachteten Lämmern und Rindern oder an den vom Feuer verzehrten Früchten der Erde? Daß aber jene feste Überzeugung sämtlicher Völker nicht auf eitlem Wahn beruhte, daß vielmehr Gott selbst sowohl die blutigen als unblutigen Opfer, die ihm in der vorchristlichen Zeit in frommer Gesinnung dargebracht wurden, auch wirklich überaus wohlgefällig entgegennahm, ersehen wir aus vielen Beispielen der hl. Schrift. Sobald jedoch das welterlösende Opfer des Gottmenschen vollbracht war, mußten nach göttlicher Anordnung alle vormaligen Schlacht- und Speiseopfer als wertlos verschwinden. Ein klarer Beweis, daß dieselben nur insofern Gottes huldreichen Blick auf sich herabzogen, als sie jenes allerheiligste Opfer des neuen Bundes vorbildeten, und daß nur zu diesem Ende der Allerhöchste sie eingesetzt hatte. (Vgl. III. 200 ff.) So umfaßt denn das Christentum alle Opfer der Gerechten von Anbeginn der Welt bis auf jene Stunde, wo das unbefleckte Lamm Gottes auf dem Altare des Kreuzes geschlachtet wurde. Sie alle bezeugen den festen Glauben an den kommenden Erlöser, die trostvolle Erwartung des künftigen Heiles. Die

blutigen sinnbilden das blutige Opfer auf dem Kalvarienberge; die unblutigen aber dessen unblutige Fortsetzung und Erneuerung auf unsern hl. Altären.

Im festen Glauben an die göttliche Verheißung brachte der fromme Abel sein Opfer dar; deshalb sah Gott mit Wohlgefallen auf dasselbe hernieder, während er jenes von Kain verwarf. „Durch den Glauben", sagt der Apostel (Hebr. 11, 4), „brachte Abel ein besseres Opfer als Kain dar und erhielt dadurch das Zeugnis, gerecht zu sein, indem Gott seinen Gaben Zeugnis gab." Welcher Art dieses Zeugnis war, oder in welcher Weise Gott sein Wohlgefallen an Abels Gaben offenbarte, sagt uns die hl. Schrift nicht. Da dieselbe jedoch später erzählt, Gott habe zum Zeichen, daß er die Opfer von Aaron, Gedeon, David, Salomon, Elias und anderen huldreich annehme, Feuer vom Himmel gesandt, welches dieselben verzehrte; so ist die gewöhnliche Meinung, dieses Zeichen sei auch bei Abels Opfer eingetroffen. — Statt in sich zu gehen und sich zu bessern, grollte Kain seinem Bruder und ergrimmte so heftig, daß sein Gesicht abmagerte. Darüber stellte ihn Gott zur Rede und sprach zu ihm: „Warum ergrimmest du, und warum fällt ein dein Angesicht? Ist's nicht also? Wenn du Gutes thust, erhältst du Lohn: wenn aber Böses, wird sogleich die Sünde (die Strafe der Sünde) vor der Thüre sein. Aber ihre Begier soll unter dir sein, und du sollst über sie herrschen" (1. Mos. 4, 6. 7). Aus diesen Worten ersehen wir deutlich, daß auch nach dem Sündenfalle Gott noch fortfuhr, dem Menschen belehrend und warnend zur Seite zu stehen und ihn durch Offenbarung seines göttlichen Willens dem verheißenen Heile entgegenzuführen. Er sah Kain dem Brudermorde entgegengehen und alsobald suchte er ihn nicht bloß durch innerliche Einsprechung, sondern auch durch ausdrückliche väterliche Ermahnung vom Wege des Verderbens abzubringen. Doch die Verstocktheit Kains vereitelte die liebevolle Absicht des Herrn. Arglistig lockt Kain den unschuldigen Bruder ins Freie hinaus und erschlägt ihn daselbst. Kaum war die entsetzliche That verübt, so schrie auch die Stimme des vergossenen Blutes um Rache zum Herrn. Von Gott verflucht, irrt von nun an der Brudermörder unstät und flüchtig auf der Erde umher.

Diese sowie auch alle andern Geschichten, welche in der heil. Schrift aufgezeichnet sind, bieten zwar dem aufmerksamen Leser an und für sich reichlichen Stoff zu heilsamer Belehrung; gleichwohl bewährt sich der Ausspruch des hl. Kirchenvaters Cäsar von Arles (Rede 40), „daß wir (verhältnismäßig) nur wenig Nutzen aus deren Lesung ziehen, wenn wir uns bloß auf den buchstäblichen Sinn beschränken, ohne auf den geheimnisvollen überzugehen, der in jenem

enthalten ist. Denn das daselbst Erzählte ist Andeutung und Vorbild des Zukünftigen.“ Ja, „es unterliegt keinem Zweifel“, fügt der hl. Hilarius (üb. Ps. 136) hinzu, „daß alles, was unsern Vätern begegnete, oder was sie vollbrachten, die Zukunft vorbedeutete.“ „Nicht nur ihre Sprache war prophetisch“, sagt der hl. Augustin (Bch. 22. Kap. 24 gegen Faustus), „auch ihr Leben war es“. Sämtliche Kirchenväter tragen dieselbe Lehre vor: sie alle erblicken mit dem genannten hl. Augustin*) „im alten Testamente nur die Hülle des neuen, in diesem aber die Entfaltung des alten“ und ermuntern uns, Geist und Herz diesen unter der Hülle von Sinnbildern verborgenen Geheimnissen zu erschließen.(²)

Wie Adam, so ist nach der einstimmigen Lehre der Väter auch Abel ein Vorbild Jesu Christi. Im gerechten Abel sehen dieselben in mancher Beziehung den menschgewordenen Gottessohn vorgebildet, in Kain aber den Frevel und die Schicksale des jüdischen Volkes. 1) Aus Neid wird der gerechte Abel von seinem ältern Bruder getötet. — Aus Neid (Matth. 27, 18) wird auch Christus von den Juden, dem Fleische nach dessen ältern Brüdern, dem Tode überliefert. Jener wird von seinem Bruder auf das Feld gelockt und daselbst erschlagen. Dieser wird von den Juden zur Stadt Jerusalem hinausgeführt und dort an das Kreuz geheftet. 2) Zur Strafe des Brudermordes sprach Gott zu Kain: „Du sollst verflucht sein auf der Erde, die ihren Mund aufgethan und deines Bruders Blut von deiner Hand empfangen hat . . . unstät und flüchtig sollst du auf Erden sein.“ — Die Strafe, die über das bruder- und gottesmörderische Judenvolk kam, und die sie selbst durch den Ruf: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ herausforderten, war, daß sie von Gott verstoßen und verurteilt sind, fern von ihrem Vaterlande unter allen Nationen zerstreut zu leben. Seit achtzehn Jahrhunderten irren sie umher ohne Priester, ohne Könige, ohne Tempel und Opfer. 3) „Gott machte ein Zeichen an Kain, daß ihn nicht jemand töte, der ihn fände.“ — Die Juden, durch das Zeichen der Beschneidung, das sie von Gott empfingen, von den übrigen Völkern geschieden, bestehen noch immer, wie durch ein Wunder, als besondere Nation und werden ungeachtet des Hasses, der auf ihnen lastet, fortbestehen bis zum Ende. „In der That“, bemerkt der hl. Augustin (a. a. O.), „ist es höchst wunderbar, daß, während alle von Rom unterjochten Völker zum römischen Kult übergingen, die jüdische Nation allein, sowohl unter heidnischen als christlichen Königen, nie das Bundeszeichen verloren hat, das sie von den übrigen Völkern unterscheidet.“

---

*) *De catechiz. rudib.* n. 8.

In Abel sehen aber die hl. Väter nicht nur das Vorbild Jesu Christi, sondern auch aller Gerechten, das Vorbild aller, die im Glauben an Jesus Christus ein gottseliges Leben führen wollen und deshalb, wie der Apostel bezeugt (2. Tim. 3, 12), von den Bösen Verfolgung leiden. Mit Abel und Kain, sagt der hl. Augustin (Erkl. d. Ps. 61. n. 6), beginnt die bis zum Ende der Zeiten fortdauernde Teilung des Menschengeschlechtes in das Reich der Kinder Gottes und in das der Kinder dieser Welt. So lange die Kinder Gottes mit den Kindern dieser Welt hier auf Erden zusammenleben, sind dieselben den Anfeindungen, Nachstellungen und Verfolgungen der letzteren ausgesetzt. Es ist dieses die Folge der schon im Paradiese angekündigten Feindschaft zwischen dem Schlangensamen und dem Weibessamen, d. h. zwischen den Gottlosen, welche der hl. Johannes (1. Br. 3, 10) mit dem Namen „Kinder des Teufels" bezeichnet, und zwischen den Gerechten, deren Haupt Jesus Christus, der Besieger der Hölle, ist. Der Grund dieser unversöhnlichen Feindschaft ist kein anderer als der satanische Neid, den mit Kain auch alle Bösen gegen die Guten hegen und nach der treffenden Bemerkung des hl. Augustin (Stadt Gott. Bch. 15. K. 5) eben deshalb hegen, „weil diese gut, sie selbst aber böse sind." Denn warum, fragt der hl. Johannes, erschlug Kain seinen Bruder? „Weil seine Werke böse", antwortet derselbe, „die seines Bruders aber gerecht waren. Verwundert euch nicht, Brüder, wenn euch die Welt hasset" (1. Joh. 3, 12. 13). — Die Waffen aber, mit denen die Bösen gegen die Guten streiten, waren allezeit und sind heute noch dieselben wie von Anbeginn, nämlich Lüge und Gewalt. Der Lüge bediente sich die höllische Schlange, um unsere Stammeltern ins Verderben zu stürzen; und um sich des Gerechten zu entledigen, schritt Kain zu roher Gewalt. Wie die Geschichte beweist, waren es Lüge und Gewalt, womit die Mächte der Finsternis durch ihre Gesinnungsgenossen, Juden und Heiden, Irrgläubige und Abtrünnige, zu jeder Zeit die Kirche Gottes bekämpften bis auf den heutigen Tag.

Überlieferung der göttlichen Offenbarungen. — Sittenverderbnis. — Sündflut und Gottes Bund mit Noe.

4. a) **Die Nachkommen des ruchlosen Kain waren gottlos, wie ihr Vater, und verführten allmählich auch die Guten, so daß zuletzt fast alle Menschen sich von Gott abwendeten und immer tiefer in Sünden und Laster fielen.**

Der kostbare Schatz der göttlichen Offenbarungen, den unsere Stammeltern im Paradiese empfangen hatten, sollte von ihnen auf alle Geschlechter sich vererben und mit demselben auch der

übernatürliche Glaube an den wahren Gott und den verheißenen Erlöser. Zu diesem Zwecke war das damalige hohe Alter der Menschen sehr dienlich. Adam wurde 930 Jahre alt; er lebte daher noch 56 Jahre gleichzeitig mit Lamech, der im achten Gliede von ihm abstammte und Noe's Vater war. ([3]) Fast alle Menschen von Erschaffung der Welt bis zur Sündflut waren demnach entweder Zeitgenossen Adams oder Kinder eines Vaters, der möglicher Weise aus dem Munde unseres Stammvaters selbst die göttlichen Offenbarungen vernehmen konnte. Seinerseits hatte Adam dieselben treu bewahrt; denn er schöpfte aus ihnen die Weisheit, die ihn zur heilsamen Buße antrieb und, wie der hl. Geist bezeugt (Weish. 10, 2), ihn von der Sünde wieder befreite. Ohne allen Zweifel war er eifrigst beflissen, dieselben auf seine Kinder und Kindeskinder unversehrt fortzupflanzen. Auch erhielt sich geraume Zeit die göttliche Lehre und deren schönste Frucht, die Gottseligkeit, in der Nachkommenschaft des frommen Seth, den Gott unsern Stammeltern, zum Ersatze für Abel, nebst andern Söhnen und Töchtern geschenkt hatte. Enos, dessen Sohn, zeichnete sich aus durch seine Frömmigkeit und führte in der bereits zahlreichen Familie gemeinschaftlichen Gottesdienst ein. Von Henoch, einem spätern Enkel und Noes Großvater, erzählt die Schrift, daß er „mit Gott wandelte" und gewürdigt wurde, von ihm hinweggenommen zu werden von der Erde, ohne daß er den Tod kostete. ein Vorzug, dessen später nur noch der Prophet Elias teilhaft ward. Ihn stellt uns der hl. Paulus als Muster eines festen Glaubens dar, um dessentwillen er Gott gefiel (Hebr. 11, 5). Der Glaube aber, von dem der Weltapostel spricht, ist kein anderer als jener, welcher sich auf die göttliche Offenbarung stützt. Demzufolge glaubte also Henoch, was der Allerhöchste den ersten Menschen kund gethan über unsere übernatürliche Bestimmung, den kommenden Erlöser, die wahre Gottesverehrung, über das künftige Weltgericht und das ewige Leben. Ja, nicht nur glaubte er diese göttlichen Wahrheiten, er predigte auch dieselben und verkündigte, wie der hl. Apostel Judas aussagt (V. 14. 15), seinen Zeitgenossen die Strafgerichte des Herrn. „Siehe, es kommt der Herr", rief er ihnen zu, „mit seinen Tausenden von Heiligen, Gericht zu halten über alle und zur Strafe zu ziehen alle Gottlosen wegen aller ihrer Werke der Gottlosigkeit, die sie verübet, und wegen all der Lästerungen, welche die gottlosen Sünder wider Gott ausgestoßen."

Sein Mahnruf war ein dringendes Bedürfnis. Vom Brudermörder Kain war die sittliche Fäulnis in das Menschengeschlecht eingedrungen. An Gottes Barmherzigkeit verzweifelnd, hatte er

sich von ihm losgesagt und auf das ewige Leben verzichtet. Deshalb war all sein Sinnen und Trachten auf das Irdische gerichtet. „Er baute", sagt die Schrift, „eine Stadt und nannte sie nach dem Namen seines Sohnes Henoch." Durch eitle Namen wollte man sich unsterblich machen auf Erden, da man die Unsterblichkeit im Jenseits nicht mehr annahm. Kains Nachkommen traten in die Fußstapfen ihres Ahnen. Gottes Befehle und Anordnungen waren mißachtet, Wohlleben und zeitliches Glück das Ziel aller Bestrebungen. Die unseligen Früchte dieser frevelhaften Gottvergessenheit waren Mord und Vielweiberei, Sünden und Laster jeglicher Art. Hätten die frommen Nachkommen Seths, denen die hl. Schrift den schönen Namen „Kinder Gottes" beilegt, den Umgang mit den Bösen gemieden, so würde die sittliche Verkommenheit nicht wie ein gewaltiger Strom alle Schranken durchbrochen, die ganze Erde überflutet und verheert haben. Allein die Töchter des gottlosen Geschlechtes waren einzig darauf bedacht, durch körperliche Vorzüge und üppige Pracht den Augen der Menschen zu gefallen. Die Kinder Gottes warfen auf sie ihre Blicke, ließen sich bethören und gingen mit ihnen Ehebündnisse ein. Nun ward das Verderben allgemein. Es entstand in Folge dieser Verbindung der Söhne Gottes mit den Töchtern dieser Welt das gottlose Geschlecht der Riesen. Die heil. Schrift schildert sie uns als mächtige, berühmte Männer, großen Wuchses, tüchtig im Kriege, stolz, übermütig, die Gott nicht baten um ihrer Sünden willen, sondern einzig vertrauten auf ihre Kraft (1. Mos. 6, 4; Baruch 3, 26; Weish. 14, 6; Sir. 16, 8). Selbst die griechische Götterlehre hat uns ihr Andenken aufbewahrt unter dem Namen der Titanen, welche sie als Kinder der Erde (Gäa) und des Himmels (Uranus) bezeichnet, die in wahnsinnigem Übermute gegen ihren eignen Vater sich auflehnten, um ihn zu entthronen. — So war die Erde anderthalb Jahrtausende nach ihrer Erschaffung „mit Ungerechtigkeit erfüllt." Nur von Noe steht geschrieben, daß er ein gerechter, vollkommener Mann war und mit Gott wandelte (1. Mos. 6, 9). „Durch den Glauben", sagt der hl. Paulus (Hebr. 11, 7) . . . „verurteilte er die Welt", d. h. er überwies dieselbe der Strafwürdigkeit, weil auch sie, wie er, hätte glauben und dadurch das ewige Heil erlangen können.

b) Da beschloß der Herr, das entartete Menschengeschlecht durch eine große Wasserflut zu vertilgen (ungefähr 2500 v. Chr.).*) Fünfzehn Ellen hoch stieg die

*) Gewöhnlich setzt man die Sündflut in das Jahr 2347 v. Chr. Da jedoch die Chronologie des alten Bundes nicht mit Gewißheit sich fest-

Flut über die höchsten Berge. Alles ging unter; nur der fromme Noe mit seiner Familie wurde in der Arche gerettet, welche er auf Gottes Befehl erbaut hatte. Zum Danke errichtete Noe einen Altar und brachte dem Herrn ein Brandopfer dar. Dagegen segnete Gott Noe und dessen Söhne und gab ihm die Verheißung, daß fernerhin keine Wasserflut mehr kommen solle, alles Fleisch zu vertilgen (1. Mos. 9, 15).(4)

Um die in Sünden und Laster versunkene Welt zu strafen, standen dem Allmächtigen unzählige Mittel zu Gebote. Daß es ihm nun gefiel, zur Tilgung der Gottlosigkeit und Erneuerung des Menschengeschlechtes sich der Wasserfluten und der Arche zu bedienen, darin erkennen die hl. Kirchenväter ein Geheimnis. Sie sehen in Noe ein Vorbild Jesu Christi, in der Arche ein Vorbild der Kirche; und selbst der Apostel Petrus (1. Br. 3, 20. 21) deutet auf die Wasserfluten hin als ein Sinnbild der Taufe. Demnach sollen wir auch bei der Geschichte der Sündflut, mahnt der hl. Augustin (Stadt Gott. Bch. 15. K. 27), nicht bloß die Wahrheit der Thatsache betrachten, sondern auch nach dem höhern, geheimnisvollen Sinn, dem Sinnbilde der Zukunft forschen. Nichts in dieser Geschichte ist ohne höhere Bedeutung.

1) Der Name Noe bedeutet „Ruhe“ oder „Friede, Tröster.“ Auf Eingebung Gottes gab Lamech seinem Sohne diesen Namen, indem er sprach: „Dieser wird uns trösten ob den Arbeiten und Mühen unserer Hände auf dem Erdreiche, welchem der Herr geflucht hat.“ Noe wurde in der That beim Untergange der lasterhaften Welt der Tröster, Retter und Stammvater der neuen Menschheit. Wer sieht nicht, daß dies alles in einem höhern und vollern Sinne auf Christus, den Heiland der Welt, seine Anwendung findet? Er ist unser Retter vom ewigen Untergange, die Quelle unseres Trostes für dieses mühevolle Erdenleben und wird einst im Jenseits die ewige Ruhe seiner Auserwählten sein. 2) Um das Menschengeschlecht zu retten, erbaut Noe auf Gottes Geheiß eine Arche, und Christus stiftet zum Heile seiner Erlösten die Kirche. 3) Außerhalb der Arche konnte niemand dem zeitlichen Tode entrinnen; auch niemand entgeht außerhalb der Kirche dem ewigen Tode. So der hl. Cyprian (Bch. v. d. Einh. d. Kirche). 4) In der Arche fanden alle Gattungen der Tiere ihren Zufluchtsort, reine wie unreine. Die Kirche öffnet auch allen Völkern

---

stellen läßt, so glaubte man dieselbe zur Unterstützung des Gedächtnisses in runden Zahlen angeben zu sollen, was auch von den folgenden Jahreszahlen gilt.

ihren Schoß, Juden und Heiden.* 5) Niemand hatte Ursache sich zu beklagen, wenn er außerhalb der Arche zu Grunde ging: Gott hatte eingeladen, ermahnt und gedroht; schon 120 Jahre vorher hatte er den Menschen die Strafe angekündigt (1. Mos. 6, 3), und 100 Jahre lang sahen sie den Bau oder konnten von ihm hören.** So kann auch niemand sich entschuldigen oder klagen, wenn er außerhalb der Kirche ewig verloren geht; Gott ladet alle ein, bietet allen seine Gnade an, sendet deshalb in die ganze Welt seine Glaubensboten hinaus; und wenn auch einer ohne sein Verschulden die Kirche nicht kennt, so ist es ihm dennoch möglich, durch sie das ewige Heil zu finden (I. Bd. S. 710). 6) Dem Noe in der Arche brachte eine Taube einen Ölzweig mit grünen Blättern. „Jener Zweig", sagt der hl. Ambrosius (Erkl. üb. Luk. Bch. 2. n. 92), „war ein Sinnbild des segensprossenden Friedens, den der hl. Geist der Kirche bringt inmitten des stürmischen Meeres dieser Welt." 7) Wie die Kirchenväter mit dem Apostel im Wasser der Sündflut eine Vorbildung der Taufe, so sehen sie auch im Holze, woraus die Arche gefertigt war, ein Sinnbild des Kreuzholzes, wodurch wir dem ewigen Verderben entgingen. „Denn wie Noe mit den Seinigen durch das Holz und das Wasser gerettet wird, so werden mittelst der Taufe und des Leidens am Kreuzholze die Angehörigen Christi geheilt." So der hl. Kirchenlehrer Isidorus, und in gleichem Sinne der hl. Justinus, Ambrosius, Leo, Cyrillus von Alexandrien u. a. 8) Noes Opfer zog wiederum Gottes huldreichen Vaterblick auf den verwüsteten Erdkreis herab, bestimmte ihn, über das Menschengeschlecht die Fülle seines göttlichen Segens auszugießen und mit demselben einen Friedensbund einzugehen auf ewige Zeiten. Daß dieses in einem unendlich vollkommeneren Sinne vom gnadenvollen Opfer gilt, welches unser göttlicher Heiland und Mittler Jesus Christus, der Stifter des neuen Bundes, seinem himmlischen Vater zum Heile der Menschen darbrachte, bedarf keiner weitern Erklärung. 9) Als Unterpfand des geschlossenen Bundes setzt Gott den Regenbogen in die Wolken. „Wenn ich den Himmel", spricht er (1. Mos. 9, 14. 16), „mit Wolken umziehen werde, soll mein Bogen in den Wolken erscheinen; . . . und ich werde ihn

*) Dasselbe wurde auch dem hl. Petrus bedeutet durch den Behälter, welcher reine und unreine Tiere enthielt (Apgsch. 10).

**) Die Menschen achteten aber nicht darauf. „Sie aßen und tranken, sie nahmen und gaben Weiber zur Ehe bis auf den Tag, da Noe in die Arche ging; und es kam die Sündflut und vertilgte sie alle" (Luk. 17, 27). Wenn auch beim Anzuge und Steigen der Wasserflut manche in sich gingen und Buße thaten, so konnten sie zwar noch dem ewigen, aber nicht dem zeitlichen Tode entrinnen (vgl. 1. Ptr. 3, 20).

sehen und gedenken des ewigen Bundes, der geschlossen ist zwischen Gott und jeder lebenden Seele alles Fleisches, so auf Erden ist." Der außerordentliche Nachdruck dieser Stelle in der heil. Schrift deutet auf ein Geheimnis, das hier verschleiert ist. Wir dürfen daher wohl mit mehrern Schriftauslegern den Regenbogen als ein Sinnbild des menschgewordenen Gottessohnes auffassen. Wie nämlich aus dem Zusammentreffen der Sonnenstrahlen mit den Regentropfen der schöne Regenbogen entsteht, so vereinigt auch der Gottmensch in sich die göttliche Natur, welche in der kirchlichen Liturgie durch die Sonne, und die menschliche Natur, welche durch das Wasser versinnbildet wird. — Der prächtige farbige Bogen wölbt sich über der Erde bis hoch in den Himmel hinein und verbindet so gleichsam Himmel und Erde. Jesus Christus, der Gottmensch, stieg glorreich von der Erde in den Himmel und hat dadurch Himmel und Erde zu einem Reich verbunden. — Aus dem Regenbogen strahlen uns, als die drei Hauptfarben, Blau, Rot und Gelb entgegen. Zur herrlichsten Entfaltung gelangten bei der Menschwerdung des ewigen Wortes die drei Grundvollkommenheiten Gottes, die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. — Wenn also neuerdings die Lasterhaftigkeit der zum Bösen stets geneigten Menschenkinder die göttliche Gerechtigkeit zur Strenge herausfordern sollte, so wird der Allerhöchste voll Huld und Gnade hinblicken auf seinen vielgeliebten, für uns menschgewordenen Sohn und, hiedurch besänftigt, erbarmungsreich die Hand zur Versöhnung ausstrecken.

Noes Fluch und Segen. — Turmbau von Babel. — Abgötterei.

5. a) **Noes Nachkommen vermehrten sich so sehr, daß sie sich bald in alle Länder zerstreuen mußten. Doch wollten sie vorher einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte. Gott verwirrte aber ihre Sprache, so daß sie vom Baue abstehen mußten.**

Mit Noe hatten auch dessen drei Söhne, Sem, Cham und Japhet die Arche verlassen. Sie waren Zeugen sowohl des göttlichen Strafgerichtes, als auch des mit Noe geschlossenen Bundes gewesen, und von ihnen, als den Stammvätern des gesamten Menschengeschlechtes, das sich nunmehr über den ganzen Erdboden zerstreute, sollte mit dem zeitlichen Leben auch die Hoffnung des ewigen auf ihre Nachkommenschaft sich fortpflanzen. Bevor wir aber von dieser Zerstreuung des Menschengeschlechtes über den Erdkreis reden, müssen wir eines Vorfalles und einer damit verbundenen Prophezeiung Erwähnung thun. Wir werden darin nebst dem messianischen Vorbilde den Beweis sehen, daß Gott die

Geschicke aller Völker von Anbeginn voraussieht und seinen unerforschlichen Ratschlüssen gemäß lenkt. — Noe hatte Wein gebaut, und da er dessen Kraft nicht kannte, ward er berauscht und lag entblößt in seiner Hütte. Cham, der ihn so fand, erzählte es spottend seinen Brüdern. Diese aber, voll kindlicher Ehrfurcht, nahten sich rücklings ihrem Vater und bedeckten ihn mit einem Mantel. Als Noe nach seinem Erwachen den Hergang erfuhr, sprach er, nicht in der Hitze des Zornes, wie Unverständige wähnen, sondern in prophetischem Geiste: „Verflucht sei Kanaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! . . . Gebenedeit sei der Herr, der Gott Sems, Kanaan sei sein Knecht! Gott breite Japhet aus, und er wohne in den Hütten Sems, Kanaan sei sein Knecht!" (1. Mos. 9, 25—28.) Diese Vorhersagung sehen wir durch alle Jahrhunderte und bis auf den heutigen Tag in Erfüllung gehen. Jehovah, der Herr, wird gepriesen als der Gott Sems. Der Erzvater sieht nämlich im Geiste Jehovah der Nachkommenschaft Sems sich besonders gnädig erweisen, von ihr auch erkannt und verehrt; dafür preist er den Herrn. Und in der That erlosch nie unter Sems Nachkommenschaft die Leuchte des Glaubens an den wahren Gott; aus ihr ging das auserwählte Volk Israel und Jesus, der Heiland der Welt, hervor. — Aber auch an Japhets Nachkommen erfüllte sich der väterliche Segen; denn Japhet ist der Vater unzähliger Völkerschaften, der Iberer, Ligurer, Celten, Germanen, Thracier, welche nach Europa zogen und daselbst sich niederließen, der Vater der Römer und Griechen, jener zwei großen Völker, die schon in den vorchristlichen Zeiten über die ganze Welt sich ausbreiteten und nachher so zahlreich in die von Christus und seinen Aposteln (Sems Nachkommen) gestiftete Kirche eintraten. Auf diese Weise bewährte sich buchstäblich das prophetische Wort Noes: „Japhet wohne in den Hütten Sems." Auch in unsern Tagen erblicken wir den Stamm Japhets, die christlichen europäischen Völker, ausgebreitet über die ganze Erde, über Amerika und bis an die fernen Küsten Australiens; und in Mitte derselben steht Rom, die ewige Stadt, der Schutz und Hort der gesamten Christenheit, wie auch ehemals im Mittelpunkte der semitischen Nachkommenschaft, zu Jerusalem, der Tempel des allein wahren Gottes sich erhob. — Chams Geschlecht hingegen stürzte bald in alle Greuel des Lasters und der Abgötterei; daher die Strafe, welche Noe ihm in Kanaan, Chams jüngstem Sohne, angekündigt hatte. Die gottlosen Kanaaniter wurden später von den Israeliten auf Gottes Geheiß teils ausgerottet, teils dienstbar gemacht. Selbst heute noch bewährt sich Noes Vorhersagung an Chams unglücklichen Nachkommen, den Bewohnern Afrikas: versunken in

Unwissenheit und Lasterhaftigkeit, leisten sie den übrigen Völkern harte Frondienste, als wären sie zur Knechtschaft geboren.

Aber nicht nur eine Weissagung, sondern auch ein Vorbild zukünftiger Ereignisse tritt uns in dieser Geschichte, den hh. Vätern*) gemäß, entgegen. Auch Christus pflanzte einen herrlichen Weinberg, die hl. katholische Kirche. Der Leidenskelch, den er aus übergroßer Liebe zu uns leerte, versetzte ihn in den Zustand der tiefsten Erniedrigung und der grenzenlosesten Schmach: entblößt und zerfleischt hing er angesichts der jüdischen und heidnischen Welt am schmachvollen Kreuzesholze, inmitten zweier Mörder. Gleich den Pharisäern, welche den sterbenden Messias lästerten, war vielen die Schmach des Kreuzes zum Stein des Anstoßes; verstockten Herzens wandten sie vom Christentume sich ab und gingen auf ewig in ihrem Unglauben zu Grunde. Eine große Anzahl jedoch schreckte der Anblick des gekreuzigten Heilandes nicht ab; aus dessen hl. Wunden strahlte ihnen der Lichtglanz göttlicher Hoheit und Majestät entgegen; diesem Glaubenslichte unterwarfen sie demütig ihren Geist, und so strömte auf sie die Fülle himmlischen Segens herab. — Nach diesem höhern vorbildlichen Sinne erfreuen sich des göttlichen Segens diejenigen Semiten und Japhetiten oder diejenigen Juden und Heiden, welche in Christo, dem Gekreuzigten, Gottes Kraft und Weisheit anerkennen; auf jenen aber, sowohl Juden als Heiden, denen das Kreuz Ärgernis oder Thorheit ist (1. Kor. 1, 23. 24), lastet der göttliche Fluch: sie schmachten in der Finsternis und in der Knechtschaft der Sünde und sind der ewigen Strafe verfallen.

„Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst" (Ps. 126, 1), mögen sie auch ihr Ziel mit eisernem Fleiß und mit Riesenkraft anstreben. Führt hingegen der Herr das Gebäude auf, so ist auch die gewaltigste Macht nicht im Stande, es zu stürzen oder dessen Aufführung zu hindern. Das letztere sollte dereinst das untrügliche Kennzeichen der Göttlichkeit der Kirche sein; das erstere aber sollte noch vor der Zerstreuung der Menschen auf die glänzendste Weise und zur Belehrung aller künftigen Geschlechter an den Tag treten. — Dieses geschah bei der Erbauung des Turmes von Babel. Auf dem Ararat, einem Berge Armeniens, hatte die Arche Noes beim Sinken der Gewässer sich niedergelassen. Von den Gebirgsgegenden zogen die Menschen bald in die unermeßliche Ebene von Senaar, einen Landstrich des spätern Mesopotamien. Da sprach einer zum andern: Wohlan,

*) Cyprian ep. 63. Ambrosius in Ps. 39. Hieronymus dial. adv. Lucif. n. 22. Augustinus cont. Faust. l. 12. c. 23. et civit. Dei l. 16. c. 2. Maximus serm. 30. et 34. Cyrillus von Alex. Glaph. in Gen. l. 2. Isidorus von Sevilla in Gen. c. 8.

laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel rage, und lasset uns unsern Namen berühmt machen. Es war dieses ein frevelhaftes Unterfangen, ein verwegenes Pochen auf die eigene Kraft, demjenigen zum Trotze, der hoch in den Wolken thront. — Gottentfremdet waren sie einzig darauf bedacht, ihren Namen zu verherrlichen, der eigenen Macht und Größe ein ewiges Denkmal zu setzen. Es vereitelte aber Gott, der Herr des Weltalls, ihre Absicht; er verwirrte ihre Sprache, daß sie vom Baue abstehen mußten. Ihr Denkmal des Ruhmes ward nun ein Denkmal ihrer Thorheit. (5) — Während der Herr jedoch die eitlen Traumgebilde der Menschen zertrümmerte, vollführte er den Ratschluß seiner gütigen Vorsehung. Denn die Scheidung der Menschen in einzelne Völkerschaften und deren Ausbreitung über die Erde lag offenbar in der Absicht Gottes und war zugleich eine ausgezeichnete Wohlthat; denn so war es, abgesehen von andern Vorteilen, den Guten viel leichter, sich vor der Ansteckung der Bösen zu bewahren. (6)

b) Auch Noes Nachkommen überließen sich ihrem Hange zum Bösen und sanken so tief, daß sie statt des wahren Gottes Sonne und Mond, Menschen und Tiere, auch Bilder von Gold und Silber, von Stein und Holz anbeteten. Mit diesem schändlichen Götzendienste nahmen auch alle Sünden und Laster wieder schreckbar überhand.

Obwohl bei dem kürzeren Lebensalter der Menschen nach der Sündflut die religiösen Überlieferungen nicht mehr so leicht wie früher von einem Geschlecht zum andern sich fortpflanzten, so hatten doch gewaltige Ereignisse das Andenken des ersten Sündenfalles, der an ihn geknüpften Verheißung eines Erlösers und der Strafgerichte Gottes ihrem Gedächtnisse zu sehr eingeprägt, als daß es je ihrem Bewußtsein ganz entschwinden sollte. Mit der Erinnerung an jene Thatsachen konnte aber auch leicht die Kenntnis der von Gott geoffenbarten Wahrheiten und Vorschriften der Religion, selbst nach der Spaltung des Menschengeschlechtes, auf die ganze Nachkommenschaft übergehen. Wie mächtig derartige Erinnerungen, die mit dem Wohl oder Wehe eines ganzen Volkes verbunden sind, auf den Geist des Menschen einwirken, ersehen wir heute noch an dem jüdischen Volke. Schon so lange in alle Weltgegenden zerstreut, hält es dennoch unerschütterlich fest an der Verheißung eines Erlösers, die an seine Väter ergangen; unverwandt richtet es seine sehnsuchtsvollen Blicke nach dem ehemaligen Lande seiner Verheißung, wo es vor 18 Jahrhunderten mit verzweiflungsvollem Schmerze seinen Tempel in Flammen

aufgehen sah, und immer noch fährt es fort, die seinen Erzvätern gebotene Beschneidung und Enthaltung von gewissen Speisen zu beobachten, sowie die Feier des Sabbathes, des Bußtages und der höhern Feste heilig zu halten. Ähnlich konnten auch damals die Menschen mit Gottes Gnade im Glauben an den einen Gott und im Vertrauen auf den zukünftigen Erlöser verharren und durch Erfüllung des natürlichen Sittengesetzes ihr ewiges Heil wirken. Das Opfer, das wir überall im Gebrauche sehen, hielt in ihnen die Erwartung eines Erlösers wach; das schwere Joch, das seit dem Sündenfalle die Kinder Adams drückt, war ganz geeignet, in denselben ein inniges Verlangen nach dem Erlöser anzufachen und zu erhalten. Überdies entspricht der Glaube an einen Gott und der ihm gebührende Dienst so sehr der menschlichen Vernunft, daß es bei einigem guten Willen leicht war, treu darin zu beharren.

Allein die Menschen gerieten bald, von ihren Leidenschaften und den trügerischen Reizen sinnlicher Güter verlockt, wiederum auf die Bahn der Sünde, verirrten sich auf derselben immer weiter von ihrem wahren Ziele und frönten zuletzt ungescheut allen Lastern. Die Sünde aber ist ihrem innersten Wesen nach eine Abkehr von Gott und enthält so in ihrem Keime schon den gänzlichen Abfall von ihm. Daher begreift sich leicht, wie dieselbe bei Noes Nachkommen eine ihrer verderblichsten Früchte, welche stets vor dem völligen Abfalle von Gott zu Tage tritt, den Abfall nämlich vom G l a u b e n an die geoffenbarten Wahrheiten, in kurzer Frist zur Reife brachte. Sagt ja der göttliche Erlöser selbst: „Jeder, der Böses thut, hasset das Licht“ (Joh. 3, 20). Auch gelten von jenem gottlosen Geschlechte die Worte Jobs: „Sie haben sich aufgelehnt wider das Licht“; sie sagten zu Gott: „Geh weg von uns, und die Erkenntnis deiner Wege wollen wir nicht!“ (Job 24, 13; 21, 14.) War nun der Glaube einmal erloschen, so entschwand selbstverständlich auch dem Geiste jene ü b e r n a t ü r l i c h e, über jeden Zweifel erhabene Kenntnis des unsichtbaren Gottes, welche der Glaube allein erzeugt, der Glaube, welcher nach dem Völkerapostel (Hebr. 11, 1) der sichere Beweis, die feste Überzeugung von dem ist, was man nicht sieht; durch welchen sonach das Übersinnliche und Unsichtbare für uns Bestand erhält, als wäre es gegenwärtig und sichtbar. Der Gott, der sich ihren Vätern geoffenbart, der in Adam der Menschheit den Erlöser verheißen, in Noe mit ihr den Bund geschlossen hatte, war von den Menschen nicht mehr erkannt. Ja, mit dem Erlöschen des Glaubens, dieser himmlischen Leuchte des menschlichen Verstandes, war auch für die Vernunft der sichere Leitstern untergegangen: selbst die n a t ü r l i c h e Erkenntnis des Göttlichen war getrübt,

teilweise vernichtet, und die Versunkenheit des menschlichen Herzens in den Taumel der Sinnenlust, womit sich der Gedanke an den unendlich Heiligen und Gerechten nicht mehr vertrug, vollbrachte endlich den allseitigen, grauenhaften Abfall von Gott. — Aber auch in dieser tiefsten Verkommenheit konnte das Menschenherz sich des gewaltigen Dranges nicht erwehren, ein höheres, über ihm stehendes Wesen, von dem es sich abhängig fühlte, anzuerkennen und dessen Huld auf sich herabzurufen. So fing man denn an, die Natur selbst zu vergöttern.* Bald aber sank der nach dem Ebenbilde Gottes erschaffene Mensch so tief, daß er die Verehrung, welche er dem Allerhöchsten versagte, auf die verächtlichsten Geschöpfe übertrug. „Sie vertauschten", sagt der hl. Paulus (Röm. 1, 23), „die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnis und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Tiere." — Zu dem kurzen, im ersten Bande S. 34 u. 35 gegebenen Überblicke dieser unseligen Verirrungen des Menschengeschlechtes mag es nicht überflüssig sein, hier noch einiges beizufügen, da man heutigen Tages sich nicht scheut, das Christentum wo möglich in Schatten zu stellen, um das Heidentum in blendendem Lichtglanze erscheinen zu lassen.

Von Staunen ergriffen über die furchtbare Macht der Elemente, den hehren Glanz des gestirnten Himmels und das segensreiche Wirken so vieler Naturkräfte, legten die Menschen zuerst gegen diese Geschöpfe göttliche Verehrung an den Tag, wie auch die hl. Schrift (Weish. 13, 2) ausdrücklich sagt, daß man für Weltbeherrscher und Götter das Feuer hielt, den Wind, das Meer, den Kreis der Gestirne, Sonne und Mond. — Von den Elementen und Himmelskörpern übertrug man die erhabene Majestät Gottes auf die Menschen. Männer, die durch ruhmvolle Thaten sich ausgezeichnet oder durch nützliche Erfindungen sich verdient gemacht hatten, versetzte dankbare Verehrung, die bald in abgöttischen Aberglauben ausartete, unter die Zahl der Götter. In diesem Wahne erbaute man denselben prächtige Tempel

*) Die Sünde ist Abkehr vom Schöpfer und Hingabe an die Geschöpfe. Von Gott sich abkehrend, verlor der Mensch den Glauben und mit diesem die Erkenntnis des wahren Gottes. An die Geschöpfe rückhaltlos sich hingebend, kam er endlich dahin, dieselben zu vergöttern. Dieses ist kurz die Geschichte der Entstehung des alten Heidentums, und zugleich die des neuen. Oder was anderes ist die Philosophie des Materialismus und des Pantheismus, welche dem modernen Heidentum den wissenschaftlichen Ausdruck leiht, als die Verleugnung des wahren Gottes und die Vergötterung der Natur? Diese abenteuerliche Philosophie ist unstreitbar das traurige Ergebnis des an der geoffenbarten Religion vollzogenen Verrates und des Abfalles von derselben, welcher hinwiederum aus der sittlichen Zerrüttung unseres Zeitalters — aus der Sünde hervorgegangen ist.

und Altäre, brachte ihnen zahlreiche Opfer dar, beging ihnen zu Ehren glanzvolle Feste. Man verfertigte ihr Bildnis nicht nur aus Holz und Stein, sondern auch aus kostbaren Metallen, Gold und Silber, verzierte sie mit Edelsteinen, betete dieselben an und flehte zu ihnen um Schutz und Hilfe. So verfiel der Mensch in jenen wahnsinnigen Götzendienst, wovon Isaias (K. 44) redet: Ein Holzschnitzer fällt eine Eiche, die unter den Bäumen des Waldes steht; einen Teil davon verbrennt er im Feuer, kocht an demselben sein Gericht und wärmt sich; aus dem übrigen schnitzt er sich einen Gott, beugt sich vor ihm, betet ihn an und fleht zu ihm, sprechend: Hilf mir, denn mein Gott bist du. — Aber nicht nur berühmte, verdienstvolle Männer oder leblose Gebilde wurden an die Stelle des lebendigen Gottes und Herrn der Heerscharen gesetzt; selbst den schlechtesten, niederträchtigsten widerfuhr diese Ehre: feile, niedere Schmeichelei streute den Weihrauch göttlicher Verehrung vor dem Angesicht blutdürstiger Tyrannen, oder diese wußten sich selbst durch brutale Gewalt eine derartige Huldigung zu verschaffen. Ja, die Thorheit des menschlichen Herzens erging sich so weit, daß die Gewaltigen dieser Erde sogar für lasterhafte Günstlinge, für Diener ihrer schändlichen Gelüste religiösen Kult forderten. So ließ noch im zweiten Jahrhunderte nach Christus Kaiser Hadrian den Wüstling Antinous unter die unermeßliche Zahl der römischen Gottheiten aufnehmen und ihm zu Ehren im ganzen Bereiche des ungeheuern Römerreiches Tempel erbauen, Opfer anordnen, eigene Priester anstellen und jährlich wiederkehrende Feierlichkeiten einsetzen. Und dieser allem sittlichen Gefühle hohnsprechende Kult erhielt sich noch zwei Jahrhunderte nach Hadrian. Doch nicht genug, sich Menschen zu Göttern auserseben zu haben, deren Leben durch die schändlichsten Laster befleckt war, dichtete man denselben noch zahlreiche Verbrechen und Schandthaten an, so daß jeder Bösewicht, jeder Räuber, Mörder, Dieb und Wollüstling einen Gott oder eine Göttin als Vorbild und Genossen seiner Frevel bezeichnen konnte. — Daß ein solcher Götterdienst die Sittlichkeit der heidnischen Völker vollends zerrütten mußte, leuchtet von selbst ein. Ja, „alles geht bei ihnen vermischt durch einander: Blut, Mord, Diebstahl und Betrug, Verführung und Untreue, Aufruhr und Meineid . . .“ (Weish. 14, 25).

In solchen Abgrund geistiger Verkommenheit versank der Mensch, nachdem er einmal, die Leuchte des Glaubens von sich stoßend, den Trieben des verdorbenen Herzens sich preisgegeben hatte. Dahin gelangten selbst Nationen, die Gott mit den reichlichsten und herrlichsten Gaben der Natur ausgestattet, die einst so mächtigen Assyrier und Babylonier, die reichen und betriebsamen Phönizier, die auf ihre Weisheit so stolzen Ägypter, die geistreichen, erfinderischen Griechen und die weltbeherrschenden Römer. Manche auf uns gekommene

Denkmale zeugen noch von der Größe und Herrlichkeit des heidnischen Altertums: Überreste der Bau- und Bildhauerkunst, Werke der Dichtkunst, der Weltweisheit, der Beredsamkeit, der Natur- und Staatswissenschaft; und an allen bewundern wir bald die unübertreffliche Schönheit der Form, bald die Kraft des Genies, die Tiefe des Geistes, die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse. Dessenungeachtet standen die Völker, die so Wunderbares im Bereiche der Kunst und des natürlichen Wissens geschaffen, auf einer so tiefen Stufe religiöser Kenntnis und Kultur. Ägypten, das lange als die Schule der Weisheit und das Land der Aufklärung betrachtet wurde, war selbst dem greuelhaften Tierdienste ergeben. In den Augen der Ägypter waren die Tiere Träger, Gefäße der Gottheit, namentlich die Rinder, vor allem der schwarze, weißgefleckte Stier Apis, auch die Katzen, Hunde, Wiesel, Störche (Ibis), Krokodile, Aale u. a. Tötete jemand ein für heilig gehaltenes Tier, so war dies ein Frevel, der unerbittlich mit dem Tode bestraft wurde. Einem römischen Soldaten begegnete das schwere Unheil, aus Versehen eine Katze umzubringen, und nun ward er trotz der Verwendung des Königs vom wutentbrannten Pöbel erschlagen. Diese göttlichen Tiere hatten ihre besonderen heiligen Gebäude und Höfe, Wohlgerüche wurden vor ihnen verbrannt, sie wurden gebadet, gesalbt, reich geschmückt und nachts auf weichen Kissen gebettet. Da jedes Haus, jede Familie ein heiliges Tier hatte, so war die Trauer bei dessen Tode wie die um ein geliebtes Kind; es wurde einbalsamiert und im heiligen Sarge beigesetzt, so daß Ägypten jetzt noch voll Tiermumien ist. Selbst Ratten, Schwalben, Frösche, Kröten, Käfer wurden mumisiert.* Nicht ohne Grund sagt daher die hl. Schrift (Weish. 15, 18) von den Heiden: „Sie verehren die elendesten Tiere, die mit andern unvernünftigen Tieren verglichen viel schlechter als diese sind."

Wahrhaft, ein so vernunftwidriger Götzendienst war mehr als Verirrung des Herzens; er war geradezu Hingabe an die Mächte der Finsternis, welche, verzweifelnd an der Möglichkeit, den Allerhöchsten zu entthronen, die Menschen verleiteten, statt desselben die niedrigsten Geschöpfe anzubeten. Ja, es ist kaum zu bezweifeln, daß der Götzendienst im Grunde Teufelsdienst war. Belege für diese auf die hl. Schrift und die Überlieferung sich stützende Meinung finden sich Bd. 1. S. 352. — Es wäre leicht, noch manche andere, namentlich aus der ins heidnische Religionswesen so tief eingreifenden Zauber- und Wahrsagekunst, zur Bestätigung anzuführen. — Um jedoch eines zu erwähnen, was keiner langen Erörterung bedarf, ist es nicht schon

*) Döllinger, Heidentum und Judentum (S. 426). Nach Montfaucon (Antiquit. Aegypt., l. 1. c. 10.) giebt es in Ägypten eine Unzahl von Käfer-Mumien.

auffallend, daß vorzüglich die Schlangen, die sonst doch Schrecken und Abscheu einflößen, nicht nur bei den Ägyptern, sondern auch bei vielen andern weit entlegenen Völkern, als Indiern, Longobarden, Litauern, Letten, für segenbringende Schutzgeister gehalten wurden? Sie waren in Wohngebäuden und Heiligtümern verehrt, sorgfältig gepflegt und gefüttert; man brachte ihnen Opfer und bediente sich ihrer zu Zauberkünsten und zur Wahrsagerei. Selbst die Griechen und die Römer waren von diesem Wahne nicht ganz frei; und noch heute herrscht derselbe bei den Hindus in Asien und den Negern in Afrika so sehr, daß die erstern auch die giftigste Schlangenart verehren, und die letzteren für sie eine eigene Klasse von Priesterinnen halten.* Es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten Völker nicht nur gute, sondern auch böse Wesen verehrten, die sie bald als blutdürstige Ungetüme, bald für verworfene Geister der Finsternis ausgaben. Die Triebfeder dieses an sich so befremdlichen Kultus war hauptsächlich das Verlangen, sich diese unheilbringenden Wesen günstig zu stimmen und sich dadurch vor Schaden sicher zu stellen.

Am klarsten jedoch tritt der unheilvolle Einfluß des bösen Feindes zu Tage, wenn wir betrachten, in welcher Weise der Unfug des Götzendienstes getrieben wurde. Daß anstatt des Herrn Himmels und der Erde die ärmlichsten Geschöpfe zu Göttern gemacht wurden, darin offenbart sich der ohnmächtige Haß des höllischen Geistes gegen den Allerhöchsten; daß aber dieser Götterdienst auf die Entehrung und Vernichtung des Menschen ausging, das zeugt zugleich von dem unversöhnlichen Haß des Satans gegen das Menschengeschlecht. Dem ganzen Wesen des Götzendienstes lag nämlich die greulichste Unzucht und Grausamkeit zu Grunde; durch erstere ward das herrliche Ebenbild Gottes im Menschen verhöhnt, entwürdigt und in den Kot getreten, durch letztere das Leben unzähliger vernichtet. Es läßt sich gar nicht beschreiben, wie unsittlich, mit welchen zügellosen Ausschweifungen der heidnische Kult verbunden gewesen. Von der wahrhaft empörenden Grausamkeit aber zeugen die Millionen Menschenopfer, welche im Dienste des Heidentums den ganzen Erdboden befleckten.

In trotzendem Übermute hatten die Menschen zu Gott gesagt: „Geh weg von uns, die Erkenntnis deiner Wege wollen wir nicht", und nun ließ Gott, wie der Apostel sagt (Apgsch. 14, 15), „alle Völker ihre eigenen Wege wandeln." Nachdem sie, wie der verlorene Sohn durch ein schwelgerisches, lasterhaftes Leben alle ihnen vom himmlischen Vater verliehenen Gaben leichtsinnig verscherzt hatten, traten sie in den Dienst des grausamsten Tyrannen, des unreinen Geistes, den Christus einen „Menschenmörder von Anbeginn" nennt (Joh.

---

*) So im Reiche Whydah. Migne Diction. de Mytholog. p. 1274. Oken Naturgesch. Bd. 6. S. 544.

8, 44). Vergeblich hatte Gott gerufen, belehrt, gewarnt und bestraft, — nur das Übermaß des Elends wird sie für die Gnade wieder empfänglich machen und dereinst in das väterliche Haus zurückführen.

2. Von Abraham bis Moses.

(Ungefähr 1920—1500 v. Chr.)

Berufung Abrahams und göttliche Verheißungen. — Opfer Melchisedechs. — Untergang Sodomas.

6. Der wahre Glaube und die Hoffnung auf den künftigen Erlöser sollten jedoch nicht vollends von der Erde verschwinden. Zu diesem Ende wählte Gott den Abraham (1920 v. Chr.), schloß mit ihm einen besondern Bund und verhieß ihm, daß aus seinen Nachkommen der Messias hervorgehen werde, und so in ihm alle Völker der Erde sollten gesegnet werden (1. Mos. 12, 3). Deshalb zeichnete auch Gott die Nachkommen Abrahams vor allen übrigen Völkern aus und offenbarte sich ihnen im Verlaufe der Zeiten oft und wunderbar.

Abraham, dem Geschlechte des frommen Sem entsprossen, lebte im Lande Chaldäa (Mesopotamien) gottesfürchtig inmitten eines abgöttischen Volkes. Ihn erwählte Gott zum Stammvater eines neuen, gläubigen Geschlechtes. Zu dem Zwecke erging an ihn der Befehl des Herrn: Geh aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause und komm in das Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zu einem großen Volke machen und dich segnen und groß machen deinen Namen, und du sollst der Gesegnete sein, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde. Dieser so herrlichen Verheißung fügte Gott später noch eine andere bei. Abraham zog nämlich ungesäumt und in froher Zuversicht auf den Herrn mit Sara, seiner Frau, und Lot, dem Sohne seines bereits verstorbenen Bruders Aran, aus seiner Heimat und kam, von Gott geleitet, in das schöne, überaus fruchtbare Land Kanaan. ([7]) Hier erschien ihm abermals der Allmächtige und sprach: Dieses Land will ich deinen Nachkommen geben. Von Dank erfüllt und im festen Glauben an das göttliche Wort, baut Abraham einen Altar und bringt dem Herrn ein Opfer dar. — Die feierlichen Verheißungen, die der Allerhöchste seinem Diener gegeben und in der Folge mehrmals bekräftigte, begriffen nicht nur irdische, sondern auch himmlische Segnungen in sich. Denn die Worte: „In dir“ oder, wie es einem spätern Ausspruche des Herrn gemäß lautet: „In deinem Samen“, d. h. in einem deiner Sprößlinge, „sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde“ können sich nur auf den geist-

lichen Segen beziehen, dessen Fülle der Welterlöser dereinst über alle Völker ausgießen wird. Damit war also auch die Verheißung gegeben, daß der schon im Paradiese angekündigte Heiland aus dem Geschlechte Abrahams abstammen werde.

Abraham war im fünfundsiebenzigsten Lebensjahr, als er Mesopotamien verließ; vierundzwanzig Jahre später offenbarte sich der Herr ihm neuerdings und sprach: „Ich bin Gott, der Allmächtige, wandle vor mir und sei vollkommen, und ich richte auf meinen Bund zwischen mir und zwischen dir und zwischen deinem Samen nach dir seine Geschlechter hindurch, einen ewigen Bund, daß ich dein Gott sei und deines Samens nach dir". Der **Bund**, der hiedurch zwischen Gott und zwischen Abraham und dessen Nachkommen eingegangen wurde, bestand von seiten Gottes in der feierlichen Wiederholung der früher gemachten Verheißungen, von seiten des Erzvaters im heiligen Versprechen, immerdar im Glauben an den einen wahren Gott und dessen Verheißungen zu wandeln und treu alle seine Gebote zu beobachten. Vermöge dieses Bundes war die Nachkommenschaft Abrahams Gott auf besondere Weise geheiligt und das „Volk Gottes" genannt. Deshalb konnte in der Folge Moses zu demselben sagen: „Du bist ein heiliges Volk dem Herrn, deinem Gott. Dich hat der Herr, dein Gott, erwählet, daß du sein eigentümlich Volk seiest von allen Völkern, die auf Erden sind" (5. Mos. 7, 6). Als Bundeszeichen, d. h. als Zeichen des Eintrittes in diesen Bund, der Einverleibung in das Volk Gottes, wurde von Gott die Beschneidung verordnet. Sie war zugleich ein Vorbild der Taufe, durch welche wir in den neuen Gnadenbund eintreten und Christo einverleibt werden. Die Nachkommen Abrahams sollten durch dieses dem Fleische aufgeprägte Denkzeichen stets gemahnt werden, daß sie Gott, dem Allheiligen, geweiht seien und daher die fleischlichen Gelüste und Begierden niederkämpfen und bezähmen müßten. Darum belehrt der heil. Paulus die auf ihre Beschneidung pochenden Juden (Röm. 2, 25—29), daß die Beschneidung am Fleische nicht nützt, wenn nicht die Beschneidung des Herzens, die Beobachtung des Gesetzes hinzukommt.

Dergestalt hatte Gott eigens sich ein Volk von allen götzendienerischen Nationen abgesondert und es erkoren, den wahren Glauben und die Hoffnung auf den verheißenen Welterlöser bis zur ersehnten Ankunft desselben ungetrübt zu erhalten. Daher wendete er diesem Volke seine ganz besondere Huld und Gnade zu, leitete und erzog es durch alle Jahrhunderte mit väterlicher Güte und Strenge. Wir sehen Gott mit dessen Vätern in einen freundschaftlichen Verkehr treten, ihnen bald durch Engel, bald durch Gesichte oder innere Erleuchtungen seinen Willen kund thun,

seine Gebote und Verheißungen mitteilen. Diese göttlichen Kundgebungen sollten die Väter auf ihre Söhne und Enkel übertragen. Darum sprach der Herr (1. Mos. 18, 17. 19): „Kann ich Abraham verbergen, was ich thun will? . . . Denn ich weiß, daß er seinen Kindern und seinem Hause nach ihm gebieten wird, daß sie den Weg des Herrn halten und Recht und Gerechtigkeit thun.“ Außerdem erweckte Gott noch im Verlaufe der Zeiten außerordentliche Männer, voll der Kraft und Weisheit, Lehrer, Richter und Propheten, um das Volk vor dem einschleichenden Gift der Abgötterei zu bewahren, in ihm den übernatürlichen Glauben und die feierlichen Verheißungen wiederum mächtig anzufachen und es immer mehr seiner glorreichen Bestimmung zuzuführen.

Indem aber Gott während jener Zeit die so treulos von ihm abgefallenen heidnischen Völker ihre Wege ziehen ließ, verweigerte er ihnen doch niemals die zu ihrem ewigen Heile notwendigen Gnaden. Für sie hatte er ebenfalls mit väterlicher Güte und Weisheit manche Vorkehrungen und Anstalten getroffen, damit alle, die aufrichtig sich nach dem Heile sehnten, imstande seien, es zu erlangen (I. Bd. S. 374). Auch fehlt es nicht an Beispielen von einzelnen, die unter den Heiden lebend dem wahren Gott getreu dienten; ein solches finden wir in der Geschichte Abrahams an Melchisedech. Wiewohl er im heidnischen Kanaan wohnte, war er doch ein ausgezeichneter Verehrer und Priester des wahren Gottes. — Mit Abraham traf er bei folgender Gelegenheit zusammen. Lot hatte sich von Abraham, seinem Oheime, getrennt und in der fruchtbaren, weidereichen Jordangegend, in Sodoma, niedergelassen. Nach einiger Zeit fielen fremde Könige in das Land ein, plünderten die Städte Sodoma und Gomorrha und schleppten viele Gefangene, unter denen auch Lot war, fort in die Knechtschaft. Sobald Abraham dies vernimmt, bewaffnet er seine Knechte, eilt den feindlichen Scharen nach, überfällt sie nachts und befreit alle Gefangenen. Bei seiner Rückkehr kommt ihm Melchisedech, König von Salem, entgegen und bringt als Priester des Allerhöchsten ein Dankopfer von Brot und Wein dar. Wie der hl. Paulus im Hebräerbriefe es erklärt, und wie es schon aus dem 109. Psalme sich ergiebt, wo der Messias „Priester nach der Ordnung Melchisedechs“ heißt, war Melchisedech ein echtes Vorbild des künftigen Hohenpriesters, Jesus Christus. 1) Wie Christus der Herr, so ist auch Melchisedech Priester und zugleich König, und zwar König der Gerechtigkeit und des Friedens; denn Melchisedech bedeutet „König der Gerechtigkeit“, und König von Salem soviel als „König des Friedens.“ 2) Wie Christus das Priestertum nicht durch Abstammung vom priesterlichen Ge-

schlechte Aarons erhielt, sondern unmittelbar von Gott, und wie Christus dasselbe nicht auf andere vererbte, sondern Priester bleibt in Ewigkeit, so steht auch Melchisedech in der Schrift als einziger Priester da, ohne priesterliche Vorfahren und Nachkommen. 3) Wie Christi Priestertum, so überragt auch jenes von Melchisedech das aaronische, indem Abraham, Aarons Stammvater und selbst Priester, dennoch von Melchisedech den Segen empfing und ihm als dem höher Stehenden den Zehnten entrichtete. 4) Wie Christus sein unblutiges Opfer unter den Gestalten von Brot und Wein darbrachte und es in solcher Weise noch täglich auf unsern Altären erneuert, so bestand auch Melchisedechs Opfer in Darbringung von Brot und Wein.

Die Bewohner Sodomas und Gomorrhas, von denen wir vorhin gesprochen, und die der Nachbarstädte waren in die schmählichsten Laster versunken. Der feindliche Überfall, der sie in namenloses Elend zu stürzen drohte, hatte ihr Herz nicht erschüttert, und die Wohlthat der wunderbaren Rettung, die sie dem Herrn verdankten, hatte sie nicht zur Buße bewogen. Es schrie daher ihre Bosheit um Rache gen Himmel, und Gott beschloß, ein Beispiel (seiner Strafgerechtigkeit) an ihnen aufzustellen für alle, die gottlos handeln (2. Petr. 2, 6). Darum kamen zwei Engel zu Lot, der bei allem, was er sah und hörte, gerecht blieb (ebds. 8), und führten ihn, sein Weib und seine zwei Töchter zur Stadt hinaus; und dann ließ der Herr regnen über Sodoma und Gomorrha Schwefel und Feuer vom Himmel herab, und er vertilgte diese Städte und die ganze Umgegend und alle Einwohner der Städte und alles, was grünte auf Erden (1. Mos. 19, 24. 25; Luk. 17, 29). Noch heute trägt diese Gegend, ehemals der Lustgarten Palästinas genannt, Entsetzen erregende Verwüstung zur Schau. In einem tiefen Becken, von steilen, vielfach gespaltenen Felswänden gleich riesigen Mauern eingeschlossen, erstreckt sich das tote Meer,* das den Platz jener vertilgten Städte einnimmt, 9 deutsche Meilen in die Länge und 2—3 Meilen in die Breite. Die Spuren des Feuers sind diesen Felsen dermaßen aufgedrückt, die umliegenden Aschenberge sind so hoch und zahlreich, daß auch das blödeste Auge darin die Wirkungen einer gewaltsamen Katastrophe erkennen muß. Lynch, welcher im Auftrage der nordamerikanischen Freistaaten das tote Meer im Jahre 1848 auf das genaueste untersuchte, rief bei seinem Anblicke aus: „Unverkennbar lastet der Fluch Gottes über diesem unreinen Meere."

---

*) Sehr genauen Bericht darüber erstattet Mislin, Die hl. Orte, Bd. III. Kap. 36 und 37.

Das Wasser desselben ist äußerst salzig und ekelhaft bitter; kein lebendes Wesen findet sich darin; Fische, die der Jordan hineinführt, sterben alsbald; verirren sich Vögelzüge hierher, so fliegen sie wegen der verpesteten Ausdünstung so schnell als möglich über den See hinüber. Die Ufer sind meistens öde und wie erstorben; in dem salzigen Erdreiche gedeiht höchstens armseliges Gestrüppe. Bekannt ist der hier vorkommende Sodomsapfel, eine rötlich gelbe, dem Ansehen nach liebliche Frucht, die aber ungenießbar ist, bei Berührung aufspringt und in Staub zerfällt. Die ganze Landschaft gewährt heute noch ein treues Abbild jener Beschreibung, die wir beim Propheten Sophonias (2, 9) finden: „Moab soll wie Sodoma werden, und die Söhne Ammons wie Gomorrha: dürre Dornen, Salzhaufen und ewige Wüste". Der schon angeführte Lynch beschließt seinen Reisebericht mit den Worten: „Die Gelehrten mögen die von uns mit Sorgfalt gesammelten Thatsachen erklären; für uns ist das Resultat nicht mehr zweifelhaft. Wir sind mit ganz verschiedenen Ansichten an dieses Meer gekommen. Einer von uns war ein Skeptiker, ein anderer, meine ich, gestand, er glaube nicht an die Erzählung Mosis. Und nach zweiundzwanzig Tagen genauer Forschungen waren wir, wenn ich mich nicht trüge, einstimmig überzeugt von der Wahrheit der Erzählung der hl. Schrift über die Zerstörung dieser Ebene". — Selbst in betreff der wunderbaren Verwandlung von Lots Weib in eine Salzsäule fehlen keineswegs triftige Zeugnisse. Mehr als tausend Jahre nach Sodomas Zerstörung schrieb der hl. Verfasser des Buches der Weisheit (10, 7), daß „die Salzsäule zum Andenken an eine ungläubige Seele dasteht"; und noch etliche Jahrhunderte später bezeugte der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus (Jüd. Altert. Bch. 1. K. 11), es sei jene Säule auch zu seiner Zeit noch erhalten, und er selbst habe sie gesehen.

Vertreibung Ismaels. — Prüfung Abrahams.

7. a) Um den Abraham zu prüfen, befahl ihm Gott, auf dem Berge Moria seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern. Abraham machte sich sogleich auf den Weg. Er selbst lud seinem Sohne das Holz zum Brandopfer auf und ging mit ihm den Berg hinan. Oben angelangt, ließ sich Isaak willig auf das Holz zum Opfer legen. Gott aber rettete den frommen Isaak durch einen Engel, segnete Abraham und erneuerte ihm die frühern Verheißungen.

Abraham, der im Besitze so glänzender Verheißungen war, sollte nach göttlicher Anordnung seinen Glauben und sein Ver-

trauen in schweren Prüfungen bewähren. Wiederholt war ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft verheißen; Sara jedoch, sein Weib, blieb kinderlos. In der Meinung, auch menschliche Fürsorge zur Erlangung eines Hauserben anwenden zu müssen, nahm er zwar auf Saras Begehren dem damals bestehenden Eherechte gemäß (III. S. 444.) eine von den Mägden Saras, die Ägypterin Agar, zur Nebenfrau und erhielt von ihr einen Sohn, den er Jsmael nannte. Allein das war der Sohn der Verheißung nicht. „Sara, dein Weib", so lautete des Herrn Wort, „wird dir einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jsaak nennen, und ich will meinen Bund errichten mit ihm, einen ewigen Bund, und mit seinem Samen nach ihm" (1. Mos. 17, 19). Endlich als Abraham hundert Jahre alt war, und auch Sara bereits das hohe Alter von neunzig Jahren erreicht hatte, gebar ihm diese den heiß ersehnten Sohn der Verheißung. — So unaussprechlich groß die Freude an dem Sohne war, so herbe und qualvoll mußte für Abrahams Vaterherz der Befehl sein, der vom Herrn später an ihn erging: „Nimm deinen einzigen Sohn, den du liebest, Jsaak, und zieh ins Land des Gesichtes (Moria) und opfere ihn daselbst zum Brandopfer" (1. Mos. 22, 2). Um so größer und befremdender noch mußte dieser Schlag sein, als Abraham auf Gottes Geheiß schon Jsmael, den Erstgebornen, mit dessen Mutter aus dem Hause entlassen hatte. Diese Anordnungen in betreff beider Söhne waren jedoch nach dem göttlichen Ratschlusse nicht bloß Prüfungen, in ihnen lag zugleich ein zukünftiges Geheimnis verborgen. Auch Jsmaels Vertreibung ist daher zu wichtig für ein richtiges Verständnis der hl. Schrift, um sie hier zu übergehen.

Als Sara ihren eigenen Sohn Jsaak von Jsmael, dem Sohne Agars, verfolgt sah, sprach sie zu Abraham: „Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohne; denn der Sohn dieser Magd soll nicht erben mit meinem Sohne Jsaak." Das schien Abraham hart; aber Gott befahl ihm, Saras Begehren zu erfüllen. Am Morgen gab also Abraham der Agar Brot und einen Schlauch Wasser und entließ sie mit dem Knaben. Als in der Wüste das Wasser im Schlauche ausgegangen war, legte sie den Knaben unter einen Baum, entfernte sich eine Strecke, um ihren Sohn nicht sterben zu sehen, erhob ihre Stimme und weinte. Da sandte Gott einen Engel zu ihr, sie zu trösten und ihr anzukünden, daß der Herr den Jsmael zu einem großen Volke machen werde. Zugleich that Gott ihre Augen auf, daß sie einen Wasserbrunnen sah, wo sie den Schlauch füllte und dem Knaben zu trinken gab. Der Herr aber beschützte diesen; er wohnte in der Wüste und ward ein gewaltiger Bogenschütze, dessen Hand gegen alle war

und aller Hand gegen ihn (1. Mos. 16, 12). — Eine lichtvolle Erklärung des Geheimnisses, das die erzählte Begebenheit in sich birgt, giebt uns der hl. Paulus in seinem Briefe an die Galater (4, 22. 24): „Es steht geschrieben: Abraham hatte zwei Söhne, einen von der Magd und einen von der Freien . . . Dies ist bildlich gesprochen; denn dies sind die zwei Testamente", das alte und das neue. Agar ist Vorbild der jüdischen, Sara der christlichen Kirche; Ismael Vorbild der Juden, Isaak der Christen. 1) Agar nämlich stammte aus dem Lande der Knechtschaft und gebar auch als Sklavin zur Knechtschaft; ebenso stammte auch die jüdische Kirche aus einem Lande, woher die Knechte genommen werden, — aus Arabien, indem dieselbe auf dem Sinai, einem Berge Arabiens, das Gesetz empfing. Desgleichen besaßen ihre Kinder den Geist der Knechtschaft, da sie durch Furcht vor der Strafe und durch Hoffnung zeitlichen Lohnes zur Beobachtung des Gesetzes angehalten werden mußten. Sara hingegen, die freie Ehefrau, stellt die Kirche Christi vor, deren Mitglieder Kinder Gottes sind, die, frei von den jüdischen Satzungen, ihrem himmlischen Vater dienen, nicht aus knechtischer Furcht, sondern aus kindlicher Liebe. 2) Agar gebar früher als Sara, wurde aber nicht mit dem verheißenen Völkersegen beglückt; so bestand das Judentum vor dem Christentum, dehnte sich aber nicht über die Völker der Erde aus. Sara hingegen, die lange unfruchtbar war, gebar einen Sohn, in dem alle Völker und Nationen gesegnet wurden. So spiegelt sich in ihr wiederum die christliche Kirche ab, die anfangs wenige Mitglieder zählte, dann aber zahlreiche Nationen dem Herrn gebar, weshalb der gottbegeisterte Seher Isaias ihr zuruft: Freue dich, du Unfruchtbare, jauchze und frohlocke; denn viele Kinder hat die Verlassene, mehr als die den Gemahl hatte (Gal. 4, 27). 3) Wie Ismael nur dem Fleische nach Sohn Abrahams war und nach dem gewöhnlichen Gange der Natur gezeugt, so sind auch die Juden bloß durch natürliche Abkunft Abrahams Söhne. Dagegen sind die Christen durch die Gnade geistige Kinder Abrahams, gleichwie Isaak durch Gottes wunderbare Dazwischenkunft Abrahams Sohn, „sowie Erbe seines Glaubens und seiner Verheißungen wurde. 4) „Aber", fährt der Apostel fort (ebds. V. 29. 30), sowie damals der, welcher dem Fleische nach geboren war (Ismael), den verfolgte, der es dem Geiste nach war (Isaak): also (geschieht es) auch jetzt (also verfahren auch die Juden mit den Christen). Aber was sagt die Schrift? „Treib aus die Magd und ihren Sohn; denn der Sohn der Magd soll nicht Erbe sein mit dem Sohne der Freien!" So wurden die ungläubigen Juden, welche die christliche Kirche

anfeindeten und verfolgten, aus dem Vaterhause verstoßen und haben die Erbschaft der Kinder Gottes, die Rechtfertigung und Beseligung in Christo verscherzt. 5) „Daß jedoch Agar mit ihrem Sohne in der Wüste umherirrt", bemerkt der hl. Isidor von Sevilla (Frag. üb. 1. Mos. K. 17. n. 4. 5), „ist eine Hindeutung auf die jüdische Kirche, die samt ihrem Volke aus dem Heimatlande verstoßen, ohne Priestertum, ohne Opfer und in gänzlicher Unkenntnis des Weges, der Christus ist, auf dem Erdkreise unstät umherwandert. Daß der Knabe durch sein Schluchzen und Flehen Erhörung findet bei Gott und sich ihm auf eines Engels Weisung hin eine Quelle darbietet, hiermit bezeichnet die hl. Schrift diejenigen Juden, welche zu Christus sich bekehren, deren Reuethränen über die begangenen Fehltritte erhört werden, und die nach erschlossenem Geistesauge die Quelle lebendigen Wassers, d. i. Christus, den Sohn Gottes, erblicken, der da sagt: „Ich bin die Quelle des lebendigen Wassers, wer dürstet, der komme und trinke." — Wenn wir nun in der Vertreibung Ismaels ein Vorbild, d. h. eine thatsächliche Weissagung der Zukunft erkennen, so wird uns die Strenge, welche in derselben zu liegen scheint, nicht mehr befremden.

Abraham hatte also bereits Ismael dem Willen Gottes geopfert. Nun verlangte Gott das ungleich schwerere Opfer des einzigen Kindes der Verheißung. Abraham war bereit, auch dieses zu bringen, und er zweifelte nicht, daß Gott trotz allem ihn zum Vater einer zahlreichen und gesegneten Nachkommenschaft machen werde. Schon war er im Begriff das Opfer zu vollenden, da gebot Gott durch einen Engel Einhalt; es war genug; Abrahams Glaube und Gehorsam hatte auch diese furchtbare Prüfung bestanden.

b) Isaak war hier ein Vorbild des künftigen Welterlösers, der aus Gehorsam das Kreuzholz auf seine Schultern nahm und es den Kalvarienberg hinauftrug, um sich am Kreuze für uns zu opfern.

Daß im Opfer Isaaks ein herrliches Vorbild des Opfers Jesu Christi am Kreuze enthalten ist, darüber herrscht in der gesamten Väterlehre nur eine Stimme. 1) Wie Isaak der einzige, innigstgeliebte Sohn Abrahams, so ist Jesus Christus der eingeborne Sohn Gottes, an dem der himmlische Vater sein höchstes Wohlgefallen hat. 2) Abraham schont dieses seines einzigen Sohnes nicht und ist im Begriffe, ihn zu opfern. Auch der himmlische Vater schonte seines eigenen Sohnes nicht, sondern gab ihn für uns alle dar (Röm. 8, 32). 3) Wie Isaak das Holz, auf dem er geschlachtet werden soll, auf seinen Schultern den Berg hinanträgt, so sah man auch den Gottmenschen mit dem Kreuzesholze

beladen den Kalvarienberg hinansteigen. 4) Isaak wird gegen den gewöhnlichen Gebrauch, wonach das Opfer erst geschlachtet und dann auf den Altar gelegt wurde, lebendig auf denselben hingelegt; so wurde auch Jesus Christus, das göttliche Opferlamm, lebendig auf den Altar des hl. Kreuzes hingestreckt. 5) Isaak, ungefähr 30 Jahre alt, konnte leicht dem herannahenden Tode entrinnen; er opferte sich aber, weil er es wollte, aus Gehorsam gegen seinen Vater. Jesus Christus ging gleichfalls freiwillig in den Tod, aus Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater: „Er wird geopfert, weil er selbst wollte" (Is. 53, 7). 6) Isaak starb dem Willen, aber nicht der Wirklichkeit nach. Damit aber beim Opfer Isaaks auch das wirkliche, blutige Opfer Christi versinnbildet würde, so wurde an Isaaks Stelle durch göttliche Fügung Abraham ein Widder zugesandt und von ihm zum Brandopfer geschlachtet. 7) Isaak, schon von der Hand des Todes erfaßt, wird dem Vater lebendig zurückgegeben. Der am Kreuze gestorbene Heiland steht wiederum lebendig und glorreich auf von den Toten. 8) Nach vollbrachtem Opfer erneuert Gott durch einen Engel die dem Abraham gegebenen Verheißungen mit dem feierlichen Eide: „Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr, weil du das gethan und deines einzigen Sohnes nicht geschont hast um meinetwillen, so will ich dich segnen und deinen Samen mehren wie die Sterne und wie den Sand, der am Ufer des Meeres ist; . . . und in deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde, weil du meiner Stimme gehorchet hast" (1. Mos. 22, 16—18). — Weil Christus „gehorsam ward bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, darum hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen die Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind" (Phil. 2, 8—10). — Bemerkenswert ist noch, daß man, wiewohl mehrere Berge Moria heißen, der Überlieferung zufolge gewöhnlich annimmt, die Anhöhe Moria, auf der Abraham das Opfer vollbrachte, sei dieselbe, auf welcher später Salomon den Tempel erbaute. Dieser Berg liegt nämlich gerade drei kleine Tagreisen von Bersabee entfernt, wo Abraham wohnte, als er jenen schweren Gang antrat, und in der hl. Schrift wird gesagt, daß er am dritten Tage den Berg von Ferne gesehen habe. Dieser Tempelberg bildet aber mit dem in der Nähe gelegenen Kalvarienberg einen Gebirgszug. Mithin wurden auf demselben Gebirge, worauf Christus sein weltversöhnendes Opfer vollzog, auch die vorbildlichen Opfer desselben dargebracht, das Opfer Isaaks nämlich und alle, die im Salomonischen Tempel entrichtet wurden.

Jakobs Geburt, — Schicksale, — Nachkommenschaft. — Josephs Erniedrigung und Erhöhung. — Jakobs Weissagung und Tod.

8. a) Der Patriarch Jakob, Isaaks Sohn, lebte mit seiner Familie im Lande Kanaan, wohin Gott den Abraham berufen hatte. Er hatte zwölf Söhne, welche die Stammväter des Volkes Israel wurden.

Als der fromme Isaak vierzig Jahre alt war, erhielt er durch seines Vaters Fürsorge die tugendhafte Rebekka, die Tochter seines väterlichen Oheims, zur Gemahlin. Gott war augenfällig mit Isaak, seinem Lieblinge; er segnete ihn und vermehrte seine Habe so sehr, daß der König der Philister kam, um mit ihm einen Bund zu schließen. Auch erneuerte ihm Gott alle die Verheißungen, die er Abraham so feierlich gegeben. Allein Rebekka, seine Gemahlin, war unfruchtbar. Erst nach 20jähriger Prüfung seines Glaubens und Gottvertrauens, als Isaak 60 Jahre alt war, ließ sich Gott von ihm erbitten und schenkte ihm durch Rebekka die Zwillingsbrüder Esau und Jakob. Bevor diese aber das Tageslicht erblickten, offenbarte Gott schon der Rebekka seine ewigen Ratschlüsse über die beiden Kinder: der Erstgeborne solle dem Zweitgebornen dienstbar sein, mithin das Recht der Erstgeburt dem letztern zukommen (1. Mos. 25, 23; Röm. 9, 13). Nicht umsonst hatte Gott es also angeordnet. Er wollte dadurch kund thun, wie der hl. Paulus erklärt, daß er aus freier Wahl seine Gnaden verleihe, daß diese als reines Geschenk der göttlichen Güte zu betrachten seien. Durch besondere Zulassung Gottes gelingt es Jakob, von seinem Bruder Esau um den Preis eines Linsengerichtes das Recht der Erstgeburt und von seinem Vater Isaak den Segen des Erstgebornen zu erhalten. Wie man immer die Handlungsweise Jakobs beurteilen mag, so ist gleichwohl in dieser Begebenheit mit den angesehensten Kirchenvätern die Fügung Gottes zur Erfüllung seiner ewigen Ratschlüsse anzuerkennen.* Isaak selbst erkannte sie nach Erteilung des Segens. Darum zürnte er Jakob nicht, als er dessen List inne ward, sondern bekräftigte den ihm verliehenen Segen mit den Worten: „Ich habe ihn gesegnet, und er wird gesegnet bleiben!“ und wiederholte denselben später noch einmal aus eigenem Antriebe (1. Mos. 27, 33; 28, 3. 4). Auch dieser Begebenheit liegt demnach ein hohes Geheimnis, ein messianisches Vorbild zu Grunde.

Damit soll jedoch eine prophetische Hindeutung auf das zeitliche Geschick der betreffenden Stämme nicht ausgeschlossen sein.

*) Der Erzählung dieser Begebenheit fügt der hl. Augustin bei (Civit. Dei l. 16. c. 17): O res gestas! sed prophetice gestas; in terra, sed coelitus; per homines, sed divinitus.

Vielmehr schließen die Segensworte, welche Isaak an Esau richtete, eine solche in sich: „Vom Schwerte wirst du leben und deinem Bruder dienen; doch wird die Zeit auch kommen, daß du sein Joch abschütteln und ablösen wirst von deinem Halse“ (1. Mos. 27, 40). In Wirklichkeit waren auch Esaus Nachkommen, die Edomiter, ein streitbares, kriegerisches Volk, welches aber später vom Könige David unterjocht wurde und nach etwa 150jähriger Knechtschaft unter dem Könige Joram das Joch auf 700 Jahre wiederum abschüttelte. — Allein die so glänzende Verheißung, die an Jakob erging: „Völker sollen dir dienen und Stämme sich vor dir beugen: ein Herr sollst du sein über deine Brüder ...“ (1. Mos. 27, 29), diese glänzende Verheißung findet ihre volle Bedeutung nur in Beziehung auf den verheißenen Messias und sein Reich. Vor ihm fielen nicht nur die Edomiter anbetend nieder; ihm, dem Weltheilande, dienen zahllose Völker, ihm huldigen alle Nationen; er ist der Herr Himmels und der Erde. Die ihm fluchen, sind von Gott in Ewigkeit verflucht, und die ihn loben, sind mit überschwenglichem Segen beglückt und mit der Fülle himmlischer Güter bereichert. — Daß die Juden sich dieser himmlischen Segnungen durch Hingabe ans Irdische unwürdig machen würden, ist vorbedeutet in dem leichtsinnigen Verfahren Esaus. Darum ermahnte der hl. Paulus die Hebräer, die Gnade Gottes nicht zu versäumen „wie Esau, der um eine einzige Speise seine Erstgeburt verkauft hat. Denn ihr wisset, daß er auch nachher, als er den Segen erben wollte, verworfen wurde; denn Sinnesänderung erlangte er nicht (d. h. zur Sinnesänderung konnte er seinen Vater nicht bewegen), obwohl er sie mit Thränen suchte“ (Hebr. 12, 16. 17). Eben deshalb, weil die Juden ihrer irdischen Gesinnung wegen die ihnen angebotene Gnade hartnäckig verschmähten, sprach auch Christus zu ihnen: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt“ (Matth. 21, 43). Gleich Esau weinten und jammerten zwar die Juden, als sie bei Zerstörung ihrer Stadt und des Tempels und bei ihrer Zerstreuung in alle vier Weltgegenden den Segen Gottes von sich gewichen sahen; aber all ihre Thränen und ihr so heißes Flehen zum Herrn fanden und finden auch heute noch keine Erhörung; denn nicht Thränen der Reue über ihre himmelschreiende Sünde sind es, sondern wie bei Esau Thränen des Schmerzes über den Verlust zeitlicher Güter und Vorrechte.

Um der Rache Esaus zu entgehen, welcher die erfahrene Zurücksetzung nicht verschmerzen konnte, ergriff Jakob in seinem siebenundsiebzigsten Lebensjahre den Wanderstab und zog, von den Segenswünschen seines Vaters begleitet, nach Mesopotamien zu

Laban, seinem mütterlichen Oheime. Zwanzig Jahre lang diente er dem harten, eigennützigen Manne. „Tag und Nacht“, bezeugt er selbst, „zehrte an mir Hitze und Frost, und der Schlaf floh von meinen Augen“ (1. Mos. 31, 40). Gottes Segen aber ruhte sichtlich auf Jakob. In all den Prüfungen war der Herr sein Beschützer. Auf der Hinreise, als er sein müdes Haupt auf einen Stein zur Ruhe niedergelegt, erschien ihm derselbe stehend über einer Himmelsleiter, auf der die Engel auf- und niederstiegen. Hier erneuerte ihm der Allmächtige die feierlichen Verheißungen, die er Abraham und Isaak gemacht hatte. Auch auf der Rückreise stand er ihm huldreichst bei, sandte ihm Scharen von Engeln entgegen, erteilte ihm in Gestalt eines Engels seinen Segen, schützte ihn vor den Nachstellungen Labans und stimmte den noch immer zürnenden Esau zur brüderlichen Versöhnung. — Jakob wohnte nun in Kanaan, dem Lande seiner Väter, von wo Esau in das Gebirgsland Seir (später Edom oder Idumäa genannt) übergesiedelt war. Durch Gottes Segen war Jakob überaus reich geworden; er besaß „viele Herden, Mägde und Knechte, Kameele und Esel“ (1. Mos. 30, 43). Diese irdischen Güter fesselten aber keineswegs sein Herz; sein Sinnen und Trachten ging vielmehr auf das Wohlgefallen Gottes, von dem er zuversichtlich den einstigen Besitz der wahren, ewigen Güter erwartete. Gleich seinen Vätern betrachtete er sich nur als Fremdling und Pilger in Kanaan (Hebr. 11) und schlug sein Zelt auf in verschiedenen Gegenden, wo er eben reiche Weideplätze für seine Herden antraf. Zufrieden mit einer Spanne Landes, die er kaufte, und worauf er einen Altar errichtete, um dem „starken Gott Israels“ (1. Mos. 33, 20) Opfer darzubringen, verschmähte er es, sonstigen Grundbesitz zu erwerben, Städte, bequeme Wohnungen oder reiche Paläste zu bauen. In gläubiger, vertrauensvoller Gesinnung harrte er der Erfüllung göttlicher Verheißungen entgegen, und so prägte er in seinem Leben das herrliche Vorbild eines wahren Christen aus, dessen Wandel zwar auf Erden, dessen Geist aber auf Gott und das Himmlische gerichtet ist.

Während Jakob in Mesopotamien weilte, erhielt er gegen vierzehnjährigen Dienst von Laban dessen zwei Töchter, erst Lia, später auch Rachel zur Ehe. Von der unfruchtbaren Rachel bewogen, nahm er ihre Magd zur Nebenfrau; ein gleiches that er auf Lias Zumuten. Eine solche Verehelichung mit mehreren Frauen war damals, wie der hl. Augustin (Stadt Gott. Bch. 16. K. 38. n. 3) bemerkt, durch kein Gesetz verboten. Zwölf Söhne und eine Tochter schenkten ihm seine vier Frauen. Die Namen der Söhne sind: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Nephtali, Gad, Aser, Issachar, Zabulon, Joseph, Benjamin. Merkwürdig hierbei ist,

daß alle diese Söhne, sowohl die der Unfreien, als jene der Freien, die Väter der Stämme Israels wurden, welche sich später auf Gottes Anordnung in das Land der Verheißung teilten. Hieraus geht neuerdings hervor, daß Ismael, als Sohn der unfreien Agar, von dem Erbe der Kinder Abrahams nur auf göttliches Geheiß ausgeschlossen wurde, und zwar aus dem geheimnisvollen, oben erklärten Grunde (S. 36).

b) Einer von ihnen (Jakobs Söhnen), Joseph, welchen Gott ausersehen hatte, durch seine Schicksale ein Vorbild Jesu Christi zu sein, kam, von seinen Brüdern verkauft, nach Ägypten, wo er erst falsch angeklagt und ins Gefängnis geworfen, dann vom Könige zum Ersten im Reiche erhoben wurde und den Namen „Heiland der Welt“ bekam, als Retter in den Jahren schrecklicher Hungersnot. (Man sehe die unübertrefflich schöne Erzählung 1. Mos. K. 37 und 39—48)

Die Geschichte Josephs ist überaus reich an erbaulicher Belehrung. Hier haben wir aber unserm Zwecke gemäß vor allem das Geheimnis aufzudecken, welches in derselben verhüllt ist. — Im Opfer Isaaks erblickten wir ein großes Vorbild des Opfertodes Jesu Christi; hier in der wunderbaren Geschichte Josephs sehen wir in deutlichen Umrissen einerseits die grenzenlose Erniedrigung, anderseits aber auch die glorreiche Erhöhung und Verherrlichung des Welterlösers. 1) Joseph wird von seinem Vater zu seinen Brüdern geschickt. Nachdem er sie mühsam aufgesucht, wird er von den ergrimmten Brüdern seines bunten Kleides, das ihm der Vater als Zeichen seiner vorzüglichen Liebe geschenkt hat, beraubt. Dann werfen sie ihn erbarmungslos in eine Grube und verhandeln ihn endlich um zwanzig Silberlinge an fremde Kaufleute. Dieses alles widerfährt dem unschuldigen Jünglinge, weil er die böse That seiner Brüder dem Vater entdeckt hatte, von diesem besonders ausgezeichnet und zärtlicher geliebt wurde, und weil er mehreren Träumen zufolge einstens ihr Herr und Gebieter zu werden schien. — Wen erinnern diese Züge nicht daran, wie der Sohn Gottes von seinem Vater auf diese Erde gesendet wurde zu seinen Brüdern, den Menschen, welche sich weit von ihm, dem himmlischen Vater, entfernt hatten; wie er aber nicht nur kalt, sondern äußerst feindselig von denselben aufgenommen, verfolgt, aller Reize seiner heiligsten Menschheit entkleidet, um dreißig Silberlinge verkauft und Fremdlingen, den Römern, überliefert wurde? Auch Jesus Christus hatte sich den unversöhnlichen Haß der Juden zugezogen, weil er ihre Laster brandmarkte und ihnen die himmlische Lehre

des Evangeliums predigte; weil er von Gott dem Vater durch unzählige Wunder ausgezeichnet und verherrlicht wurde, und er ihnen seine Größe und Herrlichkeit vorhersagte („Was machst du aus dir selbst?" Joh. 8, 53). 2) Joseph kommt als Sklave in das Haus des ägyptischen Putiphar, wo er mit Abscheu den sündhaften Antrag der ehebrecherischen Frau von sich weist. Erbittert, verleumdet ihn diese, und so wird ohne Verteidigung, ohne einen Laut der Klage der Unschuldige verurteilt und in Banden zwei andern Gefangenen beigesellt, von denen er einem dessen nahe Befreiung vorhersagt. — Christus wird gleich einem Missethäter ergriffen, in das Haus des jüdischen Hohenpriesters geführt und daselbst von der Synagoge, jener untreuen, ehebrecherischen Braut, wie die Propheten sie nennen, herausgefordert, es zu leugnen, daß er Gottes Sohn und der verheißene Messias sei. Da er standhaft ist im Bekenntnisse seiner Gottheit, werden falsche Zeugen gegen ihn berufen. Von allen verlassen, schändlich verraten, ohne den Mund zu einer Klage aufzuthun, wird Jesus Christus trotz seiner offenkundigen Unschuld verurteilt, inmitten zweier Mörder ans Kreuz geheftet, und in diesem Abgrunde von Schmach und Erniedrigung verspricht er dem reuigen Schächer den baldigen Besitz des Paradieses. 3) Nach fast dreijähriger Haft verläßt Joseph die Dunkelheit des Kerkers. Der König Pharao läßt ihn mit einem herrlichen Gewande und einer goldenen Kette schmücken, auf seinem Wagen fahren und durch einen Herold vor ihm herrufen, „daß alle vor ihm ihre Kniee beugeten und wüßten, daß er der Vorgesetzte vom ganzen Lande Ägypten sei" (1. Mos. 41, 43). — Nachdem Jesus Christus drei Tage lang in der Grabeshöhle geruht, geht er aus derselben hervor, angethan mit dem Gewande der Unsterblichkeit und von himmlischer Glorie umflossen. Gott der Vater setzt ihn zu seiner Rechten im Himmel, über jede Oberherrschaft und Gewalt und Macht; in seinem Namen sollen sich beugen alle Kniee „und alle Zungen bekennen, daß der Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters ist" (Phil. 2, 11). — Joseph ist alles in Ägypten unterworfen, außer Pharao, der ihn über alles gesetzt hat. Auch von Christus steht geschrieben, daß alles seinen Füßen unterworfen ist, ausgenommen der, welcher ihm alles unterworfen hat (1. Kor. 15, 26. 27). Wie bei Joseph, so dienten auch bei Christus alle Anschläge der Bosheit nur dazu, ihn auf den Thron der Herrlichkeit zu erheben. 4) Pharao änderte den Namen Josephs und nannte ihn den „Heiland der Welt". Und er war es auch; denn er rettete das Volk durch seine weisen Maßregeln vor dem Hungertode. — In weit vollkommnerem Sinne erfüllte aber der menschgewordene Sohn Gottes die Bedeutung des

Namens Jesus oder „Heiland", den er auf Gottes Geheiß bei seiner Beschneidung erhalten; denn ohne ihn entrinnt kein Adamskind dem ewigen Tode. Er ist es, der uns in seiner Kirche die ganze Fülle seiner unermeßlichen Gnadenschätze zu Gebote stellt und alle huldreichst einladet, sich mit denselben zu bereichern. Nicht mit irdischem Brote speist er seine Erlösten, sondern mit dem Brote Gottes, „welches vom Himmel herabgekommen ist und der Welt das Leben giebt" (Joh. 6, 33). Glücklich, durch Josephs Fürsorge dem Hungertode zu entgehen, sprach das Volk zu ihm: Unser Heil ist in deiner Hand, unser Herr sehe uns nur gnädig an, so wollen wir freudig dem Könige dienen. So sollen auch wir zum Heilande aus tiefstem Herzensgrunde sprechen: Unser Heil ist in deiner Hand; wolle nur unserer Missethat vergessen, in Gnaden uns aufnehmen, und mit Freuden soll unser ganzes Leben dem Dienste Gottes geweiht sein.

5) Das bisherige deutet hin auf das Verhältnis des Welterlösers zum ganzen Menschengeschlechte; das folgende aber bezieht sich nur auf das jüdische Volk in seinem Verhalten zu Jesus Christus, nachdem es ihn verworfen hat. — Während die Brüder Josephs infolge der ausgebrochenen Hungersnot anfangen zu darben, und sie ihn tot oder sich von ihm gänzlich vergessen wähnen, befindet sich dieser in Ägypten auf dem Gipfel der Macht und des Glanzes und fährt dessen ungeachtet fort, seine Brüder zärtlich zu lieben. Von Not gedrungen, kommen die Brüder zu Joseph, um Getreide zu kaufen; sie erkennen ihn aber nicht, obwohl sie ihn von Angesicht zu Angesicht schauen und seine Stimme vernehmen. Wie sich dieser ihnen zu erkennen giebt, ergreift sie beim Andenken an den schändlichen Verrat, den sie an ihm ausgeübt, starres Entsetzen. Joseph aber tröstet sie: „Fürchtet euch nicht, können wir Gottes Willen widerstreben? Ihr sannet Böses gegen mich, Gott aber wandte es zum Guten, so daß er mich erhob, wie ihr nun sehet, und viel Volk rettete" (1. Mos. 50, 19. 20). Er läßt sie teilnehmen an seinem Gastmahle, beschenkt sie reich, erfüllt ihr Herz mit unbeschreiblichem Jubel und ladet sie endlich ein, bei ihm in Ägypten zu wohnen. — Während Jesus Christus bereits sein himmlisches Reich in Besitz genommen und ihm unzählige, von seinen Gnadenschätzen bereicherte Völker und Nationen huldigen, schmachten die Juden, seine Brüder dem Fleische nach, in der bittersten Armut an geistlichen Gütern. Weil sie den Heiland verschmähten, so ist niemand, der ihnen das Brot des Lebens bricht, niemand, der ihnen das Wort Gottes verkündigt. Jesus Christus fährt aber dennoch fort, sie um ihrer Väter willen zu lieben und langmütig ihrer endlichen Bekehrung entgegenzuharren. Obwohl

die hl. Schrift, welche sie sorgfältigst aufbewahren, ihnen das Bild des Erlösers so lebhaft vor Augen stellt und so Herrliches von ihm erzählt, so ist er in Wirklichkeit ihnen dennoch fremd, sie erkennen ihn nicht. Und wenn am Ende der Zeiten die Schuppen ihnen von den Augen fallen und sie in Christo, den sie gekreuzigt, ihren Messias erkennen, so wird auch Furcht und Schrecken sie erfassen ob ihrer Missethat. Allein der Heiland wird sie voll der zärtlichsten Liebe aufnehmen, ihnen die erlittene Unbill verzeihen und sie trösten, wie es einst Petrus that: „Ihr Brüder, ich weiß, daß ihr es aus Unwissenheit gethan habet . . . Gott aber hat so erfüllt, was er durch den Mund aller Propheten vorhergesagt, daß sein Gesalbter leiden werde“ (Apgsch. 3, 17. 18), um so in seine Herrlichkeit einzugehen (Luk. 24, 26). Sie werden alsdann teil nehmen hienieden an den Gnaden und Segnungen der Erlösung und im Jenseits an der himmlischen Glorie, der unnennbaren Seligkeit Jesu Christi.(8)

c) Auf Josephs Einladung zog auch Jakob nach Ägypten und ließ sich dort mit seiner ganzen Familie häuslich nieder. Vor seinem Hinscheiden sprach derselbe die merkwürdige Weissagung aus, daß der Scepter (die Herrschergewalt) nicht weichen werde von dem Stamme seines Sohnes Juda, bis derjenige komme, der gesandt werden solle, auf den die Völker harren (1. Mos. 49, 10). Und wirklich wurde auch Christus nicht eher geboren, als bis ein Ausländer (Herodes) auf dem Throne der Könige von Juda saß.

Mehrmals war den Israeliten von Gott der Besitz Kanaans feierlich verheißen worden. Damit sie aber das Land „als eine würdige Wohnung der Kinder Gottes“ einnähmen (Weish. 12, 7), mußten vorher dessen gottlose Einwohner aus demselben vertilgt werden. Wie ehedem der gerechte Gott die lasterhaften Menschen durch die Sündflut und durch das Feuer vom Himmel strafte, so hatte er auch beschlossen, die Kanaaniter, welche selbst „ohne Barmherzigkeit ihre Kinder töteten“, um sie dem Moloch zu opfern (ebds. V. 5), zur Vergeltung ihrer Frevel dem Schwerte zu überliefern. Aber erst vierhundert Jahre nach der an Abraham ergangenen Verheißung sollte das strenge Gericht an ihnen vollzogen werden; denn der Herr wollte sie mit großer Langmut strafen und ihnen noch Zeit und Gelegenheit geben, von ihrer Bosheit abzustehen (ebds. V. 20). Um indessen die Israeliten vor der Gefahr zu schützen, durch das Zusammenwohnen mit den götzendienerischen Kanaanitern in deren Abgötterei zn geraten,

hatte Gott ihnen Ägypten zum einstweiligen Wohnsitze bestimmt. Es lag demnach im Plane der göttlichen Vorsehung, daß sich Jakob in Ägypten niederließ. Gott selbst hatte ihm befohlen, hinabzuziehen und verheißen, daß er ihn von dort als großes Volk wiederum zurückführen werde.

Getröstet und hoch erfreut über den wiedergefundenen Sohn, brachte der vielgeprüfte Erzvater seine letzten siebenzehn Lebensjahre glücklich in Gessen zu, einem schönen und fruchtbaren Lande, das Pharao ihm und seinen Söhnen eingeräumt hatte. Als er hochbetagt sich dem Tode nahe fühlte, beschied er Josef zu sich, segnete dessen zwei Söhne und gab ihnen gleiches Erbrecht mit seinen eigenen Kindern. Dem jüngern Ephraim jedoch verlieh er, nicht ohne höhere Bedeutung, den Vorzug vor Manasses. Die Kirchenväter sehen hier wiederum in dem ältern, Manasses oder „Vergessen" genannt, die Juden vorgebildet, welche den Messias verwerfen und ihres Gottes vergessen werden; in dem jüngern aber, der Ephraim hieß, d. h. „der Fruchtbare", erblicken sie ein Vorbild der bei weitem zahlreicheren Christenheit, welche die bevorzugte Stelle des auserwählten Volkes einnimmt. Hierauf versammelte er auch seine andern Söhne um sich, erteilte einem jeden den väterlichen Segen und, erleuchtet vom hl. Geiste, enthüllte er ihnen ihre zukünftigen Schicksale. Den größten Segen erhielten nicht die drei erstgeborenen Söhne Ruben, Simeon und Levi, die alle sich schwer vergangen und dadurch ihrem Vater den bittersten Kummer verursacht hatten, sondern Juda, der Viertgeborene. „Juda", sprach er gottbegeistert zu ihm, „dich werden deine Brüder loben. Deine Hand wird sein auf dem Nacken deiner Feinde, vor dir werden sich beugen die Söhne deines Vaters. Ein junger Löwe ist Juda . . . Wer reizt ihn auf? Es wird der Scepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Lenden, bis der kommt, so gesandt soll werden, auf den die Völker harren." (1. Mos. 49, 8—11). Dieser von allen Völkern Erwartete ist kein anderer als der Heiland Jesus Christus, der, dem Fleische nach aus Juda stammend, die Huldigung und Anbetung des Himmels und der Erde empfängt; der siegreich wie ein Löwe über Tod und Hölle triumphirte, daher in der geheimen Offenbarung (5, 5) „der Löwe vom Stamme Juda" genannt wird, und der erschien, um den geistlichen Scepter zu erheben, als durch den Fremdling Herodes der weltliche Scepter Judas Händen entrissen war. (Die Erkl. s. I. Bd. S. 405.) — Siebenzig Tage lang beweinte Ägypten den Tod Jakobs. Als die Trauerzeit vorüber war, zog Joseph mit seinen Brüdern, mit allen Würdenträgern des königlichen Hofes und den Vornehmsten des Landes nach Kanaan,

um den Leichnam seines Vaters in der Gruft seiner Ahnen beizusetzen, wie es dieser vor seinem Tode befohlen hatte.

Rückblick auf die Geschichte von Adam bis Moses.

Deren Wahrheit bestätigt durch die Traditionen der Völker. — Deren höhere Bedeutung.

Wir sind nun beim Abschlusse der ersten Periode der Religionsgeschichte angelangt; einer Geschichte, welche bis ins graueste Altertum, bis zum Anfang der Zeiten hinaufreicht. Ihre Wahrheit ist uns durch die älteste, ehrwürdigste Urkunde verbürgt. Denn kein noch so altes Geschichtsbuch irgend einer Nation, sei es der Griechen und Römer oder der Chinesen, Chaldäer, Indier und Ägypter läßt sich mit dem hebräischen an Alter und innerm Werte, an Wahrheit und Bedeutsamkeit des Inhaltes vergleichen. Unter allen schriftlichen Zeugnissen, die uns Nachricht über die älteste Weltgeschichte geben, ist jenes des Moses das einzige von Anbeginn der Welt bis auf seine Zeit durch alle Jahrhunderte ununterbrochen fortlaufende, das einzige, das, geschrieben unter dem Beistande des heil. Geistes, in den Denkmälern der Vorzeit, in den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen seine unleugbare Bestätigung findet.*) Aber nicht bloß die Wissenschaft erhebt ihre Stimme, um für die Wahrheit der Mosaischen Erzählung Zeugnis abzulegen. Fragen wir nur einmal sämtliche Heidenvölker alter und neuer Zeit über die ersten Weltbegebenheiten, stellen wir ihre Aussagen zusammen, wählen wir aus der mannigfaltigen fabelhaften Zuthat das, worin alle übereinstimmen, und wir haben die Mosaische Erzählung in all ihren Hauptzügen: die Einheit Gottes, die Erschaffung der Welt, das Paradies, den Sündenfall, die Verheißung des Erlösers, den Brudermord, das böse Riesengeschlecht, die Sündflut, den Bau des babylonischen Turmes, die Sprachverwirrung und die Zerstreuung der Völker.**) Woher nun diese Übereinstimmung? Sie kann ihren Grund nicht in leeren Träumen haben, sondern nur in der Wahrheit der Begebenheiten oder in der Uroffenbarung,

---

*) „Diese alte, ehrwürdige Urkunde", sagt Fichte (Naturrecht 1. Tl. S. 32), „enthält die tiefsinnigste, erhabenste Weisheit und stellt Resultate auf, zu denen alle Philosophie am Ende doch wieder zurück muß"; und Graf de Las-Cases (Atlas historique): „Moses beherrscht die Generationen und die Jahrhunderte wie eine unvergängliche Säule der Wahrheit"; und Roux-Lavergne: „Die Naturwissenschaften können nichts anders thun als um die Ehre wetteifern, der Erzählung Moses Zeugnis zu geben."

**) S. Lüken Traditionen des Menschengeschlechtes. — Selbstverständlich beziehen sich diese allgemeinen Traditionen nur auf jene Begebenheiten, die vor der Trennuug des Menschengeschlechtes stattfanden.

die sich durch alle Jahrhunderte vom Vater bis auf die spätesten Enkel forterbte. Denn unmöglich konnten so unzählige, nach allen vier Winden zerstreute Völker etwa zufällig auf dieselben Träumereien oder Phantasiegebilde geraten. — So treffen wir allenthalben, um nur einiges als Beleg des Gesagten anzuführen, Spuren von einem frühern Glauben an einen Gott, von dem alles das Dasein hat. „Es ist", sagt Aristoteles (V. d. Welt, K. 6), „eine alte überlieferte Sage bei allen Menschen, daß alle Dinge von Gott herkommen, und daß sie durch Gott bestehen." Ebenso begegnen wir bei vielen Nationen sowohl der alten als der neuen Welt der Sage, daß der erste Mann aus Erde, das Weib aber aus einem Knochen des Mannes gebildet wurde, daß die Menschen anfänglich in einem herrlichen Lustgarten das goldene Zeitalter verlebten, aber infolge eines Vergehens in das namenlose Elend des eisernen Zeitalters gerieten. Selbst das Weib als Verführerin des Mannes, die Anreizungen des bösen Schlangendämons, der Genuß der verbotenen Frucht, die Wißbegierde als Ursache der Sünde und der Verbannung aus dem Paradiese, die Strafen der Sünde und der Fluch, welcher nun vom Tage der Geburt bis zum Tode auf jeglichem Menschenkinde lastet: alles dieses taucht in den heidnischen Sagen, wenn auch vielfach getrübt und entstellt, dennoch unverkennbar wieder auf. Zugleich tritt aber auch die Weissagung an den Tag, daß am Ende eines langen Zeitraumes, nachdem die Bosheit ihren höchsten Grad würde erreicht haben, das eiserne Weltalter aufhören werde. Ein mächtiger, weiser Held und König, entsprossen aus dem Samen des ersten Weibes, aber zugleich von himmlischer Abkunft, werde dann erscheinen, um dem bösen Schlangen-Dämon das Haupt zu zertreten und aufs neue ein Zeitalter des Glückes und der Unschuld zu begründen. — Was die Sündflut betrifft, so ist wohl kaum ein Völkchen, in dessen Sagen nicht das Andenken an dieselbe fortlebte. Die Phrygier verewigten es sogar in Denkmünzen, deren vor nicht sehr langer Zeit noch eine Anzahl aufgefunden wurde. Auch einzelne Umstände der Sündflut treten uns in den Überlieferungen verschiedener Völker entgegen. So lassen die Babylonier den „Rettungskasten nach gesunkener Flut auf einer Bergspitze Armeniens" ruhen. Der indischen Sage gemäß ermahnte der Herr des Weltalls vor dem Ausbruche der Flut den frommen König, der vor seinen Augen Gnade gefunden, „allerlei Kräuter und Samen mit sich zu nehmen und in Begleitung von sieben Heiligen, umgeben mit Paaren unvernünftiger Tiere in die große Arche zu gehen", und „als die Flut zu Ende war, stiegen die acht Personen aus dem Schiff und beteten Gott an." Die alten Celten hielten ihren Stammvater,

der jener Überschwemmung entronnen war, für einen „Ackersmann und Erfinder des Weines“, und zahlreiche amerikanische Stämme erzählen, wie aus der Arche verschiedene Tiere ausgesendet wurden, um das Abnehmen der Wasser zu erforschen. — Ähnliche Belege ließen sich anführen aus den Sagen der alten und neuen Welt über den Turmbau, die Sprachverwirrung und die Teilung der Völker.

Aber nicht bloß die Wahrheit der Begebenheiten haben wir ins Auge zu fassen, sondern auch ihre hohe Bedeutung. Die biblische Geschichte von Adam bis Moses ist die Geschichte der ersten Offenbarungen Gottes an die Menschheit, als solche die älteste Grundlage des Christentums. Wir sehen in derselben Gott mit der Menschheit verkehren, mit ihr einen feierlichen Bund schließen, ihr einen Erlöser und Heiland verheißen, in dem alle Völker der Erde gesegnet sein werden. Schon ist der Stammvater bezeichnet, von dem der Erlöser entsprießen, die Nation, unter welcher er auftreten, die Zeit, wo er erscheinen wird. Schon erblicken wir ihn, aber nur im Spiegel, gleichsam rätselhaft: in Adam als den Stammvater eines neuen Geschlechtes, in Abel unschuldig getötet, in Noe die Welt vom Untergange rettend, in Melchisedech als Hohenpriester, in Isaak als freiwilliges Opfer, in Joseph anfangs verfolgt und verkauft, dann als Heiland der Welt verherrlicht und angebetet. Im Glauben an die göttliche Verheißung pilgerten die Erzväter als Fremdlinge auf Erden und erreichten so die ewige Heimat. Das göttliche Wort verschmähend, um ihre eigenen Wege zu gehen, wandelten die heidnischen Völker dem ewigen Verderben zu. Von Anbeginn der Zeiten ist demnach den Menschen der Weg des Heiles kund gethan, der Glaube an Gott und denjenigen, den er in die Welt gesandt hat. Darum spricht Jesus Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh. 14, 6).

II. Von Moses bis zur Geburt des Welterlösers.

1. Von Moses bis Saul.

(Ungefähr 1500—1095.)

Mosis Beruf und Wundergabe. — Osterlamm.

9. a) **Nach Josephs Tode wurden die Israeliten zu einem großen Volke, mußten aber von den Ägyptern die härteste Knechtschaft erdulden, bis endlich Gott dem Moses in einer Feuerflamme mitten aus einem Dorn-**

busche erschien und ihm den Auftrag gab, die Kinder Israels nach Kanaan zurückzuführen. (1500 v. Chr.)

„Die Söhne Israels“, berichtet die hl. Schrift (2. Mos. 1, 7), „wuchsen und mehrten sich, als sproßten sie aus der Erde hervor, und wurden sehr stark und erfüllten das Land“ Gessen. Diese erstaunliche Vermehrung eines fremden Volkes, das binnen weniger Jahrhunderte zu einer Nation von dritthalb Millionen Seelen heranwuchs und beim Auszuge aus Ägypten 600 000 waffenfähige Männer zählte, setzte den neuen König Pharao und sein Land in Schrecken. In blindem Eifer für die Sicherheit seiner Herrschaft, faßte er den unmenschlichen Plan, das von Gott sichtbar gesegnete Volk durch harte, grausame Behandlung gewaltsam zu unterdrücken. Daher verwendet er sämtliche Israeliten zu öffentlichen Bauten und bürdet ihnen unerhörte Lasten auf. Herzlose Fronvögte treiben das mißhandelte Volk zur Arbeit an; um dessen Macht desto sicherer zu brechen, ergeht von Pharao der Befehl, alle neugebornen Knäblein der Israeliten in den Nilfluß zu werfen. In ganz Ägypten ertönt deren Weheklage und Ruf nach Hilfe; allein die Peiniger bleiben ungerührt. Für Israel giebt es in Ägypten keine Gerechtigkeit; niemand ist, der ihm sein hartes Los erleichterte. — Solch grenzenloses Elend brach auf göttliche Zulassung über die Nachkommen Abrahams herein, damit sie in der Folge dem Gott ihrer Väter, dem erbarmungsreichen Retter aus der schweren Bedrängnis, um so freudiger dienten, und damit auch wir Christen aus diesem schwachen Vorbilde erkännten, wie unerträglich und schrecklich die Knechtschaft Satans sei, in die uns die Sünde gestürzt, und aus der uns Jesus Christus erlöst hat. Denn auch hier finden die Worte des hl. Paulus (1. Kor. 10, 6) ihre Anwendung: „Dies ist uns zum Vorbilde geschehen“, d. h. zur Belehrung über die von Gott zu unserem Heile getroffenen Vorkehrungen.

Wie nämlich der Allerhöchste der Menschheit, die der höllische Geist in Banden hielt, sich erbarmte und ihr in der Fülle der Zeit einen Erlöser sandte, so erweckte er auch für Israel anderthalb Jahrtausende vorher einen Befreier aus der Sklaverei des tyrannischen Pharao. Moses aus dem Stamme Levi war vom Herrn zu dem großen Werke ausersehen. Schon in seinen ersten Erlebnissen zeigt sich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Weltheilande. 1) Durch einen Befehl des gottlosen Herodes sind alle Knäblein in und um Bethlehem dem gewaltsamen Tode geweiht; nur der neugeborne Heiland entrinnt durch göttliche Fügung dem Blutbade. So wird auch Moses vom Untergange in den Fluten des Nil, den Pharao über alle neugebornen Knäblein

der Israeliten verhängte, wunderbar gerettet. 2) Wie Christum die Herrlichkeit seines himmlischen Thrones nicht abhielt, auf diese Erde herniederzusteigen und aus Liebe zu den unglücklichen Menschen namenlose Schmach und die bittersten Leiden auf sich zu nehmen, so hielten auch den Moses all der Glanz und Reichtum des ägyptischen Hofes, in deren Mitte er aufgewachsen, nicht ab, das Los seiner verfolgten und verachteten Brüder zu teilen. Ihm spendet der heil. Paulus das große Lob: „Im Glauben verneinte Moses, als er groß geworden, daß er ein Sohn der Tochter des Pharao sei, und wollte lieber mit dem Volke Gottes Drangsal leiden, als zeitliche Freuden der Sünde haben. Für größern Reichtum als die Schätze Ägyptens hielt er die Schmach Christi; denn er sah auf die Vergeltung" (des Himmelreiches) (Hebr. 11, 24—26). 3) Wie Christus, so kam auch Moses zu den Seinen und „glaubte", wie der hl. Stephanus bezeugt (Apgsch. 7, 25), „seine Brüder würden merken, daß Gott durch seine Hand ihnen Heil verschaffen wolle, aber sie merkten es nicht", und mißkannt zog er nach dem Lande Madian, wo er 40 Jahre lang die Schafe Jethros, seines Schwiegervaters, hütete. 4) Der menschgewordene Gottessohn geht hervor aus dem Dunkel seines verborgenen Lebens, voll göttlicher Weisheit und ausgerüstet mit Wunderkraft, um sein Werk, die Erlösung des Menschengeschlechtes, zu vollführen. Moses zieht aus seiner Verborgenheit in der Wüste nach Ägypten, um den großen Auftrag zu erfüllen, den ihm Jehovah von dem brennenden Dornbusche aus gegeben. Im Gefühle seiner Schwäche hatte er zwar um Abwendung dieser Last gefleht; allein der Allerhöchste rüstete ihn aus mit höherer Weisheit und verlieh ihm die Macht, vor Pharao und ganz Ägypten die größten Wunder und Zeichen zu thun.

b) Allein Pharao, der ägyptische König, wollte sie (die Israeliten) nicht ziehen lassen. Da sandte der Allerhöchste schreckliche Plagen über Ägypten und zuletzt einen Engel, der alle Erstgebornen der Ägypter in einer Nacht tötete.

Wie ihm der Herr geboten, trat Moses mit seinem Bruder Aaron vor den König und teilte ihm den göttlichen Befehl mit, daß er das Volk Israel in die Wüste ziehen und daselbst seinem Gott opfern lasse. Anstatt aber dem Willen des Herrn zu willfahren, verstockte Pharao sein Herz. „Wer ist der Herr", ruft er trotzig aus, „daß ich seine Stimme hören und Israel ziehen lassen soll? Ich kenne den Herrn nicht" (2. Mos. 5, 2). Nun soll Pharao und ganz Ägypten erfahren, wer der Herr sei. Auf

Mosis Wort verwandelt sich der Stab in eine Schlange, und beim Ausstrecken des Wunderstabes wird alles Wasser in Ägypten zu Blut; Frösche bedecken das ganze Land: zahllose Mücken, aus dem Staub der Erde hervorgegangen, peinigen Menschen und Tiere; selbst die boshaften Zauberer bekennen jetzt ihre Ohnmacht und sprechen: „Das ist der Finger Gottes!" (2. Mos. 8, 19.) Allein Pharao bleibt verhärtet. Es kommen ungeheure Fliegenschwärme; eine bösartige Viehseuche richtet ihre Verheerungen an; es quälen Pestbeulen und Geschwüre die Ägypter; ein fürchterliches Hagelwetter zerschlägt unter Blitz und Donner alles Lebende auf dem Felde, eine Flut von Heuschrecken macht aus Ägypten eine kahle Einöde, eine grauenhafte Finsternis ängstiget drei Tage lang Ägyptens Einwohner. Doch sobald auf Mosis Gebet die erschrecklichen Plagen verschwunden sind, ist Pharaos Herz verstockter denn zuvor. Erst die zehnte und entsetzlichste Plage soll dessen Starrsinn brechen. Es sprach nämlich der Herr zu Moses: „Um Mitternacht werde ich (durch meinen Engel) ausgehen nach Ägypten: und es soll alle Erstgeburt sterben im Lande der Ägypter, vom Erstgebornen Pharaos, der auf seinem Throne sitzt, bis zum Erstgebornen der Magd. . . . Und es wird ein großes Geschrei sein im ganzen Lande Ägypten, desgleichen zuvor nicht war, noch fernerhin sein wird" (2. Mos. 11, 4—7). Und so geschah es.

c) Den Israeliten aber nahete der Würgengel nicht, weil sie ihre Hausthüren besprengt hatten mit dem Blute des Osterlammes, welches sie auf Gottes Geheiß in derselben Nacht aßen.

Es war dies eine Vorbedeutung, wie einst die Menschen vom ewigen Tode sollten gerettet werden durch das Blut Jesu Christi, des wahren, göttlichen Osterlammes, das wir im heiligen Abendmahle genießen.

Indem Jehovah dem Moses kund that, daß er Ägypten durch den Würgengel heimsuchen werde, eröffnete er ihm zugleich, wie sich das auserwählte Volk vor dieser Plage zu schützen habe. Der Herr sprach zu Moses (2. Mos. 12): Am zehnten Tage dieses Monats nehme jeder ein Lamm, je nach Familien und Häusern; es sei ohne Fehl, männlich und einjährig. Dasselbe bewahret auf bis zum vierzehnten Tage dieses Monats; dann soll es am Abende die ganze Gemeinde der Söhne Israels schlachten. Und sie sollen von seinem Blute nehmen und es an die beiden Thürpfosten und an die Oberschwelle ihrer Häuser streichen, in welchen sie es essen. Sie sollen das Fleisch essen in derselben Nacht, gebraten am Feuer, und dazu ungesäuerte Brote mit wildem Lattich. Kein Fremdling

soll davon essen, und kein Bein soll ihm zerbrochen werden. Die Lenden umgürtet, die Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand, sollet ihr es eilig essen, denn es ist Pascha (d. h. Vorübergang) des Herrn. Denn ich werde in derselben Nacht durch das Land Ägypten gehen und töten alles Erstgeborne in Ägypten, vom Menschen bis zum Vieh, und an allen Göttern Ägyptens werde ich Gericht halten, ich der Herr. Das Blut an den Häusern aber wird euch zum Zeichen sein, daß ihr darin seid, und wo ich das Blut sehe, gehe ich an euch vorüber, und soll die verderbende Plage nicht unter euch kommen. — Das zu opfernde Lamm, das Osterlamm genannt, ist samt allen Ceremonien, unter denen es geschlachtet und genossen wurde, ein deutliches, unverkennbares Vorbild Jesu Christi, der am Kreuze sich für uns opferte und sich uns in der hl. Kommunion zu einem himmlischen Gastmahle hingiebt. Die hl. Schrift selbst liefert dafür den Beweis. Der hl. Johannes der Täufer nennt Christum das „Lamm Gottes"; von ihm bemerkt der hl. Paulus ausdrücklich: „Unser Osterlamm Christus ist geopfert worden" (1. Kor. 5, 7), und in der geheimen Offenbarung wird uns Christus dargestellt als das getötete Lamm, durch dessen Blut der Satan überwunden ward, und wir von unsern Sünden rein gewaschen wurden.* Die Ähnlichkeit des vorbildlichen mit dem göttlichen Lamme tritt besonders hervor in folgenden Zügen. 1) Das zu opfernde Lamm mußte einjährig sein und stellte so die Blüte des Alters vor, in welchem Christus getötet wurde. 2) Ein makelloses Lamm wurde ausgewählt, um hinzudeuten auf Jesus, das unbefleckte und tadellose Lamm Gottes (1. Petr. 1, 19). 3) Das Blut des Lammes ward an die Thüre gesprengt, das Fleisch mußte am Feuer gebraten, und dem Lamme durfte kein Bein zerbrochen werden. Auch der Heiland vergoß all sein kostbares Blut, das Feuer des brennendsten Schmerzes durchdrang seinen allerheiligsten Leib, und während den beiden Schächern die Beine gebrochen wurden, geschah dies bei Jesus nicht, „damit die Schrift erfüllt würde", wie der hl. Evangelist Johannes ausdrücklich bemerkt (19, 36). 4) Nur die Häuser der Israeliten, welche ihre Thüren mit dem Blute des Lammes bezeichnet hatten, blieben vom Tode verschont. Ebenso entgeht keiner dem ewigen Tode, dem nicht die Verdienste des

*) Schon der Text des hl. Johannes (19, 36) reicht hin, jeden Zweifel über die vorbildliche Bedeutung des jüdischen Osterlammes zu beseitigen. — Welchen andern Zweck konnte auch wohl die verordnete Besprengung mit Blut haben? Mit Recht fragt der hl. Justin (Gespr. mit Tryph. n. 111): „Hätte sich etwa Gott geirrt (als er vorüberging, die Ägypter zu schlagen), wenn nicht dieses Zeichen an den Thürpfosten gewesen wäre?"

kostbaren Blutes Jesu Christi zugewendet worden. 5) Wie das jüdische Osterlamm nur im Hause der jüdischen Familie, so wird auch beim hl. Abendmahl das Fleisch des Gottmenschen nur in der katholischen Kirche genossen, welche die wahre Familie des himmlischen Vaters ist. Wer nicht zu dieser Familie gehört, ist ausgeschlossen vom göttlichen Gastmahle. 6) Bei diesem herrlichen Mahle sollen uns Christen die ungesäuerten Brote die Unschuld und Reinheit unserer Gesinnung bedeuten, der bittere Lattich aber die Abtötung des Fleisches und die Zerknirschung des Herzens. 7) Daß die Israeliten reisefertig und in Eile das Osterlamm verzehren mußten, sinnbildet, daß wir zum Tische des Herrn gehen sollen mit einem Herzen, das losgeschält von den Gütern und Freuden dieser Welt, sein Sinnen und Trachten nur nach dem Himmlischen richtet, wo uns Erdenpilger das wahre, ewige Vaterland erwartet. — Zum ewigen Andenken an die wunderbare Rettung und zum immerwährenden Danke für dieselbe sollte von Israel alljährlich das feierliche Osterfest begangen, und fortan alles Erstgeborne von Menschen und Tieren dem Herrn geheiligt werden. Hierin liegt auch die nachdrücklichste Aufforderung an uns Christen, die wir durch die Erlösung von der Strafe der ewigen Verdammnis unvergleichlich Größeres erlangt haben, nie und nimmer das Andenken an diese unendliche Wohlthat unserem Gedächtnisse entschwinden zu lassen und aus schuldiger Dankbarkeit unser ganzes Leben dem Herrn zu weihen, auf daß es sich gleich einem Gott wohlgefälligen Brandopfer zu dessen Verherrlichung verzehre.

Durchzug der Israeliten durch das rote Meer.

10. Hierauf ließ Pharao die Israeliten ziehen. Bald aber gereute es ihn. Eiligst versammelte er seine Kriegsscharen und setzte den wehrlosen Israeliten nach. Diese fleheten voll Angst und Schrecken zu Gott um Hilfe. Da streckte Moses auf Gottes Befehl seinen Stab über das rote Meer; und sieh, das Meer teilte sich vor ihnen. Wie Mauern stand rechts und links das Wasser, und trockenen Fußes zogen sie hindurch. Pharao eilte wütend nach, mitten hinein ins Meer; allein plötzlich schlugen die Fluten, indem Moses seinen Stab nochmals über sie ausstreckte, wieder zusammen und begruben den Pharao mit seiner ganzen Heeresmacht. (9)

Während das Blut des Osterlammes auf unsere Erlösung durch das Blut Jesu Christi hindeutet, liegt im Durchzuge durch das rote Meer ein treffendes Sinnbild der hl. Taufgnade.

Hätte Israel das rote Meer nicht durchschritten, so wäre es auch nach der Feier des Osterlammes unter dem Joche des tyrannischen Pharao geblieben; auf gleiche Weise hätte auch uns das Erlösungsopfer des göttlichen Lammes nicht der Knechtschaft des Satans entrissen, wäre uns nicht die Gnade der hl. Taufe zu teil geworden. Unzweifelhaft erweist sich der Durchgang durch das rote Meer als Vorbild der christlichen Taufe aus den Worten des hl. Paulus an die Korinther (1. Kor. 10, 1. 2): „Ich will euch nicht vorenthalten, Brüder, daß unsere Väter alle durch Moses in der Wolke und in dem Meere getauft wurden", d. h. auf vorbildliche Weise die Taufe Christi empfingen. Der Auslegung der Kirchenväter zufolge sinnbildet Moses den göttlichen Heiland, dessen Stab das hl. Kreuz, Pharao den Teufel, die Wolke den hl. Geist, das Meer die Taufe.*) „Moses", sagt der hl. Augustin (üb. Ps. 72), „befreit das unterjochte Volk aus der Hand der Ägypter, und unser Herr Jesus Christus befreit uns aus der Knechtschaft der Sünde. Israel geht durch das rote Meer, und wir durch die hl. Taufe; das rote Meer verschlingt alle Feinde jenes Volkes; desgleichen tilgt die Taufe alle unsere Sünden" und befreit uns somit aus der Botmäßigkeit des Teufels, „dessen Herrschaft ja nur auf unsere Sünden gebaut ist." „Und bemerket wohl, geliebteste Brüder", spricht anderswo**) derselbe Kirchenlehrer, „das Volk Gottes entrinnt nicht der Gewalt des Pharao, es sei denn, daß der Stab über dem Meere sich erhebt; ebenso war das christliche Volk auf ewig verloren, wäre nicht das hl. Kreuz erhöhet worden." Wirklich ist es das heil. Kreuz, welches dem Wasser die geheimnisvolle Kraft erteilt, die Sünde zu vernichten und den Teufel zu besiegen. Aber auch in der Wolke, welche den Israeliten bei ihrem Zuge durch das Meer voranging, erblicken wir mit gutem Grund den hl. Geist. Dazu berechtigt uns schon der Umstand, daß den Worten Jesu gemäß die Taufe gespendet wird „im hl. Geiste und im Wasser" (Joh. 3, 5), nach dem Ausdrucke des hl. Paulus aber (a. a. O.) die Väter getauft worden sind „in der Wolke und im Meere." Wie nämlich die Wolkensäule durch kühlen Schatten bei Tag die glühende Sonnenhitze mäßigte und die Nacht durch ihren Glanz erleuchtete, so dämpft auch der hl. Geist, welcher in der Taufe mit seiner Gnade auf uns herniedersteigt, die Hitze der Begierlichkeit und leuchtet uns auf dem dunkeln Pfade dieses Lebens.

Zur Vollendung des Vergleiches zwischen dem Vorbilde und dem Vorgebildeten bleibt noch zu bemerken, daß Gott das Volk

---

*) Siehe Theodoret üb. 2. Mos. Fr. 27.

**) In append. Rede 24, welche auch dem Origenes zugeschrieben wird.

Israel nur aus freier, erbarmungsvoller Liebe „aus dem Hause der Knechtschaft führte“ (5. Mos. 7, 8), gleichwie er auch uns aus unverdienter Huld und Gnade durch die Taufe vom ewigen Untergange gerettet hat. Denn, sagt der Apostel (Tit. 3, 5), „nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan, sondern nach seiner Barmherzigkeit hat er uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des hl. Geistes.“ Mögen wir daher nie mehr zur Knechtschaft der Sünde, von der wir erlöst worden, zurückkehren, sondern die unschätzbare Gnade der hl. Taufe bis zum Tode treu bewahren! Dann werden auch wir dereinst vor dem Throne des Lammes in den Jubelgesang des Himmels einstimmen, in jenes Lied, das jetzt nach errungenem Siege über die Feinde des Heiles die Scharen der Seligen dem Herrn in alle Ewigkeit singen. Denn gleichwie Moses und die Söhne Israels nach Pharaos Niederlage sangen und sprachen: „Lasset uns singen dem Herrn; denn glorreich ward er verherrlicht, Rosse und Reiter warf er ins Meer“ (2. Mos. 15, 1), so hörte auch Johannes die sieggekrönten Chöre der Seligen im Himmel „das Lied Mosis, des Dieners Gottes, und das Lied des Lammes“ singen und sprechen: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaft sind deine Wege, König der Ewigkeiten. Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen?“ (Offb. 15, 3. 4.)

Israels Reise durch die Wüste. (Wolkensäule. Bitteres Wasser. Manna. Wasser aus dem Felsen. Sieg über die Amalekiter.) — Gesetzgebung auf Sinai und Bestätigung des Bundes. (Bedeutung des Ceremonialgesetzes, insbesondere der Opfer und des Versöhnungsfestes. Bemerkung über die bürgerliche Verfassung.) — Israels Götzendienst. — Mosis Fürbitte.

11. a) **Die Kinder Israels mußten nun durch eine große Wüste ziehen und kamen an den Berg Sinai.**

Mit starker Hand hatte zwar der Herr sein Volk aus Ägypten geführt und sich verherrlicht an dessen gottlosen Einwohnern; aber nicht alsogleich durfte Israel Besitz ergreifen von dem herrlichen, seit Jahrhunderten ihm verheißenen Lande. Unter vielen Beschwerden und Entbehrungen mußte es vorher die öde Wüste von Arabien durchwandern, die zwischen Ägypten und Palästina liegt. Dieser Zug durch die Wüste bedeutet nach der einstimmigen Aussage der Väter unsere Pilgerschaft auf Erden, die wir nach erhaltener Taufe beginnen und fortsetzen müssen unter zahlreichen Kämpfen und Leiden, bis wir in unserm ersehnten Vaterlande, dem Himmel, angelangt sind. Auch alles, was sich während der langen Wanderung mit dem auserwählten Volke zutrug, bildet

gleichsam eine geheimnisvolle Schilderung des geistigen Eroberungszuges der Christenheit nach ihrem gelobten Lande, dem Himmelreich. Dieses drückt der hl. Augustin (üb. Ps. 72) mit den Worten aus: „Alles, Brüder, was jenes Volk in der Wüste erduldet, und was Gott ihm verliehen; alle die Züchtigungen, die Gnadenerweisungen waren Vorbedeutung desjenigen, was uns, die wir in Christo wandeln und nach der Heimat streben, in der Einöde dieses Lebens beschieden wird, sei es zu unserem Troste, sei es zur Prüfung.“ Diesen Ausspruch des hl. Lehrers bestätigen auffallend die göttlichen Wohlthaten, welche den Israeliten schon auf ihrem Zuge bis zum Berge Sinai zu teil wurden.

In diesen unermeßlichen, unbewohnten Sandwüsten, wo dem Volke Israel keine Straße und kein Pfad den Weg zeigte, zog stets jene Wolken- und Feuersäule, welche es durch das rote Meer geleitet hatte, vor ihm her. So ist auch den Kindern der Kirche der hl. Geist Führer und Beschützer auf der beschwerlichen und gefahrvollen Reise nach dem Himmel. — Nachdem die Kinder Israels drei Tagreisen weit in die wasserlose Wüste hineingezogen waren, kamen sie zu dem Wasser von Mara. Anstatt jedoch in ihrem glühenden Durste hier eine labende Quelle anzutreffen, fanden sie nur ekelhaft bitteres Wasser. Um der großen Not abzuhelfen, warf Moses auf Befehl des Herrn ein Holz in das Wasser, und es ward süß. In diesem Holze erkennen die hl. Väter die Kraft des Kreuzes Christi, welches alle Bitterkeiten des Lebens versüßt. Sehr passend bemerkt hierzu der hl. Gregor von Nyssa (über das Leb. Mos.): „Wer den Wollüsten Ägyptens, denen er zuvor frönte, entsagt hat, dem deucht ein Leben, das jener Genüsse entbehrt, bitter und herbe. Sobald aber das Holz die Wasser berührt, d. h. das Kreuz des Erlösers dem Geiste sich einprägt, wird solch ein Leben durch die Gnade Christi süßer und angenehmer als alle Freuden und Vergnügungen dieser Welt.“

Als nach einiger Zeit das Volk bei eintretendem Brotmangel in der kahlen Wüstenei keine Nahrung fand und nun wider Moses und den Herrn murrte, versprach Gott, am Morgen ihm Brot zur Sättigung zu geben. Und wirklich sahen die Israeliten am folgenden Morgen den Erdboden mit Manna wie mit Reif bedeckt. Sie beeilten sich, dieses Himmelsbrot zu sammeln, aßen und sättigten sich. Doch war dasselbe noch nicht das wahre, sondern nur ein Vorbild des wahren, lebendigen Himmelsbrotes, welches wir erst vom göttlichen Weltheilande empfangen sollten. Darum sprach Jesus (Joh. 6) zu den Juden: „Nicht Moses hat euch das Brot vom Himmel gegeben“, sondern ich gebe euch „das wahre Brot vom Himmel“; dasselbe „ist mein Fleisch für

das Leben der Welt." In mannigfacher Beziehung ist das Manna ein Vorbild des göttlichen Himmelsbrotes, des allerheiligsten Altarssakramentes. 1) Das Manna regnete täglich vom Himmel auf die Erde herab, den Israeliten zur Speise; Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, steigt alle Tage vom Himmel hernieder auf unsere Altäre, um unsere Seele unter Brotsgestalt zu nähren. 2) Den Israeliten ward das Manna gegeben, erst nachdem sie durch das rote Meer gegangen, und sie in der Wüste dem gelobten Lande zupilgerten. Die hl. Eucharistie wird nur jenen gereicht, welche nach erhaltener Taufe durch die Wüste dieses Lebens wallen, um das himmlische Vaterland zu erreichen. 3) Das Manna erhielt dem Volke Israel das natürliche, das allerheiligste Sakrament hingegen erhält und stärkt unser übernatürliches Leben — mit dem wichtigen Unterschiede jedoch, daß jenes nicht dem Tode wehrte, dieses aber die Seele zum ewigen Leben nährt und dem Leibe den Keim der Unsterblichkeit verleiht: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." 4) Wie das Manna seine nährende Kraft so lange besaß, als dessen äußere Gestalten andauerten, so bleibt auch Christus mit Gottheit und Menschheit so lange im hh. Altarssakrament gegenwärtig, als die Gestalten vorhanden sind. 5) Wie beim Manna der merkwürdige Umstand eintraf, daß der, welcher mehr oder weniger gesammelt hatte, als geboten war, beim Messen doch nicht mehr oder weniger fand: ebenso empfängt bei der hl. Kommunion jeder gleich viel, d. h. den ganzen Christus. 6) Die hl. Schrift bezeichnet das Manna (Weish. 16, 20. 21) als eine Speise der Starken, die alle Annehmlichkeit und jeglichen Geschmackes Süßigkeit in sich hatte und die Zärtlichkeit offenbarte, welche Gott zu seinen Kindern trug. Wer sieht nicht, in welch unendlich vollkommnerem Sinne all dieses vom hl. Altarssakramente gilt, welches die lebendige Quelle aller himmlischen Gnaden und Segnungen, die Fülle süßester Freuden und Tröstungen in sich birgt, in welchem Gott ganz besonders die Zärtlichkeit seiner überschwenglichen Liebe zu uns kund giebt? Und diese herrlichen Vorzüge werden wir um so reichlicher uns zu eigen machen, sie werden um so köstlichere Früchte der Gottseligkeit in uns hervorbringen, je lebendiger der Glaube, je zuversichtlicher die Hoffnung, je inniger und glühender die Liebe ist, womit wir uns diesem hocherhabenen Sakramente nahen. 7) Gleichwie die irdisch gesinnten Juden, die es nach den Fleischtöpfen Ägyptens gelüstete, über das Manna klagten: „Unsere Seele ekelt es vor dieser überaus schalen Speise" (4. Mos. 21, 5); so sind auch jene Christen, die keine Freude

kennen als die rauschenden Ergötzlichkeiten der Welt und kein Glück außer den vergänglichen Gütern dieses Lebens, weit entfernt, beim Genusse der hl. Kommunion deren himmlische Süßigkeit zu verkosten; es ist ihnen dieses himmlische Manna zum Ekel und Überdruß geworden.

Christus hat uns aber in seiner unendlichen Güte nicht nur lebendiges Brot zu geben versprochen, sondern auch lebendiges Wasser. „Dem Dürstenden", spricht er, „will ich geben von der Quelle lebendigen Wassers umsonst" (Offb. 21, 6). „Wenn jemand Durst hat, der komme zu mir und trinke" (Joh. 7, 37). Auch dieses göttliche Gnadenwasser, das bis ins ewige Leben strömt, sehen wir klar im alten Testamente vorgebildet. Als es nämlich den Israeliten beim Berge Horeb am nötigen Wasser gebrach, und dieselben sich wiederum zu sündhaftem Murren wider Moses hinreißen ließen, schlug dieser auf göttliche Weisung mit seinem Stabe an einen Felsen, worauf in Fülle Wasser hervorströmte und den Durst des lechzenden Volkes stillte. In deutlichen Worten sagt der hl. Paulus (1. Kor. 10, 4), daß „dieser Fels Christus war", d. h. Christum vorbildete; und das Wasser, das dem harten Felsen entquoll, nennt er einen „geistigen Trank aus dem geistigen Felsen", weil das Wasser wie der Fels selbst eine geheimnisvolle Bedeutung hatte. Dieses Wasser stellt nämlich die zahlreichen Gnaden und Gaben des hl. Geistes vor, die uns um der Verdienste Jesu Christi willen nicht bloß aus der hl. Kommunion zufließen, sondern auch durch die übrigen hl. Sakramente und auf vielfache andere Weise vermittelt werden. — Von diesem Felsen, der Christus war, sagt ferner der Apostel, daß er den Israeliten folgte. Dadurch will er keineswegs die Überlieferung der Rabbiner, daß der leblose Fels den Israeliten auf ihrem ganzen Zuge wunderbar nachfolgte und Wasser gab, bestätigen, sondern vielmehr dieselbe berichtigen und dahin erklären, daß der durch den Fels vorgebildete Heiland sie stets mit der Kraft seiner Gnade begleitete, damit auch sie ihr Heil wirken und zur himmlischen Heimat, wovon Kanaan nur das Sinnbild war, gelangen könnten.*)

---

*) Noch heute sieht man an dem von der hl. Schrift bezeichneten Orte den Felsen, den Moses geschlagen, und der nach der Aussage unverdächtiger Zeugen jetzt noch unvertilgbare Spuren des Wunders an sich trägt. Eine nähere Beschreibung desselben findet sich bei Mislin, die heiligen Orte (Bd. 3. S. 193). Dieses ist jedoch nicht das einzige Denkmal in Palästina, das zu Gunsten der göttlichen Offenbarung spricht. Derselbe gelehrte Schriftsteller, der persönlich dieses Land bereist hat, sagt (S. 270) vielmehr: „Es giebt keinen Ort in Palästina, der nicht Zeugnis gäbe für die Wahrheit unserer heiligen Bücher, so wie es keinen Grashalm auf der Erde giebt, der nicht ein Beweis der Macht Gottes wäre."

Auf unserer Wanderschaft in die himmlische Heimat haben wir nicht nur mancherlei Beschwerden zu ertragen, sondern auch Kämpfe gegen die zahlreichen Feinde unseres Heiles zu bestehen. Ein schönes Beispiel, wie wir dieselben überwinden können und sollen, liefert uns der Sieg, den die Israeliten kurz nach dem zuletzt erwähnten Ereignisse über Amalek davontrugen (2. Mos. 17. u. 5. Mos. 25, 18). Als diese wilden Nachkommen Esaus die wehrlose Nachhut des israelitischen Heereszuges überfielen, sandte ihnen Moses den Josue mit auserlesenen Kriegern entgegen; er selbst aber, den Stab Gottes in der Hand, stieg auf die Spitze des Hügels und betete daselbst mit aufgehobenen Armen, während Josue im Thale kämpfte. In dieser betenden Stellung mußte Moses verharren; denn sobald seine Hände vor Mattigkeit sanken, so gewann Amalek die Oberhand. Darum stützten Aaron und Hur dieselben, und so ward der glänzendste Sieg erfochten. — Bei Erwähnung dieser Geschichte fragt der hl. Justin die Juden (Gespr. mit Tryphon n. 18): „Wer von euch weiß nicht, daß bei Gott besonders jenes Gebet Erhörung findet, das unter Seufzern und Thränen, kniefällig oder den Körper zur Erde niedergebeugt verrichtet wird?“ Woher kommt es nun, daß Mosis Gebet gerade deshalb, weil er es mit ausgestreckten Armen verrichtete, eine so große Kraft hatte? Der Grund liegt nach der Erklärung der Väter darin, daß Moses hiedurch ein Sinnbild Jesu Christi war, der auf Golgatha am Kreuzesstamme mit ausgestreckten Armen sein heißes Gebet und Flehen für uns darbrachte und erhört worden ist (Hebr. 5, 7). Am Kreuze betend und leidend triumphierte der göttliche Erlöser über Sünde, Tod und Hölle — und nur im Glauben an ihn ist Sieg zu hoffen. In diesem Glauben waren nach dem Zeugnis des Weltapostels (Hebr. 11, 34) die Helden des alten Bundes „kraftvoll im Streite und trieben die feindlichen Heerlager in die Flucht.“ In diesem Glauben hat auch die Kirche des neuen Bundes bereits den Sieg über unzählige, furchtbare Feinde errungen, und bis zum Ende der Zeiten wird er sie zu immer neuen Siegen führen. Nicht anders als in diesem Glauben werden auch wir die Feinde unseres ewigen Heiles überwinden. „Das ist der Sieg“, sagt der hl. Johannes (1. Br. K. 5, 4), „welcher die Welt überwindet, unser Glaube.“ Und „wer ist es, der die Welt überwindet, als derjenige, welcher glaubt, daß Jesus (der Gekreuzigte) der Sohn Gottes ist?“ Denn dieser Glaube rüstet uns mit den nötigen Waffen aus zur Überwindung der Sünde und alles dessen, was uns zur Sünde verlockt. — In diesem Glauben müssen wir aber nicht nur mit Moses beten, sondern auch mit Josue kämpfen. Betete Moses

auf dem Berge nicht, so kämpfte Josue in der Ebene vergebens; hätte aber Josue nicht gekämpft, so würde auch das Gebet Mosis nicht zum Siege geführt haben. Zur Besiegung der Feinde unseres Heiles ist also beides notwendig, im Glauben an den Gekreuzigten zugleich beten und kämpfen. — So weiset uns nicht nur das Evangelium, sondern auch die Mosaische Urkunde überall auf Christus hin. Er ist es, der uns auf der beschwerlichen Reise zum Himmel durch seinen hl. Geist leitet, durch sein Kreuz alle Bitterkeit versüßt; er ist unser wahres, stärkendes Himmelsbrot, der wunderbar erquickende Gnadenborn, im Kampf unser Schild und das sichere Unterpfand des Sieges.

b) Am Berge Sinai gab ihnen Gott unter Blitz und Donner die zehn Gebote auf zwei steinernen Tafeln geschrieben, erneuerte auch den Bund, welchen er mit ihren Vätern geschlossen hatte, und ordnete ihren Gottesdienst und ihre bürgerliche Verfassung durch höchst wohlthätige Gesetze.

Fünfzig Tage waren verflossen, seitdem Israel vom Sklavenjoche befreit aus Ägypten gezogen war, als Gott ihm vom Sinai herab das Gesetz verkündigte. Gleicher Weise kam auch fünfzig Tage nach der Auferstehung Christi, welche das große Werk unserer Erlösung aus der Knechtschaft des Satans vollendete, der hl. Geist über die Kirche zu Jerusalem, um das gnadenreiche Gesetz des neuen Bundes zu verkünden. Auf dem Sinai ward ein Gesetz der Furcht gegeben. Mit allen Zeichen furchtbarer Majestät stieg Jehovah auf denselben hernieder: das Wolkendunkel, das den Berg umhüllte, die flammenden Blitze, der Posaunenschall, der dröhnende Donner verbreiteten Entsetzen und Todesschrecken unter dem Volke. Ganz anders fand zu Jerusalem die Verkündigung des neuen Gesetzes statt, welches ein Gesetz der Liebe ist und durch die Macht der Liebe die Welt umgestalten soll. Ein gewaltiger Windstoß erfüllte zwar das Haus der Apostel; es war aber nicht nach Art eines schreckenerregenden Sturmes, sondern ein Brausen, das Verwunderung erregte und die neugierige Menge herbeilockte. In Flammengestalt erschien der hl. Geist; allein dieses Feuer erfüllte sie mit himmlischem Troste, mit Freude und seligem Frohlocken. — Auf dem Sinai wurde das Gesetz des alten Bundes nur für das Volk Israel verkündigt; zu Jerusalem aber jenes des neuen Bundes für alle Völker der Erde. Darum fügte es Gott, daß bei dieser Feier „Männer aus allerlei Völkern, die unter dem Himmel sind“, zugegen waren. Zu allen diesen redeten die Apostel vom hl. Geiste erfüllt, verkündeten ihnen, jedem

in seiner Sprache, das Evangelium Jesu Christi, und von demselben Geiste beseelt zogen sie aus in alle Welt, um allen Geschöpfen das Gesetz und die Gnade des neuen Bundes kund zu thun und ihr Wort durch die erstaunlichsten Wunder zu bekräftigen.

Außer den zehn Geboten und den darauf bezüglichen Vorschriften erteilte Gott dem israelitischen Volke auf dem Berge Sinai auch noch manche andere Gesetze, teils religiöse zur Regelung des Gottesdienstes (Ceremonialgesetze), teils politische oder bürgerliche, welche das Gemeinwohl bezweckten, die Grundlage des Staats- und Privatrechtes bildeten. Die zehn Gebote enthalten das natürliche Sittengesetz, das vom Schöpfer allen Menschen tief ins Herz eingeprägt ist und ohnehin alle verpflichtet. Die so großartige und feierliche Verkündigung auf Sinai hatte keinen andern Zweck, als den Juden die Beobachtung derselben um so nachdrücklicher einzuschärfen. Weit entfernt, dieselben aufzuheben, bestätigte sie daher Christus und schrieb deren vollkommnere Beobachtung vor (II. 66. 67). Die Ceremonial- und politischen Gesetze hingegen mußten beim Eintreten des neuen Bundes erlöschen; die ersteren, weil der jüdische Gottesdienst bloß vorbildlich, nur Vorschule zum Christentum war; die letzteren, weil der jüdische Staat, für den sie ausschließlich bestimmt waren, bei Gründung des messianischen Reiches untergehen sollte.

Gott wollte aber nicht nur sein Gesetz geben auf Sinai, sondern auch mit dem ganzen Volke einen feierlichen Bund schließen, wie er einst mit dessen Stammvater Abraham gethan. Kraft dieses Bundes wollte Jehovah Israel zu einem vor allen Völkern der Erde auserwählten „heiligen Volk und priesterlichen Königreich“ annehmen, und er selbst dessen Herr und König sein (2. Mos. 19, 6). Das jüdische Volk hingegen nahm durch Eingehung dieses Bundes die hl. Verpflichtung auf sich, in unverbrüchlicher Treue diesem seinem himmlischen König anzuhangen, sowie alle Gebote und Satzungen zu beobachten. Die Feier dieses erhabenen Bundes fand am Fuß des Sinai statt. Nachdem Moses auf göttlichen Befehl das Gesetz des Herrn in ein Buch, das Buch des Bundes, niedergeschrieben, errichtete er einen Altar, brachte dem Allerhöchsten Brandopfer dar, goß die Hälfte des Blutes in Schalen und die übrige Hälfte auf den Altar. Hierauf las er dem gesamten Volke das Gesetz aus dem Buche des Bundes vor, und dieses antwortete wie mit einer Stimme: „Alles, was der Herr gesprochen, wollen wir thun und gehorsam sein.“ Alsdann nahm Moses das in den Schalen befindliche Blut und sprengte es auf das Volk mit den Worten: „Das ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen hat.“ — Dieser feierliche Bund, den Gott durch Moses

mit dem Volke Israel einging, war nach dem Apostel (Hebr. 9) zugleich ein Vorbild des neuen Bundes, den der Allerhöchste durch Jesus Christus mit der Menschheit geschlossen hat. 1) Zur Besiegelung des alten Bundes wurde auf den Altar das Blut der Rinder gegossen; um den neuen zu besiegeln, vergoß der fleischgewordene Gottessohn sein kostbares Blut auf dem Altar des Kreuzes. Dieses bezeugte Jesus Christus selbst beim letzten Abendmahl, indem er sprach: „Das ist das Blut des neuen Bundes, welches für euch und für viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden." 2) Während ersteres Bündnis nur auf eine gewisse Zeit und nur für eine Nation Kraft und Geltung besaß, ist letzteres bestimmt, alle Völker und alle Zeiten zu umfassen. 3) Wie das Blut des Gottmenschen unendlich kostbarer ist als jenes der Rinder, so überragen auch die Früchte oder Wirkungen des neuen Bundes unvergleichlich jene des alten; denn was der alte Bund keineswegs vermochte, das kam durch den neuen zu stande. Durch diesen wurde die Sünde getilgt, die Erde mit dem Himmel ausgesöhnt und ein nicht bloß irdisches, sondern wahrhaft himmlisches Königreich gestiftet, in dem die Erlösten, voll Herrlichkeit und unaussprechlicher Wonne, mit Christo in alle Ewigkeit herrschen. 4) Doch liegen auch uns, wie ehemals den Israeliten, ebenso strenge als heilige Pflichten ob: wir gelangen zum Besitze der köstlichen Güter dieses Bundes nur dadurch, daß wir das Gesetz Jesu Christi treu und standhaft beobachten, wie ein jeder beim Eintritte in den Bund, in der hl. Taufe nämlich, es dem Herrn gelobt hat.

Was von dem Bunde, das gilt auch von dem auf Sinai gegebenen Ceremonialgesetze: auch dieses hatte eine mystische Bedeutung, bezog sich auf Christus und seine Kirche. Wir sehen daher schon im Judentum die Einrichtungen und Heilsanstalten, die Christus seiner Kirche verlieh, mit überraschender Ähnlichkeit vorgebildet. 1) Christus stiftete nur eine und zwar eine sichtbare Kirche, deren unsichtbares Oberhaupt er selbst ist, während Petrus oder dessen Nachfolger das sichtbare Oberhaupt bildet. Auf gleiche Weise bestand vor Christus nur eine von Gott gestiftete, sichtbare Synagoge,*) deren unsichtbares Oberhaupt Jehovah war, Aaron aber und dessen Nachfolger das sichtbare. — In der Kirche Christi

*) Der Ausdruck Synagoge bezeichnet bei den Juden, wie bei uns das Wort Kirche, nicht bloß die Stätte, wo man zum gemeinsamen Gebete und zur Anhörung des göttlichen Wortes sich versammelt, sondern auch die ganze Gemeinde der Rechtgläubigen. Öfters wird auch unter diesem Namen der jüdische hohe Rat (Synedrium) verstanden, wie auch unter „Kirche" nicht selten das kirchliche Lehramt oder die lehrende Kirche verstanden wird.

sind nicht alle gleich, sondern es besteht eine von Christus gestiftete Gliederung in der Gewalt, mit dem Papste an der Spitze. Auch in der Synagoge besaß der Hohepriester die höchste mit dem Lehr- und Richteramt verbundene Gewalt; unter ihm standen die einfachen Priester, dann die Leviten; die unterste Stelle nahm das Volk ein. — Die Kirche hat von Christus das Recht, über die Beobachtung des göttlichen Gesetzes zu wachen, die Übertreter zu strafen und sie zuletzt aus ihrem Schoße auszuschließen. Sie hat ferner das Recht, neue Feste einzusetzen und sonstige Gebote und Verordnungen zu erlassen. Dieselben Rechte hatte auch die Synagoge von Gott erhalten. 2) In der Kirche giebt es verschiedene von Christus eingesetzte Sakramente. Auch in der Synagoge waren deren mehrere, die Gott selbst verordnet hatte: die Beschneidung, der Genuß des Osterlammes und der Schaubrote, vielfache Reinigungen und Sühnungen, verschiedene Riten oder Ceremonien bei Einführung der Priester in ihr Amt. Zwar vermochten dieselben nicht, wie unsere Sakramente, der Seele innere Heiligung zu verleihen, weshalb sie vom Apostel (Gal. 4, 9) „schwache und dürftige Elemente" genannt werden. Dennoch wird ihnen der Name „Sakramente" gegeben; erstens, weil sie sichtbare Zeichen waren, welche zum voraus die unsichtbare Gnade und Heiligkeit der Sakramente Christi sinnbildeten; zweitens, weil sie eine gewisse äußere, vom Gesetze vorgeschriebene Reinheit erteilten. Hatte jemand z. B. auch ohne Verschulden einen Aussätzigen oder eine Leiche berührt, so ward er für unrein gehalten und durfte nicht den Tempel betreten oder das Osterlamm essen, bis er sich der für diesen Fall vorgeschriebenen Reinigung unterzogen hatte. 3) Unser Tempel ist die Wohnung des lebendigen Gottes; in ihm ist Jesus Christus mit Gottheit und Menschheit wahrhaft gegenwärtig, und er ist die eigentliche Stätte, wo dem Allerhöchsten das heiligste Meßopfer dargebracht wird. In ähnlicher Weise thronte auch Gott der Herr im jüdischen Tempel über der Bundeslade, und die Stiftshütte oder der Tempel war ebenfalls die von Gott bezeichnete Stätte des jüdischen Opfers.*) 4) Wie bei uns das Opfer der Mittel- und Höhepunkt des gesamten Gottesdienstes ist, so war es auch im alten Bunde.

*) Von diesen heiligen Stätten wird N. 15, wo vom Salomonischen Tempel die Rede ist, einläßlicher gehandelt. Es genüge hier der Text des hl. Augustin (Civ. Dei l. 7. c. 32): Omnes non solum prophetiae, quae in verbis sunt, nec tantum praecepta vitae, quae mores pietatemque formant atque illis (hebraeorum) litteris continentur; verum etiam sacra, sacerdotia, tabernaculum, sive templum, altaria, sacrificia, ceremoniae, dies festi, et quidquid aliud ad eam servitutem pertinet, quae Deo debetur et graece proprie latria dicitur, ea sig-

Alle alttestamentlichen Opfer, die blutigen wie die unblutigen, die Brandopfer sowohl als die Fried- und Sühnopfer, waren, wie dieses schon Bd. III bei der Lehre vom hl. Meßopfer erklärt worden, Vorbilder des einen hochheiligen, vom Gottmenschen Jesus Christus für das Heil der Welt dargebrachten Lob-, Dank-, Bitt- und Sühnopfers, mit dem Unterschiede jedoch, daß die blutigen das Opfer Jesu in seiner blutigen Darbringung am Kreuze, die unblutigen hingegen dasselbe in der unblutigen Erneuerung auf unsern Altären vorbildeten. Diese Einheit des blutigen und unblutigen Opfers war schon im alten Bunde dadurch vorgebildet, daß bei jedem Brand- und Friedopfer beide Opferarten sich vereinigten, indem das unblutige zugleich mit dem blutigen auf den Altar gelegt und verbrannt wurde. Auch die beiden Gestalten des heiligen Meßopfers waren durch das Brot, das vom Feuer verzehrt, und den Wein, der am Fuße des Altares ausgegossen wurde, symbolisch dargestellt. Die Beigaben von Salz, Weihrauch und Öl beziehen sich ebenfalls auf das Opfer des neuen Bundes: das Salz bedeutet die Unverweslichkeit desselben, der Weihrauch den süßen Wohlgeruch, womit es zu Gott emporsteigt, und das Öl die Kraft des hl. Geistes in der geheimnisvollen Wesensverwandlung, die in der hl. Messe stattfindet. — Unsere Aufgabe ist es nicht, alle die Opferriten des alten Bundes zu erklären;*) wir fügen nur noch eine kurze Darstellung und Erklärung des höchst bedeutungsvollen Opfers bei, das der Hohepriester am großen Buß- oder Versöhnungstage für das ganze Volk Israel darbrachte, nachdem derselbe zuerst für seine eigene Verschuldung ein feierliches Sühnopfer entrichtet hatte.

Das Versöhnungsfest wurde jährlich am zehnten Tage des siebenten Monates, der um die Herbst-Nachtgleiche anfing, begangen. Allen Israeliten des ganzen Landes war am Vorabende des Festtages bis zum nächsten Sonnenuntergang strenges Fasten, Enthaltung nicht nur von aller Speise, sondern auch vom Tranke geboten. Zum feierlichen Sühnopfer für die Sünden des Volkes waren zwei Ziegenböcke von gleicher Größe und Farbe bestimmt. Nachdem der Hohepriester den einen, den das Los traf, im Vorhofe des Tempels geschlachtet, faßte er dessen Blut in ein Becken und ging damit, nicht im gewöhnlichen Schmucke, sondern im einfachen linnenen Priestergewande ins Allerheiligste, welches selbst er nur an diesem Tage betreten durfte, sprengte von dem Blute einmal

---

nificaverunt et praenuntiaverunt, quae propter aeternam vitam fidelium in Christo et impleta credimus, et impleri cernimus, et implenda confidimus.

*) Man sehe Stöckl, „Die Opfer" (I. 3).

gegen den Gnadenstuhl über der Bundeslade*) und siebenmal vor die letztere, während die Priester und das Volk draußen im Vorhofe beteten und um Gnade zum Herrn flehten. Hierauf nahte er sich dem andern Bock, legte seine beiden Hände auf dessen Kopf, bekannte über ihn die Sünden des ganzen Volkes mit den Worten: „O Herr, dein Volk, das Haus Israel, hat sich vergangen, ist widerspenstig gewesen u. s. w." und legte so in symbolischer Weise die Sünden des Volkes auf das Tier, welches dann in die Wüste geführt und daselbst seinem Schicksale überlassen wurde. Das Fleisch des geschlachteten Bockes durfte nicht wie bei andern Sühnopfern von den Priestern gegessen, sondern mußte außer dem Lager oder der Stadt verbrannt werden.

Dieses Opfer ist ein herrliches Vorbild des blutigen Erlösungstodes Jesu Christi. Die Erklärung dazu giebt uns der hl. Paulus in seinem Briefe an die Hebräer (K. 9). Wie der jüdische Hohepriester im Vorhofe des Tempels das Opfertier schlachtete, so sollte auch einst der gottmenschliche Hohepriester das große Opfer der Versöhnung, sein eigenes kostbares Leben, auf Erden darbringen. Und wie der Hohepriester mit dem Blut des geschlachteten Opfertieres in das Allerheiligste hineintrat, um es als Sühne vor das Angesicht des Herrn zu bringen; so sollte auch einst der menschgewordene Gottessohn mit seinem Blute hinaufsteigen in den Himmel vor den Thron des Allerhöchsten und es als Preis der Erlösung des Menschengeschlechtes dem ewigen Vater darstellen. Der Vorhof sinnbildete demnach die Erde, wo Christus gelitten; das Allerheiligste den Himmel, in den er eingegangen; der jüdische Hohepriester den Hohenpriester Jesus Christus; das ärmliche Gewand von Linnen die menschliche Natur, in der Christus sein Opfer darbrachte; der geschlachtete Opferbock denselben Jesum Christum, aber nicht mehr als Priester, sondern als das Opfer, das „in der Gestalt des sündigen Fleisches und wegen der Sünde" (Röm. 8, 3) für uns geschlachtet wurde. Der zweite Bock, der mit den Sünden des Volkes beladen, in die Wüste getrieben wurde, bedeutet, daß kraft des Sühnopfers Jesu Christi die Sünde samt ihrer Strafe vom schuldigen Menschengeschlechte hinweggenommen, gänzlich verbannt und getilgt wurde. Der Umstand, daß die jüdischen Priester, anstatt von dem Opferfleische zu essen, es außerhalb des Lagers mußten verbrennen lassen, zeigt nach der Erklärung

*) Der Gnadenstuhl war eine ganz goldene Platte über der Bundeslade, ebenso lang und breit wie diese selbst, an deren beiden Enden sich zwei goldene Cherubim erhoben. Sie hieß „Gnadenstuhl" oder auch „Sühnungsdeckel" (propitiatorium), weil von da, wie von seinem Throne herab, Gott seinen Willen kund that, sich erbitten und versöhnen ließ.

des hl. Paulus (Hebr. 13, 11. 12) an, daß den Juden nicht erlaubt sei, an dem Genusse des allerheiligsten Fronleichnams teil zu nehmen, und daß Christus nicht eigens für die Synagoge, sondern für die ganze Welt sich geopfert hat; darum wollte er auch nicht in Jerusalem, sondern außerhalb der Stadt den Tod erleiden.

Der hl. Paulus, der uns über die tiefsinnige Bedeutung der Versöhnungsfeier Aufschluß giebt, zeigt uns zugleich an verschiedenen Stellen desselben Hebräerbriefes (Kap. 7, 9, 10), wie der gottmenschliche Hohepriester unvergleichlich erhabener ist als der jüdische. 1) Dieser mußte zuerst für seine eigenen Sünden opfern; jener hingegen, „der heilige, schuldlose, unbefleckte Hohepriester hatte nicht nötig, für seine eigenen Sünden Opfer darzubringen.“ 2) Der jüdische Hohepriester durfte nur allein ins Allerheiligste treten, ohne es dem Volke eröffnen zu können; Christus aber hat es (das Himmelreich) durch seinen Eintritt in dasselbe für alle eröffnet. 3) Während der erstere durch den alten, vergänglichen Vorhang ins Allerheiligste einging, hat uns der letztere einen „neuen lebendigen Weg in den Himmel bereitet durch den Vorhang seines Fleisches“, d. h. durch das bittere Leiden in seinem hochheiligen, die Gottheit verhüllenden Fleische. 4) Jener mußte alljährlich das Versöhnungsopfer wiederholen, weil jedes unzureichend war, „um die Opfernden zur Vollkommenheit zu bringen“; Christus aber hat nur einmal das Opfer dargebracht; „denn mit dem einen hat er auf ewig die Geheiligten zur Vollendung gebracht“, weil es eine unerschöpfliche Gnadenquelle ist zur Erlösung und Heiligung der ganzen Welt. Auch ist Christus nicht mehrmals, sondern ein für allemal in den Himmel eingegangen, weil er für immer daselbst zur Rechten Gottes sitzt und uns denselben für immer erschlossen hat. 5) Nur mit dem wertlosen Blute von Tieren trat der jüdische Hohepriester ins Allerheiligste; Christus aber ist mit seinem eigenen unendlich kostbaren Blute zum Himmel emporgestiegen. Eben hierin liegt nach dem Zeugnis des hl. Paulus der Grund, warum die alttestamentlichen Opfer im Vergleich mit dem neutestamentlichen so mangelhaft und wertlos waren, und warum ihnen, gleich den alttestamentlichen Sakramenten, alle Kraft abging, die Seele zu heiligen und von der Sünde zu reinigen; „denn es ist unmöglich“, sagt der Apostel (Hebr. 10, 4), „daß durch Blut von Stieren und Böcken Sünden getilgt werden“.*) — Daraus folgt jedoch keineswegs, daß jene Opfer

*) Wenn (ebds. 9, 13) gesagt wird, daß „das Blut der Böcke und Stiere die Verunreinigten heiligt“, so ist dies nur von der äußern, gesetzlichen Heiligkeit zu verstehen, wie solche die alttestamentlichen Sakramente erteilten,

zum ewigen Heile gar nicht frommten. Denn in rechter Gesinnung dargebracht, waren sie gleich dem Gebete, Fasten, Almosen u. dgl. gute, verdienstliche Werke; und schon der Gehorsam gegen Gott, der dieselben angeordnet und befohlen hatte, war ihm wohlgefällig, mithin zum Heile ersprießlich. Übrigens waren sie, wenn auch unvermögend, wirklich zu rechtfertigen oder zu heiligen, dennoch zur Rechtfertigung gewissermaßen dienlich, indem sie fromme Gesinnungen im Herzen des Opfernden anregten und nährten, nämlich Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, Sehnsucht nach dem Messias, Glauben, Hoffnung, Reue, Liebe und Hingabe an Gott.(10) Erhielt aber der fromme Israelit bei gläubiger Darbringung seines Opfers Vergebung der Sünden, so ist dabei wohl zu bemerken, daß dieses nicht eine direkte Wirkung seines Opfers, sondern des einstigen Opfertodes Jesu Christi war, dessen Verdienste dem Israeliten seiner innern Bußfertigkeit wegen zum voraus zugewendet wurden.*) So bleibt denn, was nie genug wiederholt werden kann, Jesus Christus stets die Quelle aller Gnaden von Anbeginn der Welt bis heute und von heute bis in alle Ewigkeit. „Jesus Christus gestern und heute, derselbe in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8).

Betreffs der politischen oder bürgerlichen Gesetze, welche nebst den Ceremonialgesetzen von Gott auf Sinai gegeben wurden, ist vor allem zu beachten, daß das Judentum auch als weltlicher Staat das geistliche Gottesreich darstellte, welches einst auf der ganzen Erde sich verbreiten sollte. Der jüdische Staat bildete wie kein anderer eine Gottesherrschaft — Theokratie. An der Spitze desselben stand als Herr und König Gott selbst. Jehovah hatte sich huldreichst dem Volke gegenüber bereit erklärt, dessen König zu sein; mit Freuden wählte ihn dieses zu seinem Könige und schwor ihm unverbrüchliche Treue (S. 63). „Über jedes Volk“, sagt die hl. Schrift (Sir. 17, 14. 15), „ist ein Regent gesetzt; aber Israel ist offenbar Gottes Reich“. Daher antwortete Gedeon den Männern, die

---

was auch die Worte des hl. Paulus: sanctificat ad emundationem carnis klar anzeigen.

*) S. Thomas 1. 2. q. 103. a. 2. Peccatum dimittebatur non vi sacrificiorum, sed ex fide et devotione offerentium. Gab es also auch in den vorchristlichen Zeiten weder ein Opfer noch ein Sakrament, das die heiligmachende Gnade mitzuteilen vermochte, so war doch die Erlangung derselben keineswegs unmöglich. Die Behauptung des Gegenteils würde zum Schluß führen, daß es vor Christus gar keine Gerechte gab; denn ohne die heiligmachende Gnade kann niemand vor Gott gerecht sein, folglich niemand das ewige Heil erlangen. Diese Gnade konnte aber auch vor Christus ein jeder durch einen Akt vollkommener Liebe oder Reue erhalten, wozu die notwendige wirkliche Gnade niemand verweigert wurde.

ihm die königliche Herrschaft antrugen: „Ich will nicht über euch herrschen, noch soll mein Sohn über euch herrschen, sondern der Herr (Jehovah) soll über euch herrschen“ (Richt. 8, 23). Wenn Gott der störrischen Nation später das Königtum gewährte, so geschah dies nur unter mancherlei Beschränkungen. Der israelitische König war bloß der zeitweilige Stellvertreter des Gottkönigs in Ausübung der weltlichen Macht; er war nur dessen Lehnsträger und Vasall. Von Gott und nicht vom Volke ging dessen Wahl aus, und erkannte Gott ihn nicht mehr als gehorsamen Vasallen, so ging für ihn und sein Geschlecht das Königtum wieder verloren. Auch war derselbe nicht unumschränkter Herr; von Ausübung geistlicher Macht war er ausgeschlossen, und selbst das Recht, bürgerliche Gesetze zu erlassen, beschränkte sich auf die Anwendung und Entwicklung des Mosaischen Gesetzes nach den Bedürfnissen der Zeit. Standen aber wichtige Unternehmungen bevor, erhoben sich Fragen von bedeutendem Einfluß auf das Gesamtwohl der Nation, so hatte sich Gott als Israels König die endgiltige Entscheidung vorbehalten, und er mußte demgemäß durch den Hohenpriester um seinen allerhöchsten Willen befragt werden. Infolge der babylonischen Gefangenschaft verschwand zwar das Königtum; allein das weltliche Gottesreich selbst hörte erst auf, als über dessen Trümmern das geistliche Reich, von dem jenes nur Vorbild war, sich erheben sollte. Hatten doch die Juden selbst ihren Gottkönig verworfen, indem sie riefen: „Wir haben keinen König als den Kaiser“. — Diese Idee eines irdischen Gottesreiches, in welchem alle Gewalt und alle Gesetze von Gott ausgingen, ist als leitender Grundgedanke festzuhalten, um sich einen richtigen Begriff von der politischen und bürgerlichen Verfassung zu machen, welche Gott den Israeliten gab. Als eigentlicher König Israels erteilte er nämlich auf dem Berge Sinai dem Volke eine eigene Verfassung, die alle Verhältnisse des Staats-, Gemein- und Familienwesens regelte. In der Eigenschaft eines zeitlichen Königs wollte er auch, gleich irdischen Königen, durch Verheißung zeitlicher Segnungen und Androhung zeitlicher Strafen seinem Gesetze Nachdruck verleihen (3. Mos. 26): eine Anordnung, die gegenüber einem so rohen, widerspenstigen und sinnlichen Volke, wie es die damaligen Juden waren, von der höchsten Weisheit des Gesetzgebers zeugt. Dadurch war jedoch die Verheißung ewigen Lohnes und die Androhung ewiger Strafen eben so wenig aufgehoben, als das irdische Königtum Gottes den Rechten Eintrag that, die ihm als dem Schöpfer und unbeschränkten Herrn Himmels und der Erde zukommen. — Von Gott seinem Herrn und Könige, dem das ganze Erdreich angehört, soll Israel das gelobte Land zum Besitztum erhalten und es bebauen; Grund und Boden darf jedoch nicht veräußert werden, sondern soll bei der Familie des

Besitzers verbleiben. Dem Gottkönige als dem Grundherrn des Landes sollen bestimmte Abgaben in der Person der Priester, seiner nächsten und obersten Beamten, entrichtet werden. Diese Abgaben bestanden in den Erstlingen der neuen Früchte, der Erstgeburt der Tiere, dem zehnten Teil der Erzeugnisse des Landes und in dem halben Sekel (= 1 Mark 26 Pfg.), den jeder Mann von 20 Jahren und darüber, ursprünglich nur bei Volkszählungen, an den Tempelschatz erlegen mußte. Da die Israeliten Jehovah nicht nur als den wahren Gott, sondern auch als ihren König zu verehren hatten, so war die Abgötterei und alles, was mit ihr zusammenhängt, als Wahrsagerei, Zauberei, Totenbeschwörung, nicht nur Sünde gegen die Verehrung Gottes, sondern auch Staatsverbrechen und wurde mit dem Tode bestraft. Verfiel eine ganze Stadt in Abgötterei, so mußte sie von Grund aus zerstört werden. — Hiermit glauben wir das Notwendigste über die Gesetzgebung auf Sinai gesagt zu haben. Wir nehmen nun den Faden unseres geschichtlichen Abrisses wieder auf.

c) Aber das Volk vergaß sogleich Gottes Gebote und Wohlthaten, klagte und murrte ohne Unterlaß, ja verging sich so sehr, daß es ein goldenes Kalb anfertigen ließ und dasselbe anbetete.

Vierzig Tage und vierzig Nächte blieb Moses auf dem Berge Sinai ohne Speise und Trank, um das Gesetz und alle die zahlreichen Verordnungen vom Herrn zu vernehmen. Unterdessen fing das wankelmütige Volk an zu murren, lehnte sich auf gegen Aaron und drang heftig in ihn, ihm Götter zu machen, die vor ihm hergehen sollten; „denn was dem Moses", sagten sie, „diesem Manne, der uns geführt hat aus dem Lande Ägypten, begegnet sei, wissen wir nicht" (2. Mos. 32, 1). Ihrem Ungestüme nachgebend goß Aaron ein goldenes Kalb, und das Volk sprach: „Das sind deine Götter, Israel, welche dich hinausgeführt aus dem Lande Ägypten." Diesem ohnmächtigen Götzen brachten sie Brand- und Friedopfer dar, aßen, tranken und spielten. So leicht hatte Israel die zahllosen Wohlthaten des Herrn und alle die großen Wunder vergessen, welche er vor ihren Augen gewirkt; so frevelhaft den heiligen und feierlichen Bund mit Füßen getreten, den sie so eben noch auf ewig beschworen hatten. Durch solch einen unerhörten Frevel hatte das Volk den Tod verschuldet, und wohl mit Recht sprach Gott zu Moses: „Ich sehe, daß dieses Volk harten Nackens ist; laß mich, daß entbrenne mein Zorn gegen sie, und ich sie vertilge". Anstatt aber die Schwere des göttlichen Grimmes über dem undankbaren Volke ruhen zu lassen, flehte Moses vielmehr zum Herrn, daß er dem Volke die übergroße Sünde verzeihe, widrigenfalls biete er

sich selbst als Opfer an. „Und der Herr ward versöhnt, so daß er nicht ausführte das Unheil, welches er ausgesprochen hatte gegen sein Volk". — Welch herrliches Vorbild des gottmenschlichen Mittlers Jesus Christus liegt nicht in dieser vermittelnden Fürbitte Mosis, des Lieblinges Gottes! Moses fleht inbrünstig zum erzürnten Gott um Gnade und Erbarmen; er stellt sich der göttlichen Strafgerechtigkeit entgegen, bereit, aus Liebe zu dem schuldbeladenen Volke alle Schläge des göttlichen Zornes auf sich zu nehmen; und er versöhnt wiederum die beleidigte Majestät Gottes mit seinem Volke. Auch aus dem innig liebenden Herzen des Gottmenschen steigen heiße Gebete zum Himmel empor, um die furchtbare vom Vater über die sündige Menschheit verhängte Strafe abzuwenden; im Übermaß seiner Liebe zu den Menschen ladet er die Schmerzen und Qualen, die wir unserer Sünden wegen verdient hatten, auf sich: „Für uns ist er selbst zum Fluche geworden" (Gal. 3, 13); und nicht eher verläßt er diese Erde, als bis er die Menschheit völlig mit dem zürnenden Vater ausgesöhnt und wieder in die Rechte der Kinder Gottes eingesetzt sieht.

Wachteln. — Die zwölf Kundschafter. — Fortgesetzte Wanderung in der Wüste. — Eherne Schlange. — Balaams Segen und Weissagung. — Mosis Tod. — Eroberung Kanaans unter Josue.

12. a) Für ihre schweren und vielfachen Vergehen mußten die Israeliten 40 Jahre in der Wüste verbleiben, bis ein anderes, besseres Geschlecht herangewachsen war. Doch hörte Gott nicht auf, ihnen Gutes zu erweisen.

Beinahe ein ganzes Jahr blieben die Israeliten am Fuße des Sinai. Während dieses Zeitraumes ließ Moses die Stiftshütte, die Bundeslade und die Altäre samt den heiligen Gefäßen und priesterlichen Gewändern verfertigen, sowie es der Herr befohlen hatte. Zur Ausführung dieser Arbeiten brachte das Volk bereitwilligen Herzens seine Schätze und Kostbarkeiten: Gold, Silber und Erz, Edelsteine, feine Leinwand und Purpur; auch Öl und Rauchwerk für den Gottesdienst. Doch nicht lange verharrte es in dieser löblichen Gesinnung. Kurze Zeit nach ihrem Aufbruche vom Berge Sinai war ihnen das Manna zum Überdrusse geworden. Klagend und murrend seufzten sie nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Da sandte Gott eine Menge Wachteln, die aber den Unzufriedenen zur Strafe ihrer Lüsternheit den Tod brachten „Dies", sagt der hl. Paulus (1. Kor. 10, 6), „ist uns zum Vorbilde geschehen, daß wir uns des Bösen nicht gelüsten lassen,

gleichwie jene sich gelüsten ließen". — An der Südgrenze Palästinas angelangt, sandte Moses zwölf Kundschafter ins Land. Bei ihrer Rückkehr rühmten diese zwar die Fruchtbarkeit des Landes, das von Milch und Honig fließe, und mitgebrachte Trauben bezeugten durch ihre außerordentliche Größe die Wahrheit ihrer Aussage; zugleich schilderten sie aber den riesenhaften Wuchs der Einwohner und die Stärke der zahlreichen von hohen Mauern eingeschlossenen Städte. Auf diese Nachricht hin brach ein wilder Aufruhr im Lager aus; entmutigt und verzagt rief das Volk: „Lasset uns einen Heerführer aufstellen und zurückkehren nach Ägypten" (4. Mos. 14, 5). Vergeblich suchten Josue und Kaleb, die an der Kundschaft sich beteiligt hatten, das Volk aufzurichten im Hinblick auf die unendliche Macht ihres Gottes; die Erbitterten hörten nicht auf ihre Mahnung, sondern drohten vielmehr sie zu steinigen. Nun ergeht vom Herrn das Strafurteil über das widerspenstige Volk: Josue und Kaleb ausgenommen, solle keiner von denen, die über 20 Jahre alt aus Ägypten gezogen, das Land sehen, welches er ihren Vätern geschworen; in der Wüste sollen die Leichname der Widerspenstigen liegen bleiben, und erst ihre Söhne in das Land der Verheißung einziehen. — Auf diese Strafe der Israeliten hinweisend, spricht der Völkerapostel (Hebr. 3, 17—19): „Welchen zürnte Gott durch vierzig Jahre? Welchen schwor er, daß sie zu seiner Ruhe nicht eingehen werden, als denen, welche ungläubig waren? So sehen wir, daß sie nicht eingehen konnten wegen des Unglaubens." Und schon der heil. Sänger (Ps. 105, 24. 26) hatte gesagt: „Für nichts achteten sie das herrliche Land, glaubten nicht den Worten des Herrn. Da hob er seine Hand auf wider sie, um sie niederzuschlagen in der Wüste." Die Quelle des Verderbens für jenes Geschlecht war demnach der Unglaube, womit sie die göttliche, durch so große Wunder bekräftigte Verheißung zurückwiesen. „Auch uns", fährt der Apostel fort (ebds. K. 4), „ist so gut wie jenen die Verheißung der Ruhe (nicht der irdischen, sondern der ewigen, himmlischen Ruhe im Lande der Seligen) verkündiget worden." Bemühen wir uns daher, durch Glauben und treue Anhänglichkeit an Jesus Christus „in diese Ruhe einzugehen, damit nicht jemand in dasselbe Beispiel des Unglaubens verfalle"; damit niemand auf ähnliche Weise mit Beraubung der ewigen Ruhe, mit dem ewigen Tode bestraft werde. Unser Unglaube wäre ebenso wenig zu entschuldigen, wie jener der Israeliten; denn groß und zahlreich sind die Wunder, auf welche unser Glaube sich stützt, und wohl das größte, das der Herr je gewirkt und vor unsern Augen stets noch wirkt, ist seine heilige, auf den Felsen Petri gegründete Kirche, welche trotz aller höllischen

Mächte, die sich zu ihrem Untergang verschworen, seit achtzehn Jahrhunderten siegreich dasteht, die ganze Welt erfüllend mit dem Glanze ihrer Herrlichkeit, allen Völkern der Erde ewiges Heil und die Fülle himmlischer Segnungen spendend.

Zur Strafe dieses Vergehens irrten nun die Israeliten noch 38 Jahre lang unstät in jener Einöde umher. Während dieses langen Aufenthaltes in der Wüste sollten sie aber nicht nur die verschuldete Strafe aushalten; es dienten auch die mannigfaltigen Entbehrungen, Leiden und Beschwerden in hohem Grade zur Heranbildung des jüngeren Geschlechtes für seinen herrlichen Beruf. Und selbst die Quelle seiner ausgezeichneten Wohlthaten ließ der Herr dem so undankbaren Volke gegenüber keineswegs versiegen. Mit Recht konnte daher Moses beim Schlusse seiner irdischen Laufbahn das Volk daran erinnern, daß Gott niemals unterlassen habe, ihm die reichlichsten Wohlthaten zu spenden: „Wie du selbst gesehen, trug dich der Herr, dein Gott, in der Wüste, wie ein Mann sein Söhnlein zu tragen pflegt, auf dem ganzen Wege, den ihr zoget, bis ihr kamet an diesen Ort. Vierzig Jahre hat er unter dir gewohnt, der Herr, dein Gott, und nichts hat dir gemangelt; er speiste dich diese ganze Zeit mit Manna, das du nicht kanntest noch deine Väter kannten; dein Kleid, womit du bedeckt warest, hat sich vor Alter nicht abgetragen, und dein Schuh hat keinen Schaden gelitten, und nachdem er dich durch Züchtigungen gedemütigt, erbarmte er sich deiner; denn ein barmherziger Gott ist der Herr, dein Gott; er verläßt dich nicht und vertilgt dich nicht völlig, noch vergißt er seines Bundes, den er geschworen deinen Vätern. Wahrhaft selig bist du, Israel! wer ist dir gleich, o Volk, das sein Heil im Herrn hat?“ (5. Mos.) — Im Anfang des vierzigsten Jahres nach dem Auszug aus Ägypten standen die Söhne Israels wieder an der Südgrenze Palästinas. Auch hier fing das Volk bei eintretendem Wassermangel alsobald an, wider Moses und Aaron zu schreien. Um der Not zu steuern, schlägt Moses auf des Herrn Befehl mit dem Stabe an einen Felsen, und nun strömt das Wasser in Fülle aus dem harten Stein. Doch Moses und Aarons Gottvertrauen hatte gewankt, indem sie einen Augenblick zweifelten, ob der Herr das Wunder für das so widerspenstige Volk wirken werde. Zur Strafe dafür that Gott ihnen kund, daß sie das Volk nicht in das Land der Verheißung führen, sondern in der Wüste sterben würden.

Hier, an Palästinas südlicher Grenze, verweigerten die von Esau abstammenden Edomiter dem Volke den friedlichen Durchzug, und da der Herr den Israeliten verbot, Gewalt gegen dies ihr

Brudervolk zu gebrauchen, so entschlossen sie sich, deren Gebiet zu umgehen und von der Ostseite ins gelobte Land einzudringen. Auf diesem Zuge gelangten sie zum Berge Hor. Hier starb Aaron im 123ten Jahre seines Lebens, und sein Sohn Eleazar folgte ihm nach in der hohepriesterlichen Würde. Des langen Hin- und Herziehens überdrüssig, murrte das Volk neuerdings wider Gott und Moses: „Warum hast du uns aus Ägypten geführt, daß wir sterben in der Wüste?“ Zur Strafe ließ der Herr giftige Schlangen unter sie kommen, an deren tödlichem Biß viele aus dem Volke starben. Jetzt bekannten sie reumütig ihre Sünde und flehten zu Moses um seine Fürbitte. „Dieser bat für das Volk. Und der Herr sprach zu ihm: Mache eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist und sie ansieht, soll leben“ (4. Mos. 21, 7. 8). Warum, so dürfte man hier fragen, knüpfte Gott die Heilung von dem Bisse giftiger Schlangen gerade an einen Blick auf die am Pfahl erhöhte eherne Schlange? Läge hierin nicht irgend ein Geheimnis, so wäre dies allerdings unerklärlich. Christus selbst giebt uns Aufschluß über dasselbe mit den Worten: „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöhet hat, so muß der Menschensohn erhöhet werden, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 14. 15). Daraus geht klar hervor, daß die erhöhte Schlange ein äußerst bedeutungsvolles Vorbild des gekreuzigten Heilandes ist. Denn es sollten die Juden, welche das Kreuz als die größte Schmach und den Gekreuzigten als mit dem Fluche Gottes beladen ansahen, durch dieses auffallende Beispiel vorbereitet werden, auf daß sie am heilbringenden Kreuze des Erlösers kein Ärgernis nähmen. Die geheimnisvollen Züge dieses Vorbildes liegen hauptsächlich in folgenden Punkten: 1) Giftige Schlangen bringen ins Lager der Israeliten den zeitlichen Tod; die Sünde beraubt die Menschheit des übernatürlichen Lebens und zieht den ewigen Tod nach sich. 2) Als Heilmittel dient in der Wüste eine eherne Schlange, d. h. eine Schlange, welche den giftigen zwar ähnlich ist, deren tödliches Gift aber nicht besitzt. Von unsern Sünden erlöst uns der Gottmensch Jesus Christus, welcher die Gestalt des sündigen Fleisches hat, von der Sünde selbst aber vollkommen frei ist. 3) Die eherne Schlange muß, um zu heilen, an einem Pfahle erhöht werden; Christus muß nach Gottes Ratschluß am Schandpfahle des Kreuzes erhöht werden, um uns von dem Tode der Sünde zu erretten. 4) Um jedoch der verheißenen Rettung wirklich teilhaftig zu werden, muß der Israelit sein Auge zur ehernen Schlange erheben. Auch dem sündigen Menschen wird die Erlösung nur zu teil, indem er gläubig und vertrauensvoll

seinen Blick auf Christus den Gekreuzigten richtet, d. h. indem er sich Christo anschließt durch einen, von Vertrauen und wahrer Liebe beseelten Glauben.

Nachdem die Israeliten Sehor, den Amorrhiter-König, und Og, den König von Basan, die ihnen feindlich entgegenzogen, besiegt und deren Land erobert hatten, lagerten sie sich in den Gefilden Moabs östlich vom Jordanflusse. Als Nachkommen Lots hatten zwar die Moabiter von Israel nichts zu befürchten; dessen ungeachtet war ihr König Balak voll Besorgnis, und in der Überzeugung, daß im offenen Kampfe rein natürliche Kräfte nicht ausreichten gegen dieses wunderbare Volk, rief er den berühmten Wahrsager Balaam aus Mesopotamien zu sich und verhieß ihm eine glänzende Belohnung, wenn er Israel verfluche. Denn also hoffte er demselben die mächtigste Stütze, den Schutz des Allerhöchsten, zu rauben. Doch dieser höllische Plan sollte Israel zu großer Verherrlichung gereichen. Es tritt dem Balaam auf seiner verhängnisvollen Reise ein Engel mit gezücktem Schwerte entgegen, der ihn mit dem Tode bedroht und die Weiterreise nur gestattet unter dem strengen Gebote, nichts anderes zu sprechen, als was Gott ihm befehlen werde. In betreff dieser Erscheinung konnte sich Balaam unmöglich getäuscht wähnen; selbst seine Eselin, erschreckt durch das blitzende Schwert des Engels, weigerte sich voranzugehen, und da Balaam sie unbarmherzig schlägt, öffnet sie ihren Mund zur Klage.*) Infolge dieser erstaunlichen Zeichen spricht Balaam zum Könige von Moab, der ihn mit aller Auszeichnung empfangen: „Werde ich etwas anderes reden können, als was Gott mir in den Mund legt?“ Indessen soll er doch von vier verschiedenen Anhöhen herab, auf die ihn Balak geführt, den Fluch sprechen über das in der Ebene lagernde Volk. Allein ob der König auch zürnt und tobt; Balaam spricht unter dem Einfluß einer höhern Begeisterung jedesmal Worte des Segens über Israel und weissagt dessen zukünftige Herrlichkeit. „Wie soll ich fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie verwünschen, den der Herr nicht verwünscht? Von den höchsten Felsen sehe ich dieses Volk und schaue es von den Hügeln. Wer vermöchte zu zählen den Staub Jakobs, zu ermitteln die Zahl des Stammes Israel? Möchte sterben meine Seele den Tod dieser Gerechten, und mein Ende ihrem gleich sein! — Zu segnen ist mir geboten, den Segen kann ich nicht wehren.

---

*) Passend bemerkt hierzu Stolberg (Religionsgesch. Bd. 2. S. 140): „Behaupten, daß der Schöpfer aller Dinge nicht aus dem Munde eines sprachlosen Tieres bestimmte Sprachtöne konnte hervorgehen lassen, welche nicht dem Tier, aber dem Menschen vernehmlich waren; oder daß er es zwar thun konnte, aber nicht wollen sollte: das ist vermessen und albern.“

Kein Götze ist in Jakob, man sieht kein Bild in Israel. Der Herr, sein Gott, ist mit ihm und der Siegesklang seines Königs bei ihm. — Wie schön sind deine Zelte, o Jakob! deine Wohnungen, o Israel! Wie schattige Thäler, wie bewässerte Gärten an Strömen, wie Zelte, die der Herr aufgeschlagen, wie Cedern am Gewässer. Wasser strömt aus seinem Eimer, und sein Geschlecht wird zur Wasserflut. Es wird verzehren die Völker, seine Feinde, und zermalmen ihre Gebeine. Sich niederlassend wird es ruhen wie Löwe und Löwin, die zu wecken niemand wagt. Wer immer dich segnet, soll selbst gesegnet, wer dir fluchet, selbst verflucht sein! — Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich schaue ihn, aber nicht nahe. Aus Jakob wird ein Stern aufgehen und ein Scepter sich erheben aus Israel, der zerschmettert die Fürsten Moabs und vernichtet alle Söhne Seths. Edom wird sein Besitztum sein, und Israel wird sich tapfer halten. Aus Jakob wird der Herrscher auftreten und vertilgen, was übrig ist aus der Stadt" (4. Mos. 23 u. 24).

Gleich nach den Weissagungen Isaaks und Jakobs, deren Ausdrücke und Bilder hier großenteils wiederkehren, verkündet Balaam die Macht und Herrlichkeit nicht bloß des israelitischen, sondern auch des zukünftigen messianischen Reiches, von dem das erstere nur ein schattenhaftes Vorbild war. Sah ehemals Abraham auf dem Berge Moria die Angehörigen dieses Reiches vermehrt wie den Sand am Meeresgestade, so schaut sie auch Balaam von der Bergspitze herab unzählig wie den Erdenstaub. Er erblickt sie im wundervollen Schmucke der Gerechtigkeit, und seines Herzens Wunsch ist: Es möchte sterben seine Seele den Tod dieser Gerechten. — Auch über dieses geistliche Reich, das zwar am Ende der Zeiten erst erstehen wird, aber jetzt schon seinem Seherblicke sich darstellt, spricht Balaam seinen Segen. In demselben thront der Allerhöchste, um es zu schützen und zu regieren; in demselben erschallt Tag und Nacht der Lob- und Siegesgesang des himmlischen Königs; in ihm steigt nur zu Ehren des wahren Gottes der Duft der Anbetung empor. — Das nun folgende Bild von der Lieblichkeit der Zelte Jakobs deutet, wenn auch nur in schwachen Umrissen, die unvergängliche Pracht und Schönheit der christlichen Kirche an, welche unser Herz entzückt durch den Reichtum der köstlichen Früchte, die der hl. Geist in ihr hervorbringt, unsern Geist mit Staunen erfüllt ob der Kämpfe und glorreichen Siege ihrer Heldenscharen, die nunmehr nach vollbrachtem Tagewerk den ewigen Triumph der Seligen feiern. Und was anders bedeutet das überströmende Wasser, von dem Balaam redet, als die in der Kirche allen dargebotene Fülle himmlischer Güter und Segnungen? und jene geheimnisvolle Wasserflut, deutet sie nicht offenbar auf die zahllosen

Völker und Nationen hin, welche von allen Weltgegenden der Kirche Christi zuströmen? Auch schildert uns Balaam wie Jakob die siegreiche Macht des messianischen Reiches unter dem kühnen Bilde eines Löwen, den niemand ungestraft reizen darf. Und in demselben Sinne, wie einst Gott zu Abraham, spricht Balaam zu Israel: „Wer immer dich segnet, soll gesegnet, und wer dir fluchet, soll selbst verfluchet sein". — Daß aber Balaam auch das messianische Reich im Auge hat, erhellt vollends aus der hier sich anschließenden Weissagung von einem zukünftigen Sterne und Scepter und Herrscher, welche nur in Jesus Christus vollkommen in Erfüllung ging. Denn das Bild des Sternes, der als glänzendes Licht vom Himmel aufgeht über Israel, und die siegreiche Gewalt des Herrschers, der alle Söhne Seths, d. h. alle Völker (alle stammen ja durch Noe von Seth ab) seinem Scepter unterwerfen wird, sind Züge, welche nur auf den Messias passen und an vielen zweifellos messianischen Stellen der hl. Schrift wiederkehren. (Vgl. Is. 60; Mich. 5, 2; Ps. 2, 8. 9; Ps. 71, 8—11.)*)

Als Israel am Schlusse des vierzigsten Jahres den Jordan überschreiten und ins gelobte Land eingehen sollte, erhielt Moses vom Herrn die Kunde, es sei der Tag seines Hinscheidens nicht mehr ferne. Nun versammelte Moses gleich einem liebenden Vater noch einmal die Kinder Israels, um an dieselben seine letzte Ermahnung zu richten. Er that dies in Worten von so überströmender Liebe und so hoher Weisheit, wie sie nur dem gotterfüllten Geiste und Herzen des Moses entsteigen konnten. Noch einmal ließ er an ihrem Geiste vorübergehen das herrliche Bild von den zahlreichen Wohlthaten, die sie empfangen, und den großen Wundern, die der Herr vor ihren Augen gewirkt; und dann ermahnte er sie, der Dinge nicht zu vergessen, die ihre Augen gesehen, und sie nicht entfallen zu lassen ihrem Herzen alle Tage ihres Lebens, sie zu erzählen ihren Söhnen und Enkeln (5. Mos. 4, 9). Auch die Gebote, die der Herr auf Sinai gegeben, legte er seinem teuern Volke noch einmal ans Herz und beschwor es, derselben stets eingedenk zu sein. „Höre, Israel", sprach er, „Jehovah, unser Gott, ist der einzige Herr. Liebe den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften. Bleiben sollen diese Worte

---

*) Balaams Weissagung über den zukünftigen Stern, Scepter und Herrscher wird nicht nur von sämtlichen Kirchenvätern, sondern auch von den gewichtigsten jüdischen Schriftauslegern auf den Messias und sein Reich angewendet. (S. Reinke, Beiträge zur Erklär. des a. T. Bd. 4.) Aber auch der übrige Teil der Weissagung, selbst jene Texte, die hier der Kürze wegen nicht angeführt wurden, lassen sich mit gutem Grund auf das messianische Reich oder die christliche Kirche anwenden. (Vgl. Meignan, Propheties messianiques, 5. Proph.)

in deinem Herzen, und du sollst sie mitteilen deinen Söhnen und sie betrachten, wenn du in deinem Hause sitzest, und wenn du auf der Reise bist, beim Schlafengehen und Aufstehen. Wenn du die Stimme des Herrn, deines Gottes, hörest und alle seine Gebote hältst, so wirst du gesegnet sein in der Stadt und gesegnet auf dem Felde. Überfluß wird dir der Herr geben an allen Gütern, und er wird segnen alle Werke deiner Hände" . . . . (ebds. 6). „Wenn du aber nicht hören willst die Stimme des Herrn, deines Gottes, um zu halten alle seine Gebote, so wirst du verflucht sein in der Stadt und auf dem Felde; Hunger und Not wird der Herr über dich senden und Strafgerichte über alle deine Werke" . . . (ebds. 28). „Zu Zeugen rufe ich heute Himmel und Erde, daß ich euch vorgelegt habe Leben und Tod, Segen und Fluch. Wähle also das Leben, daß sowohl du lebest als alle deine Nachkommen, und du wohnest in dem Lande, welches der Herr deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob zu geben geschworen hat" (ebds. 30). Moses gab auch den Israeliten die trostreiche Verheißung, daß der Herr aus ihrer Mitte Propheten erwecken werde, die ihm ähnlich sein würden. Die sollten sie hören; so aber jemand ihre Worte nicht hören werde, an dem werde Gott als Rächer auftreten (ebds. 18).*) — Das ganze Gesetz und die Geschichte des Volkes Israel hatte Moses in fünf Büchern aufgezeichnet, und diese übergab er den Leviten, daß sie dieselben an der Seite der Bundeslade niederlegten. Alsdann stimmte er das erhabene Loblied an: „Höret, ihr Himmel", sprach über alle einzelnen Stämme den Segen und stieg auf den Berg Nebo, wo ihm der Herr das ganze Land Juda bis an das äußerste Meer zeigte; dort starb er im 120ten Jahre seines Lebens. Josue aber aus dem Stamme Ephraim, sagt die Schrift, „ward erfüllet mit dem Geiste der Weisheit; denn Moses hatte seine Hände auf ihn gelegt, und die Söhne Israels gehorchten ihm."

In vielfacher Beziehung war Moses ein herrliches Vorbild Jesu Christi. Er war es nicht nur in Ansehung seiner wunderbaren Rettung in der Kindheit, seines Berufes und seiner Wunderkraft, sondern auch als Retter und Führer aus drückender Knechtschaft in fremdem Lande, als weiser Lehrer und Gesetzgeber, als Stifter des Bundes, als mächtiger Fürsprecher und Mittler bei Gott, als Prophet oder Seher der Zukunft (I. Bd. 440). Doch in einer der vornehmsten Beziehungen sollte er das Vorbild des künftigen

*) Propheta ist an dieser Stelle kollektiv zu verstehen von der gesamten Reihe der Propheten, welche Gott dem Volke als Lehrer und Führer verspricht, und deren Krone und Abschluß Christus ist. (Vgl. Knabenbauer, Isaias, Einleitung S. 4, Anmerk.)

Weltheilandes nicht sein. Jesus Christus hat die erlöste Menschheit in das Reich des Himmels eingeführt, Moses aber durfte die Kinder Israels nicht in das gelobte Land, das Vorbild des Himmelreiches, einführen. Vergeblich war beim Herrn sein flehentliches Bitten, ihm diese Gnade noch zu gewähren; der Herr, der sich so oft und in so wichtigen Dingen hatte erflehen lassen von seinem Diener, erhörte ihn nicht, sprach vielmehr: „Es genüge dir; rede ferner nicht mehr über diese Sache mit mir“ (5. Mos. 3, 26). Dieses geschah nicht bloß zur Strafe der Sünde, die sehr wahrscheinlich nur läßlich war, sondern auch nach einem besonderen Ratschlusse des Allerhöchsten. „Nicht Moses“, sagt der hl. Augustin (Geg. Faustus, Bch. 16. K. 19), „sollte das Volk in das Land der Verheißung einführen, damit man nicht glaube, das Gesetz, welches Gott durch Moses gegeben hatte, vermöge in das Himmelreich zu führen, da uns erst durch Jesum Christum diese Gnade geworden ist“ (Joh. 1, 17). Die glorreiche Aufgabe, das Volk Israel ins gelobte Land einzuführen, war daher dem Osee, dem Sohne Nuns, beschieden, der schon seinem Namen „Josue“ nach, den ihm Moses eigens beigelegt hatte, Jesum Christum vorbildete. (J o s u e und J e s u s ist derselbe Name; der erstere nach der hebräischen, der zweite nach der griechischen Aussprache.)

b) E n d l i c h f ü h r t e G o t t n a c h M o s i s T o d e d i e I s r a e l i t e n i n d a s g e l o b t e L a n d K a n a a n o d e r P a l ä s t i n a, w e l c h e s s i e d u r c h s e i n e n m ä c h t i g e n B e i s t a n d e r o b e r t e n u n d u n t e r s i c h n a c h d e n 12 S t ä m m e n v e r t e i l t e n. (U m d. J. 1450 v. C h r.)

Um von dem eigentlichen Kanaan, welches jenseits des Jordan lag, Besitz zu nehmen, zog Josue auf Gottes Befehl mit dem ganzen Volke mitten durch das hochangeschwollene Bett dieses Flusses. Wunderbarer Weise teilten sich die Fluten vor der Bundeslade und gewährten so den Kindern Israels freien Durchgang. Nun begann das Gottesgericht über die abgöttischen und ruchlosen Einwohner dieses Landes. Die Zertrümmerung der festen Stadt Jericho bewies alsobald, daß der Herr auf diesem Kriegszuge mit Josue sei. Denn nicht durch Menschengewalt, sondern auf den bloßen Posaunenschall stürzten die Mauern dieser mächtigen Feste zusammen, und alles Lebende ward mit dem Schwerte vertilgt. Als Josue unfern Gabaon, einer mit Israel verbündeten Stadt, fünf Amorrhiter-Königen eine große Schlacht lieferte, sandte Gott ein fürchterliches Hagelwetter über die Feinde, und um den herrlichen Sieg zu verfolgen, ließ er auf Josues Gebet Sonne und

Mond stille stehen. „Also stand die Sonne mitten am Himmel und eilte nicht unterzugehen einen Tag lang. Und es war kein Tag so lang weder vorher noch nachher, da der Herr der Stimme eines Menschen Gehör gab und für Israel stritt" (Jos. 10). Unter Gottes sichtbarem Schutze überwältigte Josue in einer Reihe von glorreichen Siegen 31 feindliche Könige und eroberte deren Ländergebiet. Die völlige Ausrottung der Kanaaniter war jedoch den einzelnen Stämmen vorbehalten und sollte nach und nach geschehen, damit das Land nicht zur Wüste würde, und nicht die wilden Tiere sich mehrten wider Israel (2. Mos. 23, 29). Auch sollten die Einwohner noch „Raum zur Buße haben" (Weish. 12, 10).

Damit aber die Stämme Israels bei Verteilung des Landes erkännten, daß einem jeden sein Teil von Gott beschieden sei, befahl der Herr dem Josue das diesseitige Jordangebiet nach dem Lose unter diejenigen Stämme zu verteilen, denen nicht schon ihr Erbteil zugefallen; denn die Stämme Ruben, Gad und die Hälfte von Manasse hatten von Moses bereits das jenseitige Jordanland zum Besitze erhalten. Bei dieser Verlosung bekam der bevorzugte Stamm Juda beinahe das ganze südliche Gebiet. Der priesterliche Stamm Levi sollte durch das ganze Land zerstreut wohnen; ihm wurden daher nur einzelne Städte ohne größeres Ländergebiet angewiesen. Diese Einteilung hörte erst mit der babylonischen Gefangenschaft auf. Später zerfiel Kanaan in drei Landschaften; die nördliche hieß Galiläa, die mittlere Samaria, die südliche Judäa. — Schon öfters wurde bemerkt, das gelobte Land sei Vorbild des Himmelreiches, und Josue Vorbild Jesu Christi, der uns einführt in die himmlische Herrlichkeit und dort einem jeden seine glückselige Wohnung bereitet und anweist. Wie aber die Israeliten ihr längst verheißenes Erbe durch beharrlichen Kampf erobern mußten, so gelangen auch wir nur durch ausdauernden Kampf zum himmlischen Vaterlande. „Das Himmelreich leidet Gewalt", spricht Jesus Christus selbst, „und die Gewalt brauchen, reißen es an sich" (Matth. 11, 12). Obwohl aber das ewige Leben durch Kampf erobert werden muß, so ist es doch zugleich „eine Gnade Gottes in Christo Jesu, unserem Herrn" (Röm. 6, 23); eine Siegeskrone, welche uns die Hand des Allerhöchsten darreicht: „Die Gerechten werden empfangen ein herrliches Reich und eine zierliche Krone aus der Hand des Herrn" (Weish. 5, 17). Mögen auch die Feinde, die uns um diese Siegeskrone beneiden, noch so mächtig und zahlreich sein, wir haben nichts zu fürchten. Wie den Israeliten, so steht Gott auch uns bei durch seinen wunderbaren Schutz und seine allvermögende Gnade. Über Israel blieb die Sonne nur einmal stehen und eilte nicht unter-

zugehen einen Tag lang; „uns aber“, sagt der hl. Isidor von Sevilla (üb. Bch. Josue K. 12), „leuchtet die Sonne der Gerechtigkeit beständig, niemals verläßt sie uns oder eilt sie unterzugehen, weil Christus selbst gesagt hat: Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Matth. 28, 20).

Israel zur Zeit der Richter. — Siege Gedeons und Samsons. — Was von den Richtern zu halten.

13. In diesem schönen Lande lebten sie glücklich und gesegnet vom Herrn, bis sie gegen Gottes Gebot eheliche Verbindungen mit den Heiden eingingen und dadurch wieder in Laster und Abgötterei verfielen. So oft sie nun vom Allerhöchsten sich abwandten, gab er sie in die Gewalt ihrer Feinde; kehrten sie aber zurück, so erweckte er unter ihnen fromme Helden, Richter genannt, wie Gedeon, Jephte, Samson, welche sie von ihren Feinden befreiten.

Also wohnte Israel in dem herrlichen Lande der Verheißung, das von Milch und Honig floß, „und der Herr gab ihnen Frieden von allen Völkern ringsum, und keiner von ihren Feinden wagte es, sich zu widersetzen“ (Jos. 21). Treu und mit Freuden diente das Volk seinem großen und gütigen Herrn, solange Josue und die Ältesten noch am Leben waren, welche alle die glorreichen und erstaunlichen Werke Jehovahs kannten, die er unter Israel gethan hatte. Eine Quelle unsäglichen Elendes war aber für Israel, daß die meisten Stämme sich bald träger Ruhe überließen und, anstatt die gottlosen Kanaaniter vollends auszurotten und deren Götter zu zertrümmern, wie es der Herr nachdrücklich befohlen (vgl. S. 46), mit denselben freundschaftlichen Umgang pflogen und Ehebündnisse schlossen. Denn nicht lange währte es, und die Söhne Israels „thaten Böses vor den Augen des Herrn und verließen den Herrn, den Gott ihrer Väter, der sie herausgeführt aus dem Lande Ägypten, und gingen andern Göttern nach“ (Bch. d. Richt. K. 2). Um das Volk von der kläglichen Verirrung zurückzuführen, gab der Herr sie in die Hand der umliegenden Völker, ihrer geschwornen Feinde, welche sie grausam bedrückten und ängstigten. Riefen sie dann in der schweren Drangsal reumütig zum Herrn, so hörte Gott das Seufzen der Bedrängten und erweckte unter ihnen Richter, welche als außerordentliche Bevollmächtigte Gottes sich an die Spitze des ganzen Volkes oder mehrerer Stämme stellten und nach außen hin die zahlreichen Feinde besiegten, im Innern aber das sittlich verkommene Volk zu treuer Beobachtung des göttlichen Gesetzes anhielten und für

die öffentliche Ruhe und Ordnung Sorge trugen. „Jedoch, wenn der Richter gestorben war", sagt die Schrift, „so kehrten sie wieder zurück und thaten noch viel Übleres als ihre Väter gethan, gingen andern Göttern nach, dienten ihnen und beteten sie an" (Bch. der Richt. Kap. 2, 19). — Solcher gottbegeisterter und gewaltiger Männer zählt die hl. Schrift 14 mit Namen auf. Es waren nicht selten Leute von unansehnlichem Stande, aufgewachsen unter den Beschäftigungen eines gewöhnlichen, arbeitsamen Lebens, die dennoch, mit Kraft von oben ausgerüstet, Erstaunliches vollbrachten. Wen mahnt nicht diese Vorkehrung des Herrn an jene andere des göttlichen Erlösers, da er die geistige Umgestaltung des Erdbodens so schwachen und geringen Werkzeugen anvertraute, daß der Völkerapostel mit Recht an die Korinther schreiben konnte: „Das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zu nichte zu machen, damit kein Mensch sich vor ihm rühme" (1. Kor. 1, 27. 29)? Es sollte demnach wie bei der Verbreitung des Christentums also auch hier bei den siegreichen Thaten der israelitischen Richter offenbar werden, daß Gott es ist, welcher die Feinde zu Schanden gemacht und die Seinigen dem Untergange entrissen hat. — Auf so wunderbare und unerhörte Weise vollbrachten manche Richter ihre Thaten, daß sich deren Verständnis erst dann genügend erschließt, wenn wir darin mit den heil. Kirchenvätern ein sinnreiches Vorbild hoher zukünftiger Geheimnisse erkennen. Es wird genügen, auf die bedeutungsvollsten Vorbilder aus dem Leben Gedeons und Samsons hinzuweisen.

Als die Madianiter sieben Jahre lang Israel hart bedrängten, und das gedemütigte Volk zum Herrn um Hilfe schrie, sandte er zu **Gedeon**, der eben das Getreide ausklopfte, einen Engel und ließ ihm sagen, er wolle Israel durch ihn, den starken Helden, erretten. Bestürzt erwiderte Gedeon: „Womit soll ich Israel erretten? Siehe, meine Familie ist die geringste in Manasse, und ich bin der Geringste im Hause meines Vaters." Der Herr aber sprach zu ihm: „Ich werde mit dir sein, und du wirst Madian schlagen wie einen einzelnen Mann" (Bch. d. Richt. 6, 15. 16). Nun rief Gedeon das Volk zum Kampfe auf, und zum Zeichen, daß Gott durch ihn Israel befreien wolle, begehrte er, der Herr möge in der Nacht das wollige Fell, das er auf den Boden lege, mit Tau benetzen und die Erde ringsum trocken lassen. Als dies geschehen, flehte er am andern Tage, Gott möge das Vließ trocken erhalten, während der ganze Boden von Tau triefe. Auch dieses geschah. Damit jedoch Israel sich nicht rühmen könne,

durch seine Kraft Rettung erlangt zu haben, ließ der Herr von den 32 000 Kriegern, die sich um Gedeon geschart, nur die 300 in den Kampf ziehen, welche am Bache nicht mit gebogenen Knieen tranken, sondern nur aus der hohlen Hand Wasser schlürften. Dieses Häuflein bewaffnete Gedeon mit Posaunen, leeren Krügen und Fackeln innerhalb der Krüge, und so rückten sie um Mitternacht gegen das Lager der unzählbaren Feinde, stellten sich rings um dasselbe, stießen in die Posaunen, zerschlugen die Krüge und riefen: „Das Schwert des Herrn und Gedeons." Unter Schreien und Heulen ergriffen die Madianiter die Flucht; der Herr aber sandte Verwirrung unter die Feinde, so daß sie unter sich selbst ein schauerliches Blutbad anrichteten.

Nach der Lehre der Väter stellen alle diese wunderbaren Züge vorbildlich ein Geheimnis dar, welches in Jesu Christo seine glorreiche Verwirklichung erhielt. 1) Gedeon, der geringste unter seinen Brüdern, wird von Gott ausersehen, um Israel der madianitischen Knechtschaft zu entreißen; Jesus, der Sohn Gottes, erscheint auf Erden als der geringste unter den Menschenkindern, der Auswurf seines Volkes, um die Menschheit aus der Tyrannei Satans zu erlösen. 2) Von dem göttlichen Sohne weissagte der königliche Prophet (Ps. 71, 6): „Er wird herabkommen wie Tau auf das Vließ." Wirklich geschah dieses, als das göttliche Wort in den allerreinsten Schoß der gebenedeiten Jungfrau herabstieg; darum singt auch die Kirche: „Bei deiner wunderbaren Geburt aus der Jungfrau ward erfüllet das Wort der Schrift: Wie der Tau auf das Vließ stiegest du hernieder, um zu erlösen das Menschengeschlecht." — Aber noch eine andere sinnvolle Bedeutung legen schon die ältesten Kirchenväter dem Vließe Gedeons bei; namentlich thun dies Irenäus (Geg. d. Häret. Bch. 3. K. 17) und Origenes (üb. Bch. d. Richt. Hom. 8), der sich dafür auf die noch ältern Ausleger der Schrift beruft; desgleichen Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, Isidorus von Sevilla. Nach ihnen sinnbildet Gedeons mit Tau getränktes Vließ den himmlischen Tau des göttlichen Wortes, womit das Volk Israel so reich begnadigt war, indessen sämtliche Völker der übrigen Welt dieser Himmelsgabe entbehrten. Das vom Tau unberührte Vließ aber bedeutet, daß nach der Verwerfung des Messias von seiten der Juden die Quelle des göttlichen Wortes für sie versiegte, während nunmehr die Heiden mit den Segnungen derselben in überschwenglicher Fülle bereichert wurden. 3) Gedeon schickt, im Begriffe einen übermächtigen Feind zu bekriegen, den größten Teil seiner Streiter hinweg. „Wer", so fragt der hl. Papst Gregor (Moral, Bch. 30. K. 25), „zieht ins Treffen mit Krügen und Fackeln, wirft die Waffen weg, um gegen die

Waffen sich zu wehren?“ Welch überraschendes Vorbild von dem Siege der christlichen Kirche über das mächtige Heidentum uns daraus entgegenleuchtet, wird kaum jemand entgehen, der den tiefern Sinn der Schrift aufzufassen sich bemüht. Was stellte Christus der Herr jenem gewaltigen Feinde, der seine Herrschaft über den ganzen Erdkreis ausgedehnt und Jahrtausende lang behauptet hatte, entgegen? Nicht Kriegsheere, nicht irdische Macht und Weisheit, sondern eine kleine Anzahl von armen, ungebildeten Aposteln und Jüngern, die aber großmütig allen Freuden und Genüssen der Welt entsagt hatten. Ähnlich wie Gedeons Streiter bewaffnet, ziehen sie in den heißen Kampf. „Sie stoßen“, sagt der hl. Gregor (a. a. O.), „in die Posaunen, indem sie predigen; sie zerschlagen ihre Krüge, indem sie ihre zerbrechlichen Leiber dem feindlichen Schwerte darbieten; mit Fackeln leuchten sie, indem sie weithin den Glanz ihrer Wunder verbreiten.“ Und wie im Lager Madians unsichtbarer Weise das Schwert des Herrn und Gedeons waltete, so wirkte auch bei der geistigen Eroberung der Welt die Macht des Herrn und die unüberwindliche Kraft seines heiligen Kreuzes.

Nach Gedeon standen noch mehrere Richter in Israel auf, welche ihrem Berufe gemäß das Volk von den Feinden befreiten und zu Gott zurückführten. Die Israeliten sündigten aber wiederum, und nun wurden sie 40 Jahre lang von den streitbaren Philistern durch Raub und Verheerung bedrängt. Auch in dieser Not erbarmte sich der Herr seines Volkes. Im Lande des Stammes Dan lebte ein Mann mit Namen Manue, dessen Gattin unfruchtbar war. Dieser erschien der Engel des Herrn und verkündigte ihr, sie werde einen Sohn bekommen, dessen Haupt kein Schermesser berühren solle; denn er werde schon vom Mutterleibe an ein Nazaräer (Gottgeweihter) sein und anfangen, Israel zu erlösen aus der Hand der Philister (Richt. 13). Der Geist des Herrn war mit dem heranwachsenden Samson. Er richtete Israel 20 Jahre lang und schützte es mit starker Hand gegen die übermütigen Philister. Allein nicht etwa als Feldherr an der Spitze gewaltiger Heere bekämpfte er seine Feinde, sondern er that dieses mittelst seiner unerhörten, wunderbaren Körperkraft, auf daß kund würde, der Herr könne ebensowohl durch einen retten als durch ein ganzes Heer. Samson trübte aber den Glanz seines Ruhmes und Glückes durch große Schwachheiten, in die er fiel, und die ihn endlich ins Verderben stürzten. Als er nämlich die treulose Dalila, eine Philisterin, lieb gewann, drang diese unablässig in ihn, er möge das Geheimnis seiner Stärke offenbaren. Besiegt durch ihr unaufhörliches Bitten, sprach er: „Noch nie ist ein Schermesser auf mein Haupt gekommen, weil ich Nazaräer, d. h. Gott

geweiht bin vom Mutterleibe an; wenn mein Haupt geschoren wird, so weicht von mir meine Stärke, und ich werde schwach gleich den andern Menschen."*) Da ließ ihm Dalila seine Haarlocken abscheren und überlieferte ihn den ergrimmten Philistern. Von diesen ergriffen und des Augenlichtes beraubt, war er gezwungen, wie einer der geringsten Sklaven im Gefängnisse Korn zu mahlen. Nach einiger Zeit begingen die Philister ein glänzendes Götterfest und ließen Samson dazu kommen, damit er unter dem Spott und Hohn seiner triumphierenden Feinde spiele. Doch Samson hatte unterdessen mit dem Haar auch die alte Heldenkraft wiederum erlangt, und nun umfaßte er zwei Säulen, die Stützen des Söllers, auf dem bei 3000 Menschen, darunter alle Fürsten der Philister, sich versammelt hatten; den starken Gott Israels anrufend, schüttelte er die Säulen so kräftig, daß über ihm das ganze Haus zusammenstürzte, und „er viel mehr tötete bei seinem Tode, als er vordem tötete in seinem Leben" (Richt. 19, 30).

Sowohl der hl. Augustin als der hl. Isidor von Sevilla erkennen in Samson ein Vorbild Jesu Christi. 1) Beide, Christus und Samson, wurden der Verheißung eines himmlischen Sendboten gemäß, jener von einer Jungfrau, dieser von einer Unfruchtbaren geboren. 2) Samson war ein Nazaräer, und von Christus sagt der Evangelist Matthäus (2, 23), „es sei in ihm die Weissagung der Propheten erfüllt worden, daß er werde ein Nazaräer genannt werden." 3) Vor allem ist aber Samson in den Nachstellungen, die er von Dalila erfuhr, in seiner Erniedrigung und in seinem Tode Vorbild des Herrn. Jesus Christus liebte zärtlich die jüdische Synagoge, die er huldreichst in die Gemeinschaft der Kirche des neuen Bundes aufnehmen, somit zu seiner geistigen Braut erheben wollte. Allein die Synagoge ward an ihm zur treulosen Verräterin. Voll arglistiger Heuchelei sprachen die Juden zu Jesus: „Wie lange hältst du uns hin? wenn du Christus bist, so sag es uns frei heraus" (Joh. 10, 24). Als er sich aber vor dem Hohenpriester offen den Sohn Gottes nannte, ertönte von allen Seiten der Ruf ihrer Bosheit: „Er hat Gott gelästert, er ist des Todes schuldig", und so überlieferten sie ihren himmlischen König, ihren Herrn und Erlöser, den Heiden. Wie schien damals die Gottlosigkeit zu triumphieren über Christus, den König der Herrlichkeit! Er ward gebunden gleich einem Missethäter, durch die Straßen geschleppt vor den Richterstuhl der Menschen, verhöhnt und gelästert;

*) Die Nazaräer gelobten Gott, keinen Wein und überhaupt kein berauschendes Getränk zu genießen und das Haupthaar nicht scheren zu lassen. Durch Scherung des Haupthaares hörte Samson auf, Nazaräer zu sein, verlor demnach die Stärke, die ihm als Nazaräer von Gott verliehen war.

er ward zum Spielball einer aufgehetzten Soldatenrotte und endete als der letzte der Menschenkinder sein Leben am schmählichen Kreuzesstamme. Und doch, wann sah die Erde einen herrlicheren, einen großartigeren, einen vollständigeren Sieg, als in jenem Augenblicke, wo das ganze Weltall, entsetzt über den Gottesmord, den Tod Jesu Christi betrauerte? Im Tode feierte Christus seinen glorreichsten Triumph. „Ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33), konnte er damals voll heiliger Siegeswonne sprechen; denn zerschmettert lagen alle Feinde ihm zu Füßen; vernichtet war die Herrschaft der Hölle, besiegt die Sünde und der Tod.

Können auch nicht sämtliche Richter Israels für Muster der Heiligkeit gelten, so bleiben sie dennoch bedeutungsvolle Vorbilder Jesu Christi. „Im Buche der Richter", schreibt der heilige Hieronymus an Paulinus (Br. 53), „befinden sich so viele Vorbilder als Richter des Volkes." Jene außerordentlichen Männer waren messianische Vorbilder nicht in Ansehung der Tadellosigkeit ihres Wandels, sondern als Retter des Volkes Gottes. Während nämlich die Richter dem Volke Rettung aus zeitlicher Drangsal und irdisches Glück brachten, ist Jesus der Vermittler des geistigen, ewigen Wohles der Seele; und während die Richter tyrannische Gewalthaber demütigten und vertrieben, bändigte Christus die Mächte der Finsternis, welche über die ganze Welt ihre Tyrannei ausübten. Was die menschlichen Schwachheiten und Fehler dieser Männer betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß im alten Bunde noch nicht jene reinen Begriffe sittlicher Vollkommenheit, wie sie das Christentum aufstellt, bekannt oder herrschend waren. Wie leicht konnte daher in guter Absicht oder wenigstens ohne schwere Schuld vor Gott etwas geschehen, was allerdings nach dem Gesetze des Evangeliums nicht zu billigen ist? So mochte auch Jephte in guter Meinung oder doch unverschuldeter Weise ein unbesonnenes, selbst verwerfliches Gelübde gemacht und selbes nach irrigem Gewissen erfüllt haben. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese frommen Helden nicht nur ihre Fehler bereuten und durch aufrichtige Buße tilgten, sondern auch der Mit- und Nachwelt durch den Glanz heldenmütiger Tugenden Ehrfurcht und Bewunderung einflößten. Nicht allein verwahrten sie inmitten des traurigsten Verderbnisses felsenfesten Glauben an den wahren Gott: sie waren auch stets bereit, Gut und Leben hinzuopfern, um Jehovahs Ehre an seinen Feinden zu rächen, um das Volk Gottes der Willkür und Grausamkeit seiner Dränger zu entreißen, und verwalteten mit unwandelbarer Treue nach dem Gesetze des Herrn das oft so schwierige Richteramt. Darum stellt auch der heilige Paulus in seinem Briefe an die Hebräer (11, 32. 33) die Richter, namentlich Gedeon, Barak, Samson, Jephte, Samuel als leuchtende Muster des Glaubens auf.

„Durch den Glauben", spricht er von ihnen, „bezwangen sie Königreiche, erwirkten Gerechtigkeit, erlangten Verheißungen." Und wie herrlich ist nicht das Lob, welches ihnen schon im Buche Sirach (46, 13—16) gespendet wird! „Was die Richter betrifft", heißt es allda, „so ist jeder nach seinem Namen berühmt. Ihr Herz ward nicht untreu, sie wandten sich nicht ab vom Herrn. Ihr Andenken sei im Segen, und ihre Gebeine sollen fortgrünen an ihrer Stätte; ihr Name soll währen in Ewigkeit; es bleibe auf ihren Söhnen der Ruhm der heiligen Männer."

2. Von Saul bis zum Ende der babylon. Gefangenschaft.

(1095—536 v. Chr.)

Einführung des Königtums. — Saul. — David.

14. a) Über 400 Jahre lang hatten die Hohenpriester und die Richter die höchsten Würden bei dem Volke Israel bekleidet; jetzt wollte es wie die benachbarten Völker einen König haben. Gott gab ihm den König Saul. ([11])

Die zwei letzten Richter in Israel waren der Hohepriester Heli und nach ihm der Levit Samuel, den seine fromme Mutter Anna von Gott erbeten und in seiner Kindheit schon dem Herrn geweiht hatte. Heli war ein schwacher Mann; er bestrafte nicht die himmelschreienden Frevel, durch welche seine zwei Söhne Ophni und Phinees ihr heiliges Amt entehrten. Zur gerechten Strafe dafür ließ Gott durch Samuel, seinen treuen Diener, dem Hohenpriester das schwere Unheil verkünden, welches über ihn und sein ganzes Haus hereinbrechen werde. In dem nächsten Kriege gegen die Philister, in welchem Israel eine große Niederlage erlitt, kamen die gottlosen Söhne Helis in der Blüte ihres Lebens um, die auf das Schlachtfeld mitgeführte Bundeslade geriet auf einige Zeit in die Gewalt der Feinde, und die Schreckensnachricht brachte dem greisen Heli einen plötzlichen Tod. — Unterdessen war Samuel im Dienste des Heiligtums herangewachsen und „war geliebt von dem Herrn, seinem Gott" (Sir. 46, 16). Erfüllt vom heiligen Eifer für Jehovahs Ehre, bewog er die Söhne Israels, aus ihrer Mitte die fremden Götter zu entfernen, demütigte die stolzen Philister und eroberte wiederum die Städte, welche sie Israel genommen hatten. Aber auch Samuels Söhne wandelten nicht auf den Wegen ihres Vaters; sie wandten sich dem Geize zu, verkehrten das Recht und versprachen überhaupt wenig Gutes für die Zukunft.

Um diese Zeit rüstete sich der König der Ammoniter zum Kriege wider Israel, und nun begehrte das Volk von Samuel einen König, „wie auch alle Völker einen haben", der an der Spitze des ganzes Heeres dem Feinde entgegenziehen und ihre Kriege führen könnte; denn bisher konnten die Richter, weil sie

meistens nur über einzelne Stämme geboten, nicht die ganze Macht der Nation dem Feinde entgegenstellen. Da Samuels Vorstellungen beim Volke nichts fruchteten, so gewährte der Herr einen König. Wiewohl aber die theokratische Verfassung das Königtum nicht ausschloß, und selbst im Gesetzbuche Mosis die Grundzüge des königlichen Rechtes enthalten waren, so mißfiel dem Herrn nichts desto weniger das Begehren des Volkes. Denn die leidenschaftliche Heftigkeit, womit sie nach einem Könige verlangten, der über sie herrsche nach Art der heidnischen Könige, offenbarte deutlich ihre thörichte Eitelkeit und ihr Mißtrauen auf göttlichen Schutz. Darum sprach Gott zu Samuel: „Sie haben nicht dich verworfen, sondern mich, auf daß ich nicht herrsche über sie“ (1. Kön. 8, 7). Auf des Herrn Befehl salbte nun Samuel den Saul, aus dem geringsten Geschlechte des Stammes Benjamin, einen tapfern Mann von ganz ungewöhnlicher Größe. Ihn stellte Samuel dem versammelten Volke vor mit den Worten: „Da sehet ihr, welchen der Herr erwählt hat; denn seines Gleichen ist nicht im ganzen Volke. Nun rief alles Volk: Es lebe der König!“

b) Als Saul durch seinen Ungehorsam sich die Verwerfung zugezogen, folgte ihm David. David war stark und mächtig; als Jüngling hatte er den Riesen Goliath besiegt; als König erweiterte er durch glänzende Siege das Reich. Er diente Gott mit aufrichtigem Herzen und verfaßte zu dessen Lobe herrliche Gesänge, die Psalmen, worin er aus göttlicher Eingebung vieles weissagte von dem Welterlöser, der aus seinem Geschlechte hervorgehen, und dessen Reich kein Ende haben sollte. Deswegen heißt Christus auch Sohn Davids.

Der neuerwählte König Saul erhielt zwar vom Herrn mit der großen Würde auch ein neues Herz, und kurze Zeit hernach errang er einen glänzenden Sieg über die Ammoniter; doch entschwand ihm nur zu bald das Bewußtsein, daß er nur Vasall oder Statthalter des erhabenen Gottkönigs sei. Denn gegen des Herrn ausdrücklichen Befehl maßte er sich das Recht zu opfern an, wiewohl er nicht Priester war, und schonte den König der Amalekiter und deren beste Herden, über die sämtlich der Herr das Urteil der Vernichtung gesprochen hatte. Deshalb ward Saul von Gott verworfen und ein anderer zum Könige Israels auserkoren, David, der Sohn Jesses aus Bethlehem im Stamme Juda. Als dieser jugendliche Held, der schon als Knabe Löwen und Bären zerrissen, voll gläubigen Gottvertrauens den übermütigen Riesen Goliath im offenen Zweikampfe niedergestreckt hatte, da

kannte Sauls Neid und Eifersucht gegen den hochgepriesenen Sieger keine Grenzen. Unablässig strebte er ihm nach dem Leben, so daß derselbe sich von einer Wüste in die andere flüchten mußte. Allein der Herr war sein Beschützer und vereitelte alle Nachstellungen Sauls. Saul geriet sogar selbst wiederholt in Davids Hände; dieser aber rächte sich nicht und vergriff sich nicht an dem Gesalbten des Herrn. Inmitten dieser Leiden und Drangsale bewahrte David sein unerschütterliches Gottvertrauen und harrte geduldig seiner Erhebung auf den Thron Israels. Erst nachdem Saul in einer verhängnisvollen Schlacht gegen die Philister gefallen, ward David in Hebron öffentlich gesalbt, auch vom Stamme Juda als König anerkannt und sieben Jahre später von den übrigen Stämmen. — Nun zog er an der Spitze des Heeres nach Jerusalem wider die Jebusiter und eroberte von ihnen die feste Burg Sion, welche sie noch in der Gewalt hatten. Er wählte Jerusalem zu seinem Königssitze und ließ dahin auch die Bundeslade unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes übertragen. Voll des Dankes gegen Gott, der ihn aus der Niedrigkeit erhoben, traf der fromme König verschiedene Anstalten zur Verherrlichung des Gottesdienstes. Er gab den Festen neuen Glanz, sorgte für prachtvolle Ausstattung des Heiligtums, stellte Sänger an, die unter Begleitung von Zithern, Harfen und Zimbeln das Lob des Herrn feiern sollten. Mit starker Hand bändigte David in zahlreichen Kriegen die Philister, die Moabiter und alle umliegenden Völker; bis an den Euphrat dehnte er seine Eroberungen aus und machte sich viele Könige tributpflichtig. Auch im Innern seines nunmehr gewaltigen Reiches übte er gegen das ganze Volk Recht und Gerechtigkeit, er war ein Mann nach dem Herzen Gottes. — All dieses Glück schützte ihn aber nicht vor einem tiefen und schweren Fall. In einem unbewachten Augenblick beging der bisher so gottesfürchtige König einen Ehebruch und veranlaßte darauf den Mord des treuen Urias, des Gatten der verführten Bethsabee. Auf die Strafrede des Propheten Nathan that er aber ernste Buße und ertrug mit rührender Ergebung die schweren Leiden, welche über ihn verhängt wurden: den Tod des innig geliebten Kindes, das ihm Bethsabee geboren hatte, die traurige Zerrüttung in seiner Familie, den Aufruhr seines pflichtvergessenen Sohnes Absalom, die Lästerungen Semeis und viele andere Bedrängnisse.

Aus der Lehre der hl. Schrift wie der Väter erhellt, daß David in ausgezeichneter Weise Vorbild Jesu Christi ist. In mehreren Psalmen tritt uns David in dieser Eigenschaft entgegen; denn manches, was daselbst von Davids Leiden, Kämpfen und Siegen gesagt ist, findet nur in Christo dem Herrn seine voll-

kommene Erfüllung. — Insbesondere ist Davids Kampf gegen Goliath Vorbild des göttlichen Heilandes. Wie jener dem gefürchteten Riesen mit dem Hirtenstabe in der Hand entgegentrat und, nachdem er ihn zu Boden gestreckt, mit dem eigenen Schwerte das Haupt abschlug, so nahm der Heiland mit dem Stabe des hl. Kreuzes den Kampf auf gegen die Macht der Hölle und versetzte ihr den Todesstoß mit ihren eigenen Waffen.

Aber auch in Davids Niedrigkeit, in seinen Leiden und Verfolgungen leuchtet uns dessen vorbildliche Ähnlichkeit mit Jesus Christus entgegen. 1) Wie Christus bis zu seinem dreißigsten Jahre in der Verborgenheit lebte, so führte auch er anfangs ein verborgenes, unbekanntes Leben, so daß man seiner gar nicht gedachte (1. Kön. 16, 12). 2) Aus Neid verfolgte Saul den David und suchte ihn zu töten; aus Neid strebten auch die Juden Christus dem Herrn nach dem Leben. 3) Voll Schmerz und Betrübnis geht David auf der Flucht vor seinem rebellischen Sohne Absalom über den Bach Cedron nach dem Ölberge; über denselben Cedron schreitet auch tiefbetrübt der Weltheiland auf seinem schweren Leidensgang zum Ölberg. 4) Wie Judas, einer von den Zwölfen, am Gottmenschen, also verübte Achitophel, Davids Vertrauter, an seinem Herrn den schändlichsten Verrat, und gleich dem unseligen Judas erhängte auch dieser sich aus Verzweiflung. 5) Wie aber Christus, das schuldlose Gotteslamm, der Wut seiner Feinde nur Sanftmut und Geduld entgegensetzte, so auch David. Denn wie milde schont er nicht wiederholt des ihm unversöhnlich grollenden Saul! Welch bittere Thränen sehen wir ihn nicht über Sauls und Absaloms unglückseliges Ende vergießen, gleich dem Heilande, der voll des zärtlichsten Mitleides weinte über das verblendete, undankbare Jerusalem! Und wie Christus für jene, die ihn am Kreuze noch lästerten, zum Vater flehte, daß er ihnen verzeihe; so wehrt auch David, dem Semei Übles zu thun, welcher ihn doch in der harten Bedrängnis mit Steinwürfen verfolgte, schmähte und lästerte. — Endlich sehen wir auch ein glänzendes Vorbild Jesu Christi in David, als dem mächtigen König und dem glorreichen Sieger über alle seine Feinde. Der vollständige Sieg, den David errang über alle Könige, die sich ringsum zu seinem Untergange verschworen, erinnert an die Worte des Psalmisten in betreff des Messias (Ps. 2, 2. 4): „Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen wider den Herrn und wider seinen Gesalbten . . . Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.“ Wie von Christus geschrieben steht (ebds. V. 6): „Ich aber bin vom Herrn als König gesetzt über Sion, seinen heiligen Berg“, so errichtete auch David seinen könig-

lichen Thron zu Jerusalem, auf dem Berge Sion, dem Vorbilde der streitenden sowohl als der triumphierenden Kirche, in der Christus als König herrscht.

Zu dem Glanze eines ruhmvollen Helden und Königes gesellte sich bei David auch die Eigenschaft eines gottbegeisterten Propheten, und in dieser Hinsicht ist er ebenfalls Vorbild Jesu Christi, des größten aller Propheten. Unter Eingebung des heil. Geistes verfaßte er viele herrliche Gesänge, die Psalmen Davids genannt. In denselben feiert er die Macht und Weisheit, die Güte und Erbarmung Gottes, dessen hl. Gesetz, das Glück der Frommen und Unglück der Gottlosen, aber auch den kommenden Welterlöser und dessen wundervolles Reich. So besingt er im 2. und 109. Psalm die ewige Geburt des Sohnes Gottes, dessen Priestertum nach der Ordnung Mechisedechs und den Sieg über alle seine Feinde. Er schaut ihn (Ps. 21), den schönsten der Menschensöhne, in seinem Leiden als der Leute Spott und die Verachtung des Volkes, von Rotten der Boshaften umlagert und dem Wurme gleich in den Staub getreten und in Trübsal versenkt; er sieht seine Hände und Füße durchbohrt, alle seine Gebeine gezählt, seine Kleider geteilt und das Los geworfen über sein Gewand. Auch die folgende glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers verkündigt er im 15. und 23. Psalme, sowie er im 71. und 88. Psalme seine ewige, unumschränkte Herrschaft und den über den ganzen Erdkreis von ihm ausströmenden Segen in froher Begeisterung preist. — Dieser unendlich große, ewige Herrscher, dieser eingeborne Sohn des Allerhöchsten wird zugleich „Sohn Davids" heißen; denn der Herr schwur David: „Von deiner Leibesfrucht werde ich setzen auf deinen Thron" (Ps. 131, 11). „Ich will dauern lassen von Ewigkeit zu Ewigkeit seinen Samen und seinen Thron wie die Tage des Himmels" (Ps. 88, 30; vgl. Apgsch. 2, 30).

Je näher also der ersehnte Zeitpunkt heranrückt, in dem nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse die Sonne der Gerechtigkeit im vollen Glanze aufgehen soll, desto lichter wird die der Sonne vorangehende Morgenröte, desto klarer und deutlicher enthüllt sich dem Geistesauge der längst verheißene Messias. Den ersten Menschen ward er angekündigt als einer ihrer Söhne, dem Noe als Nachkomme Sems; die an Abraham ergangene Verheißung zeigt schon das Volk an, in dessen Mitte er aufstehen soll; der Patriarch Jakob sieht ihn dem Stamme Juda entsprossen, und David erhält die trostreiche Versicherung, der Heiland werde aus seinem Geschlechte hervorgehen.

Salomons Weisheit, — glorreiche Regierung, — Tempelbau.

15. Salomon, Davids Sohn und Nachfolger, war ein weiser und großer König. Er erbaute dem Herrn zu Jerusalem einen prachtvollen Tempel. Das innerste Heiligtum desselben war mit dem feinsten Golde ausgelegt. Hier stand die Bundeslade mit den von Gott geschriebenen Gesetztafeln. Nur dem Hohenpriester war es erlaubt, einmal im Jahre dieses Heiligtum zu betreten. Das Volk Israel hatte keinen andern Tempel, und es war auch niemand gestattet, anderswo zu opfern, als im Tempel zu Jerusalem.

Wie die hl. Schrift und die Väter von David bezeugen, er sei ein erhabenes Vorbild Jesu Christi, so thun sie es auch von Salomon. Wäre Christus nicht in Salomon vorgebildet, wie hätten die Apostel Schriftstellen, die sich zunächst auf Salomon beziehen, anführen können, als seien sie vom Heilande selbst gesagt?*) Dieses Vorbild erblicken die Väter vorzüglich in Salomons Weisheit, Regierung und Tempelbau. — 1) Wie vor Salomons Weisheit jede andere gleich dem Sternenlicht vor dem Glanze der Mittagssonne verschwand, so sind auch in Jesus Christus, und zwar in unendlich höherem Grade, alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen (Kol. 2, 3); denn er ist die unerschaffene, ewige Weisheit selbst. Wie man von fernen Ländern herbeieilte, um jenes Wunder der Weisheit anzustaunen; wie die Königin von Saba mit großem Gefolge nach Jerusalem kam, herrliche Gaben, Gold, Specereien und köstliche Steine darbrachte und Salomons Knechte selig pries, daß sie immerdar vor ihm stehen und seine Weisheit vernehmen konnten: so beeilten sich auch die Völker und Nationen des weiten Erdenrundes, sobald zu ihnen die Kunde von des Heilandes göttlicher Weisheit gedrungen, ihm voll Jubel und Freude ihre Huldigung und zum Geschenke ein gläubiges, liebentflammtes Herz und himmlische Tugendwerke darzubringen. (Vgl. Gregorius von Nyssa üb. Hohelied, Hom. 7.) — 2) Salomons Regierung war ausgezeichnet durch das hohe Glück eines dauerhaften Friedens, durch unerhörte Pracht und Herrlichkeit, durch alle Vorteile und Genüsse, welche Ruhm und Reichtum zu gewähren vermögen. Dadurch bildete es, wenn auch schwach und schattenhaft, jenes himmlische

*) So wendet der hl. Petrus (Apgsch. 2, 30) den oben angeführten Text aus Psalm 131, 11 an; und der hl. Paulus (Hebr. 1, 5) den Text 2. Kön. 7, 14: „Ich will ihm zum Vater sein, und er soll mir zum Sohne sein.“ (S. hl. Augustinus, Stadt Gottes, Bch. 17. Kap. 8.)

Reich vor, wo der Heiland zur Rechten des Vaters thront und seinen Getreuen einen ewig ungetrübten Frieden bereitet, einen Frieden, der alle Begriffe übersteigt, ein Übermaß der Wonne und Herrlichkeit, von dem geschrieben steht: „Sie werden trunken werden vom Überflusse deines Hauses (o Herr!); und mit dem Strome deiner Wonne wirst du sie tränken" (Ps. 35, 9); „sie werden leuchten wie der Glanz des Firmamentes" (Dan. 12, 3). — 3) Salomon erbaute Jehovah einen unübertrefflich schönen Tempel; derselbe deutete hin auf die katholische Kirche, jenen hehren Tempel, der sich erhob unter der Hand des göttlichen Baumeisters Jesus Christus, und den der hl. Paulus „das Haus Gottes" nennt (1. Tim. 3, 15). Die Bausteine des Salomonischen Tempels, berichtet uns die hl. Schrift, wurden alle zuvor behauen und kunstgerecht bereitet, so daß man beim Baue selbst weder Hammer noch Meißel noch sonst ein eisernes Werkzeug hörte (3. Kön. 6, 7). Wie treffend weist dieses nicht hin auf die mancherlei Prüfungen, Leiden, Übungen der Selbstverleugnung, durch die wir geläutert, veredelt, in andere Menschen umgeschaffen werden, bis uns die Hand des Herrn als passende Steine einfügt in den Wunderbau der himmlischen Kirche!*)

Das eigentliche Tempelgebäude bestand nach dem Muster der von Moses errichteten Stiftshütte aus zwei Hauptteilen, dem Heiligen und dem Allerheiligsten. In letzterem, welches auch das „innerste Heiligtum" heißt und sich füglich mit dem Chore unserer Tempel vergleichen läßt, stand die Bundeslade mit den zwei Cherubim zu beiden Seiten, die nebst dem Gnadenstuhl gleichsam den Thron Gottes bildeten. Deshalb wird auch Jehovah nicht selten „der über den Cherubim Sitzende" genannt. Das Allerheiligste sinnbildet, wie schon anderswo (S. 67) bemerkt worden, die Kirche des Himmels, wo der Allerhöchste über den Jubelchören der seligen Geister thront. Wirklich sah der hl. Evangelist Johannes den Tempel Gottes im Himmel aufgethan und in demselben die Lade des Bundes (Offb. 11, 19). Nach den Schriftauslegern**) ist die im Himmel erglänzende Bundeslade der verklärte Leib Jesu Christi, sowohl der natürliche, den er hingeopfert zur Errichtung des neuen Bundes zwischen Gott und dem Menschen, als auch der mystische, den er infolge des Bundes annahm. Weil an dem mystischen Leibe Christi, d. h. unter den sieggekrönten Scharen der Heiligen, die glorreiche Gottesmutter die erste Stelle einnimmt, so wird insbesondere auch sie unter der Bundeslade ver-

---

*) Schön ist dies ausgedrückt im Hymnus der Vesper am Kirchweihfest und in der 336. Rede des hl. Augustin.

**) Cfr. Cornelius a Lapide in Apocalyps. 11, 19.

standen; auch sie bewahrte stets die Worte des Herrn in ihrem Herzen, wie die Bundeslade fortwährend die mosaischen Gesetztafeln in sich barg. — Der andere Hauptteil des Tempels, das Heilige, stellt die Kirche Christi auf Erden vor. Wie man ins Allerheiligste nur durch das Heilige gelangen konnte, so führt auch ins Himmelreich kein anderer Pfad als jener durch die Kirche. Nur der kann ein Glied der triumphierenden Kirche werden, der ein lebendiges Glied der streitenden war. Wie aber nur die Priester ins Heilige eintreten durften, so sind dem hl. Petrus (1. Petr. 2, 5) zufolge die Angehörigen der Kirche Christi ein heiliges Priestertum, indem jeder wahre Christ dem Herrn das geistige, Gott wohlgefällige Opfer des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, des Gebetes und der Abtötung darbringen soll. Im Heiligen befanden sich, aus reinstem Golde gefertigt, erstens der Rauchopferaltar, auf dem die Priester jeden Morgen und Abend köstliches Rauchwerk anzündeten. Zu einer Seite des Räucheraltares war alsdann der Schaubrotetisch, wo stets zwölf ungesäuerte Brote vom feinsten Mehle aufgelegt wurden; dieselben mußten jeden Sabbath von den Priestern genossen und durch frische ersetzt werden. Auf der andern Seite endlich erblickte man den siebenfarbigen Leuchter, dessen Licht die Priester Tag und Nacht zu unterhalten hatten. Diese heil. Geräte befanden sich schon auf Geheiß Gottes in der Stiftshütte; Salomon aber fügte noch zehn Schaubrotetische und zehn goldene Leuchter hinzu. — Der Rauchopferaltar weist hin auf den Tribut oben gedachter geistlicher Opfer, welche fort und fort die Kirche in Vereinigung mit dem unblutigen Opfer Jesu Christi als lieblichen Duft zum Throne des Allerhöchsten emporsendet. Die Schaubrote, die dem Herrn geweiht waren und deshalb nur von den Priestern am heiligen Ort genossen werden durften, bedeuten das eucharistische Himmelsbrot, welches nur von den Gottgeweihten, den Angehörigen der Kirche, und zwar mit reinem Herzen empfangen werden darf. Der siebenarmige Leuchter, dessen Flammen unaufhörlich die Räume des Heiligtums erhellten, bedeutet Jesum Christum, der die Kirche immerwährend erleuchtet durch seine heilige Lehre und durch die siebenfache Gnadengabe des heil. Geistes. — Das ganze Tempelgebäude umgab ein umfangreicher Vorhof, zu dem auch jene, die nicht Priester waren, Zutritt hatten. In diesen Räumen war die Schlachtstätte der Opfertiere; daselbst stand auch der Brandopferaltar, auf dem die Opfer ganz oder teilweise vom Feuer verzehrt wurden. Wie schon mehrfach angedeutet worden, sinnbildeten alle diese blutigen Opfer das auf Golgotha vollbrachte Erlösungsopfer Jesu Christi. — Links vom Brandopferaltar war ein gewaltiges, aus Erz gegossenes Waschbecken angebracht, welches zehn Ellen im Durchmesser hatte und das „eherne Meer" genannt wurde. Darin mußte jeder Priester vor dem Eintritt

ins Heiligtum Hände und Füße waschen. So muß auch jeder, der in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden will, vorerst durch das hl. Taufwasser von aller Makel der Sünde gereinigt werden.

Als nach siebenjähriger Arbeit das Prachtgebäude des Tempels vollendet auf dem Berge Moria dastand, berief Salomon eine glänzende Versammlung der Fürsten und Ältesten des ganzen Reiches nach Jerusalem zur feierlichen Einweihung. Mit Jubel und freudiger Zuversicht begleitete alles Volk die Priester, welche im Triumphzuge die Bundeslade vom Berge Sion in den Tempel übertrugen, und frohlockend stimmte alles ein in den erhabenen Festgesang: „Lobet den Herrn, denn er ist gut, und seine Barmherzigkeit währet in Ewigkeit.“ Voll des innigsten Dankes gegen Gott opferte Salomon Schafe und Rinder ohne Zahl. Dabei flehte er in heißem Gebete des Herrn Huld und Gnade über das neuerbaute Heiligtum hernieder. Zum Zeichen seiner Erhörung fiel plötzlich Feuer vom Himmel und verzehrte die Opfer; eine Wolke, das Zeichen der verhüllten Majestät Gottes, lagerte sich über der hl. Lade. So schön und großartig diese Feier auch war, sie verschwindet dennoch vor der Herrlichkeit jenes Jubelfestes, da am Ende der Zeiten Jesus Christus mit den verklärten Scharen seiner Heiligen einziehen wird in das Reich der ewigen Wonne. — Von dieser glückseligen Feier war Salomons Tempelweihe, wie der hl. Augustin (Rede 337) bemerkt, nur ein mattes Vorbild. Wenn der letzte lebendige Stein seinen Platz eingenommen im Tempel des Himmels, dann stellt Christus seine Kirche herrlich und unbefleckt dem ewigen Vater dar; Klagen und Seufzer verstummen alsdann, und ohne Ende erschallen der Seligen Dank- und Lobgesänge: „Preiset den Herrn, denn er ist gut, und seine Barmherzigkeit währet in Ewigkeit.“

Salomons Fall. — Trennung des Reiches. — Verfall des Reiches Israel, — des Reiches Juda.

16. a) Salomon hatte sich in seinen alten Tagen durch heidnische Weiber zum Götzendienste verführen lassen. Daher traf nach seinem Tode das angedrohte Strafgericht ein, daß sein herrliches Reich sich teilte (975 v. Chr.). Die Stämme Juda und Benjamin blieben seinem Sohne, dem Könige Roboam, getreu und bildeten unter ihm das Reich **Juda** mit der Hauptstadt Jerusalem. Die übrigen zehn Stämme wählten sich Jeroboam zum König und bildeten das Reich **Israel** mit der spätern Hauptstadt Samaria. Sie verließen die Religion ihrer Väter, erbauten zu Samaria einen

eigenen Tempel und führten alle Greuel des Götzendienstes ein. Deswegen gab sie Gott in die Gewalt des heidnischen Königs Salmanassar, welcher das Reich Israel für immer zerstörte und das Volk in die assyrische Gefangenschaft nach Ninive schleppte. (J. 722 v. Chr.)

Viele Jahre regierte Salomon gerecht und glücklich. Er verfaßte auch mehrere Schriften, in denen er die Schätze seiner himmlischen Weisheit niederlegte, und die sowohl von der christlichen Kirche als der alten Synagoge unter die Sammlung der hl. Bücher aufgenommen wurden: so das Buch der Sprichwörter, das Hohelied, den Prediger oder Ecclesiastes. — Aber in seinen alten Tagen hängte der große, weise und glückliche Salomon „seiner Ehre einen Schandfleck an" (Sir. 47, 22). „Sein Herz ward verdorben durch die (ausländischen) Weiber, daß er fremden Göttern nachging"; er verehrte die Astarte, die Göttin der Sidonier, und den Moloch, den Götzen der Ammoniter; baute auch einen Tempel dem Chamos, dem Götzen der Moabiter (3. König. 11, 4—7). Ob Salomon am Ende seines Lebens noch Buße that, darüber giebt uns weder die hl. Schrift noch die Tradition Aufschluß. Wohl aber berichtet die hl. Schrift, daß der Herr dem treulosen Könige zürnte und ihm die Strafe ankündigte, die jedoch um David seines Vaters willen erst nach seinem Tode eintreffen werde; es solle nämlich, weil er den Bund mit Gott zerrissen, auch das Königreich zerrissen und ein Teil desselben seinem Knechte gegeben werden.

Die vom Herrn angedrohte Strafe ließ nach Salomons Tode nicht lange auf sich warten. Weil sein Sohn und Nachfolger Roboam die verlangte Ermäßigung der schweren Abgaben verweigerte und die Abgeordneten des Volkes mit stolzer Härte abwies, so fielen die zehn nördlichen Stämme von ihm ab und wählten Jeroboam, einen „wackern Mann" und frühern Beamten Salomons, zu ihrem Könige. Durch diese traurige Spaltung erhoben sich also zwei einander eifersüchtig gegenüberstehende Reiche: das Reich Juda, welches der Stamm dieses Namens mit dem kleinen Stamme Benjamin bildete, und das Reich Israel, welches die übrigen zehn Stämme umfaßte. Da der König Israels besorgte, es möchten seine Unterthanen sich wiederum dem Könige von Juda zuwenden, wofern sie dem göttlichen Gesetze gemäß nach dem Tempel zu Jerusalem pilgerten, so untersagte er dies seinem Volke und verleitete es zur schändlichen Abgötterei; goldene Kälber, die er gleichzeitig im Norden und Süden seines Reiches, zu Dan und Bethel, errichtete, waren fortan dessen Heiligtümer. Hiemit

war der Grund zu seinem und des Volkes Verderben gelegt. Der Allerhöchste ermangelte nicht, dem treulosen Fürsten schwere Strafen anzukünden. Die Strafe kam über ihn und sein Haus. Allein Jeroboam blieb unbußfertig, und die Könige, welche nach ihm regierten, traten in seine Fußtapfen. Einer derselben, Achab, welcher Jezabel, die Tochter des Königs von Sidon, zum Weibe nahm, trieb die Gottlosigkeit auf die Spitze. Dem Götzen Baal erbaute er in Samaria, der Hauptstadt Israels, einen Tempel und erhob den greuelvollen phönizischen Götzendienst zur Staatsreligion. So huldigte denn der größte Teil des Volkes dem Abgotte Baal und sank in alle Laster und Greuel der Heiden. Da alle Mahnungen und Züchtigungen von seiten Gottes fruchtlos blieben, brach das angedrohte Strafgericht herein. Salmanassar, der König von Assyrien, kam herbei mit gewaltiger Heeresmacht, belagerte drei Jahre lang das feste Samaria und verwandelte es in einen Schutthaufen; den König warf er in Banden und führte ohne Erbarmen die Edeln des Reiches und großenteils auch das Volk nach Medien und Assyrien in die Gefangenschaft. Damit jedoch das neu eroberte Land nicht gänzlich verödete, wurden in der Folge aus Assyrien heidnische Familien dahin verpflanzt, welche dann mit den zurückgebliebenen Israeliten sich vermischten und nach und nach zu einem Volke, den spätern „Samaritern", verschmolzen.

b) Auch das Reich Juda wurde seiner vielen Vergehungen wegen von dem Herrn gezüchtigt. Nabuchodonosor eroberte Jerusalem (606 v. Chr.) und führte viele Vornehme nach Babylon; späterhin verbrannte er den Tempel und schleppte fast das ganze Volk in die babylonische Gefangenschaft. (588 v. Chr.) Aber das Reich Juda ging nicht für allezeit unter, wie das von der Religion der Väter abtrünnige Reich Israel.

Das Reich Juda, auf dessen Throne sich das Davidische Geschlecht behauptete, in dessen Mitte sich das große Nationalheiligtum und das Priestertum Aarons befanden, dauerte 130 Jahre länger als das Nachbarreich Israel, sah auch mehr glückliche und freudenvolle Tage als letzteres. Die Geschichte berichtet uns zwar viele verhängnisvolle Wechselfälle in Juda. Roboam verließ samt dem Volke schon nach drei Jahren das Gesetz des Herrn; die meisten Könige nach ihm folgten seinem Beispiele, thaten Böses und opferten den Götzen der Heiden. Inzwischen traten aber wieder gottesfürchtige Könige auf, wie Asa, Josaphat, Ezechias, Josias, die für den Dienst des wahren Gottes eiferten und sich bestrebten, die heidnischen Greuel aus ihrem Reiche zu verbannen.

In demselben Maße nun als Juda von guten oder bösen Fürsten beherrscht wurde, und das Volk selbst treu dem wahren Gotte diente oder den Götzen nachging, war dasselbe glücklich oder unglücklich. So fiel unter dem frommen Könige Ezechias Sennacherib, Assyriens gewaltiger Herrscher, mit seiner ganzen Heeresmacht in Juda ein. Trotzig und Gott lästernd verlangte er Jerusalems Übergabe. Allein Ezechias flehte voll Inbrunst zum Gotte Israels, und in derselben Nacht erschlug der Engel des Herrn 185 000 Mann im Lager der Assyrier. Manasses hingegen, der selbst den Tempel durch Errichtung von Götzenaltären geschändet, seine eigenen Söhne um der Götzen willen dem Feuertode geweiht und in Menge unschuldiges Blut vergossen hatte, wurde mit Ketten beladen nach Babylon geführt. Dort im äußersten Elende „ging er in sich, that große Buße und flehte inständig zum Gotte seiner Väter“. Gott erhörte sein Gebet und führte ihn wieder nach Jerusalem. Aber nach dem Tode seines frommen Enkels Josias häuften sich schreckbar die Missethaten der Fürsten und des Volkes, und in unbegreiflicher Verblendung wurde das göttliche Strafgericht herausgefordert, „bis der Grimm des Herrn über sein Volk wuchs, und kein Heil mehr war“ (2. Chron. 36, 16).

Nabuchodonosor, der stolze König des neugegründeten Weltreiches von Babylon, war bestimmt, das entartete jüdische Volk zu züchtigen. Im vierten Regierungsjahre Joachims (606 v. Chr.) kam er mit seinen Scharen vor Jerusalem, nahm es mit Gewalt, raubte einen Teil der kostbaren Tempelgefäße und schleppte viele Edle des Reiches nach Babylon in die Gefangenschaft. Wiederum rückte der babylonische Eroberer nach einigen Jahren vor die jüdische Hauptstadt, plünderte zum zweiten Male den Tempel und führte den jungen König Joachim oder Jechonias wie auch die Tapfern und Vornehmen aus dem Volke gefangen nach Babylon. Den gänzlichen Zerfall des Reiches mußte aber der von Nabuchodonosor eingesetzte König Sedecias erleben. Treulos verweigerte dieser seinem babylonischen Oberherrn den schuldigen Tribut. Deshalb kam Nabuchodonosor noch einmal mit der gesamten Streitmacht vor Jerusalem und belagerte es anderthalb Jahre lang. Herzzerreißend war in der Stadt die Not und der Jammer; und als der Feind sie endlich erstürmte, ließ er schonungslos das Schwert unter ihrer Einwohnerschaft walten. Vergeblich floh Sedecias mit den Seinigen. Die Rache Gottes ereilte ihn, und er ward gefangen. Vor seinen Augen wurden nun alle seine Söhne getötet; er selbst wurde des Augenlichtes beraubt und so nach Babylon ins Gefängnis geschleppt (588 v. Chr.). Salomons prachtvoller Tempel, die königliche Burg, die ganze herrliche Stadt

Gottes ward ein Raub der Flammen. Ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen wies auf den Ort, wo der Herr gerichtet. Die Einwohner, die dem Feuer und Schwert entronnen, wanderten samt dem Rest des Tempelschatzes nach Babylon.

Gottes Langmut. — Von den Propheten im allgemeinen. — Von einigen insbesondere.

17. Diese schweren Strafgerichte kamen keineswegs plötzlich und unvermutet. Von Gott erleuchtete Männer, Propheten, hatten sie, um das Volk zur Buße zu bewegen, lange vorher angekündigt und ihre Worte durch große Wunderthaten bekräftigt. Eben diese Propheten verhießen auch Gnade den Reumütigen und weissagten vom kommenden Erlöser. In ihren Büchern, die viele Jahrhunderte vor Christus geschrieben wurden, lesen wir noch heute alle Umstände seines Lebens und Leidens: seine Geburt von einer Jungfrau zu Bethlehem, sein Lehramt, seine Wunder, sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung, die Sendung des hl. Geistes, die Zerstörung Jerusalems, die Bekehrung der Heiden und die Herrlichkeit der christlichen Kirche. Daniel sagte selbst das Jahr vorher, in welchem der Erlöser erscheinen würde. Die merkwürdigsten unter den Propheten sind Elias, Elisäus, Isaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel.

Wohl möchte uns die Betrachtung des schauerlichen Unterganges der jüdischen Nation an das Wort der Schrift erinnern: „Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“ (Hebr. 10, 31). Und doch zeigte sich des Herrn Güte und Langmut nie augenfälliger als gerade bei dem über sein Volk verhängten Strafgerichte. Trotz der Schmach, die ihm dasselbe angethan, trotz dessen unerschöpflicher Bosheit hielt er lange den Arm seiner strafenden Gerechtigkeit zurück, hörte nicht auf, ihm Gutes zu erweisen, es voll zärtlicher Liebe an sich zu ziehen. Das göttliche Vaterherz schien gleichsam sich zu sträuben, gegen sein auserwähltes Volk die scharfe Zuchtrute zu ergreifen. Als endlich seine Gerechtigkeit Genugthuung forderte, strafte er sie doch milder, als es die Größe ihrer Missethaten verdient hätte. Wie schön und rührend bezeugt nicht dieses der Herr selbst in den hl. Büchern! „Ich war wie ein Nährvater für Ephraim“ (für die Kinder Israels), spricht er, „und trug sie auf meinen Armen. Mit Banden der Liebe zog ich sie. . . . Was soll ich dir thun, o Ephraim? Soll ich dich vertilgen wie Adama und Seboim (Städte, die mit Sodoma und Gomorrha durch Feuer vom Himmel vertilgt

wurden)? Mein Herz in mir kehret sich um, und es reget sich mein Mitleid. Ich will nicht vollziehen den Grimm meines Zornes, nicht daran gehen, Ephraim ganz zu vertilgen; denn ich bin Gott und nicht ein Mensch"(Osee 11).

Gottes erbarmungsreiche Liebe gegen Israel offenbarte sich aber vorzüglich darin, daß er eine Reihe vom hl. Geiste erfüllter Männer auftreten ließ, die mit eindringlicher Stimme das verblendete Volk vom Sündentaumel aufrütteln, es dem jähen Abgrunde entreißen und reuig zum Herrn zurückführen sollten. Diese vom Herrn auserwählten Männer waren die Propheten. Sie beglaubigten sich als Gottes Gesandte durch Wunder und Weissagungen. Von der treuen Erfüllung ihres Berufes schreckte sie weder Kerker noch Tod zurück. Mit unerschütterlicher Freimütigkeit rügten sie den schändlichen Götzendienst, ermahnten mit glühendem Eifer zur Buße, verkündigten mit hohem Ernste den Widerspenstigen die göttlichen Strafgerichte. Sie enthüllten aber auch den frommen und vom hereinbrechenden Unheile bereits tiefgebeugten Israeliten das trostreiche Bild göttlicher Verheißungen: die baldige Rückkehr in ihre Heimat, die gnadenvolle Ankunft des ersehnten Heilandes, die einstige Erlösung von Sünde und Tod und die Herrlichkeit des messianischen Reiches. — Zwar gab es schon von jeher ausgezeichnete Männer, welche das Prophetenamt ausübten. Niemals jedoch sah man die Propheten so zahlreich auftreten, niemals ertönte so erschütternd ihre Stimme, und niemals seit den Tagen Mosis und Josues wirkten dieselben so erstaunliche Wunder wie in diesem so traurigen Zeitraume.*) Einige, wie Elias, Elisäus, Jonas, schieden aus diesem Leben noch vor der Zerstörung des Reiches Israel, oder wie Isaias nachher, aber doch vor der babylonischen Gefangenschaft. Andere, wie Jeremias, Baruch, Ezechiel, Daniel, lebten zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft und wirkten noch während derselben. Die Wirksamkeit des Aggäus hingegen, des Zacharias und Malachias fällt in die Zeit nach der Rückkehr. Mit ihnen schließt die Reihe der bekannten Propheten (um d. J. 450 v. Chr.; vgl. I. 402 — 422). — Nicht alle Propheten wurden von Gott angetrieben, ihre Offenbarungen und Gesichte niederzuschreiben, sondern nur einige hinterließen der Nachwelt auch Schriftliches von dem, was sie mündlich lehrten. Diejenigen, deren Schriften wir noch haben, sind die vier größeren und die zwölf kleineren Propheten samt Baruch, dem Schreiber des Jeremias.

*) Es ist zwar 1. Kön. 10, 5 von einer „Schar Propheten" die Rede, welche schon zur Zeit Samuels bestand. Der Ausdruck „Prophet" wird aber in der hl. Schrift nicht immer im strengen Sinne genommen und bedeutet hier „Prophetenschüler", dergleichen es auch unter Elias und Elisäus gab.

Sie tragen den Namen „größere“ und „kleinere Propheten“ nach dem größern oder kleinern Umfange ihrer schriftlichen Aufzeichnungen und stehen in der hl. Schrift in folgender Ordnung. Die größern: Isaias, Jeremias (nebst Baruch), Ezechiel und Daniel. Die kleinern: Osee, Joel, Amos, Abdias, Jonas, Michäas, Nahum, Habakuk, Sophonias, Aggäus, Zacharias und Malachias. — Die Propheten weissagten nicht nur die zukünftigen Strafgerichte über die Reiche Israel und Juda, sondern auch die vom Herrn über benachbarte Völker verhängten Züchtigungen, den Untergang der blühendsten Weltreiche, die völlige Zerstörung der an Reichtum, Macht und Größe unvergleichlichen Städte Ninive und Babylon. Für uns Christen sind aber vorzüglich ihre Weissagungen in betreff unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus von höchster Bedeutung, und hier wäre der Ort, dieselben wörtlich anzuführen und ihre Erfüllung nachzuweisen. Dies ist jedoch schon im ersten Bande dieses Werkes (Seite 402—423) geschehen; es bleibt also mit deren Übergehung nur noch weniges über einige Propheten insbesondere zu sagen.

Unter all den zahlreichen Propheten dieser Zeit ragt besonders Elias hervor durch seinen glühenden Eifer für die Sache Gottes. Derselbe hat, wie später Johannes der Täufer, „viele von den Kindern Israels zum Herrn, ihrem Gott, bekehrt“; deshalb hat er auch verdient, den Vorläufer Jesu Christi, diesen größten aller Propheten, vorzubilden, der dem Herrn vorangehen sollte „im Geiste und in der Kraft des Elias“ (Luk. 1, 17). Zu noch Größerem aber war Elias bestimmt. Der Eifer, der ihn verzehrte, die Wunder, die sein Leben und Wirken auszeichneten, erhoben ihn zu einem glänzenden Vorbilde Jesu Christi selbst. War auch sein Eifer im Gegensatze zu dem des göttlichen Heilandes streng, rasch zur gerechten Strafe, so verwischt dieses nicht die Vorbildlichkeit desselben, sondern liefert nur einen neuen Beleg dafür, daß im alten Bunde der Geist der Furcht, im neuen jener der Liebe vorherrscht. Denn während Elias, eifernd für die Ehre des Allerhöchsten, 450 Baalspriester töten ließ und zwei je fünfzig Mann starke Truppenabteilungen, welche der gottlose König Ochozias gegen ihn aussandte, samt deren Anführern durch Feuer vom Himmel vernichtete: wies Christus seine Jünger, die eine ungastliche Stadt der Samariter durch Feuer vom Himmel vertilgen wollten, zurecht, indem er zu ihnen sprach: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid“ (Luk. 9, 55); für seine Kreuziger aber flehte er zum himmlischen Vater um Verzeihung. — Ein flüchtiger Blick auf Elias' Thaten und Schicksale bietet mannigfache Ähnlichkeit dar zwischen ihm und Christus. Wie der Erlöser, so wird

auch Elias von den Feinden Gottes gelästert, verfolgt, zum Tode aufgesucht; wie der Erlöser, so bringt auch er in der Wüste 40 Tage und 40 Nächte ohne Speise und Trank zu, erweckt den Sohn einer Witwe zum Leben und wird vor den Augen seines Jüngers gen Himmel erhoben. Wie ferner Christus bei seiner Himmelfahrt die Apostel und Gläubigen nicht hilflos zurückließ, ihnen vielmehr die Kraft, Wunder zu wirken, und die Gnadenschätze der Kirche erteilte, so hinterließ auch der scheidende Elias dem geliebten Jünger Elisäus seinen wunderthätigen Mantel und erflehte ihm von Gott die Mitteilung seines Geistes. Doch kein Vorbild stellt die Wirklichkeit vollkommen dar. Christus stieg aus eigener Kraft empor; Elias aber wurde davongetragen auf einem feurigen Wagen. Christus zog wirklich in den Himmel ein; Elias hingegen konnte nicht in den Himmel, der damals noch verschlossen war, eingehen, sondern wurde an einen uns unbekannten Ort gebracht, von wo er, sagt der heil. Papst Gregor d. Gr. (Hom. 29. üb. Evang.), „am Ende der Zeiten wiederkommen und den Sold des Todes bezahlen wird".

Auch Elisäus war ein großer Wundermann, von Gott bestimmt, das Werk des Elias fortzusetzen. Von ihm sagt die hl. Schrift: „In seinem Leben that er Unerhörtes und auch nach seinem Tode wirkte er Wunder" (Sir. 48, 15). Die Wasser des Jordan traten zurück vor ihm; er verwandelte das ungesunde Wasser eines Brunnens in gesundes, vermehrte wunderbar Öl und Brot, benahm giftigen Kräutern ihre schädliche Bitterkeit, heilte den syrischen Feldherrn Naaman vom Aussatze, schlug das Heer des syrischen Königs mit Blindheit und gab ihnen nachher wiederum das Gesicht. Auch lagen viele zukünftige Ereignisse vor seinem prophetischen Geiste offen da, und sterbend noch weissagte er dem Könige Joas drei glänzende Siege über den syrischen König. Selbst auf seine toten Gebeine war die wunderthätige Kraft übergegangen. Aus Furcht vor nahenden Räubern wurde einst ein Leichnam in der Eile in sein Grab geworfen; kaum berührte derselbe die hl. Überreste des Propheten, so erstand er zum Leben. — Eine noch höhere Bedeutung verleiht dem Propheten Elisäus seine Eigenschaft als Vorbild Jesu Christi. Die Vorbildlichkeit desselben sehen die hl. Väter besonders in der Heilung des Naaman vom Aussatze, von welcher schon Bd. III. Seite 104 die Rede war, und in der Auferweckung des Sohnes der Sunamitin. Der Tod hatte diese ihres einzigen Sohnes beraubt. Die trostlose Mutter eilt um Hilfe zu Elisäus; der Prophet sendet einen Diener mit seinem Stabe, den derselbe auf das Angesicht des Knaben legen sollte. Pünktlich, aber fruchtlos erfüllt der Diener

seinen Auftrag. Auf weiteres Bitten und Drängen begiebt sich Elisäus selbst in das Haus. Daselbst „legte er sich auf den Knaben und that seinen Mund auf desselben Mund und seine Augen auf desselben Augen und seine Hände auf desselben Hände: und er beugte sich über ihn, und der Leib des Knaben erwärmte sich. Dann wandte er sich ab und ging einmal im Hause hin und her, trat dann wieder hin und legte sich nochmal auf denselben“ (4. Kön. 4, 34. 35), und der Knabe ward lebendig. — Die geheimnisvolle Art, in der Elisäus den Knaben ins Leben zurückrief, stellt bildlich das Verfahren Gottes bei Erweckung der sündigen Menschheit zum neuen Gnadenleben vor. In seiner Erbarmung sandte ihr Gott vorerst seinen Diener Moses, welcher mittelst des Gesetzes dem Unheile steuern sollte*). Allein der alte Bund entbehrte aus sich jeglicher Kraft zur Wiederanfachung des erloschenen Gnadenlebens. Es mußte der Allerhöchste „sich selbst entäußern, Knechtsgestalt annehmen und den Menschen gleich werden“ (Phil. 2, 8). Wie aber der Prophet noch nicht das erste Mal den Knaben zum Leben erweckte, sondern im Hause umherwandelte und zum zweiten Male sich über den Toten hinbeugte: so war auch die Erlösung der Welt durch die Menschwerdung Jesu Christi noch nicht vollendet. Der Heiland wandelte 33 Jahre hier auf Erden unter den Menschen, und dann erst schritt er zur Vollendung seines erhabenen Werkes, indem er aus übergroßer Liebe sich aufs schmach- und leidenvolle Kreuz hinstreckte, um auch im Tode uns ähnlich zu werden und durch den Tod seines heiligen Leibes die Erweckung unserer Seele vom Tode der Sünde zu erwirken.

Den großen Wunderthätern Elias und Elisäus hatte Gott das Reich Israel zum Schauplatze ihrer Wirksamkeit angewiesen. In diesem so zerrütteten Reiche, wo sich von Anfang bis zu Ende ruchlose Könige folgten, wo die Priesterschaft des Herrn vertrieben, und das Volk von Baalspriestern und falschen Propheten irregeführt war, wollte Gott seine Macht und Herrlichkeit im höchsten Glanze entfalten. Doch sollte sich die Thätigkeit der Propheten auch auf die heidnische Welt erstrecken. Die Witwe, zu deren Gunsten Elias wunderbar Mehl und Öl vermehrte, und deren Sohn er ins Leben zurückrief, wohnte in Sarepta, einer Stadt

---

*) In dem Stabe, den Elisäus dem Diener mitgab, sehen die meisten Väter das mosaische Gesetz versinnbildet. Doch wendet ihn Cäsarius (in append. S. Aug. Sermo 42) auch auf den Stab Mosis an. „Gott sandte“, spricht er, „den Moses mit dem Stab nach Ägypten. Allein, ohne Christus vermochte der Stab wohl Ägypten zu schlagen, nicht aber dasselbe von der Erbsünde oder von der wirklichen Sünde zu befreien oder zu erwecken. Es mußte derjenige, welcher den Stab gesandt hatte, selbst kommen.“

Phöniziens. Naaman, den Elisäus vom Aussatze heilte, war ein heidnischer Feldherr. Auch Könige von Syrien erhielten von Elisäus zu Damaskus Kunde über ihr zukünftiges Los. — Jonas aber, dessen Wirken noch in die Zeit vor Elias und Elisäus fällt, bekam von Gott eigens die Sendung zu den Heiden. Der Herr gab ihm den Auftrag, der weltberühmten Stadt Ninive, deren Stolz und Üppigkeit dem Allerhöchsten ein Greuel war, den baldigen Untergang anzukündigen und sie zur Buße zu ermahnen. Besonders denkwürdig macht aber den Propheten Jonas der Umstand, daß er ein wichtiges messianisches Vorbild ist. Auf ihn beruft sich Christus selbst, wenn er betreffs der Schriftgelehrten und Pharisäer spricht: „Das böse und ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden als das Zeichen Jonas', des Propheten. Denn gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des Fisches gewesen, also wird auch der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein" (Matth. 12, 39. 40). Gleichwie Jonas nach drei Tagen unversehrt aus dem Bauche des Fisches, so ging auch Christus nach drei Tagen unversehrt aus dem Grabe hervor.

Von der Lebensgeschichte des Propheten Isaias ist nur weniges auf uns gekommen. Im Sterbejahr des Königs Ozias, 153 Jahre vor der babylonischen Gefangenschaft, zum Prophetenamte berufen, weissagte er im Reiche Juda unter den vier auf Ozias folgenden Königen und starb unter Manasses, sehr wahrscheinlich des Martertodes. Er soll auf Befehl dieses gottlosen Königs zersägt worden sein. Isaias behauptet unter den Propheten, deren Schriften wir besitzen, den ersten Rang. Der Umfang und die Wichtigkeit seiner Weissagungen, die erhabene Begeisterung seiner Rede, der Glanz und die Kraft seiner Sprache haben ihm sogar den Beinamen des „Königs der Propheten" erworben. Auch die hl. Schrift feiert sein Andenken, indem sie ihn den „großen Propheten" nennt (Sir. 48, 25). Die hl. Väter preisen ihn als einen „Verkünder des Evangeliums, einen Evangelisten". Denn so deutlich und umständlich spricht er von dem kommenden Erlöser und vom messianischen Reiche, daß man glauben möchte, sagt der hl. Hieronymus (Br. an Paulinus), „er habe nicht eine Prophetie, sondern ein Evangelium geschrieben." Seine Weissagungen richtet er gewöhnlich an die Juden; aber auch Babylon, Moab, Damaskus, Ägypten, Tyrus erfahren von ihm ihr zukünftiges Schicksal. Den Perserkönig Cyrus bezeichnete er schon anderthalb Jahrhunderte vorher mit Namen und schilderte ihn als einen, „der die Völker unterjochen, die Herrlichen der Erde demütigen" und Jerusalem wieder aufbauen werde (Is. 44, 45).

Jeremias war aus priesterlichem Geschlechte entsprossen und erblickte das Licht der Welt zu Anathot, nahe bei Jerusalem. Schon im Mutterleibe geheiligt, blieb er stets unvermählt und erhielt, noch im Jünglingsalter stehend, 42 Jahre vor der Zerstörung Jerusalems den Ruf zum Prophetenamte, das er auch getreu bis zu seinem Tode verwaltete. Seine Wirksamkeit fiel demnach in jene verhängnisvolle, unselige Zeit, wo der Götzendienst mit seinem Gefolge, den greulichsten Lastern, das ganze Reich zerrüttet hatte und endlich dessen Untergang herbeiführte. Einem verblendeten, halsstarrigen Volke hatte er die Wahrheit zu verkünden; „einer Festung, einer eisernen Säule und ehernen Mauer gleich sollte er sich dem ganzen Lande, dem Könige von Juda und seinen Fürsten“ entgegenstellen (Jer. 1, 18). Dafür trafen ihn Spott und Schmach, Verfolgung und Einkerkerung, und nur wie durch ein Wunder entging er der unaufhörlich über seinem Haupte schwebenden Todesgefahr. Nach dem kläglichen Falle Jerusalems wollte der Prophet lieber zwischen den rauchenden Trümmern der Stadt und des Tempels wohnen und da sein tief betrübtes Herz in den so rührenden Klageliedern vor dem Herrn ausschütten, als auf das glänzende Anerbieten des stolzen Eroberers eingehen. Als in der Folge der von Nabuchodonosor aufgestellte Statthalter ermordet ward, und die noch übrigen Juden aus Furcht nach Ägypten flohen, war er genötigt, mit ihnen sein Vaterland zu verlassen. In Ägypten fuhr er fort, die Götzendienerei seiner Nation zu geißeln, und nach einer alten Überlieferung soll er von den Juden selbst zu Tode gesteinigt worden sein. Jedenfalls steht es fest, daß mehrere der Propheten von den Juden getötet, auch gesteinigt worden sind; Christus selbst klagt ja Jerusalem an, daß es die Propheten gemordet und die, welche zu ihm gesandt worden, gesteinigt habe (Matth. 23, 37). Die hl. Väter erkennen in dem verfolgten, schmerzenreichen Leben des Propheten Jeremias ein Vorbild Jesu Christi; daher bezieht sich auch die ergreifende Schilderung, welche der Prophet von seinen Leiden macht, in einem höhern Sinne auf das Leiden des göttlichen Erlösers.*)

Ezechiel entstammte wie Jeremias dem Geschlechte der Priester und befand sich unter den Juden, welche mit dem Könige Jechonias bei der zweiten Einnahme Jerusalems elf Jahre vor dessen Zerstörung in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden. Im fünften Jahre seines dortigen Aufenthalts ward er

---

*) S. Allioli über Jeremias 11, 19: „Ich war wie ein geduldig Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird“, und über Klagelieder 3, 1.

vom Geiste Gottes erfüllt und zum prophetischen Amte berufen. In dieser ebenso erhabenen als mühevollen Stellung wirkte er wenigstens bis zum 16. Jahre nach Jerusalems Zerstörung. Er weissagte den baldigen Untergang dieser verworfenen Stadt, ermahnte mit Feuereifer zur Buße und Bekehrung. Gleichzeitig ermutigte und tröstete er aber auch das tiefgebeugte Volk durch Verheißung der Gnade, durch Ankündigung einer glorreichen, freudigen Zukunft: Israel werde aus der harten Gefangenschaft heimkehren, ein neues, messianisches Reich voll Glanz und Herrlichkeit werde erstehen. Auch die schrecklichen Strafgerichte, welche über die stolzen, Israel anfeindenden Nachbarvölker ergehen würden, sagte Ezechiel vorher. Die Sprache dieses Propheten ist ausgezeichnet durch großen Reichtum an Bildern, unter denen er die göttlichen Offenbarungen darstellt. Die Eigentümlichkeit, nicht nur durch Worte, sondern auch durch symbolische Handlungen zu weissagen, tritt bei ihm besonders auffallend zu Tage. Um anzudeuten, daß ein Teil der Juden durch Hunger und Pest, ein Teil durch das Schwert umkommen, ein Teil in die Gefangenschaft geschleppt werde, mußte er die Haare seines Hauptes und Bartes abschneiden und den einen Teil derselben verbrennen, den andern mit dem Schwerte zerhauen, den dritten in den Wind streuen. Auch an Ezechiel bewährte sich das Wort, das der hl. Stephanus zu den Juden sprach: „Welchen der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? Sie haben die getötet, die da vorherkündigten von der Ankunft des Gerechten, dessen Verräter und Mörder ihr nun geworden seid“ (Apgsch. 7, 52). Zufolge einer alten Sage wurde er von einem jüdischen Richter, dessen Abgötterei er rügte, getötet.

Daniel, wahrscheinlich von königlichem Geblüte, wurde schon in jugendlichem Alter mit andern vornehmen Jünglingen nach der ersten Einnahme Jerusalems an den Hof Nabuchodonosors zu Babylon gebracht und daselbst unter dem Namen Baltassar mit drei jüdischen Altersgenossen für des Königs Dienste erzogen. Unter Gottes sichtbarem Schutze entfalteten sich immer schöner seine natürlichen Vorzüge; er machte große Fortschritte in aller Weisheit der Chaldäer, blieb aber zugleich ein treuer Befolger des göttlichen Gesetzes. Durch die übernatürliche Gabe der Traumdeutung erwarb er sich beim Könige Nabuchodonosor hohes Ansehen und gelangte durch ihn zu den höchsten und einflußreichsten Ämtern. Nach Eroberung der Stadt Babylon wurde er von dem medischen Könige Darius (Kyaxares II.), der nun über Babylon herrschte, zu einer der drei höchsten Staatswürden erhoben. Als nach dem Tode des Darius dessen Neffe Cyrus das persische, medische und babylonische Reich unter seinem Scepter vereinigte, ward Daniel

sein Freund und Tischgenosse. All der Glanz und die Macht, welche den Propheten umgaben, bewirkten aber nicht, daß der Leidenskelch unberührt an ihm vorbeigegangen wäre. Die boshaften Ränke seiner Feinde und Neider versetzten ihn mehr als einmal in drohende Lebensgefahr, aus welcher ihn jedoch die Hand des Herrn jedesmal wunderbar befreite. Daniel erkannte in einem Traumgesichte, in welchem dem Nabuchodonosor eine aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon zusammengesetzte Bildsäule vorgestellt wurde, und in einem andern, in dem er selbst vier große Tiere aus dem Meere steigen sah, die vier aufeinander folgenden Weltmonarchieen, in deren Tagen der Gott des Himmels das messianische Reich erwecken werde; er weissagte von dem Messias, daß ihm alle Könige dienen, und von dessen Reiche, daß es bestehen werde in Ewigkeit. Wiederum sah er in einem Gesichte das medisch-persische Reich in der Folge der Zeiten von Alexander dem Großen zertrümmert, nach dem Tode dieses gewaltigen Eroberers aber dessen Reich in vier andere zerfallen und aus einem derselben einen gottlosen König hervorgehen (Antiochus Epiphanes), der das Volk Gottes bekriegen, den Ort des Heiligtums verwüsten und viele töten werde. Die wichtigste Prophezeiung Daniels ist aber jene, welche die Zeit der Ankunft Christi, das Jahr seines Todes und die darauf folgende ewige Verwüstung der hl. Stadt und des Tempels angiebt. (I. 404 u. 412. 413.)

3. Vom Ende der babylonischen Gefangenschaft (536 v. Chr.) bis zur Geburt Jesu Christi.

Die Juden in der Gefangenschaft. — Rückkehr. Wiederaufbau des Tempels und der Stadt.

18. a) Als Muster seltener Tugenden glänzten in der Zeit der Gefangenschaft Tobias zu Ninive, und zu Babylon die keusche Susanna, die drei Jünglinge im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube.

Wie sich in den Strafgerichten, welche der Herr über sein untreues Volk verhängte, sowohl die Güte und Langmut als die Gerechtigkeit Gottes offenbarte, so findet auch jene wundervolle Weisheit, die stets das Böse zum Guten lenkt, in denselben ihre Verherrlichung. Die Zerstreuung der Israeliten unter die heidnischen Völker war eine gerechte Strafe ihrer Frevel. Allein sie diente nicht nur ihnen selbst zur Läuterung und Prüfung; sie beförderte auch, was vorzüglich zu beachten, bei den Heiden die Kenntnis und Anerkennung des wahren Gottes. „Lobet den Herrn",

sprach daher der greise Tobias zu den Kindern Israels, „und preiset ihn vor dem Angesichte der Heiden. Denn darum hat er euch unter die Heiden zerstreut, die ihn nicht kennen, damit ihr seine Wunder erzählet und ihnen zu wissen thuet, daß kein anderer allmächtiger Gott ist als er“ (Tob. 13, 3. 4). Durch den Verkehr mit den Israeliten vernahmen die Heiden die wunderbaren Schicksale dieses Volkes, das im Dienste Jehovahs stets glücklich, durch den Abfall von ihm stets unglücklich ward. Infolge eben dieses Umganges erhielten sie Kunde von den Lehren und Bußpredigten der Propheten und von den furchtbaren Strafen, denen auch sie nicht entgehen würden, wofern sie in ihrer Gottvergessenheit und in ihrem Lasterleben verharrten. Und welch heilsamen Eindruck mußte nicht schon das glänzende Tugendbeispiel frommer Diener Gottes auf sie machen, deren es immer noch manche unter den Israeliten gab! Sie sahen den gottesfürchtigen Tobias, wie er beim allgemeinen Sittenverderbnisse einen unsträflichen Wandel führte, wie er wunderbarer Weise von seiner Blindheit geheilt, von Gott reichlichst gesegnet war, und hörten zweifelsohne von dem himmlischen Boten, der den jungen Tobias auf seiner Reise begleitet und beschützt hatte. Susanna, welche sie zur Richtstätte hinausgeführt und wunderbar gerettet sahen, stellte ihnen sowohl ein glänzendes Muster ehelicher Treue als auch ein schlagendes Beispiel der göttlichen Gerechtigkeit in Belohnung der Tugend und Bestrafung des Bösen vor Augen. Wird der Mensch durch erhabene Tugendbeispiele selbst zur Tugend angefeuert, so konnten derartige hellleuchtende Vorbilder nicht ermangeln, auch auf heidnische Gemüter großen Einfluß auszuüben.

Betrachten wir aber die zahlreichen, herrlichen Wunder, die Jehovah zu Gunsten der Israeliten wirkte, und deren Ruf sich ohne allen Zweifel weithin verbreitete, so kann gar nicht mehr in Frage gestellt werden, ob Israel in der That heilsam auf die Heiden einwirkte. Dieselben hörten von den drei Knaben, die infolge ihrer Weigerung, der goldenen Bildsäule göttliche Ehre zu erweisen, in die hochlodernden Flammen eines Feuerofens geworfen wurden, aber unversehrt inmitten derselben wandelten und den Herrn „wie aus einem Munde lobten und verherrlichten“. Es gelangte zu ihnen die Kunde von der wunderbaren Rettung Daniels, welcher zweimal in die Löwengrube geworfen wurde, ohne daß ihn die grimmigen Bestien auch nur angetastet hätten, während dessen Feinde, als man sie zur gerechten Strafe diesen Tieren vorwarf, alsogleich von denselben ergriffen und zermalmt wurden. Und wie mußten nicht die Heiden sich in ihrem heillosen Wahne enttäuscht sehen, als sie vernahmen, der Drache, dem sie

göttliche Verehrung zollten, sei durch Daniel so elendiglich zu Grunde gegangen! Wie mußte ihnen der höhern Weisheit Daniels gegenüber die Ohnmacht und der Trug ihrer Magier einleuchten, als sie Zeugen der wundervollen Deutung waren, welche Daniel allein von den geheimnisvollen Gesichten Nabuchodonosors und Baltassars zu erteilen vermochte, und an jedem dieser mächtigen Könige deren genaue Erfüllung sahen! Selbst der stolze König Nabuchodonosor, der unter Todesstrafe die Anbetung des Gottes Bel befohlen hatte, mußte die Macht und unumschränkte Oberherrlichkeit des wahren Gottes anerkennen und preisen. Deshalb verkündigte er in einem Schreiben an alle Völker, Nationen und Zungen, welche auf der ganzen Erde wohnen, der höchste Gott, dessen Reich ein ewiges Reich sei, und dessen Herrschaft währe für und für, habe Wunder und Zeichen bei ihm gethan; und er gab das Gebot, „daß jedermann, der den Gott Israels lästere, welcher Nation oder Sprache er auch angehöre, umkommen und sein Haus zu Schutt werden solle“ (Dan. 3, 95—100). Auch Darius der Meder, ein Nachfolger des Nabuchodonosor, ward überwältigt von den erstaunlichen Wundern, welche der Herr vor seinen Augen wirkte, und erließ den Befehl: „Im ganzen Gebiete meines Reiches soll man den Gott Daniels fürchten und verehren; denn derselbe ist der lebendige Gott, der da bleibet in Ewigkeit: sein Reich wird nicht zerstört werden, und seine Herrschaft währet ewiglich“ (Dan. 6, 26).

b) Schon siebenzig Jahre dauerte die babylonische Gefangenschaft, als der Perserkönig Cyrus, der Babylon eroberte, den Juden auf Eingebung Gottes die Erlaubnis erteilte, in ihre Heimat zurückzukehren (536 v. Chr.) und den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen.

Das Reich Juda sollte gezüchtigt, nicht aber für immer zerstört werden. Nach dem Plane der göttlichen Vorsehung mußte es bestehen bis zur Ankunft des Welterlösers, um demselben den Weg zu ebnen und um die Erkenntnis des wahren Gottes auf Erden zu bewahren. Die Propheten hatten öfter und feierlich die Rückkehr des jüdischen Volkes in das Land seiner Väter und die Wiedererbauung des Tempels geweissagt, und Jeremias hatte ausdrücklich vorherverkündigt, die babylonische Gefangenschaft werde nur 70 Jahre dauern, und „wenn 70 Jahre voll seien, so werde Gott Babylon selbst und sein Volk heimsuchen um ihrer Missethat willen“ (Jer. 25, 11). Und also geschah es. Auch über Babylon fing der Herr an Gericht zu halten. Cyrus eroberte die glanzvolle, ungeheure Königsstadt, welche, von riesigen Mauern eingeschlossen und geschützt durch 250 gewaltige Türme, sich in stolzer

Zuversicht eine ewige Weltbeherrscherin wähnte. Als dann Cyrus selbst auf den Herrscherthron zu Babylon gelangte, erließ er im Jahre 536 v. Chr., dem ersten seiner Regierung zu Babylon und dem siebenzigsten nach der ersten Einnahme Jerusalems durch Nabuchodonosor, in seinem ganzen Reiche die Verordnung: „Alle Reiche der Erde hat mir der Herr, der Gott des Himmels, gegeben, und er hat mir geboten, daß ich ihm ein Haus baue zu Jerusalem, das in Judäa ist. Wer ist unter euch von seinem ganzen Volke? Sein Gott sei mit ihm! Er ziehe hinauf nach Jerusalem, das in Judäa ist, und baue das Haus des Herrn, des Gottes Israels. Dieser ist Gott, der zu Jerusalem ist" (1. Esdr. 1, 2. 3). — Doch nicht alle Söhne der Gefangenschaft wollten die neue Heimat mit der alten vertauschen. Nur eine Schar von 42 360 Mann, größtenteils aus dem Stamme Juda und Benjamin, verließ das Land der Knechtschaft und zog unter Anführung des Zorobabel, eines Nachkommen Davids, mit dem Hohenpriester Josue, mit ihren Knechten und Mägden nach Jerusalem, der heiligen Stadt. Daselbst angelangt, errichteten sie zu Ehren des Gottes Israels einen Altar und brachten täglich morgens und abends die vom Gesetze vorgeschriebenen Brandopfer dar. Um in Bälde den Tempel des Herrn in ihrer Mitte zu sehen, legten sie nun frisch die Hand ans Werk. Sie gaben freiwillig nach Kräften Gold und Silber zu den Kosten des Baues, sammelten Bauleute, verhandelten mit den Sidoniern, daß sie vom Libanon Cedernholz herbeibrächten, und so konnte im zweiten Jahre nach ihrer Ankunft der Grundstein zum neuen Heiligtum gelegt werden. Bei dieser hohen Feier mochten sie wohl der Tage eingedenk sein, wo sie an den Flüssen Babylons saßen und weinten, indem sie Sions gedachten (Ps. 136), und unter dem freudigen Schalle der Trompeten und Zimbeln sangen sie zusammen Lob- und Danklieder dem Herrn, „daß er gut, daß ewig seine Barmherzigkeit währt über Israel."

c) Bald stand unter Leitung Zorobabels der zweite Tempel da; und als die Greise zu klagen anfingen, daß er dem ersten an Pracht weit nachstehe, so verkündete ihnen der Prophet Aggäus, „daß die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer sein solle, als die des ersten, weil in dasselbe der von allen Völkern ersehnte Messias eingehen werde" (Agg. 2, 8—10).

Die Israeliten hatten kaum den Wiederaufbau des Tempels begonnen, als schon gewaltsame Hindernisse ihren freudigen Eifer hemmten und ihre Ausdauer auf die Probe stellten. Die Samariter

nämlich sahen mit scheelem Auge auf die glorreiche, nationale Unternehmung der Juden und wußten durch Verdächtigungen und falsche Anklagen beim persischen Hof den Bau zu verhindern, bis endlich der Perserkönig Darius Hystaspes den Befehl erließ, den Bau auf königliche Kosten zu vollenden und denjenigen selbst mit dem Tode zu bestrafen, der dieses Gebot zu ändern sich unterfange. Diesem Ausspruche fügte er die bedeutsamen Worte bei: Der Gott Israels „möge das Reich und Volk vernichten, das seine Hand ausstreckt, zu widerstreben und das Haus Gottes zu Jerusalem zu zerstören“ (1. Esdr. 6, 12). Je mehr Schwierigkeiten man im Verlaufe des Baues zu überwinden gehabt, desto erhebender war nun auch die Freude, als im Jahre 515 v. Chr. das Werk vollendet und der Tempel mit großer Feierlichkeit eingeweiht wurde. — Im Vergleiche mit der staunenswerten Pracht des Salomonischen Tempels war jedoch dieses neue Gotteshaus ärmlich und schmucklos. Die goldenen und silbernen Gefäße, welche Nabuchodonosor aus dem Tempel genommen, wurden zwar zurückgegeben (im ganzen 5400); aber das Allerheiligste blieb leer. Die Bundeslade mit den Gesetztafeln, welche Jeremias in einer Höhle des Berges Nebo verborgen hatte (2. Makk. 2), um sie der gottesschänderischen Plünderung zu entziehen, wurde nie mehr aufgefunden. Auch in der Anlage stand der zweite Tempel dem Salomonischen bei weitem nach, so daß schon bei dessen Grundlegung die Greise, welche die Größe und Herrlichkeit des ersten geschaut, unter dem allgemeinen Jubel des jüngern Geschlechtes in lautes Weinen ausbrachen. Der Allerhöchste hatte aber diesem unscheinbaren zweiten Tempel eine Auszeichnung ganz anderer Art vorbehalten, und um sein Volk zu trösten, that er ihm dieselbe durch den Propheten Aggäus kund mit den Worten: „Es fasse Mut alles Volk des Landes; denn so spricht der Herr der Heerscharen: Noch eine kleine Weile ist's, so erschüttere ich den Himmel und die Erde: und es wird kommen der von allen Völkern Ersehnte; und ich erfülle dieses Haus mit Herrlichkeit. Größer soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses sein als die des ersten; und an diesem Orte will ich den Frieden geben“ (Agg. 2, 5—10).

Wie der Tempel, so wurde auch später die Stadt Jerusalem mit ihren Mauern, Zinnen und Türmen nur unter Bekämpfung großer Schwierigkeiten wiederhergestellt. Als die auf Juda erbosten Samariter wahrnahmen, daß trotz ihrer List und ihrer Ränke der Bau dennoch rasch voranschreite, griffen sie zu Gewaltmaßregeln und zogen in bewaffneten Haufen gegen Jerusalem. Doch die Juden, voll Vertrauen auf Gottes Schutz und Hilfe, leisteten tapfern Widerstand. Während der eine Teil der jungen Leute an

den festen Mauern und Türmen baute, stand ein anderer Teil da zum Streite gerüstet mit Schild und Spieß, mit Bogen und Panzer; selbst die Lastträger und Bauleute „thaten mit einer Hand die Arbeit und mit der andern hielten sie das Schwert" (2. Esdr. 4). Da nun die Feinde ringsum die Mauern der Stadt in kurzer Zeit vollendet und all ihre Anschläge vereitelt sahen, erfaßte sie Schrecken, und „mutlos zogen sie sich zurück, indem sie erkannten, dieses Werk sei von Gott selbst gethan" (ebdf. 6, 16). — Wie schön stellt uns nicht der mühevolle Aufbau des Tempels und des irdischen Jerusalems den harten Kampf und die Drangsale vor Augen, welche das geistliche Jerusalem, die Kirche Christi, bei ihrer Gründung und Ausbreitung zu erdulden hatte! Die ergrimmte Hölle hatte sich gegen sie mit Feuer und Schwert zu einem Vertilgungskriege bewaffnet. Aber siegreich hat die Kirche die Feuerprobe bestanden. Vernichtet vor Wut und Scham, mußten ihre Feinde sich für überwunden erklären und sie als Gottes Werk anerkennen. Diese Ähnlichkeit des irdischen und geistlichen Jerusalems in ihrer Gründung ist nicht eine zufällige; in der ganzen hl. Schrift tritt uns das erstere als Vorbild des letztern entgegen. Daher sehen wir auch, daß Isaias, Jeremias, Ezechiel und andere Propheten, wenn sie die Rückkehr der Juden nach Jerusalem, den Wiederaufbau des Tempels und der Stadt weissagen, ihre Blicke alsbald auf die fernere Zukunft hinrichten, auf die hienieden streitende und jenseits triumphierende Kirche Jesu Christi. Also thut auch der greise Tobias. Indem er in prophetischem Geiste die Rückkehr der Gefangenen und die Wiederherstellung der hl. Stadt verkündigt (Tob. 13 u. 14), sieht er zu gleicher Zeit, was offenbar nur von der christlichen Kirche gelten kann, wie „Jerusalem sich freut in alle Ewigkeit der Ewigkeit", wie „die Heiden ihre Götzen verlassen und nach Jerusalem kommen, um daselbst zu wohnen"; und wie „alle Könige der Erde darin sich freuen und den König Israels (den Messias) anbeten". Dann die hl. Stadt anredend, ruft er voll erhabener Begeisterung: „Du wirst strahlen im glänzenden Lichte, und alle Grenzen der Erde werden sich vor dir niederwerfen. Du wirst dich freuen ob deiner Kinder; denn alle werden gesegnet und gesammelt werden zum Herrn. Selig sind alle, die dich lieben und sich freuen deines Friedens". Und übergehend zum himmlischen Jerusalem, d. h. zur triumphierenden Kirche, in welche sich einst die streitende umwandeln wird, beschreibt er dasselbe geradeso, wie sieben Jahrhunderte später der Liebesjünger Johannes: „Jerusalems Pforten werden erbaut aus Saphir und Smaragd, und aus kostbarem Stein alle seine Mauern ringsum. Mit weißem, reinem Steine werden belegt alle seine Straßen,

und in seinen Gassen wird gesungen: Alleluja". Wer anders sind diese kostbaren Steine, als die Seligen des Himmels, die in ewigem Glanze strahlen? Weil jedoch die Augen der Juden einzig auf das Irdische gerichtet sind, so harren sie heute noch auf einen Messias, der sie zu Herren eines irdischen, in Gold und Edelsteinen prangenden Jerusalems mache und alle Könige und Völker der Erde ihnen zu Füßen lege.

Abstellung der Mißbräuche. — Buße des Volkes und Erneuerung des Bundes. — Verfolgung des Königs Antiochus. — Heldenmut der Makkabäer. — Letzte Schicksale des jüdischen Reiches.

19. a) Später stellten Esdras und Nehemias den gesetzlichen Gottesdienst wieder her und sammelten die heiligen Schriften, die fortan fleißig vorgelesen und erklärt wurden. Alles Volk weinte und that aufrichtig Buße.

Esdras, ein gotterleuchteter Priester und Gesetzeslehrer, war an der Spitze einer neuen Kolonie im achtzigsten Jahre nach der ersten Rückkehr der Juden in ihr Vaterland nach Jerusalem gezogen, um kraft der vom Perserkönige Artaxerxes erhaltenen Vollmacht in Judäa Richter und Vorsteher aufzustellen, sowie alles, was den Dienst Gottes betrifft, gehörig anzuordnen und in Ausübung zu bringen. Zwölf Jahre später war ein anderer Gottesmann gefolgt, Nehemias, der am Hofe zu Babylon die hohe Würde eines königlichen Mundschenken bekleidete. Ihm hatte Artaxerxes die Ermächtigung verliehen, die Mauern der heil. Stadt, welche damals noch in Schutt und Trümmern lagen, wieder aufzubauen, und auch zur Bestreitung der Baukosten die erforderlichen Mittel angewiesen. Zum großen Leidwesen dieser hl. Männer war bis zu ihrer Ankunft in Jerusalem viel Unheil unter dem jüdischen Volke eingerissen. Im Widerspruche mit dem Gesetze Mosis hatte man zahlreiche Ehen mit Töchtern der Heiden geschlossen; am Sabbathe ging man ungescheut dem Handel und knechtlicher Arbeit nach; die Armen seufzten unter dem Drucke eines schmählichen Wuchers. Um diese Übelstände zu heben, that schleunige Hilfe not. Daher beriefen Esdras und Nehemias die Söhne Israels nach Jerusalem, wo sie ihnen das Gesetz Gottes aus den Büchern Mosis vorlasen. Da gingen dem verirrten Volke die Augen auf über ihre schweren Vergehungen. Reuevoll und zerknirscht thaten sie Buße, indem sie Trauerkleider anlegten, Asche auf ihr Haupt streuten, fasteten und auf dem Angesichte liegend unter vielen Thränen ihre Sünden und die Missethaten ihrer Väter bekannten. Sofort wurden die fremden Weiber ent-

lassen, den Armen die Schulden geschenkt, und am Sabbathe die Thore der Stadt geschlossen, damit nicht die auswärtigen Kaufleute Anlaß böten, den Tag des Herrn zu entheiligen. Zur nachhaltigen Begründung und Festigung des hohen Glückes, das sie mit der treuen Beobachtung des göttlichen Gesetzes verbunden wußten, gingen sie feierlich einen Bund der Treue gegen Gott ein, legten denselben schriftlich nieder und ließen ihn von den Fürsten, Priestern und Leviten besiegeln. Sie gelobten und beschworen es an jenem hochheiligen Tage, daß sie im Gesetze Gottes, welches er durch Moses gegeben, wandeln, daß sie halten und thun wollten alle Gebote des Herrn, ihres Gottes, und seine Rechte und seine Ceremonien (2. Esdr. 10, 29).

b) Nie mehr kehrte das Volk zum Götzendienste zurück, der die harten Leiden der Gefangenschaft ihm zugezogen hatte. Als später der syrische König Antiochus die Juden zu demselben zwingen wollte, so wehrten sie sich mit dem größten Heldenmute unter Anführung des Priesters Mathathias und seiner Söhne; ja viele wollten lieber den qualvollsten Tod leiden, angefeuert durch das herrliche Beispiel des Greises Eleazar und der sieben Makkabäischen Brüder mit ihrer starkmütigen Mutter. (170—143 v. Chr.)

Mit der Entlassung aus der Gefangenschaft war für die Juden der Augenblick noch nicht gekommen, wo sie neuerdings eine ganz selbständige Nation bilden sollten; sie lebten nach ihrer Rückkehr ins gelobte Land noch mehr als 200 Jahre (vom Jahre 536--330) unter Persiens Oberherrschaft und mußten regelmäßig an die Perserkönige die vorgeschriebenen Steuern entrichten. In ihrem Schicksale trat jedoch ein bedeutender Wendepunkt ein, als Alexander der Große aufstand, von dem es beim Propheten Daniel (8, 5) heißt, er komme mit seinem Kriegsheere über den ganzen Erdboden hergezogen, ohne die Erde zu berühren. Nachdem dieser griechische Eroberer den Perserkönig Darius Kodomanus wiederholt geschlagen hatte, war keine Macht auf Erden mehr imstande, den Siegeslauf des Gewaltigen zu hemmen. Er zertrümmerte die persische Monarchie, „tötete die Könige der Erde, nahm mit sich die Beute einer Menge der Völker, und die Erde schwieg vor ihm“ (1. Makk. 1). Auch Palästina gehörte nunmehr zu Alexanders ungeheuerem Reiche, ward aber nach dessen Tode bald den ägyptischen, bald den syrischen Königen zinsbar. In dieser Zeit wurden mehrere Tausende von jüdischen Familien teils nach Ägypten teils nach Kleinasien verpflanzt, blieben jedoch in innigem Verkehr mit

dem Mutterlande und hielten sich getreu an die Satzungen Mosis.*) Auch in Judäa verharrte das Volk im ganzen, eingedenk der furchtbaren Züchtigung, die seine abtrünnigen Väter getroffen, im Dienste des wahren Gottes; sich alles nachteiligen Einflusses der heidnischen Völker zu erwehren vermochte es aber nicht. — Seitdem die Griechen Asiens Herrschaft an sich gerissen, verbreiteten sich mit deren Sprache auch griechische Sitte und griechischer Götterkultus, und allmählich zeigten sich in Israel die schädlichen Wirkungen dieses Einflusses der Fremden. Neuerungssüchtige, gottlose Menschen fielen vom Mosaischen Bunde ab, nahmen heidnische Lebensweise an und führten in der Stadt Gottes heidnische Lehren und Gebräuche ein. Um sündhaften Schauspielen beizuwohnen, vernachlässigten selbst manche Priester den Dienst des Altars. Der verruchte Jason, Bruder des gottseligen Hohenpriesters Onias, erkaufte vom syrischen Könige Antiochus Epiphanes das Hohepriestertum und sandte nach Tyrus eine reichliche Geldspende als Opfer für den daselbst göttlich verehrten Herkules. So hatten sich wiederum in der hl. Stadt die Sünden gehäuft, und es bedurfte zum Heile des Volkes einer neuen Läuterung im Feuerofen der Trübsal.

Antiochus Epiphanes, der schon erwähnte König von Syrien, war das Werkzeug, dessen sich der Herr zur Züchtigung seines Volkes bediente. Infolge innerer Unruhen zu Jerusalem vermutete Antiochus, die Juden gingen damit um, das Joch seiner Herrschaft abzuschütteln. Mit grimmiger Wut brach er deshalb von Ägypten, wohin er einen Feldzug unternommen hatte, auf und nahm die Stadt mit bewaffneter Hand. In Strömen floß das Blut: „Jünglinge und Greise, Weiber und Kinder, Jungfrauen und Säuglinge wurden niedergemetzelt.“ 80 000 unglückliche Schlachtopfer fielen während dreier Tage unter den Streichen der feindlichen Soldaten, und 40 000 wurden gefangen weggeführt. Frech wagte es der Tyrann, in den Tempel einzudringen, die hl. Gefäße zu entweihen, den Tempelschatz, das Gut der Witwen und Waisen, auszuplündern. Siegestrunken reiste er in seine Hauptstadt Antiochien zurück, „indem er wähnte, die Erde schiffbar und das Meer festen Weges machen zu können vor Hochmut des Herzens“. Bald sandte er einen verhaßten Feldherrn nach Judäa mit dem Befehle, „alle Erwachsenen zu töten, die Weiber und Jünglinge zu ver-

---

*) In diese Zeit fällt die Übersetzung der hebräischen Bibel in die griechische Sprache, welche damals allgemein gebräuchlich war. Sie wird die Alexandrinische oder auch Septuaginta genannt, weil sie in der ägyptischen Stadt Alexandrien von 70 (septuaginta) oder 72 gelehrten Juden verfertigt wurde.

kaufen"; und ohne Erbarmen raffte nun das feindliche Schwert wiederum „eine ungeheuere Menge" dahin. Endlich um das Maß der Greuel voll zu machen, faßte Antiochus den ruchlosen Entschluß, die jüdische Religion völlig auszurotten. Zu diesem Ende schickte er einen abgefeimten Bösewicht nach Jerusalem, der die Juden zwingen sollte, von dem Gesetze Gottes abzufallen und dafür dem Götzendienste und heidnischer Sitte zu huldigen. „Also stürzte auf das ganze Volk eine schreckliche Flut der schlimmsten Übel herein". Die Sabbathfeier, die Beschneidung, alle vom Mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Opfer, Ceremonien und Gebräuche waren verboten. In allen Städten erhoben sich Götzenaltäre, der Tempel des lebendigen Gottes wurde dem Dienste des Jupiter Olympius gewidmet und durch unerhörte Schandthaten entheiligt. Wer sich nicht beugte vor dem Machtspruche des Wüterichs, mußte sterben.

Manche von den Juden gingen ein auf das gottlose Ansinnen des Königs und opferten den Götzen oder aßen Schweinefleisch zum Zeichen ihrer Abtrünnigkeit. Viele andere aber beschlossen eher zu sterben, als das heilige Gesetz Gottes zu verletzen; und um nicht an der Verunreinigung teilzunehmen, verließen sie alles, was sie hatten, flohen in die Wüste, in Höhlen und Klüfte und lebten unter den Tieren auf dem Gebirge, von Kräutern sich nährend. Andere, welche in Feindeshand gerieten, ertrugen starkmütig die entsetzlichsten Qualen. Unter diesen starkmütigen Helden ragt besonders Eleazar hervor, ein ehrwürdiger Greis von 90 Jahren. Vergebens wollte man ihn zwingen, gegen das Gesetz Schweinefleisch zu essen. Als man ihn bat, es wenigstens zum Scheine zu thun, sprach er voll heiliger Entrüstung: „Es ist unseres Alters nicht würdig zu heucheln, so daß viele der Jüngern um meiner Heuchelei und der kurzen Zeit eines vergänglichen Lebens willen auch verführt würden. Und wenn ich auch jetzt der Marter der Menschen entgehe, so kann ich doch der Hand des Allmächtigen weder lebendig noch tot entfliehen." Nun wurde er zur Folter geschleppt und krönte also sein tadelloses Leben mit dem rühmlichsten Tode. Nicht minder glorreich ist das Ende der sieben Makkabäischen Brüder und ihrer gottseligen Mutter. Angesichts der schauderhaften Qualen, welche über sie verhängt werden sollten, beteuerten alle, starkmütig für die vaterländischen Gesetze sterben zu wollen. Bei seinem letzten Atemzuge sprach der eine zu Antiochus: „Du Ruchlosester nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben, aber der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze sterben, bei der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken." Standhaft bot ein anderer selbst seine Glieder zur grausamen Verstümmelung dar, so daß der unmenschliche Antiochus und seine Henker erstaunten über den Mut des

Jünglings, „weil er die Peinen wie nichts achtete". Ähnlicher Weise starben der Reihe nach alle des Martertodes. Überaus bewunderungswürdig ist aber, nach den Worten der Schrift, die Mutter derselben, welche an einem Tage ihre sieben Söhne umkommen sah, einen jeden derselben voll der Kraft und Weisheit ermunterte und endlich ebenso heldenmütig denselben auf dem blutigen Pfade des Martertodes nachfolgte. (Sieh 2. Makk. 7.)

Die Züchtigung des Herrn sollte jedoch dem Volke zum Heile, nicht zum Untergange gereichen; darum erweckte ihm Gott einen Retter. Dieser war ein Priester, Namens Mathathias, aus der Familie der Asmonäer, der damals zu Modin, einer nordwestlich von Jerusalem gelegenen Bergstadt, lebte. Von tiefem Schmerze ergriffen über die Entehrung der hl. Stadt und entbrannt von Eifer für das Gesetz des Herrn, entschloß er sich, mit seinen fünf Söhnen und einem Häuflein Flüchtiger den Kampf gegen die ungerechten Bedrücker zu beginnen. Der Segen des Allerhöchsten war mit dieser kleinen Schar, und herrliche Erfolge krönten ihr Unternehmen. „Sie schlugen die Sünder in ihrem Zorne und die Gottlosen in ihrem Grimme", zerstörten die Götzenaltäre und brachten allmählich das Gesetz wiederum in volle Kraft und Geltung. Als Mathathias seine Heldenlaufbahn vollendet hatte, trat sein Sohn Judas an die Spitze des Heeres. Mit Freuden kämpfte er für die Sache Israels, stürzte sich, mutig wie ein Löwe, auf die übermütigen Feinde, schlug dieselben in vielen blutigen Treffen und erfüllte sie mit Furcht und Schrecken vor seinem gewaltigen Arme. Solch glorwürdige Thaten erwarben ihm den Beinamen „Makkabis" (der Hämmerer), ein Ehrentitel, der auf alle überging, die sich ihm anschlossen. Der Ruhm des Makkabäers verbreitete sich weithin und mit Bewunderung nannte man allenthalben seinen Namen. Außer sich vor Wut über die glänzenden Erfolge, welche die Juden errangen, sandte Antiochus zu deren Vertilgung wiederholt seine Heere nach Judäa. Allein die Makkabäer besaßen nicht nur erstaunliche Heldenkraft, sie waren auch beseelt von unerschütterlichem Vertrauen auf Gottes Beistand. Durch Gebet und Fasten rüsteten sie sich zum Kampfe, und mit dem Losungsworte „Sieg von Gott" stürzten sie sich auf den übermächtigen Feind, töteten viele Tausende, schlugen die andern in die Flucht, und so war in kurzem deren Macht zermalmt und ihr Übermut gebrochen. Frohlockend zogen sie nach diesen glorreichen Siegen wiederum in Jerusalem ein, reinigten das Heiligtum, erbauten einen neuen Altar, brachten dem Herrn Brandopfer dar und feierten acht Tage lang die Einweihung des Tempels unter Lobgesängen und Harfenklang. Den stolzen Antiochus über-

raschte die Kunde von den Siegen des Makkabäers, als er mit Schande bedeckt aus Persien heimkehrte, wo er durch einen Raubzug seine erschöpfte Schatzkammer zu füllen gedacht hatte. Racheschnaubend schwor er, Jerusalem zum Grabhügel der Juden machen zu wollen, und befahl die Reise zu beschleunigen. Doch ihn ereilte die Hand der göttlichen Gerechtigkeit. Plötzlich ergriffen ihn schreckliche Schmerzen in den Eingeweiden; und von Würmern zerfressen starb endlich der verruchte „Mörder und Gotteslästerer eines jämmerlichen Todes“.

Nach dem traurigen Ende dieses Tyrannen erfochten die Juden über ihre Feinde noch manch glänzenden Sieg unter Anführung des tapfern Judas und seines nicht minder heldenmütigen Bruders Jonathas, der ihm als Feldherr Israels nachfolgte. Als dieser durch schändliche Hinterlist aus dem Wege geräumt worden, folgte ihm als der vierte in dieser ruhmvollen Reihe sein Bruder Simeon. Dieser errang endlich im Jahre 141 v. Chr. nach so langwierigen Kämpfen dem jüdischen Volke die Freiheit und völlige Unabhängigkeit von der syrischen Herrschaft und führte in Israel eine Zeit neuen Glückes und Wohlstandes herbei. Aus Dankbarkeit übertrug ihm das Volk die erbliche Fürsten- und Hohepriesterwürde. Er befestigte die Städte Judas und regierte sein Volk mit hoher Weisheit. Johannes Hyrkan, sein Sohn und Nachfolger, unterjochte die Idumäer, die Erbfeinde Israels, und erweiterte siegreich wie ein anderer David allenthalben die Grenzen des Reiches. Nicht lange jedoch dauerte dieser blühende Zustand des Friedens und des Glückes. Es nahte die Zeit, wo Israels irdische Größe vor der Macht eines andern — geistlichen Reiches zurücktreten sollte. Unselige Zwiste, die bald in Hyrkans Familie entstanden und blutige Bürgerkriege veranlaßten, mußten den verhängnisvollen Sturz ihrer Herrschaft heraufbeschwören. Die Streitigkeiten zweier asmonäischer Brüder um die höchste Würde boten den Römern die erwünschte Gelegenheit, sich nach ihrer Art in die jüdischen Angelegenheiten zu mischen, um nämlich dieselben zu ihrem Vorteile auszubeuten. Ihr Feldherr Pompejus nahm Jerusalem ein, schleifte dessen Mauern und machte das ganze Land zinspflichtig. Judäas teuer erkaufte Unabhängigkeit schwindet nun allmählich dahin. Immer drückender lastet auf ihm die Wucht von Roms eisernem Scepter. Im Jahre 37 v. Chr. erklärte der römische Senat den verschmitzten und grausamen Idumäer Herodes förmlich zum Könige Judäas, und Octavian, später römischer Kaiser unter dem Namen „Augustus“, bestätigte ihn in dieser Würde. Von den Römern unterstützt eroberte Herodes die heil. Stadt, und um den Juden alle Aussicht auf Wiedererlangung der Oberherrschaft

zu benehmen, rottete er mit beispielloser Grausamkeit die ganze Nachkommenschaft des asmonäischen Geschlechtes aus.

Allgemeine Erwartung des Erlösers. — Sittlicher Zustand der Welt. — Woher Hilfe?

20. a) Viertausend Jahre waren seit Erschaffung der Menschen verflossen; erfüllt waren nun die Zeichen, welche der Ankunft des Welterlösers vorangehen sollten. Mit Sehnsucht harrten die Juden ihr entgegen, und selbst unter den Heiden war die Meinung verbreitet, ein großer Herrscher werde in Judäa aufstehen.

Mochten auch Verirrung des Verstandes und Lasterhaftigkeit des Herzens im Verlauf der vier Jahrtausende die himmlische Quelle der Uroffenbarung bei vielen Völkern noch so sehr getrübt haben: immer und überall treffen wir doch, wie schon früher (S. 48 —50) bemerkt worden, die Erinnerung an eine schwere Verschuldung, wodurch vor undenklichen Zeiten die Menschheit sich selbst aus einem Zustande hohen Glückes und seliger Unschuld in das tiefste leibliche und geistliche Elend gestürzt habe, und die Sage von einem zukünftigen himmlischen Retter, der mit starker Hand dem eisernen Zeitalter ein Ende machen und das goldene wiederum heraufführen werde. Niemals war jedoch unter Juden und Heiden diese Erwartung lebhafter, niemals erscholl der Ruf nach Erlösung dringender und lauter als eben jetzt, wo die im Paradiese den Menschen gegebene Verheißung wirklich in Erfüllung gehen sollte. Überrascht sahen die Söhne Israels das Scepter von Juda gewichen und die von Daniel bezeichneten 70 Jahrwochen dem Ende sich zuneigen. Nicht ferne mehr, so mußten gläubige Juden denken, kann die glückselige Stunde sein, wo der von Anbeginn in Aussicht gestellte und im Laufe der Jahrhunderte von den Propheten so oft und feierlich verheißene Welterlöser erscheinen soll. Und in der That, als Johannes der Täufer „im Geiste und in der Kraft des Elias“ auftrat, „so dachten alle in ihren Herzen von Johannes, ob er nicht etwa Christus wäre“ (Luk. 3, 15), und die Juden von Jerusalem sandten sogar Priester und Leviten an ihn mit der Frage, ob er nicht Christus sei. Johannes aber „bekannte: Ich bin nicht Christus“ (Joh. 1, 20). Daß diese Vermutung unter dem jüdischen Volke auftauchte, ist um so auffallender, da in frühern Jahrhunderten dasselbe nie versucht war, einen Propheten, mochte er auch noch so sehr durch Heiligkeit des Lebens und Wunderthaten sich auszeichnen, für den Messias zu halten. — Anlangend die Erwartung der Heiden, so ist dieselbe eine allgemein anerkannte Thatsache. Der Freidenker Volney (gest.

1820), dem man ausgebreitete Altertumskunde nicht absprechen kann, sagt in seinem „Die Ruinen" betitelten Werke (K. 22): „Die hl. Überlieferungen und mythologischen Sagen der ältesten Zeiten hatten in ganz Asien das Gerücht von einem großen Mittler, einem Richter am Ende der Tage, verbreitet, der als König, Gott, Eroberer und Gesetzgeber das goldene Zeitalter auf die Erde zurückführen, sie von der Herrschaft des Bösen befreien und den Menschen das Reich des Guten, den Frieden und das Glück wiederbringen werde." Die heidnischen Schriftsteller Tacitus und Suetonius, die im ersten Jahrhunderte des Christentums lebten, bezeichnen sogar Judäa als das Land, aus dem der erwartete Weltbeherrscher hervorgehen würde. Selbst Voltaire (Beilage zur allg. Gesch.) macht das merkwürdige Geständnis: „Seit undenklichen Zeiten galt es bei den Indiern und Chinesen als Grundsatz, der Weise werde vom Abendlande, Europa hingegen behauptete, der Weise werde vom Morgenlande herkommen." In der That sandte ein chinesischer Kaiser 65 Jahre nach Christi Geburt zwei Große seines Reiches gen Westen, die sich über den Heiligen und sein Gesetz erkundigen sollten. ([12])

b) Grenzenlos war das Verderben, in dem jetzt die Welt versunken lag. Zwar erkannten die Juden noch immer den einen wahren Gott; allein verderbliche Sekten, wie Pharisäer, Sadduzäer, hatten sich unter ihnen gebildet, großes Sittenverderbnis war eingerissen: die meisten ehrten Gott nur mehr mit den Lippen, ihr Wandel war nach den sündhaften Lüsten ihres Herzens.

Wie unglaublich trostlos in sittlich-religiöser Beziehung der Zustand der Welt war um die Zeit der Ankunft Jesu Christi, davon wurde schon I. 383—386 ein flüchtiges Bild entworfen und erhellt teilweise auch aus dem, was S. 25 ff. vom Heidentum gesagt worden. Ein unverschleiertes Gemälde der bis zur Unnatur gesteigerten Lasterhaftigkeit der Heidenwelt gestattet nicht der Zweck dieses Buches. Das wenige, was hier noch geboten wird, möchte in dieser Hinsicht wohl ausreichen. — Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eben zu jener Zeit die gesamte jüdische Nation mit zäher Festigkeit, selbst mit Begeisterung dem Mosaischen Gesetze anhing. Nur Jehovah, der Gott ihrer Väter, wurde verehrt und angebetet; glühend und voll der Hoffnung war die Sehnsucht nach dem verheißenen Messias; der Tempel zu Jerusalem galt den Israeliten als unüberwindlicher Hort, und von Herzen verabscheuten sie die Greuel des heidnischen Götter-

kultes. Und dennoch, wie beklagenswert erscheint Judäas religiös-sittlicher Zustand, wenn wir einen prüfenden Blick von dieser glänzenden Außenseite auf die schauerliche Zerrüttung des innern religiösen Lebens werfen! Die Religion schien in voller Blüte zu stehen; es war aber eine Religiösität ohne echte Frömmigkeit; der Messias wurde heiß ersehnt, aber ohne Streben nach einem höhern, geistigen Ziele; man eiferte für den toten Buchstaben des Gesetzes, während es gänzlich an innerem, gottgefälligem Geiste gebrach. Die aufgeklärten Sadduzäer, meistens Vornehmere, die sich zu einer Sekte von Freidenkern zusammengethan, glaubten zwar an Jehovah, erwarteten den, der da kommen sollte, hielten an dem Buchstaben des Mosaischen Gesetzes, führten aber dennoch ein wollüstiges Leben und leugneten die göttliche Vorsehung, das Dasein der Engel, die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Leiber. Die Pharisäer hingegen, zahlreich durch die Priester und Schriftgelehrten vertreten, welche sich zur Aufgabe stellten, thatkräftig die allzufreien Grundsätze und die Irrlehren der Sadduzäer zu bekämpfen, ergingen sich, wie in erbärmlichen Eifersüchteleien, so in willkürlichen Auslegungen des Gesetzes und legten das Wesen der Religion in Beobachtung kleinlicher, oft lächerlicher Äußerlichkeiten.*) Heuchelei und Scheinheiligkeit erwarben ihnen großes Ansehen beim Volke und Einfluß auf dessen Bildung und ganze Denkungsart. Solche Lehrer und Vorbilder waren aber nur geeignet, den Dünkel des Volkes zu nähren, es von der Bahn wahrer Gottseligkeit abzulenken und ins Verderben zu stürzen. Während dasselbe ungescheut seinen sündhaften Lüsten frönte, pochte es noch immer stolz auf seine vermeintliche Gerechtigkeit, indem ja zu jeder andern Zeit eine so unverbrüchliche Treue in Beobachtung auch der geringsten Vorschriften ganz unerhört gewesen. Sein Stolz auf das Vorrecht, Kinder Abrahams zu sein, ließ ihm das Streben nach wahrer Tugend überflüssig erscheinen. Das Bewußtsein seines erhabenen Berufes, der Wahn, unverschuldeter Weise fremder Tyrannei preisgegeben zu sein, mußten furchtbar seinen Ingrimm gegen die eiserne Römerherrschaft steigern. In dieser Verblendung waren die meisten für die Gnaden des Messias unempfänglich; ihr eigentliches Streben ging nur auf Irdisches,

*) Die „Menschensatzungen“, welche in Unmasse allmählich sich einschlichen, bezogen sich meistens auf Schärfung des Sabbathgesetzes, Entrichtung des Zehnten, äußerliche Reinigungen; daher die unzähligen Waschungen der Hände und der Geräte. — Fiel eine tote Mücke in einen irdenen Topf, so wurde er zerschlagen; weil beim Trinken leicht eine Mücke, die für ein unreines Insekt galt, mitverschluckt werden konnte, so wurde von eifrigen Pharisäern das Getränk erst geseiht. Deshalb spricht auch Christus von deren „Mückenseihen“.

auf Befreiung vom verhaßten Römerjoch. Wie sollte bei so einem fleischlich gesinnten Volke die himmlische Lehre des Erlösers Aufnahme finden? Es mußte demnach erst einer in der Kraft des Elias auftreten, mit heiligem Flammeneifer die entarteten Juden auffordern, würdige Früchte der Buße zu bringen, wenn sie nicht, obgleich Kinder Abrahams, wie ein dürrer Baum wollten ausgehauen und ins Feuer geworfen werden (Luk. 3).

c) Alle übrigen Völker, selbst die gebildetsten unter ihnen, Griechen und Römer, hingen der schändlichsten Abgötterei an. Unzählbar waren die Götter und Göttinnen, welchen sie Tempel und Altäre erbauten, Opfer, sogar Menschenopfer darbrachten, und welche sie zu ehren glaubten, wenn sie ihre Laster und Schandthaten rühmten und ohne Scheu nachahmten. So waren die Heiden, wie der hl. Paulus bezeugt (Röm. 1, 29—31), „voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Zank, Arglist, ... lieblos, treulos, unbarmherzig.“

So sehr auch bei den heidnischen Völkern die Kenntnis der göttlichen Wahrheiten getrübt und verdunkelt war, so war ihnen doch auf all ihren Irrwegen stets ein Schimmer wahrer Gotteserkenntnis, die Vorstellung von einem höchsten Wesen und Gebieter der Welt übrig geblieben. Schon die ersten Väter und Schriftsteller der Kirche anerkennen diese Wahrheit und berufen sich hiefür nicht nur auf das Zeugnis heidnischer Dichter und Philosophen, sondern auch auf ihre eigene Wahrnehmung im täglichen Verkehr mit den Heiden. Tertullian, Cyprian, Arnobius, Minutius Felix, Lactantius, die sämtlich mitten unter den Heiden lebten, berichten uns, daß dieselben, wenn freudiges Erstaunen oder plötzlicher Todesschrecken ihre Seele bestürmte, nicht an Saturn, Jupiter, Mars ...., sondern einfach an Gott, den Herrn des Weltalls sich wendeten und unwillkürlich in die Worte ausbrachen: „Großer Gott! guter Gott! Gott helfe!“ oder auch: „Bei Gott! Gott gebe! Gott sieht es, Gott will es“. Selbst das lasterhafte Ninive tritt für diese Wahrheit als Zeuge auf. Wäre bei dessen Einwohnern die Idee des wahren Gottes ganz erloschen gewesen, hätten sie wohl auf die Predigt des Jonas sogleich an ihn geglaubt und nicht ihren Nationalgott, sondern den Herrn Himmels und der Erde um Gnade und Erbarmen angefleht? — Aber dies war eben nach dem Zeugnisse der Kirchenväter „das größte Verbrechen der Heiden, daß sie den nicht anerkennen wollten, den zu

verkennen nicht möglich war."*) Wiewohl sie Gott erkannten, sagt der hl. Paulus (Röm. 1), verherrlichten sie ihn nicht, sondern vertauschten die Wahrheit Gottes mit der Lüge und beteten statt des Schöpfers die Geschöpfe an. Auf dem ganzen Erdenrunde besaß der eine wahre Gott nur ein Heiligtum, das zu Jerusalem; unzählig aber waren die Tempel zu Ehren der heidnischen Götter und Göttinnen. Diese Götzen empfingen allein von Hohen und Niedern den Tribut göttlicher Anbetung, ihnen allein duftete der Weihrauch, wurden Gaben und Opfer gebracht. Und wehe dem, der es gewagt hätte, diesem schrecklichen Wahne entgegenzutreten! Auf die Anklage hin, die Götter des Staates nicht zu verehren, mußte Sokrates den Giftbecher trinken.

Wundern wir uns nicht über die gewaltige Zauberkraft, womit der Götzendienst beinahe die ganze Welt an sich fesselte. Es lag in demselben für die verkommene Menschheit ein mächtiger sinnlicher Reiz; den schändlichsten Vergehen drückte er den Stempel der Religiösität auf, und nun konnte jeder Wüstling ohne Scheu den Trieben seines lasterhaften Herzens die Zügel schießen lassen; er ahmte ja nur den Göttern nach.**) Wie süß und ermutigend mußte ihm nicht schon der Gedanke sein: That dieses Jupiter, er, der höchste der Götter, der mit seinem Donnerkeil die Gewölbe des Himmels erschüttert, warum sollte dann ich elendes Geschöpf mich dessen schämen?***) Ja, nicht nur waren Unthaten durch das Beispiel der Götter beschönigt, sie waren öfters geboten und gehörten zum üblichen Gottesdienst. Lag doch, wie schon (S. 30) bemerkt worden, dem ganzen Wesen des Götzendienstes die greulichste Unzucht und Grausamkeit zu Grunde. Um die Götter zu versöhnen und sich ihre Gunst zu erwerben, wurde auf ihren Altären der Mensch erbarmungslos hingeschlachtet, mußten die Tempel zu Stätten der zügellosesten Ausschweifungen dienen,†) wurden öffentliche Schauspiele und Gladiatorenkämpfe veranstaltet,††) bei denen ehrbare Sitten schimpflich verhöhnt und

---

*) Tertullian *apolog. 17.* — Cyprian *de vanit. idol. 9.*

**) S. Cyprian. (ep. 1); Lactant (Instit. 1. 2. c. 20). Quid mirum, si ab hac gente universa delicta manarunt, apud quam ipsa delicta religiosa sunt?

***) Terent. (Eun. act. 3. sc. 2). — „Warum", fragt der hl. Justin den Heiden (Rede an d. Griechen. n. 4), „zürnest du deinem Sohn, daß er dir nachstellt, da du doch den Jupiter verehrst, der dasselbe that? Warum klagst du über deine Gattin, daß sie ein ausschweifendes Leben führt, da du doch der Venus Tempel erbauest?"

†) Minutius Felix. Octav. 25.

††) Arnob. adv. Gent. l. 7. c. 33. 36.

alle Rechte der Menschheit mit Füßen getreten waren. Da saßen dann zu Ehren der Götter die Priester und Priesterinnen, die Senatoren und Staatsbeamten, alle Stände des Volkes bald im Schauspielhause, um an der naturgetreuen Darstellung von schändlichen Liebschaften der Gottheiten ihre lüsternen Augen zu weiden; bald im Amphitheater, um in langen Zügen den süßen Genuß strömenden Menschenblutes einzusaugen und am Anblicke klaffender Wunden, sterbender Menschen sich zu laben (I. 125). „So verfloß im dämonischen Wechsel von Wollust und Blutdurst dem Bewohner der großen Städte das Jahr, und alles geschah zur größeren Ehre der Götter; er konnte sich rühmen, daß sein ganzes Leben und alle seine Genüsse ein steter Gottesdienst sei.“*) — Dahin war es bei den Heiden mit der Religion gekommen, welche die mächtigste Schutzwehr gegen das Laster sein soll! Anstatt dem Unwesen thatkräftig zu steuern, war sie die Lehrmeisterin, die fruchtbare Mutter jeglichen Frevels. Daraus läßt sich abnehmen, wie entsetzlich das sittliche Verderben sein mußte. Ein heidnischer Schriftsteller schildert uns dasselbe mit den Worten: „Die Verbrechen schleichen nicht mehr verstohlener Weise einher; an unsern Augen ziehen sie vorbei. Die Schlechtigkeit hat alle Schranken durchbrochen, ist in eines jeden Brust erstarkt, so daß die Unschuld nicht etwa selten, sondern gar nicht mehr zu finden ist“ (Seneca üb. d. Zorn, Bch. 2. K. 8).

d) Wer konnte hier helfen, wer die Menschheit retten? — Nur Gott! — Und er half und rettete. — Wie er unsern Stammeltern im Paradiese versprochen und durch die Propheten geweissagt, so erbarmte er sich des tiefgefallenen Menschengeschlechtes und sandte ihm einen Erlöser und Seligmacher. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 16).

Nur Gott konnte helfen. Sollte die sündige Menschheit nicht rettungslos dem ewigen Untergange verfallen, so mußte sich ihrer ein gottgesandter Erlöser und Seligmacher annehmen. Dies ist, im Lichte des Glaubens betrachtet, eine unumstößliche Wahrheit selbst für den Fall, daß die auf sittlich religiösem Gebiete eingerissene Fäulnis unter den Menschen nicht so furchtbare Verheerungen angerichtet hätte. (I. 356.) Jetzt aber, nachdem der sich selbst überlassene Menschengeist seit Jahrtausenden sich so kläglich verirrt

*) Döllinger, Heidentum und Judentum, S. 642.

und in die schmählichste Knechtschaft des Fleisches gestürzt hatte, nachdem fast die ganze Welt dem unsinnigen Wahnglauben und der empörendsten Sittenlosigkeit anheim gefallen war; in solch namenlosem Elende mußte es selbst dem Heiden einleuchten, daß wirksame Hilfe unmöglich von Menschen, sondern einzig von oben, von Gott selbst zu erwarten sei. Schon Sokrates hatte sich dahin ausgesprochen, daß man, „wenn nicht jemand komme, den dichten Nebel wegzunehmen, nicht einmal wissen könne, wie man sich gegen Gott und Menschen zu verhalten habe“ (vgl. Notwendigkeit der göttl. Offenbarung I. 32), und alle, die fähig waren, jene trostlose Zerrüttung in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken, waren von einem Gefühle der Entmutigung und der tiefsten Trauer überwältigt. Sie sahen die Vergeblichkeit des Kampfes gegen das stets um sich greifende Verderben, empfanden die Ohnmacht der Gesetze und menschlichen Lehren, um dem Übel zu steuern, vermochten nirgends Keime eines neuen Lebens, einer sittlichen Wiedergeburt zu entdecken. In ihrer Verzweiflung gelangten sogar manche zu der ebenso falschen als jammervollen Überzeugung, „das menschliche Leben sei nur ein großes Possenspiel.“ (S. Döllinger, Heidentum u. Judentum, S. 732.) — Bevor wir nun die Geschichte des von Gott in seiner unendlichen Erbarmung gesandten Erlösers beginnen, wollen wir noch einmal einen Blick auf den zuletzt behandelten Zeitraum werfen.

Rückblick auf die Geschichte von Moses bis Christus.

Auch in diesem Zeitraume offenbarte sich Gott als den unumschränkten Herrn und Lenker des Weltalls, der den frevelnden Völkern in seiner unendlichen Langmut zwar Raum zur Buße gewährt, dieselben aber auch mit gerechten Strafen heimsucht, wenn sie hartnäckig in ihrer Bosheit verharren, und der die Nationen wie die einzelnen so leitet und regiert, daß er stets, auch trotz ihres Widerstrebens, vollkommen und sicher die Absichten seiner göttlichen Weisheit erreicht. Vor allem aber haben wir die Thatsache ins Auge zu fassen, daß die biblische Geschichte von Moses bis Christus ebenso die getreue vorbildliche Darstellung des Weltheilandes und der von ihm gestifteten Kirche enthält, wie jene von Adam bis Moses. Aus allen hervorragenden Persönlichkeiten, aus allen wunderbaren Ereignissen tritt uns Christus der Herr nach seinen Eigenschaften und Thaten vorbildlich entgegen. Moses stellt ihn uns dar als den großen Befreier aus der Knechtschaft der Sünde, als Stifter des neuen Bundes, als Mittler und Gesetzgeber, als Wunderthäter und Segenspender, der auf dem

Zuge durch die Wüste dieses Lebens uns wunderbar mit dem Himmelsbrote speiset und labt an dem nie versiegenden Quell der göttlichen Gnade. In Josue erblicken wir ihn als den Heeresfürsten, der uns nach glücklich überstandenem Kampfe in das Land der ewigen Ruhe einführt; in Gedeon, Samson, David erkennen wir ihn als den siegreichen Helden, vor dem alle Feinde unseres Heiles zu Schanden werden; in Salomon als den Friedensfürsten, den weisen und glorreichen König, dessen Herrschaft bis an die Grenzen der Erde reicht.

Schon sind die Zeiten erfüllt, die Völker harren auf den Kommenden, den großen Monarchen und Weltbeherrscher. Doch ganz anders, als der Mensch es sich träumt, wird der Messias erscheinen. Sein Anteil werden Armut, Spott und Schmach sein, und am Kreuze wird er das Opfer seines Lebens darbringen. So wird er uns von der Sünde erlösen, so die Wunden, welche uns dieselbe geschlagen, heilen. Wird aber wohl hierin die irdisch gesinnte Welt ein Geheimnis, einen Ratschluß der göttlichen Weisheit verehren? Wird sie nicht vielmehr an der Armut und Niedrigkeit, an dem Kreuze des Heilandes sich ärgern? Um letzteres zu verhüten, hatte der Herr schon längst weise Vorkehrungen getroffen. Er ließ im Laufe der Jahrhunderte nicht nur die Macht und Herrlichkeit, sondern auch ganz besonders die Leiden und den blutigen Tod des Heilandes vorbilden. Im Osterlamme sehen wir ihn geschlachtet, um den strafenden Würgengel abzuhalten, in Moses schon als Kind zum Tode aufgesucht, in David und allen Propheten gehaßt, geschmäht, verfolgt. In der Wüste erscheint er am Kreuzespfahl erhöht, um von da aus Heil und Leben über die am Gift der Sünde dahinsterbende Menschheit auszugießen. In allen blutigen Opfern, die in der Stiftshütte und im Tempel dargebracht werden, ist sein blutiger Opfertod dargestellt. Auch zum herrlichen Siege gelangt er in Gedeon durch seine Schwachheit, in Samson durch seinen Tod, in David durch das verächtliche Holz des Kreuzes. Er steht im Sinnbilde des Jonas von den Toten auf, ruht aber erst drei Tage lang im Grabe; er erweckt in Elisäus die Menschheit zum Leben, macht aber zuerst sich ihr gleichförmig, indem er sich selbst entäußert und in Knechtsgestalt den schmählichsten Tod erleidet. Durchgehen wir in solcher Weise das alte Testament, so finden wir in einer Reihe lichtvoller Vorbilder ein schönes, ergreifendes Gemälde sowohl von der unendlichen Erhöhung des Messias, als auch von dessen grenzenloser Erniedrigung. — Wo die Vorbilder zu schwinden anfangen, da treten um so zahlreicher die **Propheten** auf, um in bestimmten Worten zu bezeichnen, was die Vorbilder rätselhaft andeuten.

Auch sie beschreiben den künftigen Erlöser nicht bloß als den Ersehnten der Nationen, den siegreichen Herrscher, zu dem von fern und nah die Könige der Erde herbeiströmen, ihm ihre Huldigung darzubringen; sie schildern ihn auch als „den Mann der Schmerzen, ohne Gestalt und ohne Schönheit", als den letzten der Menschen, der wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm für unsere Missethaten leidet und stirbt. Durch Schmach gelangt er zur Herrlichkeit, durch den Tod zum Leben.

Zum Schlusse der alttestamentlichen Geschichte laßt uns noch einen Zug der göttlichen Vorsehung dankbar anerkennen, die zur Erhärtung der Wahrheit aller angeführten Thatsachen und Prophezeiungen einen Zeugen bestellt hat, den auch der hartnäckigste Unglaube nicht abzuweisen vermag. Es ist der geschworne Feind des Christentums, es ist das ganze jüdische Volk, welches in eben den hl. Urkunden, auf die wir uns berufen, das Urteil seiner Verwerfung liest und deshalb besondere Ursache hätte, dieselben zu vernichten. Dennoch verehrt es sie auf das sorgfältigste, schätzt und liebt sie als den teuersten Überrest der Religion seiner Väter. Überall, wohin es verschlagen wird, trägt es diese Bücher gleich einem Heiligtume mit sich und befördert so auch deren Kenntnis unter fremden Völkern. Gott wollte nicht, wie die hl. Väter bemerken, daß dieses Volk gänzlich ausgerottet würde, damit wir einen lebendigen Beweis mehr für die Wahrheit unserer hl. Religion hätten.

Geschichte Jesu Christi.

1. Geburt, verborgenes Leben und öffentliches Wirken Jesu.

Geburt Jesu, — Nachstellung des Herodes, — verborgenes Leben, — Taufe.

21. a) Die Welt hatte Frieden. Augustus war römischer Kaiser, Herodes, der Idumäer, König von Judäa. Da ging die Verheißung Gottes und die Weissagung der Propheten in Erfüllung. Zu Bethlehem in einem Stalle wurde von Maria, der Jungfrau aus dem königlichen Geschlechte Davids, Jesus Christus, Gottes Sohn, der Erlöser der Welt, geboren. Engel verkündigten es den Hirten zu Bethlehem, und ein Stern den Weisen im Morgenlande. Schon im zartesten Alter wurde das göttliche Kind von dem grausamen Herodes zum Tode aufgesucht; Joseph, der Nährvater Jesu, floh mit ihm und dessen Mutter Maria auf Gottes Befehl nach Ägypten und kehrte erst nach dem Tode des Herodes zurück.

*) Unansehnlich und der Erwartung wenig entsprechend erscheint in den Augen der Welt die Geburt Jesu Christi. Uns Christen aber erschließt sich in derselben eine Fülle himmlischer Geheimnisse; alle Umstände sind für uns von höchster Bedeutung. Nach vielen blutigen Kriegen herrschte Frieden in der ganzen Welt; so hatte es Gott gefügt, weil Jesus als Friedensfürst in die Welt kam. Der Scepter des irdischen Reiches war von Juda gewichen, weil Christus ein geistliches Reich begründen sollte. Von einer Jungfrau aus dem königlichen Geschlechte Davids wird der Heiland

*) Keine Geschichte ist lehrreicher und verdient mehr unsere Aufmerksamkeit und ernste Beherzigung als die Geschichte Jesu Christi. Da aber eine ausführlichere Darlegung derselben die uns vorgesteckten Grenzen überschreiten und zu manchen Wiederholungen des schon anderwärts Gesagten führen würde, so werden wir uns auf die schon bekannten Thatsachen beschränken und zu ihrem bessern Verständnisse einige Erläuterungen folgen lassen.

geboren, und zwar durch besondere Fügung Gottes nicht zu Nazareth, dem Wohnorte Mariens, sondern zu Bethlehem, dem Geburtsorte Davids. So mußte es geschehen, damit die Weissagungen der Propheten in Erfüllung gingen. (I, 463 u. 464.) Als Stätte seiner Geburt wählt er sich nicht einen prachtvollen Palast; in einem Stalle wird er geboren, in ärmliche Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt. Schon in seiner Geburt wollte er uns die Eitelkeit der irdischen Güter lehren, deren thörichte Liebe ins ewige Verderben stürzt. Nicht weltliche Herolde, sondern himmlische Boten bringen die frohe Kunde von seiner Geburt, da er nicht der Sohn eines weltlichen Monarchen, sondern des Königs Himmels und der Erde ist. Weil er kommt, die Gewaltigen vom Throne zu stürzen und die Niedrigen zu erhöhen (Luk. 1, 52), verkündigen sie seine Geburt nicht den Großen und Mächtigen der Erde, sondern den Armen im Geiste. Sie verkündigen dieselbe unter dem freudigen Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind"; denn der höchste Zweck seiner Erscheinung im Fleische ist die Verherrlichung Gottes und die Aufhebung der Feindschaft, welche die Sünde zwischen Gott und den Menschen gestiftet hat. Acht Tage nach seiner Geburt empfängt er unter Vergießung seines kostbaren Blutes den Namen Jesus zum Zeichen, daß er uns nicht anders als um den Preis seines Blutes von der ewigen Verdammnis erlösen werde. — Als freiwilliges Sühnopfer zur Erlösung der Welt stellt er sich bald darauf seinem himmlischen Vater im Tempel zu Jerusalem dar. Ihn schließt frohlockend der greise Simeon in seine Arme, und vom göttlichen Geiste erfüllt, erkennt derselbe im schwachen Kinde denjenigen, in dem alle Völker der Erde sollen gesegnet werden, das Heil der Welt, „das Licht zur Erleuchtung der Heiden". Schon sind zu denselben die ersten Strahlen dieses weltbeglückenden Lichtes gelangt; schon hat ein geheimnisvoller Stern aus dem fernen Morgenlande Könige herbeigeführt, die in tiefster Ehrfurcht den König des Himmels anbeten und ihm ihre Geschenke darbringen. Schon geht aber auch das inhaltschwere Wort in Erfüllung, des Weibes Nachkomme werde der Schlange den Kopf zertreten, diese aber seiner Ferse nachstellen. Glühend vor Haß und Eifersucht erläßt der gottlose Herodes den Mordbefehl; in einem greulichen Blutbade soll der neugeborne König umkommen.([13]) So hat bereits der Kampf begonnen zwischen dem Reiche des Satans und dem Reiche, das Christus auf Erden zu stiften kam, und er wird fortdauern bis zum letzten der Tage, wo die alte Schlange „wird geworfen werden in den Feuer- und Schwefelpfuhl, um gequält zu werden Tag und Nacht in alle Ewigkeit" (Offb. 20).

b) Jesus lebte nun zu Nazareth in Galiläa in stiller Zurückgezogenheit, war seinen Eltern unterthan und nahm zu wie an Alter, so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. Zwölf Jahre alt, ging er mit seinen Eltern zur Feier des Osterfestes nach Jerusalem und blieb dort zurück ohne Wissen der Eltern. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, wo er durch seine weisen Fragen und Antworten selbst die Schriftgelehrten in Erstaunen setzte.

Ohne allen Zweifel war es die Absicht Jesu Christi, die Menschheit aus der geistigen Finsternis, in der sie versunken lag, zu erlösen und sie mit seiner heilbringenden Lehre zu beglücken. Manches Jahr verging aber, bevor er an die Öffentlichkeit trat. Er wußte, daß unser Wille durch die Neigung zum Bösen noch schwerer verwundet sei als unser Verstand durch Unwissenheit. Daher wollte er seinen Worten erst Bahn brechen in unsere Herzen durch die wirksamere Lehre seines Beispieles. „Er fing an", heißt es in der Apostelgeschichte (1, 1), (erst) „zu thun und (dann) zu lehren." Weil nun die Sünde eine Widersetzlichkeit gegen Gott ist, diese Widersetzlichkeit aber im Hochmute wurzelt, und somit der Hochmut „der Anfang aller Sünde ist" (Sir. 10, 15), so wollte uns Christus vor allem Demut und Gehorsam lehren durch sein stilles, verborgenes Leben im Hause zu Nazareth. Oder was könnte unser Herz wohl mehr für jene Tugenden einnehmen als der Hinblick auf den anbetungswürdigen Sohn Gottes, der freiwillig in Knechtsgestalt unter den Menschenkindern wohnt, in einer armen Werkstätte gleich dem geringsten Taglöhner niedrige und beschwerliche Arbeit verrichtet, mit Freuden seinen eigenen Geschöpfen, Joseph und Maria, unterthan ist, im Tempel als Schüler unter den Lehrern sitzt, „ihnen zuhörend und sie fragend" (Luk. 2, 46)?

c) Als er dreißig Jahre alt war, begab er sich zu Johannes an den Jordanfluß und ließ sich von ihm taufen; da stieg der heilige Geist in Gestalt einer Taube über ihn herab, und es erscholl die Stimme vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe."

Um die Zeit, wo Jesus das öffentliche Lehramt antreten sollte, erging der Ruf des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste, daß er die Ankunft des Erlösers verkünde und das Volk zur gläubigen Annahme seiner Lehre vorbereite. So hatte es Gott mehrere Jahrhunderte vorher durch den Mund des Propheten dem zukünftigen Messias verheißen: „Sieh", sprach er, „ich

sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten wird" (vgl. Mark. 1, 2). Johannes kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte Buße, denn „das Himmelreich ist nahe." Mächtig wurden seine Worte unterstützt durch die Heiligkeit und Strenge seines Lebens. „Er trug", wie die Schrift bezeugt, „ein Kleid von Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden, und seine Nahrung waren Heuschrecken und wilder Honig." Das ganze Land Judäa und alle Einwohner Jerusalems gingen zu ihm hinaus, ließen sich von ihm taufen im Jordanflusse und bekannten ihre Sünden. Bewirkte auch diese Taufe aus sich keine innerliche Reinigung oder Heiligkeit, so enthielt sie doch eine mächtige Anregung zur Buße und war ein sinnreiches Vorbild der Taufe Jesu Christi, durch welche uns die Gnade des hl. Geistes erteilt wird. Jesus, der vom Himmel auf die Erde herabgestiegen war, um für unsere Sünden Buße zu thun, kam von Nazareth zu Johannes, damit auch er von ihm die Taufe empfange. Sein Beispiel sollte die Lehre seines hl. Vorläufers bestätigen, daß die Buße zur Aufnahme der göttlichen Gnade die beste Vorbereitung sei. Während aber der Sohn Gottes sich vor allem Volke, das von fern und nah zu Johannes herbeiströmte, so tief erniedrigte, gefiel es dem himmlischen Vater, ihn angesichts der versammelten Menge zu verherrlichen. Der Himmel öffnete sich über ihm; der hl. Geist stieg in sichtbarer Gestalt gleich einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme erscholl vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe." — Johannes, der schon früher bezeugt hatte, daß einer nach ihm kommen werde, der mächtiger sei als er, und dem die Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei, verkündigte von nun an auf das bestimmteste, daß dieser, den er verheißen, kein anderer als Jesus Christus sei. Auf ihn wies er eines Tages hin mit den Worten: „Siehe, das Lamm Gottes, siehe, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt! Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Es kommt ein Mann nach mir, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich. Ich kannte ihn nicht; aber (Gott) der mich gesandt hat, mit Wasser zu taufen, sprach zu mir: Über welchen du sehen wirst den Geist herabsteigen und auf ihm bleiben, dieser ist's, der mit dem hl. Geiste tauft. Und ich habe es gesehen und bezeugt, daß dieser der Sohn Gottes ist" (Joh. 1, 29—35).

Jesus in der Wüste. — Seine Lehrthätigkeit. — Die Gründung seiner Kirche.

22. a) **Hierauf ging Jesus in die Wüste und brachte dort 40 Tage mit Beten und Fasten zu.**

Nach der Taufe begab sich Jesus auf Antrieb des hl. Geistes alsogleich in die rauhe, zwischen Jericho und Jerusalem gelegene Wüste und weilte da vierzig Tage und vierzig Nächte bei den wilden Tieren, fastete und betete (Mark. 1, 13). Wiewohl vom ersten Augenblicke seiner Empfängnis an mit der ganzen Gnadenfülle des hl. Geistes ausgestattet, wollte doch der Weltheiland vor dem Antritte des öffentlichen Lehramtes sich in die Einsamkeit zurückziehen, um dem Gebete und Fasten obzuliegen und sich in solcher Weise zu seinem hohen Berufe vorzubereiten. Dieses Beispiel unseres Herrn lehrt uns, daß Fasten und Gebet den Segen des Himmels über unsere Arbeiten und Unternehmungen herabziehe. Durch dieses göttliche Vorbild belehrt, hat die Kirche schon in den ersten Zeiten verschiedene Fasttage, besonders die vierzigtägigen Fasten angeordnet und stets den frommen Gebrauch, durch Fasten und Gebet sich zur Erfüllung wichtiger Berufspflichten vorzubereiten, gebilligt und befördert. Als Saulus und Barnabas die priesterliche Weihe empfangen und das Werk der Heidenbekehrung beginnen sollten, so fasteten und beteten sie, und mit ihnen die christliche Gemeinde, damit der hl. Geist in reicher Gnadenfülle über dieselben herabsteigen möge (Apgsch. 13, 3). Und in dieser Absicht fastet und betet noch heute die gesamte christliche Gemeinde an den sogenannten Quatembertagen, wo die heilige Priesterweihe erteilt zu werden pflegt.

Als Jesus 40 Tage und 40 Nächte, ohne während dieser ganzen Zeit das Geringste zu genießen, gefastet hatte, ließ er sich so weit herab, daß er dem Satan gestattete, ihn wiederholt zu versuchen. Ziehen wir in Betracht, was Christus während seines bittern Leidens von Juden und Heiden erdulden wollte, so darf uns der Gedanke, daß sich der verworfene Geist dem Sohne Gottes zur Versuchung nahen, ihn sogar mit sich auf die Zinne des Tempels und auf einen hohen Berg nehmen durfte, nicht befremden. Oder „waren die Juden", fragt mit Recht der hl. Papst Gregor (Homil. 16. üb. d. Evangel.), „die Christum verfolgten, und die Soldaten, die ihn kreuzigten, nicht auch Mitgenossen des Satans? Was Wunder also, wenn derjenige sich von ihm auf einen Berg führen ließ, der auch dessen Mitgenossen sich zur Kreuzigung hingab?" Christus erlaubte dem höllischen Geiste, ihn zu versuchen, weil er zu unserem Troste und zur Belehrung uns in allem gleich sein wollte, die Sünde allein ausgenommen. „Wir haben keinen Hohenpriester", sagt der hl. Paulus (Hebr. 4, 15), „der mit unsern Schwachheiten nicht Mitleiden haben könnte, sondern einen, der in allem, ähnlich wie wir, ist versucht worden, doch ohne Sünde." — Aus der Versuchung Jesu Christi lernen wir vorerst, daß die Anfechtungen an und für sich nicht Sünde sind, uns daher niemals,

so stark und zahlreich sie auch sein mögen, mutlos und verzagt machen sollen, daß wir aber auch zu keiner Zeit im Vertrauen auf unsere Tugend vor der Versuchung uns sicher wähnen dürfen. Sodann belehrt uns das Beispiel Christi, wie wir gegen die Angriffe des Satans uns mit dem Schilde des Glaubens und des göttlichen Wortes bewaffnen und dieselben schnell und entschieden abweisen sollen (1. Petr. 5, 8. 9).

b) Nun fing Jesus an, das Evangelium, d. h. die frohe Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden, zu predigen. Er durchreiste Städte und Dörfer und bewies seine göttliche Sendung und die Wahrheit seiner Lehre durch seinen heiligen Wandel, durch Wunderthaten und Weissagungen. Das Volk, welches ihn hörte, geriet in Erstaunen. Scharenweise zog es ihm nach, pries und lobte ihn als den wahren Messias und sprach: „Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll!" (Joh. 6, 14.)

Seitdem die Sünde in die Welt eingetreten war, hatte ihre Herrschaft immer weiter um sich gegriffen, die ganze Erde war zu einem großen Reiche der Sünde und des Elendes geworden. Bereits Jahrtausende lang hatte sich der bessere Teil der Menschheit nach einem Retter gesehnt; nun ist die Zeit gekommen, da das Reich der Sünde zerstört und an seiner Stelle das Reich Gottes aufgerichtet werden soll. Mit Ankündigung dieser frohen Botschaft tritt Jesus sein öffentliches Lehramt an. „Die Zeit", spricht er, „ist erfüllt, das Reich Gottes hat sich genahet." Um die Trägen von ihrem heillosen Taumel aufzurütteln, ruft er in hohem, göttlichem Ernste allen zu: Bemühet euch, da es Zeit ist, einzugehen durch die enge Pforte; denn wer es versäumt, wird in die äußerste Finsternis verstoßen werden, wo Heulen und Zähneknirschen ist (Luk. 13, 24. 28). — Zwar sind die Pforten des Himmelreiches noch verriegelt; denn noch ist das Blut auf Golgotha, der Preis unserer Erlösung, nicht geflossen; aber mit der Sendung Jesu Christi hat das Reich Gottes auf Erden schon begonnen, das Reich der Gnade, des Friedens, der Tugend und Gottseligkeit, das Reich der noch pilgernden Gotteskinder, dem man notwendig angehören muß, um dereinst in das ewige Reich der verklärten Gotteskinder aufgenommen zu werden. Niemand kann aber in jenes göttliche Reich gelangen, wenn er nicht vorerst den sündhaften Menschen abgelegt hat und durch die Gnade des hl. Geistes ist neu geboren worden (Joh. 3, 3); und diese Gnade vermag keiner zu erhalten, der sich weigert, den Worten des Sohnes, den Gott zum Heile der Menschen in die Welt gesandt hat, zu glauben. Daher die so ernste Er-

mahnung Jesu Christi: „Thuet Buße und glaubet dem Evangelium.“ Wer nicht Buße thut, der wird zu Grunde gehen (Luk. 13, 5), und „wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm“ (Joh. 3, 36).

Allen seine göttliche Lehre verkündigend, durchwanderte Jesus Galiläa, Judäa und Samaria. Er lehrte an allen Orten, in Städten und Dörfern, auf freiem Felde und auf Bergen, im Tempel, in den Synagogen und in Häusern; ebenso predigte er vor Tausenden und vor einzelnen, vor seinen Jüngern und vor seinen Feinden. Seine Belehrung erstreckte sich über alles, was wir glauben, hoffen und thun müssen, um selig zu werden, wie dieses schon anderswo (I. 488) dargethan worden. Im festen, unerschütterlichen Glauben an diese Lehre und in deren treuer Befolgung müssen wir daher unser ewiges Heil wirken. Nur insofern als wir unsern Verstand ihr unterwerfen und unser Wollen und Handeln mit ihr in Übereinstimmung bringen, können wir zur ewigen Seligkeit gelangen.

Denn nicht die Lehre eines Weltweisen, welche man vorerst prüfen und nach einiger Einsicht annehmen oder verwerfen darf, verkündigte Jesus, sondern eine göttliche Lehre verkündigte er, die der Mensch mit unbedingter Unterwürfigkeit aufnehmen und befolgen muß. Der Allerhöchste selbst bestätigte dieselbe feierlich auf dem Berge Tabor und befahl sie mit gläubigem Herzen aufzunehmen. „Denn er (Jesus Christus)“, sagt der hl. Petrus, „empfing von Gott dem Vater Ehre und Herrlichkeit, als aus hochherrlichem Glanze diese Stimme auf ihn herab erscholl: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, diesen höret!“ (2. Petr. 1, 17.) Die Stimme auf dem Tabor ist aber nicht der einzige Beweis für die Göttlichkeit der Lehre Jesu. Der Heiland selbst erklärte öfters und auf das bestimmteste, daß er der Sohn Gottes, eins mit dem Vater, und seine Lehre göttliche Wahrheit sei. (I. 433 ff.) Daß er sich aber keiner frevelhaften Anmaßung schuldig machte, indem er sich für Gottes Sohn und seine Lehre für Gottes Wort ausgab, dafür bürgt uns die unvergleichliche, über jeden Schein des Verdachtes erhabene Heiligkeit seines Lebens; dafür bürgen uns vor allem die zahllosen und unleugbaren Wunder, die er vor den Augen selbst seiner grimmigsten Feinde wirkte; dafür bürgen endlich die Weissagungen der Propheten, die alle an ihm sich erfüllten, und seine eigenen Weissagungen, die wir selbst heute noch in Erfüllung gehen sehen.*)

---

*) Über die Erfüllung der Messianischen Weissagungen sieh I. 402 — 423. Über die Bekräftigung der Lehre Jesu durch die Heiligkeit seines Lebens, durch Wunderthaten und Weissagungen I. 435—447.

Schon in der Beschaffenheit seiner Lehre und in der Überzeugungskraft, mit welcher Jesus dieselbe vortrug, lag für jeden Unbefangenen der Beweis ihrer Wahrheit und Göttlichkeit. Es war menschlicher Weise unerklärbar, wie ein Ungelehrter zur Kenntnis einer so reinen und erhabenen Lehre gelangen konnte. „Woher", fragte man sich staunend, „kommt diesem solche Weisheit? Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn?" Selbst die Diener, welche die Hohenpriester und Pharisäer ausgesendet hatten, um ihn zu ergreifen, kamen unverrichteter Dinge zurück und sprachen voll Bewunderung: „Niemals hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch" (Joh. 7, 46). — Und diese so erhabene, geheimnisvolle Lehre trug Jesus in ganz einfacher, gemeinfaßlicher Sprache, meistens in Gleichnissen und Parabeln vor, welche auch den Unwissenden verständlich waren und ihnen die Wahrheit anschaulich machten. So stellt er in der Parabel vom verlornen Sohne dem Sünder sein namenloses Elend vor Augen, in welches ihn die Sünde gestürzt hat, und bahnt dadurch in seinem Herzen den Weg der Bekehrung an; auf der andern Seite schildert er ihm in den rührendsten Zügen Gottes unbegrenzte Vaterliebe und Barmherzigkeit gegen das verirrte, aber reumütig zurückkehrende Kind und führt ihn so gleichsam unwiderstehlich zur Reue über seine Sünden und zur Wiederversöhnung mit Gott. In der Parabel vom armen Lazarus und reichen Prasser zeigt er den Menschen in dem Bilde des ersten das Los des auf Erden so häufig verachteten und schwer geprüften Gerechten, sodann aber auch dessen übergroße Belohnung und glorreichen Triumph im andern Leben; im Bilde des andern dagegen veranschaulicht er ihnen das trügerische Glück des hienieden im Wohlleben schwelgenden, aber hartherzigen Sünders und sodann dessen schreckliche Strafe in den Flammen der Hölle. In dem Gleichnisse vom barmherzigen Samaritan stellt er uns ein Muster der Liebe auf, die wir allen Menschen schuldig sind, und kleidet zugleich in eben dieses Gleichnis die wunderbare Liebe ein, welche er selbst der armen, sündigen Menschheit erweist. — Es verdient überhaupt als charakteristischer Zug in dieser so erhabenen und göttlichen Lehre Jesu hervorgehoben zu werden, daß er namentlich die Nächstenliebe in einer Weise gepredigt und seinen Jüngern eingeschärft hat, wie man sie seither in der Welt nie gesehen und nie gekannt hatte. Die Nächstenliebe, welche Jesus lehrte, sollte alle Menschen umfassen und keinen einzigen jemals ausschließen, sie sollte in jedem, sei er arm oder reich, vornehm oder gering, Freund oder Feind, stets den Bruder erkennen und ihm Gutes thun. Ja, um in unsern Augen das Gebot der Nächstenliebe noch mehr zu adeln und unendlich erhabener erscheinen zu lassen, ver-

schmolz er es gleichsam mit der Gottesliebe in ein und das nämliche Gebot und lehrte uns in dem Mitmenschen nicht allein den Bruder, sondern Gott und ihn, Christus den Herrn, selbst erkennen und betrachten, der da alles, was wir dem Nächsten thun, ebenso ansehen wolle, als hätten wir es ihm selbst gethan. Endlich erklärte er, um dieses Gebot seinen Jüngern noch tiefer ans Herz zu legen, am Vorabende seines Todes das Gebot der Nächstenliebe vorzugsweise für sein Gebot, ein Gebot, das uns als sein ausdrücklicher letzter Wille, als sein Vermächtnis ganz besonders teuer und heilig, dessen getreue Erfüllung das charakteristische Merkmal aller seiner echten Jünger sein soll. In der That, diese eine Lehre von der Nächstenliebe reicht hin, die Religion Jesu als die wahre und göttliche zu kennzeichnen.(14)

Jesus bemühte sich nicht, durch viele Beweisgründe oder durch Künste menschlicher Beredsamkeit zu überzeugen, sondern „er lehrte wie einer, der da Macht hat" (Matth. 7, 29), d. h. als Gott, dem es zusteht, Glauben und vollkommene Unterwerfung des Verstandes zu fordern. Seine Rede war, wenngleich schlicht und schmucklos, „dennoch gewaltig" (Luk. 4, 32). Jedes seiner Worte übte, getragen von der göttlichen Würde, die aus allen seinen Zügen sprach, und von der himmlischen Gnade unterstützt, auf die Gemüter der Zuhörer eine wunderbare Kraft. „Als er einst am galiläischen Meere wandelte, sah er zwei Brüder, Simon, der da Petrus genannt wird, und Andreas, seinen Bruder, wie sie ihr Netz ins Meer warfen; denn sie waren Fischer. Und er sprach zu ihnen: Folget mir nach, so will ich euch zu Menschenfischern machen. Sie aber verließen alsbald ihre Netze und folgten ihm nach. Und als er von da wegging, sah er zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, seinen Bruder, in dem Schiffe mit Zebedäus, ihrem Vater, welche ihre Netze ausbesserten, und er rief sie. Sie aber verließen alsogleich die Netze und ihren Vater und folgten ihm nach" (Matth. 4, 18—22). Ein anderes Mal sah er im Vorbeigehen einen Mann am Zollhaus sitzen, Matthäus mit Namen. „Und er sprach zu ihm: Folge mir nach! Da stand er auf und folgte ihm nach" (Matth. 9, 9). Aber nicht nur einzelne, sondern viele Tausende folgten ihm nach, um aus seinem Munde die himmlische Wahrheit zu vernehmen. Ohne Unlust und Überdruß hörte die von allen Seiten zusammengeströmte Volksmenge Tage lang seine Predigt an. Unbekümmert um Speise und Trank, beeiferten sie sich nur, ihre Seele an dem überirdischen Brote seines göttlichen Wortes zu sättigen. Beim Anblicke solch einer heilsbegierigen Menge sprach daher eines Tages Christus bewegten Herzens zu seinen Jüngern: „Mich erbarmet

das Volk; denn sie harren schon drei Tage bei mir aus und haben nichts zu essen, und ich will sie nicht ungespeiset von mir lassen, sie möchten sonst auf dem Wege verschmachten" (Matth. 15, 32). Er hieß alsdann das Volk sich niedersetzen und speiste mit sieben Broten und wenigen Fischlein 4000 Mann, die Weiber und Kinder nicht eingerechnet. Eine ähnliche Gelegenheit bewog den liebevollen Erlöser, mit fünf Broten und zwei Fischen 5000 Mann, Weiber und Kinder ebenfalls nicht eingerechnet, zu sättigen. Kein Wunder also, wenn das Volk angesichts so erstaunlicher Thaten Christo scharenweise und wie im Triumphe nachzog, wenn es voll Jubel den Allerhöchsten lobte und pries und, in Jesus alle Zeichen des verheißenen Messias wahrnehmend, freudig ausrief: „Dieser ist wahrhaftig der Prophet (Messias), der in die Welt kommen soll" (Joh. 6, 14).

c) Aus seinen Jüngern wählte Jesus zwölf, die er seine **Apostel** oder Boten nannte. Sie sollten die Zeugen seiner Thaten und Lehren sein, und was sie von ihm gesehen und gehört hatten, nach seinem Hinscheiden aus der Welt unter allen Völkern verkündigen. Überdies wählte er noch zweiundsiebenzig Jünger, welche er je zwei und zwei in die Orte voraussandte, wohin er selbst ging. Die zwölf Apostel nun, die zweiundsiebenzig Jünger und die übrigen, welche Jesu anhingen, bildeten den Anfang jener Gesellschaft aller Rechtgläubigen, welche wir die **Kirche** Christi nennen, und welche nach seiner Verheißung von der Macht der Hölle niemals wird überwältigt werden. Zu ihrem sichtbaren Oberhaupte auf Erden bestimmte er den Petrus; darum nannte er ihn den Felsen, worauf er seine Kirche bauen wolle, und verhieß ihm die Schlüssel des Himmelreiches (Matth. 16, 18. 19).

Die Lehre Jesu sollte nicht, wie das Mosaische Gesetz, ihren segensreichen Einfluß bloß auf das jüdische Volk beschränken. Öfters und feierlich hatten die Propheten vorhergesagt, der Messias werde das Licht der Heiden sein und die Erkenntnis des wahren Gottes bis an der Erde Grenzen verbreiten. Und Christus selbst erklärte ausdrücklich seinen Jüngern, „sein Evangelium vom Reiche (Gottes) werde in der ganzen Welt allen Völkern gepredigt werden" (Matth. 24, 14). Dennoch hatte er von seinem Vater nicht den Auftrag empfangen, den Heiden zu predigen; gemäß seiner eigenen Aussage „war er nur gesandt zu den verlornen Schafen des Hauses Israel" (Matth. 15, 24). War es nun die Absicht Jesu Christi,

seine Lehre mittels des toten Buchstabens der Schrift unter den heidnischen Völkern zu verbreiten, so hätte er dieselbe ohne Zweifel niedergeschrieben. Es sollte aber das heilbringende göttliche Werk, das er auf Erden zu begründen kam, die alleinseligmachende Religion, nicht auf einer hinfälligen, wankenden Grundlage sich erheben. Er wollte es nicht einem toten Buche anvertrauen und so der willkürlichen Deutung des menschlichen Verstandes preisgeben. Nach dem Ratschlusse seiner ewigen Weisheit sollte das lebendige Wort das Hauptmittel sein, um die Kenntnis der göttlichen Lehre unter den Völkern zu verbreiten. Darum sagt der hl. Paulus (Röm. 10, 17): „Der Glaube kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi." (I. 60 ff.) Damit jedoch das Wort Gottes rein und ungetrübt bis zum Ende der Zeiten erhalten würde, stiftete der Heiland ein Lehramt und verhieß demselben den hl. Geist, den Geist der Wahrheit, der mit ihm verbleiben sollte in Ewigkeit. Zur Verwaltung dieses Lehramtes wählte er vorerst aus seinen Jüngern zwölf, deren Namen der Evangelist Matthäus (10, 2—5) in folgender Weise aufzählt: „Der erste Simon, welcher Petrus genannt wird, und Andreas, sein Bruder; Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und Johannes, sein Bruder; Philippus und Bartholomäus; Thomas und Matthäus, der Zöllner; Jakobus, der Sohn des Alphäus, und (Judas) Thaddäus, Simon der Kananäer und Judas Iskariot, derselbe, der ihn überliefert hat." Diese zog er in seinen täglichen Umgang, damit sie Zeugen aller seiner Thaten wären und tiefer in den Geist seiner Lehre und in die göttlichen Geheimnisse eingeführt würden. Sie sollten nach seiner Auffahrt in den Himmel in alle Welt ausgehen und, was sie von ihm gesehen und vernommen hatten, den Völkern verkündigen und so die von Christus gegebenen Offenbarungen auf die Nachwelt fortpflanzen. „Und ihr werdet", sprach Jesus zu ihnen, „meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde" (Apgsch. 1, 8). Darum nannte er sie seine Apostel, d. h. seine Boten, Gesandten oder Bevollmächtigten.

Noch während seines sterblichen Lebens weihte er sie ein in ihren erhabenen Beruf; er sandte sie aus unter die zwölf Stämme Israels, um denselben das Evangelium vom Reiche Gottes zu predigen, und verlieh ihnen zugleich die Gewalt, „die bösen Geister auszutreiben und alle Krankheiten und Gebrechen zu heilen." Später gesellte er ihnen noch 72 Jünger bei und sandte dieselben ebenfalls paarweise vor sich her in alle Städte und Orte, wohin er selbst kommen wollte, damit sie die Gemüter auf seine Ankunft vorbereiteten. Seinen Willen aber, wie man diese Sendboten

aufnehmen und ihre Predigt anhören solle, that er kund, indem er zu ihnen sprach: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt denjenigen auf, der mich gesandt hat“ (Matth. 10. und Luk. 10). Der Stadt aber, die sich weigern würde, seine Gesandten aufzunehmen und ihre Predigt anzuhören, kündigte Jesus das schwerste Strafgericht an in den Worten: „Wahrlich, ich sage euch, es wird dem Lande der Sodomiter und Gomorrhiter erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes als jener Stadt“ (Matth. 10, 15). — Nicht alle Juden, welche die Predigt Jesu und seiner Sendboten vernahmen, wiesen die Gnade der göttlichen Heimsuchung von sich. Viele nahmen dieselben willig auf, glaubten dem Evangelium, thaten Buße und empfingen die Taufe (Joh. 3, 22; 4, 1. 2). So bildete sich eine Genossenschaft von Rechtgläubigen, die, wenn anfangs auch gering, sich doch zusehends vermehrte, und die nach dem Erlösungstode des Herrn sich über die ganze Welt verbreiten, Juden und Heiden aufnehmen und zu einem großen geistlichen Reiche vereinigen sollte. Dieses war der Anfang, gleichsam der fruchtbare Keim der Kirche Christi, welche im Evangelium häufig das Reich Gottes oder auch das Himmelreich genannt wird. Darum sagt Jesus: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern, wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen“ (Matth. 13, 31. 32).

Christus wollte aber seiner Kirche nicht nur Lehrer geben, sondern, wie die Propheten es ebenfalls verheißen hatten, auch Priester zur Verwaltung der göttlichen Geheimnisse und Hirten nach seinem Herzen, zur Leitung der Gläubigen. Denn als die Heilsanstalt, welche die hier auf Erden pilgernden Menschen zur ewigen Seligkeit führen soll, kann sie eigens bevollmächtigter Verwalter der ihr anvertrauten Gnadenmittel nicht entbehren; und als wohlgeordnetes Reich verlangt sie rechtmäßige, sichtbare Vorsteher oder Hirten, um sowohl die einzelnen als auch die Gesamtheit in gehöriger Weise zu regieren. Daher übertrug Christus seinen Aposteln nicht nur das Lehr-, sondern auch das Priester- und das Hirtenamt. Er übertrug ihnen eine Macht, die keinem der heil. Engel je verliehen worden, eine Macht, die nur Gott zukommt, die Macht zu binden und zu lösen, die Sünden nachzulassen und zu behalten (Matth. 18; Joh. 20). — In weiser Rücksicht jedoch

auf die Bedürfnisse jeglicher unter uns Menschen bestehenden Gesellschaft erteilte er nicht allen Aposteln dieselbe Würde und Vollmacht. Waren nämlich die Apostel darauf angewiesen, die Völker der Erde in die von Christus errichtete Heilsanstalt aufzunehmen, dieselben in ein einziges, sichtbares Reich zu vereinigen, so mußte notwendig auch ein entsprechendes Band sie zusammenhalten, d. h. es mußte, ähnlich wie in jeder menschlichen Gesellschaft, ein gemeinsames, sichtbares Oberhaupt bestehen, dem alle Gehorsam schuldig wären. Zu diesem sichtbaren Oberhaupte seiner Kirche auf Erden erwählte Christus den Apostel Petrus. Er übertrug ihm aber die wirkliche Vollmacht erst nach seiner Auferstehung von den Toten. Denn so lange der Heiland selbst sichtbar unter seinen Jüngern weilte, bedurften sie keines andern Meisters oder Vorgesetzten, da ja allen der Zutritt zu ihm selbst offen stand. Doch zeichnete Jesus noch während seines sterblichen Lebens Petrus vielfach vor den übrigen Aposteln aus und gab demselben die Verheißung, er werde ihn zum unerschütterlichen Grundsteine seiner Kirche erheben und ihm in derselben die volle, unumschränkte Gewalt einräumen. Diese hochwichtige Verheißung empfing der hl. Petrus, als Christus zum Lohne für das feierliche Bekenntnis seiner Gottheit die bedeutungsvollen Worte an ihn richtete: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöset sein" (Matth. 16, 18. 19). (Das Nähere sieh I. 626 ff.)

Jesu Liebe und Wohlthätigkeit. — Haß und Neid seiner Feinde. — Auferweckung des Lazarus. — Feierlicher Einzug Christi in Jerusalem.

23. a) **Jesus erwies den Juden die größten Wohlthaten; er machte Blinde sehend, Lahme gehend, Kranke gesund, erweckte Tote zum Leben und milderte überhaupt jedes Elend. Gleichwohl hatte er viele Feinde, besonders unter den Pharisäern und Schriftgelehrten, weil er ihnen ihre Sünden und Laster vorhielt und kein irdisches Reich stiften wollte. Sie lauerten auf jedes seiner Worte und Werke, aber sie konnten ihn keiner Sünde beschuldigen.**

Die ganze Thätigkeit Jesu Christi war eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten Beweise, wie sehr, ja wie überschwenglich er die Menschen liebe. Jeden seiner Schritte begleiteten Wohlthaten und Segnungen. Es war seine Lebensaufgabe, den Armen,

Bedrängten, Notleidenden Hilfe und Gnade zu spenden. Er selbst erklärte dieses, als er in der Synagoge zu Nazareth die Worte des Propheten Isaias (61, 1) auf sich anwendete: „Der Geist des Herrn ist über mir, darum hat er mich gesalbet und mich gesandt, den Armen das Evangelium zu verkünden, zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, den Gefangenen Erlösung, den Blinden das Gesicht zu verkünden, die Zerschlagenen frei zu entlassen, das Gnadenjahr des Herrn zu predigen" (Luk. 4, 18. 19). Daß er auch die größten Sünder nicht verstieß, beweist die Geschichte der Magdalena, des Zachäus, der Ehebrecherin und vor allem die Anklage, die man gegen ihn erhob, daß er ein Freund der Sünder und Zöllner wäre. Hatte er doch selbst sich zur Richtschnur seiner Handlungsweise das Beispiel des Arztes genommen, der zu den Kranken, nicht aber zu den Gesunden geht, und des guten Hirten, der das verlorne Schäflein unter Dornen und Gestrüppe aufsucht und es freudig in die Hürde zurückträgt. Schien er anfänglich, aus höherer Absicht, die arme Kananäerin zu verschmähen, so vermochte sein liebevolles Herz deren inständigen Bitten doch nicht zu widerstehen. Der Anblick der Witwe zu Naim, welche trauernd ihren einzigen Sohn zum Grabe geleitete, erfüllte ihn mit so innigem Mitleid, daß er unaufgefordert den Toten wieder zum Leben erweckte und der weinenden Mutter zurückgab. Weit entfernt, der vielen hilfsbedürftigen Menschen überdrüssig zu werden, lud er sie vielmehr auf das liebreichste ein: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." Die Kindlein, die man ihm brachte, schloß er zärtlich in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie. Zu den Jüngern aber, welche dieselben zurückstießen, sprach er: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn für solche ist das Himmelreich" (Mark. 10, 14). Selbst gegen das verstockte Jerusalem hegte er das zärtlichste Mitleid. Wie gerne hätte er, nach seinem eigenen Ausspruche, dessen Kinder versammelt, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt! Es wollte aber nicht; und so konnte er nur weinend dessen unglückseliges Los betrauern (Matth. 23, 37).

Wenn Liebe gewöhnlich Gegenliebe erzeugt, so stand mit Recht zu erwarten, daß der Heiland allerseits aufrichtiger Liebe und Dankbarkeit begegnen würde. Doch, wer sollte es glauben? Nicht wenige haßten und verfolgten ihn. So seltsam uns diese Erscheinung vorkommen mag, so war sie doch nur zu sehr in dem Charakter dieser verworfenen Menschen begründet. Die Feinde Jesu gehörten nämlich großenteils zu den Schriftgelehrten und Pharisäern, von denen manche im hohen Rat unter den Hohen-

priestern saßen.*) Wie aber früher schon gesagt worden, war diese Klasse der Juden in einen Zustand der tiefsten Verkommenheit geraten. Sie träumten nur von einem mit irdischem Glanze umgebenen Messiasreiche, in welchem sie die höchsten Ehrenstellen einnehmen würden. Allein Jesus predigte in Wort und That nur Demut, Buße, Selbstverleugnung, Losschälung vom Irdischen. Als eines Tages ein Schriftgelehrter zu ihm trat und in Erwartung eines wohlbehaglichen Lebens sich bereit erklärte, ihm überallhin zu folgen, erwiderte ihm der Heiland: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel des Himmels ihre Nester; aber der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege" (Matth. 8, 19. 20). Bitter enttäuscht traten daher die stolzen Schriftgelehrten und Pharisäer dem armen, vor der Welt unscheinbaren Messias auf das feindseligste entgegen. — Ihr Haß steigerte sich noch, als Jesus ihren verderblichen Einfluß auf das Volk bekämpfte, mit unerschrockener Freimütigkeit ihre Gleisnerei enthüllte und ihnen die schreckbaren Worte zurief: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich den Menschen verschließet! Denn ihr selbst gehet nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr auch nicht hinein. . . . . Ihr Schlangen, ihr Natterngezücht! wie werdet ihr dem Gericht der Hölle entrinnen?" (Matth. 23, 13 ff.) Aber statt von ihrer Bosheit abzustehen, verhärteten sie ihr Herz. Statt an den zahllosen Wundern, die Jesus vor ihren Augen wirkte, den Gesandten Gottes zu erkennen, schrieben sie dieselben der Macht des Teufels zu; in ihrer Verblendung sahen sie in Jesus nichts als einen verächtlichen Zimmermannssohn, der ihr ganzes bisheriges Ansehen untergrabe und vernichte. Voll Ingrimm schmiedeten sie daher alle Ränke, um ihn zu stürzen. Sie folgten ihm lauernd und spähend überall hin, um in seinen Worten oder Handlungen irgend etwas Tadelnswertes zu finden. Jedoch vergebens. Sie vermochten nichts zu entdecken, was auch nur einen Schatten auf ihn geworfen hätte. Als Jesus sie aufforderte: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" (Joh. 8, 46) mußten sie beschämt verstummen. Auch mit Lügen und Verleumdungen konnten sie dem Heilande nicht beikommen; denn er wandelte öffentlich vor den Augen des ganzen Volkes. Es erübrigte ihnen also nichts mehr, als zur Gewalt zu schreiten. Und ihre Gottlosigkeit trieb sie wirklich so weit, daß sie mehr als einmal dem Heilande nach dem Leben strebten. Christus vereitelte aber jedesmal ihr Vorhaben, weil seine Stunde noch nicht gekommen war.

*) Der Titel „Hoherpriester" wurde nicht nur dem eigentlichen Hohenpriester beigelegt, sondern auch den abgetretenen Hohenpriestern, den Häuptern der 24 Priesterklassen und jenen, welche vom hohenpriesterlichen Geschlechte abstammten.

b) Gegen Ende seines Lehramtes, kurz vor dem Osterfeste, erweckte Jesus den Lazarus, der schon vier Tage im Grabe gelegen hatte, vom Tode. Das Volk, welches diese Wunderthat vernahm, jubelte laut, und als er nach Jerusalem kam, zog die Menge mit Palm- und Ölzweigen ihm entgegen, breitete ihre Kleider auf den Weg hin und sang: Hosanna dem Sohne Davids! Da kannte die Wut seiner Feinde keine Grenzen mehr, und sie beschlossen seinen Tod.

Eines der großartigsten Wunder wirkte unser Herr und Erlöser zu Bethanien an Lazarus, den er zum Leben erweckte, „damit der Sohn Gottes verherrlicht werde". Der wirkliche Tod des Lazarus ist eine unbestreitbare Thatsache; denn als Jesus nach Bethanien kam, hatte derselbe schon vier Tage im Grabe gelegen und war bereits stark in Verwesung begriffen. An den Ort des Begräbnisses geführt, läßt der Heiland den Stein von der Grabhöhle fortwälzen, hebt seine Augen in die Höhe und bittet den Vater, ihn zu erhören, damit die Anwesenden glauben, daß er ihn gesandt habe. Dann ruft er mit lauter Stimme: „Lazarus, komm heraus!" Auf dieses Allmachtswort steigt der Verstorbene, in die Grabtücher eingehüllt, sogleich frisch und lebendig aus der Totengruft hervor. Wer vermöchte das Erstaunen und den Jubel der zahlreichen Anwesenden zu beschreiben? Viele glaubten an Jesus und priesen sich glücklich, den ersehnten Messias gefunden zu haben. Weithin verbreitete sich der Ruf dieser Wunderthat. — Als daher Jesus bald darauf seinen königlichen Einzug in Jerusalem hielt, sanftmütig auf dem Füllen einer Eselin sitzend, wie der Prophet es vorhergesagt hatte, zogen ihm die Scharen des Volkes entgegen mit Palm- und Ölzweigen, die sie auf den Weg streuten; andere breiteten ihre Kleider auf den Weg, und alle riefen frohlockend: „Hosanna, dem Sohne Davids! hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!" (Matth. 21, 9.) Beim Anblicke dieses herrlichen Triumphes knirschten die Pharisäer vor Wut und sprachen zu einander: „Sehet ihr nun, daß wir nichts ausrichten? Siehe, die ganze Welt läuft ihm nach" (Joh. 12, 19). Schon die Auferweckung des Lazarus hatte ihren Zorn derartig entflammt, daß sie und die Hohenpriester einen Rat versammelten und unter dem nichtigen Vorwande, für das Wohl und die Sicherheit des Volkes zu sorgen, den Entschluß faßten, Jesum zu töten. In ihrem Grimme wollten sie sogar den Lazarus aus dem Wege räumen, weil seinetwillen viele an den Messias glaubten. Die Furcht vor der Menge des Volkes, das in hoher Begeisterung Jesu anhing, hatte sie bis jetzt abgehalten, ihren ruchlosen Plan

gegen den Heiland auszuführen. Da kam ihnen bald die teuflische Bosheit eines Jüngers des Herrn gut zu statten. Judas Iskariot, einer von den Zwölfen, den Jesus mit Wohlthaten und Beweisen seiner zärtlichsten Liebe überhäuft hatte, erklärte sich wenige Tage vor dem Osterfeste beim Rate der Pharisäer bereit, seinen Herrn und Meister um 30 Silberlinge zu verraten.

2. Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes. Leiden und Tod Jesu.

Göttlicher Ratschluß in betreff des Todes Jesu Christi. — Dessen freiwilliger Gehorsam. — Ostermahl. — Fußwaschung. — Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes. — Abschiedsrede. — Hohepriesterliches Gebet.

24. a) Jesus wußte, daß die Zeit seines bittern Leidens gekommen war. Ergeben in den Willen seines himmlischen Vaters, sah er dem Tode entgegen. Als er nun nach Vorschrift des Gesetzes mit seinen Aposteln das Osterlamm aß, nahm er das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, erhob seine Augen gen Himmel zu Gott, seinem allmächtigen Vater, dankte ihm, segnete das Brot und gab es seinen Jüngern mit den Worten: „Nehmet hin und esset; das ist mein Leib, welcher für euch hingegeben wird.“ Dann nahm er den Kelch mit Wein, dankte wieder, segnete und reichte ihn seinen Jüngern, indem er sprach: „Trinket alle daraus; das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, welches für euch und für viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden. So oft ihr dieses thuet, so thuet es zu meinem Andenken!“ So setzte Jesus das hl. Abendmahl ein, in welchem er sich selbst den Seinen unter den Gestalten des Brotes und des Weines zur Nahrung der Seelen wahrhaft hingiebt.

Wie Ungehorsam gegen Gott den Menschen in Sünde und Elend gestürzt hatte, so sollte der Gehorsam des menschgewordenen Sohnes Gottes die alte Schuld tilgen und die Erde mit dem Himmel wieder versöhnen. Deshalb sagt der Apostel (Röm. 5, 19): „Gleichwie durch den Ungehorsam des einen Menschen (Adam) die vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des einen (Christus) die vielen zu Gerechten gemacht.“ — Wegen der Vereinigung der menschlichen Natur mit der göttlichen zu einer Person besaß aber all das Wirken Christi einen unendlichen Wert, mithin eine unendliche sühnende Kraft. Abgesehen vom Ratschlusse Gottes wäre also ein

einziger Akt des Gehorsams im ersten Augenblicke seines irdischen Lebens hinreichend gewesen zur Tilgung aller Sünden, zur Vollbringung des gesamten Erlösungswerkes. Anders jedoch war es bei Gott von Ewigkeit her beschlossen. Christus sollte vorerst als Lehrer der Welt auftreten, sollte durch Wunder und Zeichen seine göttliche Sendung erhärten, durch seinen heiligen Lebenswandel unser hell leuchtendes Vorbild werden. Er sollte sein geistliches Reich auf Erden gründen, seine Lehre und den Reichtum seiner Gnadenschätze darin niederlegen und endlich, um die Menschheit zu erlösen, aus Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater das Opfer seines Lebens darbringen. War auch das ganze Leben Christi, all sein Wirken und Leiden eine unausgesetzte Übung des vollkommensten Gehorsames, so mußte er dennoch zur Erlösung des Menschengeschlechtes gehorsam werden bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuze. Ohne die leidensvolle Hingabe des Erlösers in den blutigen Tod wäre unsere Schuld nicht abgetragen, die Menschheit vom ewigen Tode nicht gerettet worden. Denn solch ein Opfer des Gehorsams forderte der Allerhöchste zum Ersatze für unsern Ungehorsam.*)

Jesus, in dem „alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis Gottes verborgen sind" (Kol. 2, 3), kannte vollkommen das Geheimnis des göttlichen Ratschlusses. Er selbst hatte wiederholt alle Umstände seines Leidens und Sterbens vorhergesagt, und in unbegrenzter Liebe zu Gott und den Menschen nahm er mit vollkommener, freier Hingabe den Tod an. Als Gott hatte er mit dem Vater denselben von Ewigkeit beschlossen, und als Mensch sprach er schon beim Eintritte in die Welt: „Siehe, ich komme, zu vollbringen, Gott, deinen Willen" (Hebr. 10, 9). Alle Ränke und Gewaltthaten seiner Feinde hätten nichts wider ihn vermocht, wäre es nicht sein Wille gewesen, für das Heil der Welt zu leiden und zu sterben. „Niemand", sagte er eines Tages zu seinen Jüngern, „nimmt das Leben von mir, sondern ich gebe es von mir selbst hin; ich habe Macht es hinzugeben, und ich habe Macht es wieder zu nehmen"; und kurz vor seinem Hingange, als seine Feinde bereits heranzogen, wiederholte er: „Es kommt der Fürst der Welt; aber er vermag nichts über mich. Damit aber die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und thue, wie mir es der Vater befohlen hat: stehet auf, laßt uns von hinnen gehen" (Joh. 10, 18; 14, 30. 31). — Und nicht nur starb Jesus, weil er wollte, er that es auch, wann er wollte. Am Osterfeste beschloß Jesus zu sterben, um so das Menschengeschlecht an eben dem Tage vom ewigen Tode zu erlösen, an welchem die Juden das Vorbild dieses Geheimnisses

*) Für diesen göttlichen Willen lassen sich dieselben Gründe angeben, welche im Katechismus auf die Frage angeführt wurden: Warum wollte Christus so viel für uns leiden? (Bd. I. S. 519.)

feierten, ihre Erlösung nämlich aus der ägyptischen Knechtschaft, und diesen seinen Entschluß führt er aus trotz des Widerstrebens seiner Feinde. Umsonst hatten die Hohenpriester und Pharisäer beschlossen, ihn erst nach dem Osterfeste zu ergreifen und zu töten, damit nicht etwa unter dem Volke, das ihn noch vor wenigen Tagen mit unbeschreiblichem Jubel empfangen hatte, ein Aufruhr entstände (Matth. 26, 5). In ausdrücklichen Worten hatte Christus seinen Jüngern gesagt: „Nach zwei Tagen wird Ostern sein, und der Menschensohn wird überantwortet werden, daß er gekreuzigt werde.“ Und so geschah es. Gott fügte es, daß die Hohenpriester ihren Entschluß änderten, indem Judas sich anbot, seinen Meister in der stillen Osternacht ihren Händen zu überliefern.

Dieses Osterfest, an dem so überaus Wichtiges sich zutragen sollte, war das vierte, seitdem Jesus sein öffentliches Lehramt angetreten. Schon am Vorabende mußte nach Vorschrift des Mosaischen Gesetzes das Osterlamm geschlachtet und genossen werden. Auch Jesus wollte dieses Gesetz beobachten, das in Beziehung auf ihn gegeben, von diesem Tage an in einem höhern, geistigen Sinne sollte erfüllt werden (S. 54). Um alles vorschriftsmäßig zur Feier vorzubereiten, hatte der Herr den Petrus und Johannes voraus in die Stadt geschickt. Er selbst kam gegen Abend. Nachdem er sich mit seinen zwölf Aposteln zu Tische gesetzt hatte, sprach er zu ihnen: „Ich habe ein großes Verlangen gehabt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, ehedenn ich leide. Denn ich sage euch: Ich werde es von nun an nicht mehr essen, bis es seine Erfüllung erhält im Reiche Gottes“ (Luk. 22, 15. 16), d. h. ich werde nicht mehr mit euch Ostermahl halten, bis ich das Ostermahl der himmlischen Freuden mit euch feiere. Daraus ersehen wir, daß das jüdische Ostermahl auch Vorbild des himmlischen Mahles war, jenes Mahles, das der Heiland seinen Jüngern ferner verhieß mit den Worten: „Ihr aber seid es, die ihr mit mir in meinen Versuchungen ausgehalten habet, darum bereite ich euch das Reich, wie mir es mein Vater bereitet hat, daß ihr esset und trinket an meinem Tische in meinem Reiche“, indem ihr nämlich teil nehmet an meiner ewigen Seligkeit (ebds. 28—30).

Nach dem Mahle stand Jesus auf, legte sein Oberkleid ab, nahm ein leinenes Tuch und umgürtete sich damit. Dann goß er Wasser in ein Becken und fing an, die Füße seiner Jünger zu waschen und mit dem Tuche abzutrocknen. Nachdem er ihre Füße gewaschen, setzte er sich wieder zu Tische und sprach zu ihnen: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe? Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr sprechet recht; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet

auch ihr einer dem andern die Füße waschen. Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so thuet, wie ich euch gethan habe" (Joh. 13). Auch dem treulosen Judas erwies Jesus diesen Liebesdienst, den nur Sklaven oder die Niedrigsten des Hauses zu verrichten pflegten! Welch unaussprechliche Herablassung: der eingeborne Sohn des ewigen Vaters zu den Füßen seiner Geschöpfe, seines Verräters! Wessen Herz sollte dieses göttliche Beispiel nicht zu großmütiger, freudiger Nachahmung antreiben? — Aber noch eine andere Lehre wollte uns der Herr durch die Fußwaschung geben, wie es die Worte andeuten, die er zu Petrus sprach: „Wer gewaschen ist, bedarf nicht mehr, als daß er die Füße wasche", d. h. wer rein von schweren Sünden ist, bedarf nur mehr der Reinigung von dem Staube kleinerer Fehler und Mängel. Dieser Reinheit sollen wir uns besonders vor dem Empfange der hl. Kommunion befleißen; dieses ist der Väterlehre gemäß die Ursache, warum der göttliche Heiland die Fußwaschung unmittelbar vor der Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes vornehmen wollte.

Wie Jesus nun dieses geheimnisreiche und wundervolle Sakrament, in welchem er den ganzen Reichtum seiner Gnade, die Fülle seiner Liebe zu den Menschen gleichsam ergoß, eingesetzt hat, ist bereits früher (III. 162 ff.) erklärt worden. Es sei hier nur noch daran erinnert, daß Christus bei dieser hochheiligen Feier nicht nur ein Sakrament, eine göttliche Speise und einen göttlichen Trank zur Nahrung unserer Seele, sondern zu gleicher Zeit auch das unblutige Opfer des neuen Bundes einsetzte und mit den Worten: „Dies thuet zu meinem Andenken!" den Aposteln auch den Befehl und die Gewalt zu opfern erteilte.

b) Nach dem Abendmahle redete Jesus noch einige Zeit mit inniger Liebe zu seinen Aposteln. Er versprach ihnen als ihren Tröster den heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, der sie alles lehren und in Ewigkeit bei ihnen bleiben werde. Darauf begab er sich in den Garten Gethsemani am Ölberge, um zu beten.

Während Jesus mit seinen Aposteln noch bei Tische saß, sagte er dem Judas Iskariot vorher, daß er nun bald von ihm würde verraten werden. Sobald das Mahl beendigt war, entfernte sich der Verräter, um die schwarze That auszuführen. Jesus sprach nun im Tone der zärtlichsten Liebe zu seinen Jüngern, nur eine kleine Weile werde er noch mit ihnen sein, ihr Herz solle sich aber nicht betrüben; er gehe zum Vater, ihnen in dessen Hause eine Wohnung zu bereiten; dann werde er wieder kommen und sie zu sich nehmen; groß werde alsdann ihre Freude sein, und niemand

werde sie ihnen mehr rauben. Wiederholt verhieß er ihnen, den Tröster, den hl. Geist zu senden, „den Geist der Wahrheit", der in Ewigkeit bei ihnen bleiben und in ihnen sein werde. Besonders schärfte er ihnen das Gebot der gegenseitigen Liebe ein, daß sie einander lieben, wie er selbst sie geliebt habe; daran werde man erkennen, daß sie seine Jünger seien. Schließlich ermahnte er sie, in ihm zu bleiben wie die Rebschosse am Weinstock, zu beten, geduldig und vertrauensvoll auszuharren in allen Leiden und Verfolgungen. „In der Welt", sprach er, „werdet ihr Bedrängnis haben; aber vertrauet, ich habe die Welt überwunden."

Als Jesus zu seinen Aposteln so geredet hatte, erhob er seine Augen gen Himmel und sprach: „Vater, die Stunde ist gekommen; verherrliche deinen Sohn, . . . damit er allen, die du ihm geschenkt hast, das ewige Leben verleihe. Dies aber ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum. Ich habe dich verherrlichet auf Erden; ich habe das Werk vollbracht, das du mir aufgetragen. . . . Geoffenbaret habe ich deinen Namen den Jüngern, die du mir gegeben hast. . . . Ich komme nun zu dir. Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen. . . . Bewahre sie vor dem Bösen . . . heilige sie in der Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende auch ich sie in die Welt. — Aber nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für jene, die durch ihr Wort an mich glauben werden; damit alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien . . . und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und sie liebest, wie du mich auch liebst" (Joh. 17). — Nach diesem Gebete ging Jesus mit den Seinen hinaus an den Ölberg, in einen Garten, Gethsemani genannt, um da zu beten.

Leiden Jesu bis zu seiner Verurteilung zum Kreuzestode.

25. a) Hier trat ihm sein ganzes Leiden vor die Seele. Es befiel ihn Todesangst, und sein Schweiß rann wie Blutstropfen auf die Erde. „Vater!" betete er, „wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!"

Wohl möchte es uns befremden, den Sohn Gottes bis in den Tod betrübt zu sehen, und mit Recht fragen wir nach der Ursache einer solchen Betrübnis. Vor allem peinigte den Erlöser das greuliche Bild all der unzähligen von jeher begangenen und noch zukünftigen Sünden, die alle auf ihm lasteten, für die alle er der göttlichen Majestät Genugthuung zu leisten hatte; ein Bild, das sich vor seiner hochheiligen, himmlisch reinen Seele in seiner ganzen Häßlichkeit entrollte. Es peinigte ihn, den Liebhaber der

Seelen, das Bewußtsein, sein allerheiligstes Blut werde für gar viele derselben umsonst fließen, werde vielen wegen des Mißbrauches der Gnaden sogar zu größerer Verdammnis gereichen. Auch peinigte ihn die sichere und klare Voraussicht all der Leiden und Schmerzen, die bald wie ein Meer über ihn hereinbrechen würden (I. 506). Diese Betrübnis, dieses bange Entsetzen vor Pein und Tod war dem göttlichen Heilande seiner Menschheit nach allerdings natürlich, aber in ihm nicht unfreiwillig, nicht der Art, daß seine Seele dadurch in Verwirrung geriet. (I. 507. Note.) Sein ganzes Leben hindurch standen ihm alle Umstände seines Leidens und Sterbens eben so klar vor Augen wie damals am Ölberge; dennoch überfiel ihn nicht eher Furcht und Todesangst, als bis er es zuließ. „Er fing an", sagt der hl. Evangelist Matthäus (26, 37), „sich zu betrüben und traurig zu sein."

Daß nun Christus auch diesem innern Leiden, dieser unaussprechlichen Seelenqual sich unterziehen wollte, darin offenbart sich uns seine göttliche Weisheit und Liebe. Wir erkennen daraus, wie groß das Opfer seines Gehorsams, wie erhaben und vollkommen die Unterwürfigkeit seines menschlichen Willens unter den göttlichen gewesen. Viel weniger würden wir seinen Gehorsam bewundern, hätte die göttliche Natur durch ihren beseligenden Einfluß die menschliche Natur der Bitterkeit des Todeskelches unzugänglich gemacht. Sodann ersehen wir aus diesem gewaltigen Todeskampfe, wie unermeßlich reich seine Liebe zu den unglücklichen Adamskindern ist. „Nirgends bewundere ich", sagt der hl. Ambrosius (üb. Luk. Bch. 10), „so sehr Jesu göttliche Liebe und Hoheit. Weniger hätte er mir gedient, wenn er mein Gefühl nicht angenommen hätte. Für mich trauerte er, der für sich zu trauern keine Ursache hatte. Er legte von sich ab die Wonne ewiger Gottheit und ließ sich anfechten vom Schmerz über meine Schwachheit. Er nahm auf sich meine Trauer, um mir seine Freude zu schenken; in unserer Natur stieg er hinab zu des Todes Qual, damit er in seiner Natur uns erhebe zum Leben. „„Er trug unser Weh, unsere Schmerzen lud er auf sich"" (Is. 53, 4). Unsere Sünden trägt er, für uns trauert er." — Und was könnte in Stunden der Angst und Trostlosigkeit mehr ermutigend für uns sein als der Gedanke: alles dieses und noch viel mehr hat auch Jesus, unser Heiland, empfunden? Was könnte uns wirksamer antreiben, in all unsern Leiden und Nöten stets zum Gebete unsere Zuflucht zu nehmen, in aller Trübsal fest auf Gott zu vertrauen, uns gänzlich seinem heiligen Willen zu unterwerfen und selbst im bittersten Seelenschmerze dem Nächsten liebevoll zu begegnen, als das Beispiel des Heilandes im Ölgarten?

b) Indessen nahete Judas, der Verräter, mit einem Haufen bewaffneter Leute, und Jesus ließ sich gefangen nehmen, binden und vor den Hohenpriester führen. Hier wurde er verspottet, angespieen und mit Fäusten ins Angesicht geschlagen, dann von dem hohen Rate als des Todes schuldig dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus und von diesem dem Könige Herodes überliefert, von beiden aber für unschuldig erkannt.

Die von Ewigkeit her den Mächten der Finsternis eingeräumte Stunde ist gekommen. Den teuflischen Anschlag im Herzen, geht Judas vor der Häscherschar einher. Einen Kuß, das Zeichen des Friedens, hat er zum Zeichen des Verrates bestimmt. Jesus aber empfängt voll unbeschreiblicher Sanftmut den verräterischen Kuß und richtet sogar an den Sohn des Verderbens die überaus liebevollen Worte: „Freund, wozu bist du gekommen? Judas, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?" — Derjenige, dem das Meer und die Winde gehorchen, läßt sich gleich dem gemeinsten Missethäter ergreifen, binden, knebeln! Aber nicht aus Schwachheit widerfährt dem Heilande solch grenzenlose Schmach. Erst nachdem er den Schergen die Gewalt dazu gegeben, vermochten sie Hand an ihn zu legen; denn mit dem einzigen Worte: „Ich bin es" hatte er zuvor die ganze Schar ohnmächtig zu Boden gestreckt. Wie ein Lamm läßt sich jetzt Christus von der wilden Rotte über den Bach Cedron in die Stadt führen, zuerst zu Annas, dem Schwiegervater des Hohenpriesters Kaiphas, und dann zu diesem selbst, bei dem sich die Schriftgelehrten, Priester und Ältesten des Volkes versammelt hatten. — Da steht er, der Richter der Lebendigen und der Toten, als Angeklagter vor denjenigen, welche einst vor seinem Richterstuhle erscheinen werden! Bei allen Anschuldigungen und falschen Zeugnissen, welche man gegen ihn vorbringt, beobachtet Jesus das tiefste Stillschweigen. Endlich fragt ihn der Hohepriester über seine Gottheit und Messiaswürde: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus, der Sohn Gottes, bist!" und feierlich antwortet Jesus: „Ich bin es. Ich sage euch aber: Von nun werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen." Da zerreißt der Hohepriester voll Heuchelei und satanischer Bosheit seine Kleider und spricht: „Er hat Gott gelästert! Was haben wir noch Zeugen nötig? Was dünket euch?" Und alle rufen: „Er ist des Todes schuldig" (Matth. 26, 66). Nun war das Urteil gesprochen. — Bis zum Anbruch des Tages wurde Jesus den jüdischen Kriegsknechten übergeben, die ihn zum Gegenstande ihres grausamen Mutwillens

machten. Sie fingen an, ihn anzuspeien und mit Fäusten zu schlagen. Andere verhüllten sein Angesicht, gaben ihm Backenstreiche und fragten ihn höhnisch: „Weissage uns, Christus, wer ist's, der dich geschlagen hat?" Und noch viele andere Lästerungen stießen sie gegen ihn aus. — Am folgenden Morgen versammelte sich wieder der ganze hohe Rat, und es begann zum zweiten Male das Spiel eines scheinbaren Verhöres. Auf die wiederholte Frage, ob er Christus, der Sohn Gottes wäre, beteuerte Jesus von neuem, daß er es sei, und daß er von nun an sitzen werde zur Rechten der Kraft Gottes (Luk. 22, 66 – 70).*)

Im Bewußtsein jedoch, das ausgesprochene Todesurteil nicht eigenmächtig vollstrecken zu dürfen, führten die Hohenpriester und Schriftgelehrten Jesum gebunden zu Pilatus und beschuldigten ihn, daß er in ganz Judäa das Volk aufwiegle und sich selbst zum Könige aufwerfe. Pilatus fragt ihn also über seine Königswürde, und Jesus antwortet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so würden wohl meine Diener streiten, daß ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier." Auf die nochmalige Frage, ob er also ein König sei, erwiderte der Erlöser: „Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Wer immer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme" (Joh. 18, 37). Diese Antwort voll göttlicher Hoheit und Würde überzeugte den heidnischen Landpfleger, und er beteuerte vor dem versammelten Volke, daß er keine Schuld an diesem Menschen finde. Doch die wutentflammten Juden häufen Anklagen über Anklagen. Um sich der lästigen Sache zu entledigen, schickt Pilatus Jesum als einen Galiläer vor den Richterstuhl des Herodes, des Vierfürsten von Galiläa. — Hier erneuern die Feinde Jesu mit gleichem Ungestüm ihre Anklagen. Er aber schweigt. Herodes hatte in seiner Eitelkeit und Neugier gehofft, der Heiland werde ihm zu lieb irgend ein außerordentliches Zeichen oder Wunder thun. Da er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, fing er samt seinem Hofstaate an, Jesum zu verspotten; er zieht ihm ein Narrenkleid an und schickt so den

*) Der große Rat versammelte sich des Morgens zahlreicher als in der nächtlichen Stunde und wiederholte das Verhör und das gefällte Todesurteil, um demselben mehr Kraft zu geben. Denn wie es sich aus dem Talmud, Bch. Sanhedrin, ergiebt, war zu einem rechtskräftigen Todesurteil erfordert, daß es zur Tageszeit und in dem gewöhnlichen Local, einem Saale des Tempels, gefällt wurde. So erklärt sich der Umstand, den uns der heil. Matthäus (27, 3. 5) berichtet, daß Judas „die dreißig Silberlinge, die er den Hohenpriestern und Ältesten zurückbrachte, in den Tempel warf." Lamy in harmon. l. 5. c. 30. Vgl. Danko hist. revelat. § 27. p. 127 infra.

Herrn des Weltalls unter dem Spott und Hohngelächter des Pöbels zu Pilatus zurück.

c) **Endlich wurde Jesus, nachdem er trotz seiner anerkannten Unschuld gegeißelt und mit Dornen gekrönt worden, auf ungestümes Zudringen der Hohenpriester und des jüdischen Volkes, das ihm den Mörder Barabbas vorzog, zum Kreuzestode verurteilt.**

Es hatte der Landpfleger die Gewohnheit, am Osterfeste dem Volke einen Gefangenen loszugeben, welchen sie begehrten. Da er nun wußte, daß die Hohenpriester ihm Jesus nur aus Neid überantwortet hatten, und sah, daß sie auf dessen Verurteilung bestanden, so gedachte er ihn frei zu machen durch die Stimme des Volkes. Hatte es doch erst vor wenigen Tagen den glänzendsten Beweis von seiner Anhänglichkeit an den Herrn gegeben. Darum stellte er dem herbeigeströmten Volke neben Jesus den **Barabbas** dar, einen berüchtigten Mörder, den er eben in der Haft hatte, und sprach: „Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe, Barabbas, oder Jesum, der Christus genannt wird?" Von den Hohenpriestern aufgestachelt, schrie der ganze Haufe zusammen: „Hinweg mit diesem und gieb uns den Barabbas los." Und als der schwache Pilatus in seiner Ratlosigkeit entgegnete, was er denn mit dem Könige der Juden thun solle, erscholl wie aus einer Kehle der schaudervolle Ruf: „Kreuzige ihn! kreuzige ihn!" Darauf befahl Pilatus, Jesum zu **geißeln**, indem er hoffte, das aufgereizte Volk damit zufrieden zu stellen. Bei dieser ebenso schmerzlichen als entehrenden Züchtigung (I. 842, n. 101), welche den allerreinsten Leib Jesu Christi gräßlich zerfleischte und verunstaltete, gingen buchstäblich die Worte des Propheten (Is. 53) in Erfüllung: „Wir sahen ihn, und es war keine Gestalt an ihm. . . . Wir hielten ihn für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und gedemütigt hat; aber er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden willen; unseres Heiles wegen liegt die Züchtigung auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt worden." — Mit dieser entsetzlichen Mißhandlung noch nicht zufrieden, trieben nun auch die Kriegsknechte ihren herzlosen Spott mit dem Könige der Glorie. Um seine königliche Würde zu verhöhnen, hängten sie ihm einen alten Purpurmantel um die Schultern, setzten ihm eine **Dornenkrone** aufs Haupt und gaben ihm ein Rohr in die Hand. „Und sie bogen das Knie vor ihm, verspotteten ihn und sprachen: Sei gegrüßt, du König der Juden! Sie spieen ihn auch an, nahmen das Rohr und schlugen damit auf sein Haupt" (Matth. 27, 29. 30.) — In diesem kläglichen Zustande ward nun Jesus

von Pilatus dem Volke vorgestellt mit den Worten: „Sehet da, welch ein Mensch!“ Dieses Jammerbild rührte aber die Juden nicht. Kaum hatten sie Jesum erblickt, so erscholl von neuem das Wutgeschrei: „Kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ Und als Pilatus noch einen Versuch machte, Christum zu retten, schrieen sie ihm zu: „Wenn du diesen losläßest, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn jeder, der sich zum Könige macht, widersetzt sich dem Kaiser“ (Joh. 19, 12). Damit war der Widerstand des Landpflegers gebrochen. Angesichts des ganzen Volkes wusch er seine Hände und sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu!“ Diese aber stießen in ihrer Verblendung das verhängnisvolle Wort aus: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ Darauf wurde ihnen Jesus übergeben, auf daß sie ihn kreuzigten.

Fortsetzung des Leidens Jesu Christi. — Zeichen nach seinem Tode.

26. a) Gleich dem ärgsten Missethäter mit dem schweren Kreuze beladen, wurde Jesus zur Richtstätte nach dem Kalvarienberge geführt und da zwischen zwei Mördern gekreuzigt. Wie es die Propheten vorhergesagt hatten, so geschah es: Hände und Füße wurden ihm mit Nägeln durchbohrt; die Soldaten teilten seine Kleider unter sich, um das Oberkleid aber warfen sie das Los. Als brennender Durst ihn peinigte, reichte man ihm einen Schwamm mit Essig dar. Selbst die Hohenpriester und Ältesten verhöhnten ihn; Jesus aber ertrug alles mit der bewunderungswürdigsten Geduld und Sanftmut. „Vater! verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun“, betete er für seine Feinde. Drei Stunden lang hing Jesus in den entsetzlichsten Schmerzen am Kreuze. Die Sonne war verfinstert; es trauerte die ganze Natur. Endlich sprach er: „Es ist vollbracht!“ und rief zuletzt mit lauter Stimme: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“, neigte sein Haupt und starb.

Jetzt ist das unschuldige Gotteslamm der Wut seiner Feinde preisgegeben. Eilig reißt man dem Heilande den roten Spottmantel von seinem zerschlagenen Leibe herunter und zieht ihm sein eigenes Gewand wiederum an. Mit unbeschreiblicher Liebe umfängt Jesus das Holz der Schmach und Marter, auf dem er das Werk der Erlösung vollbringen soll. Dann wankt er mühsam, die schwere Last auf den Schultern, durch die Straßen Jerusalems auf die nahe Anhöhe, „Golgotha“ oder „Schädelstätte“ genannt.

Wiederholt sinkt er ermattet unter dem Kreuze hin. So entsetzlich aber die Pein war, welche der Herr auf diesem schmerzvollen Wege ausstand, so dachte er doch weniger an sein eigenes Leiden, als an das hereinbrechende Strafgericht der gottesmörderischen Stadt. „Weinet nicht über mich, ihr Töchter Jerusalems", sprach er zu den Frauen, die wehklagend ihm folgten, „sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es werden Tage kommen, an welchen man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gesäugt haben, . . . Denn wenn man das am grünen Holze thut, was wird mit dem dürren geschehen?" (Luk. 23, 28—31.)

Kaum ist Jesus auf der Leidensstätte angelangt, so werden ihm seine Kleider mit unmenschlicher Roheit vom Leibe gerissen. Auf das Schmerzenslager des Kreuzes hingeworfen, streckt er willig Hände und Füße dar, um von den schrecklichen Nägeln durchbohrt zu werden. Nun ist das Kreuz erhöhet. Zwischen Himmel und Erde hängt der eingeborne Sohn Gottes, die Arme ausgestreckt zu den Menschen aller Länder und aller Zeiten, für die alle er so Unerhörtes leidet, die alle er so zärtlich umfangen und an sein liebentflammtes Herz drücken möchte. Über seinem Haupte erblicken wir die Worte, von Pilatus geschrieben in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache: „Jesus von Nazareth, der König der Juden." Die Hohenpriester sträuben sich dagegen. Doch vergeblich ist ihr Ärger. Die Aufschrift bleibt. Die ganze Welt soll es wissen, alle Nationen es lesen, daß Jesus von Nazareth der langersehnte, von den Propheten verheißene König ist, der vom Kreuze herab herrschen soll.

Und wer staunt nicht über das Wunderbare der göttlichen Ratschlüsse? Die Feinde Jesu selbst müssen dazu dienen, die messianischen Prophezeiungen zu erfüllen. Der königliche Prophet (Ps. 21, 17. 18) legte dem Erlöser die Worte in den Mund: „Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt, alle meine Gebeine gezählt"; und was anderes thaten die Schergen, indem sie gewaltsam die Glieder Jesu am Kreuze ausspannten und seine Hände und Füße mit Nägeln an dasselbe hefteten? Und indem der Heiland inmitten zweier Mörder gekreuzigt wurde, erfüllte sich da nicht die Weissagung des Propheten Isaias (53, 12): „Er ist unter die Missethäter gerechnet worden" (Mark. 15, 28.)? In gleicher Weise sehen wir die übrigen Prophezeiungen an ihm erfüllt: „Zur Speise gaben sie mir Galle, und in meinem Durste tränkten sie mich mit Essig" (Ps. 68, 22). „Sie teilten meine Kleider unter sich, und über mein Gewand warfen sie das Los" (Ps. 21, 19). „Alle, die mich sehen", klagt der Messias im 21. Psalme, „spotten

meiner, bewegen die Lippen und schütteln das Haupt: Er hat gehofft auf den Herrn, der rette ihn, erlöse ihn, weil er sein Wohlgefallen an ihm hat." Und (Weish. 2, 16—18): „Er rühmt sich, Gott zum Vater zu haben; lasset uns sehen, ob seine Reden wahr sind; denn wenn er wahrhaft Gottes Sohn ist, so wird ihm dieser helfen und aus den Händen der Widersacher ihn befreien." Werden uns von den hl. Evangelisten (Matth. 27; Mark. 15; Luk. 23) die Hohenpriester nicht in einer Weise vorgeführt, daß man glauben sollte, dieselben hätten die Ausdrücke ihrer Lästerungen der heil. Schrift entlehnt?

Mit Schmach und Leiden gesättigt, atmet unterdessen Jesu Herz nur Liebe und Erbarmen für die Menschen. Voll Inbrunst bittet er für seine Peiniger: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun." Dem Schächer, der ihn um Gnade anfleht, verspricht er das Paradies; die ganze Menschheit empfiehlt er in dem Lieblingsjünger Johannes seiner unter dem Kreuze stehenden Mutter. — Drei volle Stunden hing Jesus am Kreuze in namenlosen Schmerzen. Selbst die leblose Natur scheint darob zu erschaudern und legt Zeugnis ab für ihren sterbenden Herrn. Die Sonne verhüllt durch ein offenbares Wunder ihr Angesicht, und bange Finsternis lagert sich über die Erde. (I. 448 Note.) Mit starker Stimme, wie sie bei einem Menschen, der bis zum Tode erschöpft ist, nicht natürlich sein kann, ruft Jesus: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist", neigt sein Haupt und stirbt. — Der König des Weltalls unterliegt freiwillig dem Tode, um den Tod zu besiegen, die Menschheit dem ewigen Tode zu entreißen. „Verschlungen ist der Tod im Siege." Frohlockend rufen wir ihm zu: „Tod, wo ist dein Sieg; Tod, wo ist dein Stachel? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg verliehen hat durch unsern Herrn Jesum Christum" (1. Kor. 15, 54—58).

b) In dem nämlichen Augenblicke erbebte die Erde, Felsen zersprangen, der Vorhang im Tempel riß von oben bis unten entzwei, Gräber öffneten sich, und viele Leiber der Heiligen, die entschlafen waren, standen auf und erschienen in Jerusalem. Schrecken ergriff den Hauptmann und die Kriegsknechte, die beim Kreuze standen: „Wahrlich", riefen sie aus, „dieser Mensch war Gottes Sohn!" — So ward Jesus „die Versöhnung für unsere Sünden; doch nicht allein für die unsrigen, sondern auch für die Sünden der ganzen Welt" (1. Joh. 2, 2).

Als Jesus am Kreuze noch mit dem Tode rang, hatten die Juden ihm höhnend zugerufen: „Bist du König von Israel, so

steige herab vom Kreuze, und wir wollen an dich glauben.“ Der Heiland erfüllte zwar ihr thörichtes Verlangen nicht, sondern vollendete das unendlich wertvolle Opfer seines Lebens. Und doch, wie glänzend machte er ihre Bosheit zu Schanden! So lange sich noch Leben in seinen Gliedern regt, hängt er wie ohnmächtig und als der Auswurf des Volkes am Schandpfahle. Kaum aber ist die Seele aus dem Körper geschieden, so zeigt er sich nicht nur als König Israels, sondern als König des ganzen Weltalls. Die Erde wankt und erzittert in ihren Grundfesten, die Felsen spalten sich, die Gräber thun sich auf, um ihre Beute zurückzugeben. Der Vorhang im Tempel, der das Heilige von dem Allerheiligsten trennte, zerreißt in zwei Stücke von oben bis unten, um dadurch anzudeuten, daß der alte Bund, die vorbildlichen Opfer und Ceremonien aufgehoben sind, und daß Jesus Christus, der Stifter und Hohepriester des neuen Bundes, durch seinen Tod das wahre Heiligtum, den Himmel, nunmehr allen Menschen eröffnet hat. — So gewaltig und erschütternd waren die Zeichen, welche den Tod Jesu begleiteten, daß auch die Hartnäckigsten das Wirken göttlicher Kraft in denselben anerkennen mußten. Selbst der Wache habende Hauptmann und die rohen Kriegsknechte gaben Gott die Ehre und riefen: „Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Und alles Volk, das bei diesem Vorgange zugegen war, schlug an die Brust und verließ zerknirscht die geweihte Stätte, wo das blutige Opfer zur Erlösung der sündigen Welt dargebracht worden.

3. Begräbnis, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu.

Eröffnung der Seite. — Begräbnis. — Auferstehung. — Belehrung über das Reich Gottes. — Himmelfahrt.

27. a) An einem Freitage gegen drei Uhr nachmittags war Jesus verschieden. Ein Soldat durchstach ihm die Seite; es floß Blut und Wasser heraus. Der Leichnam wurde von dem Kreuze abgenommen und in ein ganz neues Grab gelegt, welches in einen Felsen gehauen war. Die Juden versiegelten es und stellten eine Wache hin. Allein am dritten Tage, früh vor Sonnenaufgang, stand der Gekreuzigte glorreich aus dem Grabe auf.

Wie in der ganzen Leidensgeschichte Jesu Christi, so ist auch hier nichts ohne höhere Bedeutung. An einem Freitage wollte Jesus sterben, weil er, das Licht der Welt, beschlossen hatte, am folgenden dritten Tage, d. h. am ersten Wochentage aus dem Grabe hervorzugehen, gleichwie am ersten Tage der Schöpfungswoche auf Gottes Befehl das Licht aus der Finsternis hervortrat. Und wie

passend wählte der Erlöser die dritte Stunde nachmittags, da zu eben dieser Stunde im Tempel täglich das ihn vorbildende Opferlamm blutete!

Durch seinen Tod war bereits die Erlösung der Welt bewirkt, die Bahn der Schmach und Erniedrigung vollendet; sein hl. Leichnam sollte demnach nicht schimpflich mißhandelt werden. Den Schächern zerschmetterte man die Beine, Jesu aber wurde kein Bein zerbrochen, wie es schon beim jährlichen Opfer des Osterlammes vorherbezeichnet war (Joh. 19, 36). Zwar wurde noch seine hl. Seite mit einem Speere durchstochen und sein Leichnam in die Totengruft gelegt. Dieses ist aber geschehen, damit die Thatsache seines Todes um so unumstößlicher fest stehe, seine Auferstehung folglich um so gewisser und glorreicher sei. Übrigens liegt in der Eröffnung der Seite ein bedeutungsvolles Geheimnis verborgen, worauf schon der Nachdruck hinweist, mit dem der heil. Johannes dieselbe erzählt. Nach der Lehre der hl. Väter ist in dem aus der durchbohrten Seite hervorfließenden Wasser das Wasser der hl. Taufe gesinnbildet, wodurch wir von unsern Sünden abgewaschen werden, und in dem Blute, das herausquoll, das kostbare Blut, womit in der Eucharistie unsere Seele getränkt wird. Daraus ziehen dann die Väter den Schluß, daß die Kirche aus der Seite des im Tode entschlafenen Erlösers wie einst Eva aus der Seite des schlummernden Adam hervorgegangen; denn durch die Taufe sei die Kirche entstanden, weil niemand ohne sie ein Glied derselben werden kann, und durch die Eucharistie lebe die Kirche, weil sie das Leben der Gnade nährt und erhält.

Damit dem Heilande, den selbst seine Apostel im Stiche gelassen, ein ehrenvolles Begräbnis zu teil würde, so fügte es Gott, daß zwei fromme und einflußreiche Männer die Bestattung seines hlst. Leichnams übernahmen. Joseph von Arimathäa, ein angesehener Ratsherr, trat herzhaft vor Pilatus und begehrte von ihm den Leichnam des Gekreuzigten. Zu diesem gesellte sich Nicodemus, ein Mitglied des hohen Rates, derselbe, welcher vormals in der Nacht zu Jesus gekommen war, und brachte 100 Pfund Myrrhen und Aloe herbei.*) Ehrfurchtsvoll nehmen sie den Leichnam des Herrn vom Kreuze, wickeln denselben dem jüdischen Gebrauche gemäß samt den kostbaren Spezereien in reine Leinwand, setzen

---

*) Myrrhe, ein kostbares Harz, das in Arabien als weißer Balsam aus gewissen Bäumen träufelt. Aloe, ein wohlriechendes Holz, das fein zerstoßen und unter jenen Balsam gemischt, über den Leichnam gelegt wurde. Der anbrechende Sabbath gestattete nicht, den Leichnam zu salben; daher wollten die frommen Frauen am Sonntage in aller Frühe dem Heilande diese Ehre erweisen.

ihn in einer neuen Felsengruft, die in einem nahen Garten lag, bei und wälzen einen großen Stein vor die Öffnung. — Ein neues Grab mußte den allerheiligsten Leichnam aufnehmen, damit nicht den Feinden der christlichen Religion die Ausflucht bliebe, als hätte am dritten Tage nicht Jesus von Nazareth, sondern ein anderer das Grab verlassen, oder als wäre derselbe nicht aus eigener Kraft von den Toten auferstanden, sondern durch die Berührung fremder Gebeine, wie jener Mann, dessen Leichnam in das Grab des Propheten Elisäus geworfen wurde (4. Kön. 13, 21). In einem Felsen mußte das Grab ausgehauen sein, damit der Einwurf, als hätten die Schüler des Gekreuzigten das Grab erbrochen und den Leichnam entwendet, auch jede Spur von Wahrscheinlichkeit verliere. Um aber denselben jedem Vernünftigen vollends unmöglich zu machen, so fügte es Gott auch, daß die Hohenpriester und Pharisäer mit Bewilligung des Pilatus eine Wache vor das Grab stellten und dasselbe argwöhnisch versiegelten. So mußten selbst die grimmigsten Feinde Jesu zu dessen Verherrlichung dienen. — Wie die Seele des Heilandes, während sein Leib im Grabe ruhte, in die Vorhölle hinabstieg, um die daselbst weilenden Gerechten zu trösten und zu befreien; wie sie am dritten Tage sich wonnevoll mit dem verklärten Leibe wieder vereinigte; wie Jesus, als glorreicher Sieger über Sünde, Tod und Hölle, sich aus dem Grabe erhob, um in alle Ewigkeit seinen Triumph zu feiern, bedarf hier keiner Ausführung, da schon im ersten Bande, bei der Erklärung des fünften Glaubensartikels, dieser Gegenstand einläßlich behandelt wurde.

b) Während vierzig Tage erschien Jesus nun oftmals seinen Jüngern, gab ihnen Unterweisungen über das Reich Gottes, d. h. die Kirche, erteilte ihnen die Vollmacht, die Sünden zu vergeben, und setzte Petrus als Oberhaupt der Kirche ein mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!" (Joh. 21, 15–17.)

Wiewohl der Auferstandene nach vollbrachtem Erlösungswerke auch seiner Menschheit nach Besitz nehmen sollte von jener Herrlichkeit, die er seiner Gottheit nach beim Vater hatte, ehe die Welt war; so sollte er doch zum Heile und Frommen seiner Jünger noch 40 Tage auf Erden weilen. Um denselben vor allem die feste Überzeugung von der Wirklichkeit seiner Auferstehung beizubringen und aus ihrem hartgläubigen Herzen jeglichen Zweifel zu verbannen, erschien er ihnen während dieser Zeit öfters, bald einzelnen bald mehreren zusammen, einmal Fünfhunderten zugleich (1. Kor. 15, 6). Er redete vertraulich mit ihnen, setzte sich mit

ihnen zu Tische, aß mit ihnen, zeigte ihnen seine Hände und Füße. „Sehet meine Hände und Füße", sprach er, „ich bin es selbst; tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." Den ungläubigen Thomas forderte er sogar auf, die Hand in seine hl. Wundmale, selbst in seine eröffnete Seite zu legen, damit er sich überzeuge, er, der Erlöser, sei mit demselben Leibe auferstanden, der ans Kreuz angenagelt und durchbohrt war. — Aber nicht bloß um die Apostel im Glauben zu befestigen, verweilte Jesus so lange noch auf Erden. Er erklärte ihnen die Schrift, er redete mit ihnen, wie der hl. Lukas in der Apostelgeschichte berichtet, vom Reiche Gottes, d. h. er belehrte sie über die Einrichtung und Regierung der Kirche. Zugleich erteilte Jesus seinen Aposteln alle zur Verwaltung der Sakramente und zur Regierung der Kirche nötigen Vollmachten. „Wie mich der Vater gesandt hat", sprach er zu ihnen, „so sende ich euch." Die Gewalt, die Sünden nachzulassen, verlieh er ihnen, indem er sie anhauchte und sprach: „Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten" (Joh. 29, 21—23). Als er einst zu seinen Jüngern kam, die am Meere von Tiberias fischten, setzte er den Petrus zu seinem Stellvertreter im Hirtenamte, zum Oberhaupte seiner Kirche ein, indem er ihm auf die dreimalige Beteuerung seiner Liebe zu drei wiederholten Malen den Auftrag gab, „seine Lämmer und seine Schafe zu weiden." „Welchem aus den Aposteln", fragt der heil. Bernhard (Bch. 2. an d. Papst Eugen), „wurden so unbedingt, so rückhaltlos sämtliche Schafe anvertraut? „„Wenn du mich liebst, Petrus, so weide meine Schafe."" Welche denn? Etwa die Bevölkerung dieser oder jener Stadt oder Gegend, oder die eines bestimmten Reiches? Meine Schafe, sagt er. Wem leuchtet nicht ein, daß damit nicht einige, sondern alle bezeichnet sind?" — Kurz vor seinem Hintritte aus dieser Welt bestätigte der Erlöser noch einmal feierlich die seinen Aposteln übertragene Sendung und wies ihnen die ganze Erde zu ihrem Wirkungskreise an unter Verheißung seines immerwährenden Beistandes. Nach einigen fand dieses auf einem Berge von Galiläa statt, wo nach dem Berichte des hl. Matthäus Christus eines Tages seinen Aposteln erschien. Gute Gründe hat aber auch die Meinung anderer für sich, daß es bei der letzten Erscheinung auf dem Ölberge stattfand,*) unmittelbar vor dessen Auffahrt in den Himmel. In Übereinstimmung mit dieser Ansicht läßt sich der Hergang in folgender Weise darstellen.

---

*) Siehe Maldonat oder Allioli über Matthäus 28, 18.

c) Als Jesus das letzte Mal inmitten der Apostel erschien, gab er ihnen den Auftrag, in alle Welt zu gehen, das Evangelium zu verkünden und alle Völker „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes" zu taufen. Dazu verlieh er ihnen dieselbe Gewalt, welche er von seinem himmlischen Vater empfangen hatte, und versprach, bei ihnen zu sein alle Tage bis ans Ende der Welt. Auf dem Ölberge erhob er seine Hände über sie, und während er sie segnete, stieg er vor ihren Augen in den Himmel empor.

Zuletzt erschien der Herr den elf Aposteln zu Jerusalem, als sie daselbst in einem Speisesaale versammelt waren, und befahl ihnen, in der Stadt der Ankunft des heiligen Geistes entgegenzuharren, welcher sie zur Erfüllung ihres erhabenen, schwierigen Amtes mit der Kraft seiner Gnade ausrüsten werde. Dann führte er sie hinaus auf den Ölberg, jenen denkwürdigen Ort, der Zeuge seiner Todesangst gewesen war und nun auch Zeuge seiner Herrlichkeit sein sollte. Hier trat er zu seinen Aposteln hin und sprach: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe" (Matth. 28, 18—20). „Wer da glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden" (Mark. 16, 16). — Als Gott besaß Jesus alle Gewalt von Ewigkeit her; als Mensch hatte er sie schon im ersten Augenblicke seines zeitlichen Daseins vermöge der Vereinigung mit der Gottheit. Gegeben wurde sie ihm aber auch als dem Welterlöser, welcher sich dieselbe durch sein bitteres Leiden und Sterben verdient hatte, mithin den gerechtesten Anspruch auf sie besaß. Kraft dieser ihm eigenen Gewalt und Machtvollkommenheit sendet er seine Apostel in die ganze Welt aus, den Völkern aller Länder und Reiche die Geheimnisse des Glaubens zu lehren, die hl. Sakramente zu spenden, sie in den Pflichten des evangelischen Gesetzes zu unterweisen und zu deren treuer Beobachtung anzuhalten. (I. 623.) Von Jesus Christus, dem unumschränkten Herrn des Himmels und der Erde, erhielten also die Apostel ihre Sendung, erhielten sie den Auftrag und die Befugnis, die Völker der Erde dem Scepter des Gekreuzigten zu unterwerfen. Keine Macht der Erde ist demnach berechtigt, in Ausübung ihres Amtes ihnen Gesetze vorzuschreiben oder in irgend einer Weise sie zu beeinträchtigen. Alle hingegen, zu denen ihr Wort gelangt, sind unter Strafe ewiger Verdammnis verpflichtet, demselben zu glauben und in das Reich Christi einzu-

treten. — Unermeßlich groß und schwierig ist ihre Aufgabe, sie übersteigt alle menschliche Kraft; aber fürchtet nicht, sprach Jesus zu ihnen: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt"; ich werde euch zur Seite stehen, in und mit euch wirken alle Tage, alle Jahrhunderte und Jahrtausende hinab, bis das Ende der Welt kommen wird. — Wie soll aber diese Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen, da auch die Apostel hinfällige Menschen sind, die bald ihre irdische Laufbahn vollenden werden? Haben die Worte des Heilandes einen Sinn, so müssen sie nicht zu den Aposteln allein, sondern auch zu jenen gesprochen sein, die im Lehr-, Priester- und Hirtenamt bis zum Ende der Zeiten ihnen nachfolgen. (I. 639.) Wie die Apostel, so sind also auch ihre Nachfolger, die Bischöfe der katholischen Kirche, Gesandte Gottes; auch sie haben ihre geistliche Gewalt und Vollmacht von Gott, und kein Gewaltiger der Erde ist demnach befugt, in Ausübung derselben ihnen entgegenzutreten, sie zu hemmen oder zu beschränken.

Nachdem der göttliche Heiland mit seinen Jüngern geredet, erhob er sich vor ihren Augen triumphierend in den Himmel, um auf ewig Besitz zu nehmen von seiner Herrlichkeit zur Rechten des Vaters. Eine lichte Wolke hatte ihn schon ihren Augen entzogen, als sie noch immer unverwandten Blickes ihm nachschauten. Da standen plötzlich in blendend weißem Gewande zwei Männer bei ihnen, welche sprachen: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und schauet gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden, wird ebenso wieder kommen, wie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel" (Apgsch. 1, 11). Wiederkommen wird er am Ende der Tage mit den Scharen seiner Engel, um den Erdkreis zu richten. Wehe dann jenen, die ihn in seiner Niedrigkeit mißkannt und verleugnet! Selig hingegen alle, die an ihn geglaubt, ihn bekannt, seine Lehre und sein Beispiel zur Richtschnur ihres Wandels gemacht haben! Wie sie hienieden teil nahmen an seinen Leiden und Verdemütigungen, so werden sie auch in seinem Reiche mit ihm herrschen in unnennbarer Wonne und Glückseligkeit.

Rückblick auf die Geschichte Jesu Christi.

„Im Anfange war das Wort," sagt der hl. Evangelist Johannes, „und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. . . . In ihm war das Leben, und das Leben (des Vaters lebendiges Wort) war das Licht der Menschen — das wahre Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. — Und das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat

es nicht begriffen. . . . Es war in der Welt, aber die Welt hat dasselbe nicht erkannt." Von Anbeginn also hat Gott durch sein ewiges Wort der Welt sich geoffenbart. Denn nie ließ er den nach seinem Ebenbilde erschaffenen Menschen ohne Gnade, ohne Erleuchtung und Belehrung. Aber die Finsternis, das durch sündhafte Gelüste verfinsterte Herz, faßte die göttliche Offenbarung nicht, nahm sie nicht an, stieß sie hartnäckig zurück. — Als nun die Fülle der Zeiten gekommen war, ist nach Gottes unendlicher Erbarmung „das Wort Fleisch geworden", um selbst die Menschen zu unterrichten und sie aus dem Reiche der Finsternis in das Reich seligen Lichtes zu versetzen. „Und wir haben", fügt der Liebesjünger bei (1, 14), „seine (des Gottmenschen) Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit." Gesehen haben sie nämlich die Zeichen und Wunder, womit ihn Gott verherrlicht hat, gesehen seine Verklärung auf dem Berge, seine Auferstehung von den Toten, seine glorreiche Auffahrt in den Himmel, eine Herrlichkeit, die nur der Eingeborne des Vaters haben kann. „Und was wir mit unsern Augen gesehen," schreibt anderswo derselbe Jünger im Namen aller Apostel, „was wir beschaut, und was unsere Hände berührt haben, das verkünden wir euch" (1. Joh. 1, 1—3). Wer möchte die Wahrheit ihrer Aussage verdächtigen, einer Aussage, welcher sie durch die Heiligkeit ihres Lebens, durch den Glanz ihrer Wunderthaten, durch den Tod, welchen sie für dieselbe erduldeten, bekräftigt haben?*) Durch alle Jahrhunderte werden sich überdies noch manche Beweise uns aufdrängen, diese Wahrheit zu bekräftigen: Beweise aus dem herrlichen Siege des Kreuzes über die heidnischen Greuel, trotz Ketten, Folter und Scheiterhaufen; Beweise aus der unaufhaltsamen Verbreitung des Gottesreiches, das trotz alles Widerstrebens feindlicher Mächte unüberwindlich dasteht, nicht auf irdische Macht gestützt, sondern getragen von der göttlichen Kraft.

Ist aber Jesus Gottessohn, das Licht der Welt, der Urquell aller Wahrheit und Weisheit, so ist er auch unser Heil, unser Lehrer und Seligmacher, sein Evangelium ist göttliches Wort, seine Religion die einzig wahre, die zum ewigen Leben führt. Menschenkinder! ruft daher der göttliche Heiland allen zu, wollet ihr das Ziel, das Gott euch vorgesteckt, erreichen, wollet ihr zur vollkommenen Glückseligkeit gelangen, die Wahrheit erkennen, dem Tode entgehen und das Leben haben, so wisset: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich"

*) Den ausführlichen Nachweis über die Glaubwürdigkeit der Apostel und Evangelisten sieh I. 44 ff.

(Joh. 14, 6). Ich bin der Weg, den ihr gehen, die Wahrheit, die ihr glauben, das Leben, das ihr besitzen sollet. Folget meinem Beispiele, glaubet meiner Lehre, nehmet in euch auf meine Gnade; so werdet ihr das übernatürliche Leben und durch dieses das ewige Leben erhalten, wozu der Vater euch berufen hat. Wer diesen Weg nicht einschlägt, der geht in die Irre; wer diese Wahrheit nicht glaubt, der bleibt in der Finsternis; wer dieses Leben nicht hat, der ist dem ewigen Tode verfallen.

Niemand aber gebe sich dem Wahne hin, als könne er Jesum, den Weg, die Wahrheit und das Leben, anderswo finden als in seiner heiligen Kirche. Denn eben dazu hat er dieselbe gegründet, daß sie uns auf dem Wege, den er uns gezeigt, sicher leite, die Wahrheit, die er uns gelehrt, unverfälscht predige, die Gnadenmittel zur Erteilung und Erhaltung des übernatürlichen Lebens gehörig verwalte und spende. Wollen wir daher unser Heil wirken, unsere Seele retten, so müssen wir in demütiger Unterwürfigkeit die Kirche Christi hören. Sie verachten, hieße so viel als Christum verschmähen, als Gott mißachten, als unser Heil verlieren. „Wenn jemand die Kirche nicht hört," sagt der Erlöser, „so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder" (Matth. 18, 17). — Die Frage nun, welches die wahre, von Christo gestiftete Kirche sei, bedarf keiner langen Erörterung. „Du bist Petrus" (der Fels), sprach Jesus zu Simon, dem Sohne des Jonas, „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen"; und wiederum: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." Jene ist also die wahre Kirche Christi, welche zum Lehrer und Hirten, zum sichtbaren Oberhaupte den Nachfolger Petri hat, an deren Spitze derjenige steht, welcher in der Person des Apostelfürsten die volle Gewalt erhielt, die ganze Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren. Daß keiner andern Kirche diese Auszeichnung gebührt, als der römisch-katholischen, liegt so klar am Tage, daß niemals irgend eine andere auch nur Anspruch auf dieselbe machen durfte.

Nur diese ist also die wahre Kirche Christi. Wie aber sie allein die wahre Kirche ist, so kann auch ihre Religion allein die wahre, von Gott geoffenbarte Religion sein. Nur die christ-katholische Religion ist es also, die uns den wahren Weg zeigt, den wahren Glauben lehrt, die von Christus uns erworbenen Gnadenschätze erschließt. Sie ist jene göttliche Religion, deren Keim schon gelegt ward im Paradiese, deren Geheimnisse der alte Bund sinnbildete, deren Herrlichkeit und Gnadenfülle die Propheten mit freudigem Entzücken verkündigten, die im Mosaischen Gesetze als heilbringende Morgenröte erscheinend in Christo die volle Mittagshöhe erreicht hat; jene alleinseligmachende Religion, die in Christo

wurzelnd, von ihm Kraft und Wachstum erhält, den Menschen in die Lebensgemeinschaft mit Gott und endlich in das himmlische Reich einführt.

Die Göttlichkeit dieser Religion, zu der wir uns zu bekennen das Glück haben, wird noch weiter vor unserem Geiste sich entfalten, wenn wir unsern Blick auf die Geschichte der Jahrhunderte richten, die seit dem Hintritte Jesu bis auf unsere Tage verflossen sind, und den über unsere hl. Kirche sichtbar waltenden Schutz Gottes gewahr werden, ihren Geist, ihre Liebe, ihre Segnungen und Wohlthaten, ihre Kämpfe und Siege kennen lernen.

Geschichte nach Christus.

I. Von Christi Tod bis zu Konstantins Bekehrung.

(34—312 n. Chr.)

1. Ausbreitung des Christentums durch die Apostel.

Herabkunft des hl. Geistes. — Predigt des Apostelfürsten. — Heilung des Lahmgebornen.

28 a) Nach der Auffahrt des Herrn verharrten seine Jünger zu Jerusalem im Gebete und erwarteten den verheißenen heiligen Geist. Am zehnten Tage, dem Pfingstfeste, entstand plötzlich ein Brausen, gleich dem Brausen eines Sturmwindes, und erfüllte das ganze Haus, in welchem sie versammelt waren. Zerteilte Zungen wie Feuerflammen ließen sich auf jeden von ihnen nieder. Vom heiligen Geiste erfüllt, fingen sie alle an, in verschiedenen Sprachen zu reden und Gott den Herrn zu preisen. Petrus, das Haupt der Apostel, trat vor die zahllose Menge der herbeigeeilten Juden. Er erklärte ihnen, daß eben jener Jesus, den sie ans Kreuz geschlagen, und den Gott vom Tode erweckt habe, ihr Herr und Erlöser sei, und forderte sie auf zum Glauben an ihn. Seine Rede war so segensreich, daß sich dreitausend Menschen auf einmal taufen ließen.

Nach dem Ratschlusse der göttlichen Weisheit sollte das Messianische Reich, wie es die Propheten auch vorhergesagt, von Meer zu Meer bis zu den Grenzen der Erde reichen und die ganze Welt mit seiner Herrlichkeit erfüllen. Sollte dieses geschehen, so war eine gänzliche Umgestaltung der Weltzustände, eine geistige Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, eine neue, himmlische Schöpfung notwendig. Diese Umgestaltung konnte aber nicht durch menschliche, sondern nur durch göttliche Kraft, ähnlich wie bei der

ersten Schöpfung, gewirkt werden. Von der ersten Schöpfung heißt es: „Die Erde war wüst und leer, Finsternis war über dem Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (1. Mos. 1, 2). Nicht anders nämlich als durch das Wirken des göttlichen Geistes konnte die leb- und lichtlose Masse ihre Ausbildung erhalten. Ebenso war es auch hier bei der zweiten, geistigen Schöpfung. Der heilige Geist mußte auf die Erde kommen, um deren Antlitz zu erneuern. Und zuerst mußte er die schwachen, unwissenden Apostel mit seinen Gaben erfüllen, auf daß dieselben in seiner Hand taugliche Werkzeuge zur Vollbringung ihrer wundervollen, unermeßlichen Aufgabe würden. Dieses hatte auch Christus seinen Aposteln verheißen und deshalb ihnen noch kurz vor seiner Himmelfahrt befohlen, in der Stadt Jerusalem zu verbleiben, bis der heilige Geist, den er ihnen vom Vater senden werde, über sie herabkäme, und „sie ausgerüstet würden mit Kraft aus der Höhe“ (Luk. 24, 49). Getreu diesem Befehle des Herrn versammelten sich die Apostel nach ihrer Rückkehr vom Ölberge in einem Saale und beharrten alle einmütig im Gebete samt Maria, der Mutter Jesu und den gottseligen Frauen, die Jesu im sterblichen Leben gefolgt waren, und mehreren andern seiner Jünger, im ganzen ungefähr 120 Personen (Apgsch. 1, 14. 15). In stiller Zurückgezogenheit und frommer Sehnsucht bereiteten sie sich auf den Empfang der himmlischen Gnadengaben vor, bis am 50. Tage nach seiner Auferstehung,*) oder am 10. Tage nach seiner Himmelfahrt ihnen der Herr den Tröster, den hl. Geist, sandte.

Aber nicht in geräuschloser Stille sollte der heilige Geist in die Herzen einziehen, sondern unter offenbaren Wundern und Zeichen, damit vor der ganzen Welt klar am Tage läge, die von den Aposteln auszuführende Erneuerung der Menschheit sei das Werk des hl. Geistes. „Als der Tag des Pfingstfestes gekommen war,“ schreibt der hl. Lukas (Apgsch. 2, 1—5), „da entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen gleich dem eines daherfahrenden Windes und erfüllte das ganze Haus, wo die Apostel versammelt waren. Und es erschienen feurige Zungen, die sich auf einen jeden von ihnen niederließen. Und alle wurden mit dem hl. Geiste erfüllt und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden, so wie der hl. Geist es ihnen gab auszusprechen.“**) — Das jüdische Pfingstfest, der Gedächtnistag der Gesetzgebung auf Sinai, hatte aus allen Ländern viele Juden nach Jerusalem geführt. Auf das Getöse

---

*) Daher das Wort Pfingsten, das, zusammengezogen aus dem griechischen Worte Pentecoste, eigentlich den fünfzigsten (Tag) bedeutet.

**) Die Erklärung dieser Zeichen sieh Bd. 1. S. 598. Vergl. auch oben S. 62.

eilten sie herbei und gerieten außer sich vor Erstaunen, als alle, so viele ihrer waren, Parther, Meder, Aelamiter, Kappadocier, Creter, Araber, Ägyptier u. a. m., jeder in seiner Sprache hörten, wie die ungelehrten Männer aus Galiläa „die Großthaten Gottes verkündeten". Da nun alle voll Verwunderung fragten, was dieses doch sein möge, manche auch höhnisch äußerten, diese Männer möchten wohl von Wein trunken sein, trat Petrus, das Oberhaupt der Apostel, vor das Volk und erklärte mit aller Freimütigkeit, derselbe Jesus von Nazareth, der in ihrer Mitte so erstaunliche Wunder und Thaten vollbracht habe, den sie den Händen der Gottlosen überliefert und ans Kreuz geheftet hätten, sei glorreich von den Toten auferstanden. Des seien sie alle Zeugen. Und nachdem derselbe in das Reich seiner Herrlichkeit eingegangen, habe er den hl. Geist ausgegossen, wie sie jetzt sähen und hörten, und wie der Prophet Joel es längst geweissagt habe. Ganz Israel möge daher der festesten Überzeugung leben, dieser Jesus, den sie ans Kreuz geschlagen, sei der Gesalbte Gottes, der Herr, der lang ersehnte Messias. — Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck, und tief erschüttert fragte das Volk: „Brüder, was müssen wir thun?" Petrus aber ermahnte sie: „Thuet Buße, und jeder von euch lasse sich taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden; und ihr werdet empfangen die Gabe des heil. Geistes." Darauf hin empfingen dreitausend die hl. Taufe und wurden der Kirche Christi einverleibt.

b) Bald nachher ging Petrus mit Johannes in den Tempel. Ein Lahmer saß an der Pforte und bat um Almosen. Petrus sprach zu ihm: „Im Namen Jesu stehe auf und geh!" Augenblicklich sprang der Lahme auf, ging in den Tempel und lobte Gott. Auf dieses Wunder wurden viele gläubig „und die Anzahl der Männer ward fünftausend" (Apstgesch. 4, 4).

Es währte nicht lange, so bot sich dem Apostelfürsten eine neue Gelegenheit, Jesum, den gekreuzigten Heiland, zu verherrlichen. Im Begriffe nämlich, mit Johannes zur Stunde des Gebetes in den Tempel zu gehen, wurde er am Eingange von einem Menschen, der vom Mutterleibe an lahm war, um Almosen angesprochen. Diesem erwiderte Petrus: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi des Nazareners stehe auf und wandle!" Und siehe! plötzlich durchströmt wunderbare Kraft den siechen Leib des Bettlers; er springt auf, steht, wandelt und tritt samt den Aposteln, den Allerhöchsten lobpreisend in den Tempel. Bei dem Anblicke dieses großen Wunders

erfaßte Staunen und Entsetzen die anwesende Menge. In der allgemeinen Aufregung ergriff Petrus das Wort, um Gott die Ehre zu geben und den Juden wiederum öffentlich zu verkünden, daß sie in Jesus den Heiligen und Gerechten, den Urheber des Lebens, den Sohn Gottes verworfen und getötet hätten, daß aber Gott denselben von den Toten auferweckt habe; und daß diese wunderbare Heilung nicht von ihnen, den Aposteln, ausgegangen, sondern kraft des Glaubens an seinen Namen geschehen sei. Nun möchten sie also Buße thun und sich bekehren, damit ihre Sünden getilgt würden. Auch diese Predigt offenbarte, wie gewaltig der heil. Geist in den schwachen Aposteln wirkte. Denn „viele von denen, die das Wort gehört hatten, wurden gläubig, und die Anzahl der Männer ward fünftausend" (Apst. 4, 4).*)

Fernere Erfolge der Apostel. — Feindseligkeit der Juden. — Tod des hl. Stephanus. — Ausbreitung des Christentums. — Bekehrung des Saulus.

29 a) Mit großer Kraft predigten die Apostel die Auferstehung Jesu Christi, unsers Herrn, und wirkten viele Zeichen und Wunder. Ihr Ansehen bei dem Volke wurde dadurch so groß, daß man die Kranken auf die Straßen hinaustrug, damit sie, wenn Petrus vorüberginge, durch seinen Schatten geheilt würden. Die Hohenpriester und ihre Anhänger gerieten hierüber in Wut. Sie ließen die Apostel gefangen nehmen, geißeln und verboten ihnen, im Namen Jesu zu predigen; sie wiegelten das Volk auf, daß es den heiligen Stephanus zu Tode steinigte, und verübten noch viele andere Gewaltthaten. Allein keine irdische Macht konnte der Ausbreitung der Lehre Jesu Schranken setzen. Die Apostel ließen nicht nach, im Tempel wie in den Häusern den gekreuzigten Heiland zu predigen, und die Zahl derer, die sich taufen ließen, wuchs erstaunlich von Tag zu Tag.

Ein Blick auf die Thaten der Apostel überzeugt uns, wie groß und mächtig sich an denselben der Herr erwies. Wer erkennt

*) Aus den Worten der hl. Schrift ist nicht klar ersichtlich, ob die Neubekehrten dieses Tages allein fünftausend ausmachten oder nur mit den schon früher Bekehrten (Apst. 2, 41). Für die erstere Auffassung erklärt sich die Mehrzahl der älteren Ausleger, während der Wortlaut der hl. Schrift mehr für die letztere Auffassung zu sprechen scheint. (Vergl. Loch u. Reischl zu Apst. 4, 4.) Im Katechismus für Köln u. s. w. wurde einfach der Schrifttext gesetzt.

wohl noch die zaghaften, kleinmütigen Fischer von Galiläa, die bei der Gefangennehmung Jesu so feige ihren Herrn und Meister verlassen, die selbst nach dessen Auferstehung aus Furcht vor den Juden sich nur bei verschlossenen Thüren zu versammeln gewagt haben? Nun predigen sie Jesum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, unerschrocken und voll heiligen Eifers im Vorhofe des Tempels, in den Synagogen, auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Haufenweise strömt die Menge herbei, um sie zu hören. Und durch eine Wunderkraft so außerordentlich, daß man dergleichen nie gesehen noch vernommen hat, verherrlichte sie Gott vor dem ganzen Volke und verlieh ihrer Lehre ein göttliches Ansehen. Allumher verbreitete sich der Ruf ihrer Wundergabe. Aus den umliegenden Städten brachte man zahlreiche Kranke und Besessene nach Jerusalem, und alle wurden geheilt. Schon der Schatten des vorübergehenden Petrus reichte hin, um die Kranken, auf die er fiel, von jeglichem Übel zu befreien. Angesichts dieser wunderbaren Ereignisse und Thaten überkam das Volk eine heilige Furcht; laut rühmte es die Apostel, lobte und pries Gott den Herrn, der so mächtig in denselben waltete. Auch vermehrte sich täglich die Anzahl derjenigen, welche von den Aposteln die Taufe empfingen und öffentlich ihren Glauben an Jesum Christum bekannten.

Wie wunderbar sind nicht die Wege Gottes! All dieses geschah zu Jerusalem, in eben der Stadt, wo vor kurzem noch aus dem Munde Tausender der Ruf erscholl: „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz mit ihm!“ Doch wie peinigend mußte es sein für die stolzen Hohenpriester und Pharisäer, die Jesus dem schmählichsten Tode überliefert hatten, nun dessen Anhänger unter ihren eigenen Augen so schnell sich vermehren zu sehen und selbst als ruchlose Gottesmörder zu gelten! Aber weit entfernt, zerknirscht ihren Frevel zu bekennen, verharrten sie vielmehr in ihrer teuflischen Bosheit und setzten alles in Bewegung, den Siegeslauf des Christentums zu hemmen. — Schon gleich nach der Heilung des Lahmgebornen wurden auf ihr Geheiß Petrus und Johannes ergriffen und vor den hohen Rat geführt. Auf die Frage, aus welcher Macht oder in welchem Namen sie dies gethan, sprach es Petrus unumwunden aus, daß jener kranke Mensch durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi, den sie gekreuzigt hätten, und den Gott von den Toten auferweckt habe, gesund vor ihnen stehe. Und voll des heiligen Geistes fügte er bei: „Dieser (Jesus) ist der Stein, der von euch Bauleuten verworfen wurde, der zum Eckfteine geworden ist. Und es ist in keinem andern Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen“ (Apgsch. 4, 11. 12). Betroffen über die

Standhaftigkeit und die Weisheit der Apostel und aus Furcht vor dem Volke wagte es der hohe Rat dieses Mal nicht, strafend einzuschreiten, sondern begnügte sich, ihnen unter schwerer Drohung zu verbieten, fernerhin im Namen Jesu zu lehren. Doch Petrus und Johannes erwiderten furchtlos: „Urteilet selbst, ob es recht ist vor Gott, euch mehr zu gehorchen als Gott; denn nicht vermögen wir es, was wir gesehen und gehört haben, zu verschweigen.“ Und wie bisher „gaben die Apostel mit großer Kraft Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi.“ — Immer heftiger ergrimmten daher die Hohenpriester. Sie ließen die Apostel abermals ins Gefängnis werfen. Ein Engel des Herrn jedoch befreite sie in der Nacht und trug ihnen auf, „im Tempel die Worte des Lebens zum Volke zu sprechen.“ Wie sie nun morgens im Tempel lehrten, so wurden sie neuerdings ergriffen und vor den zürnenden hohen Rat gestellt. Gamaliel aber, ein angesehener Gesetzeslehrer, sprach zu den Richtern: „Lasset diese Männer; wenn ihr Werk von Menschen ist, so wird es von selbst zergehen, wenn es aber von Gott ist, so werdet ihr es nicht zerstören können.“ Nun ließ man die Apostel geißeln und untersagte ihnen strenge, im Namen Jesu zu predigen. „Freudig aber zogen die Apostel von dannen, weil sie gewürdigt worden, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.“ Und aller Drohungen ungeachtet „hörten sie nicht auf, täglich im Tempel zu lehren und Jesum Christum zu verkündigen.“ So verbreitete sich unter Gottes sichtbarem Schutze das Wort des Herrn immer mehr und mehr, die Zahl der Jünger zu Jerusalem war in stetem Wachstume begriffen; selbst „eine große Menge von Priestern nahm den christlichen Glauben an.“

Zu den apostolischen Männern, welche sich durch ihre gesegnete Wirksamkeit vor allen andern den Haß der Juden zuzogen, gehörte auch Stephanus, einer der sieben zu Jerusalem aufgestellten Diakone, dem die hl. Schrift das Zeugnis giebt, daß er ein Mann voll des Glaubens und des heiligen Geistes gewesen. Er that vor dem Volke Wunder und große Zeichen. Jüdische Lehrer, welche mit ihm stritten, konnten seiner Weisheit und dem Geiste, der aus ihm redete, nicht widerstehen. Hierüber erbost, hetzten sie das Volk gegen ihn auf und führten ihn unter großem Getümmel vor den hohen Rat, wo sie ihn auf die Aussage falscher Zeugen beschuldigten, er habe wider Moses und Gott gelästert. Das Angesicht des hl. Bekenners leuchtete wie das eines Engels. Wegen der Beschuldigung zur Rede gestellt, erhebt er mit Macht seine Stimme und zeigt den Juden mit unwiderstehlicher Kraft, wie ihre Väter den erbarmungsreichen Führungen Gottes gegenüber sich stets undankbar, treulos und halsstarrig erwiesen, die Propheten

verfolgt und getötet hätten, und wie sie selbst nun Verräter und Mörder desjenigen geworden wären, den jene vorherverkündigten. Während seine Feinde vor Wut knirschen, blickt Stephanus, voll des hl. Geistes, gen Himmel und spricht: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Sohn des Menschen zur Rechten Gottes stehen.“ Jetzt bricht ihr Zorn in wilden Aufruhr aus. Grimmig fallen sie über den Gerechten her, stoßen ihn zur Stadt hinaus und steinigen ihn. Im Tode noch ein getreuer Schüler Jesu, ruft Stephanus mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen dieses nicht zur Sünde!“ und entschläft als der Erstling unter den glorreichen Blutzeugen Christi.

Zur selben Zeit erhob sich gegen die Gläubigen zu Jerusalem eine gewaltige Verfolgung; denn die Hohenpriester wollten nicht eher ruhen noch rasten, als bis die neue Lehre gänzlich ausgerottet wäre. Allein, was dieselbe hätte vertilgen sollen, diente nach Gottes weiser Anordnung zu deren größerer Ausbreitung. Mit Ausnahme der Apostel zerstreuten sich nämlich die Christen in die Gegenden von Judäa und Samaria, verkündigten daselbst unerschrocken die frohe Botschaft des Wortes Gottes und tauften eine sehr große Anzahl. Als die Apostel Kunde davon erhielten, gingen Petrus und Johannes dahin, um den Getauften die Hände aufzulegen und kraft bischöflicher Gewalt ihnen den hl. Geist durch das Sakrament der Firmung zu erteilen.

b) Selbst Saulus, nachher Paulus genannt, der grimmigste Feind und Verfolger der Christen, wurde durch Gottes Gnade ein Apostel des Herrn und der eifrigste Verbreiter des Evangeliums.

In der oben erwähnten Verfolgung zu Jerusalem that sich durch glühenden Eifer und rastlose Thätigkeit in Bekämpfung des Christentums besonders Saulus hervor, ein junger Pharisäer aus Tarsus in Cilicien, der zu den Füßen Gamaliels im Gesetze war unterrichtet worden. Schon an der Steinigung des heil. Stephanus hatte er sich beteiligt, indem er die Kleider derjenigen hütete, die denselben steinigten. Nicht zufrieden, in Jerusalem die heilige Gemeinde zu verwüsten, Männer und Weiber aus den Häusern zu schleppen und ins Gefängnis zu werfen, begehrte er vom Hohenpriester die Vollmacht, die Jünger des Herrn, welche sich nach Damaskus geflüchtet, gefangen nach Jerusalem zu führen. Zornentbrannt machte er sich auf den Weg. Schon nahet er sich Damaskus. Da „umleuchtet ihn plötzlich ein Licht vom Himmel.“ Geblendet stürzt er zu Boden; es ergeht an ihn die Stimme: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Auf seine Frage:

„Wer bist du, Herr?" vernimmt er die Antwort: „Ich bin Jesus, den du verfolgst; hart wird es dir, wider den Stachel auszuschlagen." Mit Zittern und Staunen ruft er: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Hierauf erhält er die Weisung, in die Stadt zu gehen; daselbst werde ihm kundgethan, was er thun solle. Jetzt erhebt er sich von der Erde und läßt sich, des Augenlichtes beraubt, von seinen Begleitern, welche ebenfalls die wunderbare Stimme vernommen hatten, bei der Hand nach Damaskus führen. Dort verharrte er „ohne Speise und Trank drei Tage lang" in heißem Gebete. Mittlerweile erschien der Herr dem Ananias, einem frommen Jünger zu Damaskus, und gab ihm den Befehl, zu Saulus hinzugehen. „Denn dieser", sprach er, „ist mir ein auserwähltes Werkzeug, meinen Namen vor Heiden und Könige und die Kinder Israels zu bringen" (Apgsch. 9, 15). Bei Saulus angekommen, legt ihm Ananias die Hände auf und spricht: „Bruder Saulus, der Herr Jesus, der dir auf dem Wege, worauf du kamest, erschienen ist, hat mich zu dir gesandt, damit du sehend werdest und voll des hl. Geistes." Sogleich fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er ward wieder sehend, stand auf und wurde getauft. Ohne Verzug trat nun Saulus in den Synagogen als feuriger Glaubensprediger auf und verkündigte Jesum, den Sohn Gottes und verheißenen Messias, vor den erstaunten Juden, welche sich die plötzliche Umwandlung des wütenden Christenverfolgers nicht zu erklären vermochten. In Erfüllung seiner erhabenen Sendung zeigte er sich von nun an so gewaltig, und die Siege, welche er über die Feinde des Christentums davontrug, waren so zahlreich und herrlich, daß er von uns mit Recht als der große Weltapostel gefeiert und gepriesen wird.

Erste Christengemeinde zu Jerusalem. — Ihre Sitten. — Ihre Vorsteher.

30 a) Aus den Neubekehrten zu Jerusalem und der Umgegend entstand die erste Christengemeinde. Ihr Wandel war rein und tadellos; sie dienten Gott mit Freude und in der Einfalt des Herzens. Alle lebten in der größten Eintracht, waren ein Herz und eine Seele. Kein Notleidender war unter ihnen; denn zur Unterstützung der Dürftigen verkaufte der Reichere freiwillig, was er entbehren konnte, Äcker und Häuser, und legte den Erlös zu den Füßen der Apostel, damit sie ihn verteilten.

Vom göttlichen Heilande selbst war das Reich Gottes auf Erden gestiftet. Schon vor seinem Hinscheiden stand die christliche Kirche in ihren ersten Umrissen vollendet da. Die Gläubigen waren

aber über das ganze Judenland zerstreut, bildeten noch keine von den übrigen Juden gesonderte, sichtbare Gemeinde. Erst am Pfingstfeste trat die Kirche Jesu öffentlich und feierlich ins Leben. Von diesem Tage an bildeten die Neubekehrten von Jerusalem, denen sich auch die übrigen aus der Umgegend anschlossen, eine eigene Gemeinde von Gläubigen, die nicht nur durch das unsichtbare Band christlicher Liebe mit einander vereinigt waren, sondern auch öffentlich denselben Glauben bekannten, sich einmütig versammelten zum gemeinsamen Gebete, zur Anhörung der Predigt, zur Feier des hl. Opfers, zum Empfange der hl. Sakramente und unsichtbarer Weise vom hl. Geiste, sichtbarer Weise aber von den heiligen Aposteln und von ihrem gemeinsamen Oberhaupte, dem hl. Petrus, geleitet und regiert wurden. Zwar fuhren die Gläubigen zu Jerusalem noch fort, den jüdischen Tempel zu besuchen, weil der alte Bund nur allmählich in den neuen übergehen sollte. Doch versammelten sie sich auch in Privathäusern, wo sie in Ermanglung eines andern Gotteshauses unterdessen das heil. Opfer feierten und den Leib des Herrn genossen. Dies deutet uns die Apostelgeschichte an, indem sie von den Gläubigen berichtet, „daß sie beharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens und im Gebete“; und wiederum, „daß sie täglich einmütig verharrten im Tempel und je nach Häusern das Brot brachen.“

In der christlichen Gemeinde zu Jerusalem entfaltete sich der Geist der Lehre Jesu zu besonders schöner Blüte. In der ersten Begeisterung führten die Gläubigen eine Art Gütergemeinschaft ein; „keiner nannte von dem, was er besaß, etwas sein eigen, sondern ihnen war alles gemeinsam.“ „Es war kein Dürftiger unter ihnen. Alle nämlich, welche Äcker oder Häuser besaßen, verkauften selbe, brachten den Wert des Verkauften und legten ihn zu den Füßen der Apostel; es wurde aber jedem zugeteilt, je nachdem er bedurfte“ (Apgsch. 4, 32. 34 u. 35). So handelten sie aus freien Stücken, keiner war dazu verpflichtet. Wer aber sich angesichts der Kirche zu dieser Entäußerung des Vermögens bekannte, mußte dabei redlich verfahren. Ein gewisser Ananias und dessen Frau, welche vom erlösten Gelde heimlicher Weise etwas zurückbehielten und das übrige darbrachten, als wäre es der Gesamterlös, wurden von Gott mit plötzlichem Tode bestraft, weil sie nach den Worten des hl. Petrus nicht ihm, dem Menschen, sondern Gott selbst in seinem Stellvertreter gelogen hätten.

„Die Menge der Gläubigen“, heißt es ferner in der Schrift, „war ein Herz und eine Seele.“ Wie selig also mußte ihr Wandel hienieden sein, da für sie eine der reichsten Quellen des

Unfriedens und der Bitterkeit nicht mehr bestand! Ganz durchdrungen von dem großen Gebote des Heilandes, betrachteten sie sich einander als Brüder im Herrn und als Glieder des einen Leibes Jesu Christi. Deshalb teilten sie auch so freigebig das Ihrige mit zur Unterstützung der Ärmeren und beseitigten damit so viel möglich den Unterschied zwischen reich und arm sowie die Übelstände, welche aus der überreichen Habe des einen und aus der schreienden Not des andern hervorgehen. Wohl zu beachten ist jedoch, daß dieser Unterschied ausgeglichen wurde durch die Liebe, nicht durch Raub und Gewalt, wie heute die vorgeblichen Weltbeglücker ihn ausgleichen möchten. — Genährt und gekräftigt wurde diese gegenseitige Bruderliebe durch den täglichen Genuß der hl. Kommunion, worin sie sich mit dem Urquelle der Liebe auf das innigste vereinigten und durch die gemeinsamen Liebesmahle (Agapen), welche sie nach der gottesdienstlichen Handlung zu veranstalten pflegten. Bei diesen echt christlichen Liebesmahlen scheuten sich die Reichen nicht, mit den Ärmeren zu Tische zu sitzen: Alle „nahmen Speise mit Freude und in Einfalt des Herzens." Ob dieses wahrhaft glücklichen Lebens „lobten sie Gott und hatten Gunst bei dem ganzen Volke", welches unberührt geblieben von den Umtrieben der Hohenpriester (Apgsch. 2).

b) Die Apostel waren nach Christi Anordnung die Vorsteher der Gläubigen; sie lehrten, tauften und spendeten die übrigen Sakramente, leiteten die kirchlichen Angelegenheiten und regierten die Gemeinde.

Zufolge der Anordnung des göttlichen Stifters sollte die Kirche als sichtbares Reich von Menschen verwaltet und regiert werden. Weil jedoch die Kirche ein geistliches Reich ist, so war diese Regierung nicht einer weltlichen, sondern ausschließlich einer geistlichen Obrigkeit vorbehalten, nämlich den von Christus selbst mit dem Vorsteheramte betrauten Aposteln und deren rechtmäßigen Nachfolgern. Demgemäß traten die Apostel, sobald die Kirche im öffentlichen Leben erschien, als deren wirkliche Vorsteher auf. Ohne anderweitig um Befugnisse nachzusuchen, beginnen sie gleich am Pfingstfeste ihre Lehrthätigkeit und nehmen durch die Taufe neue Mitglieder in ihre Gemeinschaft auf. Sie allein sind es, welche das Sakrament der Firmung spenden, welche die Wahl von Diakonen verordnen, denselben die Hände auflegen und die heilige Weihe erteilen. Ebenso handeln sie auch in der gesamten Folgezeit. In der vom hl. Lukas verfaßten Geschichte der Apostel und in allen ihren Sendschreiben werden sie uns allenthalben vorgeführt als Lehrer und Vorsteher der Neubekehrten. Sie treffen Anord-

nungen, erlassen Gesetze, schaffen Mißbräuche ab, drohen den Unruhigen und Widerspenstigen, richten und strafen sie sogar mit Ausschluß von der Gemeinde, nehmen aber auch die Reumütigen wieder in dieselbe auf. (Die Belege sieh I. 618.) Und geht nicht schon aus dem Umstande, daß alle, die ihre Güter verkauften, den Erlös niederlegten zu den Füßen der Apostel, deutlich hervor, daß dieselben in der That von der ganzen Christengemeinde als ihre Vorsteher anerkannt und verehrt wurden?

Wie aber die Apostel das Vorsteheramt ausübten, so verwaltete auch der heilige Petrus sein Amt als Oberhaupt der Kirche (I. 631). Und wie die Gläubigen in allen Aposteln diejenigen verehrten, zu denen der Herr gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch"; ebenso verehrten sie auch in Petrus den Oberhirten der ganzen Herde Christi. Selbst Paulus, wiewohl er das Evangelium und das Apostolat unmittelbar von Christus empfangen hatte, entschloß sich dennoch zu der Reise nach Jerusalem, um den Petrus zu sehen und in demselben, wie die hl. Väter bezeugen, „den ersten und das Oberhaupt der Apostel zu verehren, dem der Heiland die Sorgen aller Kirchen übertragen hat." Ein herrliches Zeugnis von der Liebe und hohen Verehrung, in welcher Petrus bei den Gläubigen stand, hat uns die hl. Schrift (Apgsch. 12, 3—17.) aufbewahrt. Als nämlich Herodes Agrippa den Juden zu Gefallen eine Christenverfolgung erregt hatte, und bereits der Apostel Jakobus der Ältere als Opfer gefallen war, ließ derselbe auch den Apostel Petrus einkerkern und strenge bewachen. In dieser Drangsal, berichtet die hl. Schrift, „betete die Kirche ohne Unterlaß für ihn zu Gott." Und dies nicht vergeblich. Denn in der Nacht vor seiner beabsichtigten Verurteilung ward das Gemach auf einmal mit himmlischem Lichtglanze erfüllt. Ein Engel des Herrn stand vor Petrus, weckte ihn auf und befahl ihm zu folgen. Und siehe! die Ketten fielen ihm von den Händen, unbemerkt wandelten sie durch die Doppelwache; das eiserne Thor, welches in die Stadt führt, öffnete sich von selbst. Plötzlich verschwand der Engel. Als Petrus am Hause, wo viele der Gläubigen versammelt waren und beteten, klopfend Einlaß begehrte, und die Magd seine Stimme erkannte, vergaß dieselbe in der übergroßen Freude die Thür zu öffnen und meldete eiligst dessen Ankunft. Doch erst als Petrus nach Öffnung der Thür inmitten der erstaunten Brüder erschien, überzeugten sich dieselben von der Wirklichkeit ihres Glückes; und nun erzählte er den hocherfreuten Gläubigen das große Wunder, das der Herr an ihm gethan.(15)

Verstocktheit der Juden und Strafe. — Erste Bekehrung der Heiden. — Konzil von Jerusalem. — Wirksamkeit der Apostel unter den Heiden. — Die katholische Kirche in den apostolischen Zeiten. — Petrus, Bischof von Rom, und dessen Nachfolger.

31. a) Viele von den Juden nahmen zwar die Lehre Jesu an; doch der größte Teil blieb verstockt. Darum ließ Gott die angedrohte Strafe über sie kommen. Jerusalem wurde von den Römern (im Jahre 70 nach Christi Geburt) zerstört und der Tempel verbrannt. Eine Million einmalhunderttausend Juden verloren dabei das Leben, siebenundneunzigtausend wurden als Gefangene fortgeführt, die übrigen wurden aus dem Lande vertrieben und als lebendige Zeugen des göttlichen Strafgerichtes auf der ganzen Erde zerstreut.

Während das neue Messianische Reich, die Kirche Christi, wuchs und erstarkte, ging die jüdische Nation raschen Schrittes ihrem Untergange entgegen. Jesum Christum, den wahren Messias, hatten sie in grenzenloser Verblendung verworfen. Dessen eindringliche Ermahnungen hatten taube Ohren bei ihnen gefunden, dessen erstaunliche Wunder hatten keineswegs ihren Stolz unter das Joch des Herrn gebeugt. Auch die Predigten und Wunder der Apostel öffneten verhältnismäßig wenigen die Augen. Und in den 33 Jahren, welche ihnen die göttliche Erbarmung einräumte, bis zum Ausbruche des fürchterlichen Römerkrieges häuften sie nur noch Missethaten über Missethaten. Aber auch ihre Stunde sollte schlagen. Bald sollten sie fühlen, mit welch erdrückender Wucht die Schuld des Gottesmordes auf ihnen lastete. Das von Moses angedrohte, von vielen Propheten geweissagte, vom Heilande selbst unter Thränen des Mitleides vorherverkündigte Strafgericht brach in zermalmenden Schlägen über das unglückliche Volk herein. Alle Umstände dieses schauerlichen Ereignisses zeugen laut dafür, daß Gott es war, der hier mit der Strenge seiner Gerechtigkeit waltete, um für alle Zeiten den Völkern des Erdkreises kund zu thun, daß ein Frevel ohnegleichen eine Strafe nach sich zog, die ohnegleichen dasteht in den Jahrbüchern des Menschengeschlechtes.

Wie ernst und drohend offenbarte Gott den gerechten Zorn über sein untreues Volk in den Unglück weissagenden Zeichen, welche Jahre lang vor Jerusalems Zerstörung die Einwohner ängstigten und uns von jüdischen und heidnischen Geschichtschreibern berichtet werden! Sieben Jahre und fünf Monate hindurch verkündigte ein gewisser Jesus, Sohn des Ananus, das göttliche Strafgericht. Nach der

Verwerfung Jesu, des Eingebornen vom Vater, der ihnen Heil und Erlösung bringen wollte, erhielten sie nunmehr einen Jesus, der ihnen ihre eigene Verwerfung und Vertilgung vorhersagen mußte. Am Laubhüttenfeste erhob derselbe plötzlich seine Stimme und brach in den jammervollen Ruf aus: „Eine Stimme vom Aufgang! Eine Stimme vom Niedergang! Eine Stimme von den vier Winden! Eine Stimme wider Jerusalem und den Tempel! Eine Stimme wider den Bräutigam und die Braut! Eine Stimme wider das Volk!" So rief er Tag und Nacht. Mit diesem Schreckensrufe durchirrte er die Straßen und Plätze Jerusalems, ohne je zu ermatten, ohne je heiser zu werden. Als man ihn, um des lästigen Propheten ledig zu werden, geißelte und bis auf die Knochen zerfleischte, entfuhr ihm kein Laut der Klage. Bei jedem Streiche wiederholte er mit angestrengter Stimme: „Wehe! Wehe über Jerusalem!" An Festtagen erscholl sein Ruf besonders kläglich und eindringlich. Mit niemanden wechselte er ein Wort. Während der Belagerung rief er eines Tages auf dem Walle stärker denn je; plötzlich fügte er bei: „Wehe auch mir!" In demselben Augenblicke fiel er, von einem feindlichen Steine zerschmettert, zu Boden und endigte so das qualvolle Leben. Im Tempel selbst sah man die seltsamsten Dinge, so daß eines Tages ein berühmter Rabbiner ausrief: „O Tempel, o Tempel! was beunruhiget dich, und warum hast du Angst vor dir selbst?" Eine feste, eherne Thür, die gegen Aufgang den innern Tempel schloß und kaum von 20 Männern bewegt werden konnte, öffnete sich gegen Mitternacht auf einmal von selbst. Am Pfingstfeste hörten die Priester, als sie bei Nacht in den innern Tempel gingen, den Dienst des Festes zu versehen, zuerst Bewegung und Geräusch, dann eine Stimme wie von einer großen Menge: „Lasset uns von hinnen ziehen!" Am 21. Mai (Jahr 65) wurden vor Sonnenuntergang über der ganzen Gegend hoch in der Luft Wagen und Heerscharen gesehen, welche die Stadt zu umringen schienen. Gegen alle diese Warnungen blieb jedoch das Volk verstockt. Ja, von Betrügern irregeleitet und bethört, hielten viele dieselben für glückliche Vorbedeutung. „Auf übernatürliche Weise betäubt", sagt der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, „ohne Augen und ohne Sinn, ließ es die göttlichen Ankündigungen, welche die bevorstehende Verwüstung andeuteten, außer acht."

Der glühende Haß, welcher von jeher die Juden gegen die Römerherrschaft erfüllte, wurde um diese Zeit mächtig geschürt durch die schrankenlose Willkür der letzten römischen Landpfleger. Im Jahre 66 n. Chr. brach endlich die allgemeine Erbitterung in vollen Aufruhr aus. Das Volk rottete sich in wilden Scharen zusammen, vertrieb die Römer aus Jerusalem, steckte mehrere öffentliche Gebäude in Brand und schlug ein römisches Heer schimpflich in die

Flucht. Die Aufrührer frohlockten über diesen Sieg; die Verständigen aber zitterten ob der Rache der eben so gewaltigen als stolzen Weltbeherrscher. Wie einem sinkenden Schiffe suchten viele angesehene Juden der unseligen, den Gerichten Gottes verfallenen Stadt zu entrinnen, und die Christen, eingedenk der Mahnung ihres göttlichen Herrn, zogen sich eilig in die Stadt Pella zurück.

Als der Kaiser Nero Kunde von diesen Vorfällen erhielt, sandte er den Vespasian, seinen tüchtigsten Feldherrn, mit einem auserlesenen Heere nach Judäa, um die Empörung mit Waffengewalt zu unterdrücken. Während aber die feindlichen Scharen das Land mit Feuer und Schwert verheerten, wütete in dem aufrührerischen Jerusalem ein nicht minder verderblicher einheimischer Kampf. Von allen Seiten waren daselbst Räuber, Diebe und Mörder zusammengeströmt, welche im Bunde mit den verwegensten Aufrührern die Stadt mehrere Jahre vor der Belagerung mit allem Jammer und Elend des blutigsten Bürgerkrieges erfüllten. Eleazar, der Hauptmann des Tempels, umgab sich mit einer Schar von Männern aus der Sekte der Zeloten (Eiferer) und schaltete in Jerusalem mit schonungsloser Willkür. Einst rief er, um seine Partei zu verstärken, die grausamen Idumäer herbei und richtete mit ihrer Hilfe ein gräßliches Blutbad an. 12000 der angesehensten Männer wurden niedergemacht. Bald sah sich Jerusalem von drei blutgierigen, wutentflammten Parteien zerfleischt, welche sich um die Herrschaft stritten. Plündernd und mordend durchzogen sie die Straßen der Stadt und übten die scheußlichste Schreckensherrschaft. Niemand durfte die Toten bestatten oder beweinen. Wer einen der Seinigen, den diese Tyrannenknechte ermordet hatten, begrub, der grub sich selbst sein Grab.

Unterdessen wurde Vespasian nach Rom auf den Kaiserthron gerufen, und nun rückte sein Sohn Titus mit den Legionen vor die unselige Stadt. Es war um die Osterzeit des Jahres 70 n. Chr., als unzählige Juden aus allen Weltgegenden in Jerusalem versammelt waren. Mit Grauen sah das Volk die furchtbaren Anstalten zur Belagerung, und viele flohen aus der ruchlosen Stadt in das römische Lager. Allein auch dieses Rettungsmittel war mit äußerster Lebensgefahr verbunden. Denn argwöhnisch besetzten die Zeloten Mauern und Thore, und jeder Flüchtling, dessen sie habhaft werden konnten, wurde dem Tode geweiht, es sei denn, daß er um schweres Geld sich loskaufte. Tag und Nacht widerhallte die Stadt vom Kriegsgetümmel und von lautem Jammer. Die reichen Vorräte, welche auf mehrere Jahre zum Unterhalt der Stadt ausgereicht hätten, wurden oft in unbegreiflicher Verblendung von einer Volkspartei verbrannt, damit sie ja nicht der andern zu gute kämen. So stellten sich bald in schauderhaftem Grade alle Schrecken einer Hungersnot ein. Für ein

Maß Weizen gaben schon Wohlhabende all ihr Gut hin, die Ärmeren für ein Maß Gerste. Durch Martern und Qualen erpreßten die Tyrannen, die selbst noch in Überfluß schwelgten, die Habe der unglücklichen Bürger und sahen kaltblütig auf verschmachtende Frauen und Kinder. Selbst die wilden Wurzeln und Kräuter, welche die verhungernden Leute bei Nacht außerhalb der Stadt in Feldern und Gärten mit Lebensgefahr sammelten, nahmen ihnen diese Unmenschen ab. In so großer Zahl geschahen diese nächtlichen Gänge, daß die Römer, eine Kriegslist argwöhnend, die Wehrlosen überfielen, als Kriegsgefangene geißelten und kreuzigten. Bald standen die Kreuze wie ein Wald neben dem römischen Lager.

All diese schauerliche Not beugte nicht den Sinn der tyrannischen Machthaber von Jerusalem, so daß sie die oft von Titus angebotene Verzeihung angenommen und sich ergeben hätten. Endlich schritten die Römer zum Äußersten. Rings um die ganze Stadt wurde eine gewaltige Mauer mit 13 festen Türmen erbaut. Jetzt war der unglückseligen Stadt jeder Weg, Lebensmittel zu erhalten, abgeschnitten. Schrecklich wütete der Hunger. Zu Tausenden sanken die Einwohner entseelt zu Boden. Die flachen Dächer der Häuser, wie die innern Gemächer, die Gassen und öffentlichen Plätze waren bedeckt mit Leichen. Männer und Jünglinge wankten wie Schatten einher; stieß ihr Fuß an einen Stein, so fielen sie vor Schwäche zu Boden, unfähig, sich wieder zu erheben. Gürtel von Leder, Schuhriemen, verfaultes Heu galten als Speise. In diesem äußersten Elende vergaß sogar eine Mutter ihrer natürlichen Liebe zum Säugling. Von Hunger gefoltert, tötet sie ihr Kind, bratet einen Teil und verzehrt ihn. Auf den Geruch der Speise stürmen die Räuber heran und fordern trotzig die bereitete Nahrung. Mit an Wahnsinn grenzender Kälte holt die Mutter den übrigen Teil und ermuntert die Räuber zu essen: es sei ihr Kind; sie habe auch davon gegessen. Entsetzt laufen die Tyrannen aus dem Hause und verkünden die grauenvolle That. — Da die Stadt nur ein ungeheures Leichenfeld war, so hatte man es längst aufgegeben, die Seinigen zu begraben. Die Sterbenden streckten sich neben ihren Toten hin und erwarteten so ihr Ende. In großen verödeten Gebäuden wurden die Leichname aufgehäuft, und über 600 000 wurden über die Mauern in tiefe Schlünde geworfen. Als einst Titus an einem mit verwesenden Leichen angefüllten Abgrunde vorbeiging, erhob er die Hände gen Himmel und beteuerte vor Gott, daß er schuldlos sei an diesem Frevel. Grabesstille herrschte in der Stadt. Die glühende Hitze des Sommers und der Pestqualm der Verwesung brütete über ihr. Nur das Toben der wilden Räuber hörte man, welche in die Häuser drangen, die Toten verstümmelten und die Sterbenden verhöhnten.

Am 11. Juli hörte das tägliche Opfer auf, weil es an Lämmern gebrach. Herzzerreißend war deshalb die Bestürzung und Trauer des Volkes. Auf diese Kunde sandte Titus noch einmal den Flavius Josephus, um Frieden und Verzeihung anzubieten. Unter bittern Thränen wies derselbe seine Landsleute darauf hin, daß Himmel und Erde sich wider sie verschworen hätten, daß ihr Widerstand ihnen gewissen Untergang zuziehe. „Rettet die hl. Stadt", sprach er tief ergriffen, „rettet euch selbst; rettet diesen Tempel, das Wunder der Welt, den die Römer verehren, und den Titus nur ungern zertrümmern würde." Vergeblich jedoch erschöpft er seine Beredsamkeit. — Nun stürmen die Römer mit erneuerter Kraft. Ungeheure Mauerbrecher stürzen die Mauern zusammen. Die Belagerten verteidigen sich mit dem Mute der Verzweiflung; allein ihre Kraft ermattet; ein Bollwerk nach dem andern fällt in die Gewalt der Römer. Nur mehr Trümmerhaufen umgeben den Tempel, wohin jetzt der Kampfplatz verlegt ist. Um jeden Preis möchte Titus denselben unversehrt erhalten; denn alle Pracht und Größe der Gebäude, mit welchen Jerusalem geschmückt war, verschwand vor der Herrlichkeit des Tempels. Die Hartnäckigkeit der Juden vereitelte jedoch alle seine Vorsicht. Sie zogen sich in die prachtvollen Säulenhallen zurück, welche den Tempel umgaben, und verteidigten sich mit aller Kraft. Jeder Fußbreit Erde, um den die Römer vorrückten, war mit Toten bedeckt. Endlich schleuderte ein römischer Soldat, uneingedenk des strengen Befehles, den Tempel zu retten, eine Brandfackel in die Gemächer, welche das Heilige umgaben. Sogleich schlägt aus dem Getäfel von Cedernholz die lichte Flamme empor, und ein ungeheures Wehegeschrei der Juden erfüllt die Luft. Umsonst eilt Titus herbei und befiehlt dem Feuer Einhalt zu thun. Ein mörderisches Gefecht entspinnt sich an heiliger Stätte. Berge von Toten liegen um den Brandopferaltar; das Blut fließt in Strömen über seine Stufen. Und noch immer wähnte das bethörte Volk, jetzt sei der Tag gekommen, an dem sie den Thron der Weltherrschaft besteigen würden. Da gab es keine Barmherzigkeit mehr. Wer den zornentflammten Römern begegnete, wurde niedergestoßen. Stadt und Tempel gingen in Flammen auf, und zwar im nämlichen Monate und am nämlichen Tage, als dieses unter Nabuchodonosor geschehen war. Unermeßlich waren die Schätze, welche die Römer erbeuteten. Siegestrunken pflanzten die Legionen ihre Adler auf Jerusalems Trümmern auf. Als aber Titus die erstaunliche Festigkeit der Mauern und Türme sah, sprach er erschüttert: „Gott hat diesen Krieg für uns geführt; denn gegen diese Festen würden Menschenhände nichts vermocht haben"; und er weigerte sich, die Siegeskronen, welche ihm verschiedene Völker zuschickten, anzunehmen, weil nicht er, sondern Gott, der den Juden gezürnt habe,

der Sieger sei. Von den 97 000 noch übrigen Juden wurden viele verkauft, andere für die Kampfspiele aufbewahrt. Die Zahl der durch Hunger und Schwert in der belagerten Stadt gefallenen Juden wird auf 1 100 000 angegeben. Nur einige Türme blieben bei Schleifung der Mauern und der Stadt stehen, als Denkmal dieses wunderbaren Sieges. 700 der kräftigsten Jünglinge ließ Titus von den Gefangenen auswählen, um seinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen.

b) Die Hartnäckigkeit der Juden und mehr noch ein ausdrücklicher Auftrag von Gott war Ursache, daß die Apostel sich zu den heidnischen Völkern wandten.

Da die Gläubigen, welche der Herr zu den Erstlingen seiner hl. Kirche erwählte, als geborne Juden vor dem Umgange mit den für unrein geltenden Heiden Abscheu hatten, so getrauten sie sich anfangs nicht, denselben das Evangelium zu verkünden. Zu der Zeit aber, wo Jerusalem durch gänzlichen Untergang seine Missethaten büßte, waren schon viele Heiden in den Schoß der Kirche eingegangen, und bereits standen viele Gemeinden der Heidenchristen in hoher Blüte. Nicht ohne besondere Fügung Gottes war diese Wendung eingetreten. Dem hl. Petrus als dem Oberhaupte der Kirche wurde zu Joppe in einem geheimnisvollen Gesichte kund gethan, daß Heiden und Juden gleich berechtigt wären, an der Wohlthat der Erlösung teil zu nehmen; und vom hl. Geiste ermahnt, begab sich der Apostelfürst nach Cäsarea (am Meere), wo er den heidnischen Hauptmann Kornelius samt dessen Verwandten und Freunden über die Geheimnisse des Christentums belehrte. Während er zu ihnen redete, siehe! da kam plötzlich zum Erstaunen der anwesenden Judenchristen der heil. Geist über die ganze Versammlung, und sie fingen an, in fremden Sprachen zu reden und Gott zu verherrlichen. Nun erkannte Petrus klar den göttlichen Willen und zögerte nicht mehr, den von Gott also begnadigten Heiden die Taufe zu spenden (Apgsch. 10). Gefallen war mithin die alte Scheidewand zwischen Juden und Heiden; eröffnet war sonach jene glorreiche, unabsehbare Reihe von hl. Blutzeugen, Bekennern und Jungfrauen, welche, dem Heidentume entsprossen, der Kirche zu so ausnehmender Zierde gereichen. — Während die Heiden sich beeiferten, die ihnen vom Herrn angebotene Gnade zu benutzen, verhärteten die Juden immer mehr ihr Herz und erregten allenthalben Haß und blutige Verfolgung gegen die Christen. Voll heiliger Entrüstung sprachen daher Paulus und Barnabas zu den Juden Pisidiens: „Zu euch mußte zuerst das Wort Gottes gesprochen werden; weil ihr es aber von euch stoßet und euch des ewigen Lebens nicht wert achtet, siehe, so wenden wir uns zu den

Heiden" (Apgsch. 13, 46). Darüber wurden die Heiden mit großer Freude erfüllt, „und das Wort des Herrn ward ausgebreitet in der ganzen Gegend". Besonders fruchtbar zeigte sich die Predigt der Glaubensboten zu Antiochia, und hier war es auch, wo die Gläubigen zuerst Christen genannt wurden.

Um diese Zeit (zwischen J. 50 und 52 n. Chr.) bedrohte aber ein gefährlicher Zwiespalt die heranwachsende Kirche. Veranlassung dieses Zerwürfnisses waren einige Gläubige aus den Juden, welche die neubekehrten Heiden zu Antiochia der Beschneidung unterwerfen wollten, als ob dieselbe notwendig zur Seligkeit sei. Mit aller Kraft widersetzten sich Paulus und Barnabas diesem Ansinnen. Um jedoch die Streitfrage endgiltig zu entscheiden, beschloß man, dieselbe zu Jerusalem einer Versammlung der anwesenden Apostel und Ältesten vorzulegen. Unter dem Vorsitze des hl. Petrus wurden Beratungen gepflogen, und der Apostelfürst war der erste, welcher den Antrag der Judenchristen verwarf. Ihm pflichteten alle bei, und es wurde einmütig beschlossen, allen Brüdern aus den Heiden kund zu thun: „Es habe ihnen und dem hl. Geiste gefallen", ihnen keine weitere Last aufzulegen. Nur einige zeitgemäße Beobachtungen aus dem Mosaischen Gesetze befahlen sie ihnen zu halten (Apgsch. 15). Somit war der Streit beigelegt und den Christen aller kommenden Jahrhunderte ein Beispiel gegeben, wie sie bei eingetretener Meinungsverschiedenheit in Sachen des Glaubens und der Zucht sich zu verhalten hätten. Und wirklich pflegten alle Kirchenversammlungen, welche in der Folge durch den Drang der Umstände veranlaßt wurden, nach dem Vorbilde dieser ersten Versammlung zu Jerusalem abgehalten zu werden.

c) Arm und verfolgt verkündeten die Apostel unter tausend Mühsalen und Todesgefahren das Evangelium. Dafür segnete Gott sichtbar ihr Bemühen. Kaum waren 30 Jahre seit der Ausgießung des heil. Geistes verflossen, und schon bestanden in allen Teilen der Welt Christengemeinden.

Mit ebenso milder als siegreicher Kraft verbreitete sich das Christentum in immer weitern Kreisen, und seine Strahlen verklärten immer mehr das düstere Antlitz der Erde. Denn eingedenk des Auftrages Jesu Christi: „Gehet hin und lehret alle Völker", zogen die Apostel aus in die Heidenländer. Bald sah man, wie der Apostel Paulus (Röm. 10, 18) bezeugt, die Worte der Schrift erfüllt: „Über die ganze Erde geht aus ihr Schall, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort." Der hl. Petrus verkündigte Jesum Christum in Palästina, in Syrien, in Kleinasien und Ita-

lien; der hl. Andreas, der Bruder des Apostelfürsten, predigte in Scythien, in Epirus und in Griechenland; Philippus in Phrygien; Bartholomäus in Großarmenien und Arabien; die beiden Jakobus in Palästina; der hl. Thomas drang in das Innere von Asien und soll bis nach Indien gekommen sein; der hl. Matthäus trug die Leuchte des Glaubens nach dem asiatischen Äthiopien, wie auch der hl. Matthias; Simon von Kana wirkte in Mesopotamien und Persien; Judas Thaddäus in Arabien, Mesopotamien und Idumäa. Der hl. Johannes war besonders in Kleinasien thätig, aber auch die Parther sollen von ihm das Evangelium vernommen haben. — Wer sah jemals einen gewaltigen Eroberer so kampfbereit und siegesfroh dem Feinde entgegenziehen, wie die armen schlichten Apostel, gleichsam die Welt unter sich teilend, von Judäa aus den von Gott einem jeden beschiedenen Kampfplatz betraten? Glühend von Liebe zu ihrem göttlichen Herrn und brennend vor Begierde, die unsterblichen Seelen dem ewigen Verderben zu entreißen, war ihnen keine Entfernung zu groß, kein Land zu wüst und öde, kein Volk zu roh und entsittlicht. Alle Nationen umfaßten sie mit derselben himmlischen Liebe, und diese Liebe versüßte ihnen alle Mühen und Beschwerden. Groß und zahlreich waren in der That die Leiden, welchen sich die Apostel um der Liebe Christi willen zu unterziehen hatten. Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Müdigkeit und Erschöpfung der Kräfte mußten sie ausstehen. Grimmig schürte der Feind alles Guten unter Juden und Heiden die Flamme der Verfolgung wider sie. Unter Thränen mußten sie den Samen ausstreuen, um nachher in Jubel die vollen Garben zu sammeln. Mit Ausnahme des hl. Johannes, welcher wunderbar in einem Kessel siedenden Öles unversehrt blieb, starben nach der gewöhnlichen Annahme alle Apostel des Martertodes.

Die Geschichte hat uns zwar nur weniges von dem Leben und Wirken der meisten Apostel aufbewahrt; allein entschwinden auch diese Leuchten unserem Blicke, so sehen wir dafür die Welt durch ihren Glanz erleuchtet. Ein herrliches Bild apostolischer Thätigkeit hat uns jedoch der hl. Evangelist Lukas in seiner Apostelgeschichte hinterlassen, worin derselbe als treuer Begleiter des hl. Paulus die apostolische Wirksamkeit dieses großen Völkerlehrers beschreibt. Von Christus selbst zum großen Werke der Heidenbekehrung auserkoren, begann Paulus seine unvergleichliche Laufbahn. Er durchwanderte in Begleitung des Apostels Barnabas, später in der des Silas, Timotheus, Titus und Lukas wiederholt Palästina, Syrien, verschiedene Provinzen Kleinasiens, Macedonien und Griechenland. Von einer derartigen großen Missionsreise nach Jerusalem zurückgekehrt und daselbst verhaftet, appellierte er an

den Kaiser und kam so als Gefangener um Christi willen nach Rom. — Mit demselben Feuereifer, mit derselben wunderbaren Kraft verkündigte er überall Jesum den Gekreuzigten, welcher den Heiden eine Thorheit, den Juden aber ein Ärgernis war. Trotz vielfacher Hindernisse gründete, ordnete und befestigte er überall Kirchen. Es war, als sproßten unter seinem Tritte junge, lebenskräftige Gemeinden auf. Weit entfernt, den Menschen gefallen zu wollen, suchte er seinen Ruhm in der Ähnlichkeit mit Jesu dem Gekreuzigten. Mit hl. Frohlocken erzählt er (2. Kor. 11) selbst, wie er sein Leben zugebracht in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigem Nachtwachen, in Hunger und Durst, in vielem Fasten, in Kälte und Blöße, in häufiger Todesgefahr zu Wasser und zu Land, unter Juden und Heiden; wie er mehrmals eingekerkert, öfters gegeißelt, selbst gesteinigt worden.

Wunderbare Erfolge krönten die Arbeiten der Apostel; denn der Herr war mit ihnen. Allerorts wurde der Name Christi verherrlicht durch erstaunliche Krankenheilungen, durch die Gabe der Sprachen und der Weissagung und durch viele andere glänzende Wunder. Wie auffallend war zudem der Umstand, daß gerade in den volkreichsten, blühendsten Städten, wo die Üppigkeit und das sittliche Verderbnis ins Schauerliche gestiegen war, sich die größten, hoffnungsvollsten Gemeinden erhoben, zu Antiochien, Cäsarea, Damaskus, Edessa, Ephesus, Korinth, Alexandrien, Rom u. s. w.! So schnell wuchs die Kirche zu Rom heran, daß Tacitus von einer „ungeheuren Menge" Christen sprechen konnte, welche zur Zeit der Neronischen Verfolgung (66 n. Chr.) die Stadt erfüllten. — Noch auffallender zeigt sich aber die Frucht der Glaubenspredigt, wenn wir sehen, daß nicht nur die niedrigen Volksklassen für Christus gewonnen wurden, sondern daß auch die Gelehrten und die höchsten Stände vertreten waren. Belege hiefür sind der Kämmerer einer äthiopischen Königin, welchen der Diakon Philippus taufte, und Manahen, ein Milchbruder des Herodes, wie auch der Statthalter von Cypern Sergius Paulus, von dessen Bekehrung her Saulus wahrscheinlich den Namen „Paulus" annahm, ferner der Hauptmann Kornelius, Dionysius, ein Mitglied der hohen Versammlung des Areopages zu Athen, Crispus, der Synagogenvorsteher von Korinth (Apgsch. 18, 18), und Erastus, Rentmeister derselben Stadt (Röm. 16, 23). Selbst ein Neffe des Kaisers Vespasian, der Konsul Flavius Klemens, und seine Gemahlin Domitilla bekannten sich zum Christentume.

d) Zu geistlichen Vorstehern der Christengemeinden ernannten die Apostel Bischöfe, denen sie unter Gebet

und Händeauflegung ihre Gewalt mitteilten, und die sie so zu ihren Nachfolgern und Stellvertretern einsetzten. Glaubhaften Nachrichten zufolge predigten, vom hl. Petrus gesandt, die heil. Eucharius und Valerius in Trier, der hl. Maternus in Trier, Köln und Tongern und gründeten dort christliche Gemeinden. Die einzelnen Gemeinden standen alle unter sich in dem innigsten Verbande und bildeten unter dem Apostel Petrus als dem gemeinsamen Oberhaupte die eine, allgemeine, d. h. die katholische Kirche. Petrus starb den Martertod in Rom, wo er die letzten Jahre seines Lebens Bischof war (67 n. Chr.). Von ihm vererbte sich die kirchliche Obergewalt auf seine Nachfolger, die römischen Bischöfe oder Päpste.

In wenigen Jahren stand zwar ein Gottesreich da, welches sich durch die Größe seiner Ausdehnung und durch die Zahl seiner Glieder als ein glänzendes Wunder der göttlichen Allmacht ankündigte. Sollte aber das von den Aposteln so glücklich begonnene Werk sich erhalten und stetig fortschreiten, so mußte das Lehr-, Priester- und Hirtenamt, womit der Herr zum Besten der Kirche sie betraut hatte, auch neue Träger finden, dasselbe mußte, wie die Kirche selbst, sich ausbreiten und bis zum Ende der Zeiten fortbestehen. Die apostolische Vollmacht konnte aber als eine Gnadengabe Jesu Christi, von dem die Apostel die Sendung und den Auftrag empfangen hatten, wiederum andere zu senden, nur denjenigen zu teil werden, auf welche die Apostel mittels der hl. Weihe sie übertrugen. Und wirklich ernannten dieselben überall, wo sie christliche Gemeinden stifteten, auch geistliche Vorsteher, Bischöfe. Diesen erteilten sie durch Händeauflegung die hl. Weihe und übertrugen ihnen somit die Vollmacht, die neue Gemeinde zu unterrichten und zu regieren, den Gläubigen die verordneten Gnadenmittel zu spenden (Apgsch. 14, 22; 1. Tim. 4, 14). Solche Bischöfe waren von den Gläubigen angesehen als „gesetzt vom hl. Geiste, um die Kirche Gottes zu regieren" (Apgsch. 20, 28). So hat Paulus den Timotheus zum Bischof von Ephesus, den Titus zum Bischof von Kreta, und Johannes den Polycarpus zum Bischof von Smyrna bestellt und geweiht.

So wurde auch der hl. Eucharius, der erste Bischof von Trier, nach einer glaubwürdigen Überlieferung vom hl. Petrus in Rom zum Bischof geweiht und mit zwei Genossen, Valerius und Maternus, als Glaubensboten nach Gallien und Germanien gesandt. Auf der Reise starb Maternus zu Elegia (Ehl im Elsaß). Tief betrübt kehrten nun Eucharius und Valerius nach Rom zurück und

meldeten es dem hl. Petrus. Dieser tröstete sie und übergab ihnen seinen Stab; damit sollten sie den Verstorbenen wieder zum Leben erwecken. Bereits hatte Maternus vierzig Tage im Grabe geruht, als er durch die Berührung mit dem Stabe des Apostelfürsten sich aus demselben erhob und mit seinen Gefährten die apostolische Wanderung fortsetzte. Sie kamen nach Trier, dessen heidnische Bewohner sich durch die vielen erstaunlichen Wunderthaten des heil. Eucharius bald zum christlichen Glauben bekehrten. Eucharius ward der erste Bischof von Trier. Ihm folgte zuerst Valerius, dann Maternus auf diesem bischöflichen Sitze. Der letztere gründete von Trier aus die beiden Bistümer Köln und Tongern, welche Städte ihn als ihren ersten Bischof verehren. Er starb um das Jahr 128.*)

Zu untergeordneten Gehilfen im Amte gaben die Apostel den Bischöfen Priester und Diakone. Die Bischöfe solcher neu gegründeten Gemeinden erhielten zugleich von den Aposteln den Auftrag, in den umliegenden Städten und Ortschaften persönlich oder durch ihre Gehilfen das Christentum zu predigen, neue Gemeinden zu gründen und mittels der hl. Weihe ebenfalls neue Bischöfe und Hilfspriester nach Belieben anzustellen (Tit. 1, 5). Die auf solche Weise gestifteten Gemeinden der Umgegend traten, wie ihre Bischöfe, in ein naturgemäßes Verhältnis der Abhängigkeit und Unterordnung zu ihren von den Aposteln gegründeten Stamm- und Mutterkirchen. Der Mutterkirche gebührte der Vorrang vor den Tochterkirchen; sie erhielt nach dem Griechischen den Namen Metropolitankirche, und ihr Bischof den Namen Metropolit oder Erzbischof. Auf diese Weise ist der Ursprung der Bistümer und Erzbistümer zu erklären. Unter den Metropolitankirchen genossen von den apostolischen Zeiten an besonderes Ansehen die von Antiochien, wo der hl. Petrus zuerst seinen bischöflichen Sitz aufschlug, die von Alexandrien, die derselbe durch seinen geliebten Jünger, den hl. Evangelisten Markus, gründete, und vor allem die von Rom, ebenfalls vom Apostelfürsten gegründet. Der Bischof von Antiochien wurde Patriarch für den Orient, der von Alexandrien für ganz Ägypten, und der von Rom für den ganzen Occident. So standen also die Bischöfe der verschiedenen Kirchen nicht vereinzelt da; alle waren untergeordnet dem Bischofe der Mutterkirche; alle hielten sich an die von den Aposteln der Mutterkirche übergebenen Lehren, Vorschriften und Gesetze.

Zu keiner Zeit aber durfte die Gefahr eintreten, daß die Kirche Christi in mehrere gleichberechtigte Teile auseinanderfiel;

---

*) In betreff der Glaubwürdigkeit dieser uralten Überlieferung vgl. das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, neue Ausgabe, Artikel „Eucharius."

auch die apostolischen Stamm- und Mutterkirchen mußten unter sich die Einheit und Einigkeit bewahren. Zu diesem Ende war die ganze Kirche samt Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Statthalter Christi auf Erden, dem Apostelfürsten Petrus unterworfen. „Mit der römischen, von den Aposteln Petrus und Paulus gestifteten Kirche“, bezeugt deshalb der hl. Bischof und Martyrer Irenäus († 202), „müssen wegen ihres mächtigen Vorranges alle Kirchen, d. h. alle Gläubigen allenthalben übereinstimmen“ (Geg. d. Häres. 3, 3). Denn, schreibt der hl. Cyprian († 258), „wie kann derjenige, welcher Rom, den Lehrstuhl Petri verläßt, sich mit der Hoffnung schmeicheln, ein Glied der Kirche zu sein?“ (Bch. v. d. Einheit.) So hatte sich also die katholische Kirche schon in ihrem Ursprunge, der Einrichtung ihres göttlichen Stifters gemäß, zu einem wohlgeordneten, alle Völker umfassenden Reiche, zu einem schön gegliederten Ganzen gestaltet, für dessen Fortbestand auf das weiseste Vorsorge getroffen war.

Eine Reihe von Jahren verherrlichte Petrus den bischöflichen Stuhl zu Rom durch den Glanz seiner Tugenden, und er pflegte dermaßen den jungen Baum des Christentums, daß die ganze Wut der nachfolgenden Stürme ihn nicht zu entwurzeln vermochte. Im Jahre 67 n. Chr., den 29. Juni, starb endlich der greise Apostelfürst den Martertod am Kreuze.*) Zufolge einer frommen Überlieferung erbat er sich als eine besondere Gnade, mit dem Haupte nach unten an das Kreuz geheftet zu werden, weil er sich der Ehre für unwürdig hielt, ganz auf dieselbe Weise, wie sein göttlicher Meister, den Tod zu erleiden. In demselben Jahre und sehr wahrscheinlich an demselben Tage vollendete, ebenfalls zu Rom, der große Heidenapostel seine irdische Laufbahn. Derselbe wurde als römischer Bürger enthauptet und teilt mit dem heil. Petrus die hohe Verehrung, welche bis auf den heutigen Tag diesen glorreichen Aposteln vom gesamten christlichen Erdkreise gezollt wird. — Dem hl. Petrus folgte auf dem römischen Stuhle unmittelbar Linus, nach diesem Kletus, Klemens, alle drei Schüler des Apostelfürsten, dann Evaristus, Alexander, Sixtus und die übrigen Päpste in ununterbrochener Reihenfolge bis auf den gegenwärtig in so vieler Trübsal glorreich regierenden Leo XIII., der von Petrus an der 263ste rechtmäßige Bischof von Rom ist. Mit Besitznahme des apostolischen Stuhles traten dieselben zugleich in alle Würden und Rechte, welche Petrus, der erste Inhaber jenes Stuhles, besaß,

*) Über den Tod des hl. Petrus zu Rom, als eine historisch begründete Thatsache, sieh Laacher Stimmen, Jahrg. 1888, Bd. 11, S. 109 ff.

und erhielten demnach wie Petrus das Oberhirtenamt über die ganze Kirche. Denn von Christus dem Apostelfürsten zur Erhaltung der kirchlichen Einheit und Eintracht anvertraut, durfte dasselbe mit seinem ersten Träger nicht untergehen; es mußte notwendig in dessen Nachfolgern fortdauern und wie alle von Christus zum Heile seiner Kirche verliehenen Vollmachten sich von Geschlecht zu Geschlecht bis zum Ende der Zeiten fortpflanzen.

2. Sieg der Kirche über das Heidentum im römischen Reiche.

Ursache der allgemeinen Christenverfolgung unter den Heiden. — Christenverfolgung im römischen Reiche, — besonders in Rom. (Die Katakomben.)

32. a) Mit Entsetzen gewahrten die Heiden die schnelle Ausbreitung der christlichen Religion, die ihren lasterhaften Wandel, ihren greulichen Götzendienst laut verdammte. Sie beschlossen, das Christentum auszurotten.

Nur durch heißen und langwierigen Kampf sollte die christliche Lehre den Sieg erringen. So lange das Menschengeschlecht geteilt ist zwischen Kindern Gottes und Kindern dieser Welt, jener von Gott abtrünnigen Welt nämlich, so lange wird auch die Kirche von den letztern sich angefeindet und verfolgt sehen. Christus selbst kündigte seinen Jüngern dieses an, indem er zu ihnen sprach: „Siehe, ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe.“ Auch den Grund, warum die Welt so feindlich gegen sie auftreten würde, bezeichnete er mit den Worten: „Wenn ihr von der Welt wäret, so würde die Welt euch lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt“ (Joh. 15, 19).

So sehr auch der reine, tadellose Wandel der Christen geeignet war, selbst den blinden Heiden Verehrung und Hochachtung einzuflößen, so konnte derselbe gleichwohl auf die Dauer dem Lose der Tugend hienieden nicht entgehen, er mußte bei der sittlich ganz zerrütteten Volksmasse Neid und Haß und endlich grimmige Verfolgung erregen. In jedem Christen sahen die Heiden einen lästigen Sittenrichter, dessen leuchtendes Tugendbeispiel ihre unersättliche Habgier, ihren Stolz, ihre Hartnäckigkeit, ihre schändliche Wollust brandmarkte und verdammte. Um jeden Preis wollten sie sich derselben entledigen. Bei dem Mangel an Thatsachen zu einem rechtlichen Verfahren sollten die gehässigsten Verleumdungen die Christen dem Hasse und der öffentlichen Verachtung preisgeben. Die Versammlungen zum Gottesdienste und zum Genusse der hl. Eucharistie, welche der Umstände wegen

insgeheim und oft nächtlicher Weile abgehalten wurden, stellten sie als Zusammenkünfte dar, welche durch die schauderhaftesten Greuelthaten befleckt würden: unschuldige Kinder erwürge man und verzehre in gräßlichen Mahlen deren Fleisch. Alle Verbrechen wurden den Christen angedichtet. Sie wurden als solche ausgegeben, welche sich feierlich von aller Verbindlichkeit sowohl gegen Gott als gegen die Menschen losgesagt hätten. Es läßt sich also begreifen, daß das irregeführte Volk bei großen öffentlichen Unfällen, wenn Barbaren die Grenzen des Reiches verheerend überschritten, wenn Überschwemmungen, Erdbeben und Vulkane Städte und Dörfer verwüsteten, wenn Hungersnot und Seuchen die Menschen dahin rafften, in heftige Verwünschungen gegen die Christen, welche durch ihre Gottlosigkeit die Drangsale heraufbeschworen hätten, ausbrach und mit wütendem Geschrei verlangte, man solle diese Frevler den Löwen vorwerfen. Überdies trugen die heidnischen Priester, Wahrsager, Zauberer und Gaukler, welche ihr Ansehen und ihren Gewinn bedroht sahen, ihr Mögliches dazu bei, um den Zündstoff des allgemeinen Hasses zu nähren und zu befördern.

Aber auch die Mächtigen unter den Heiden, besonders die römischen Kaiser, fanden Gründe genug, einen Kampf auf Leben und Tod gegen das Christentum zu beginnen. Der römische Staat war auf das engste mit dem Heidentume verwachsen; die christliche Lehre hingegen stand im schneidendsten Widerspruche mit demselben. Die höheren Wesen, vor denen sich die Heiden in den Staub warfen, denen sie prachtvolle Tempel erbauten und Opfer darbrachten, galten den Christen für eitle Träumereien. Alles, was auf deren Verehrung Bezug hatte, war ihnen ein Greuel. Nun lebten sie aber in öffentlichen Verhältnissen, die von heidnischen Sitten und Gebräuchen ganz durchwebt waren. Jede öffentliche Handlung, jedes wichtige Privatgeschäft wurde unter heidnischen Ceremonien vorgenommen. Gemeinsame und häusliche Freudenfeste waren stets mit Anrufung der Götter und mit Opfern verbunden; der Eid, der beim Heere und vor Gericht zu leisten war, wurde bei einer heidnischen Gottheit geschworen. Alles dieses hatte zur Folge, daß sich die Christen von vielen öffentlichen und Privatgeschäften ängstlich zurückziehen mußten, um ihr Gewissen nicht zu beschweren und in der Stille einzig ihrem neuen Berufe zu leben. Daher der bittere Vorwurf des allgemeinen Menschenhasses, den die Heiden wider sie erhoben, und die laute Anklage, daß sie Verächter der Staatsgesetze und Feinde des Kaisers seien. Diese Anklage fiel gegen die Christen furchtbar in die Wagschale. Denn abgesehen davon, daß der Stolz der römischen Kaiser keinen, auch noch so berechtigten Widerstand dulden konnte, daß sie unumschränkt über alles herrschen wollten, so wurde ihre persönliche Würde

noch in anderer Weise aufs empfindlichste gekränkt. Die Kaiser vereinigten nämlich in ihrer Person neben der höchsten weltlichen Macht auch die höchste priesterliche Würde. Sie hatten für den Glanz der Feste, für den Schmuck der Tempel, für die Verherrlichung der Götter Sorge zu tragen. Vor allem aber schmeichelten sich dieselben mit der Hoffnung, nach ihrem Tode durch öffentlichen Senatsbeschluß in die Zahl der waltenden Götter aufgenommen zu werden, ihr Andenken durch Tempel und Altäre verherrlicht und verewigt zu wissen. Ja, mehrere Kaiser genossen schon bei Lebzeiten göttliche Verehrung. Alle diese ehrgeizigen Pläne vernichtete das Christentum, wofern dasselbe allgemein zur Geltung kommen sollte. Daraus läßt sich entnehmen, mit welcher Erbitterung und mit welch ungeheuerem Kraftaufwande die heidnischen Gewalthaber gegen die feindliche Lehre in die Schranken traten. Um so heftiger mußte der Kampf entbrennen, je mehr ein Kaiser sich berufen glaubte, der innern Auflösung und dem Zerfalle des Reiches zu steuern, und je mehr derselbe den Wahn teilte, um diesen Zweck zu erreichen, müsse man den altherkömmlichen Götterdienst aufrecht erhalten. Das wesentliche Verhältnis des Christentums zum Heidentume ließ demnach den Kampf als unvermeidlich erwarten; daß derselbe aber so furchtbar und gräßlich ausbrach, ist ein fernerer Beweis, wie kläglich der menschliche Geist, vom Satan verblendet, sich verirren könne.*)

b) Die Bekenner Jesu Christi sollten ihren Glauben abschwören oder unter den schrecklichsten Qualen sterben. Man geißelte und zerfleischte dieselben, warf sie wilden Tieren vor, zerriß ihnen mit eisernen Haken oder verbrannte ihnen mit Fackeln die Seiten. Sie wurden in siedenes Öl geworfen, verstümmelt, zersägt, gekreuzigt, mit Pech bestrichen und angezündet, um so als Fackeln bei den nächtlichen Spielen zu dienen. Aller Orten erduldeten die Christen unbeschreibliche Martern. Die ganze Erde wurde mit ihrem Blute benetzt, und Tausende und Tausende jeden Alters, Geschlechtes und Standes endigten unter den unerhörtesten Qualen ihr Leben.

---

*) Die ersten Christen erkannten die hauptsächlichste Ursache der so grausamen und hartnäckigen Christenverfolgung, wie es die Martyrerakten bezeugen, in dem grimmigen Hasse des Satans, der in der Vernichtung der Abgötterei die Vernichtnng seiner bisher behaupteten Weltherrschaft sah. Diese Ansicht darf uns eben so wenig befremden als die Lehre des heil. Glaubens, daß der Satan, „der Gott dieser Welt, die Herzen der Ungläubigen verblende, daß ihnen nicht strahle die Erleuchtung des Evangeliums“ (2. Kor. 4, 4).

Der Christengemeinde zu Rom war es vom Herrn beschieden, den ersten großen Sturm der heidnischen Verfolgung auszuhalten. Im Jahre 64 n. Chr. eröffnete Nero, welcher die Welt in Staunen und Schrecken versetzte ob der Größe seiner Unthaten, die Reihe der Christenverfolger unter den römischen Kaisern. Dieser Wüterich, der sich mit dem Blute seiner eigenen Mutter, seines Bruders und seiner Gattin besudelte, der seinen Namen durch die Schändlichkeit seiner Ausschweifungen zum Schandfleck des ganzen Menschengeschlechtes machte und als Gesetz nur die wahnsinnigen Einfälle seiner Laune erkannte, zündete in jenem Jahre, um das Schauspiel des trojanischen Brandes zu genießen, Rom an allen vier Enden an und verbot, der Gewalt des Feuers Einhalt zu thun. Bald stand die ungeheure Weltstadt in lichterloher Flamme. Als die Glut am verderblichsten wütete, sah man den Tyrannen auf der Zinne seines Palastes im Gewande eines Saitenspielers die Einäscherung von Troja besingen. Nach sechstägigem Brande war Rom größtenteils in Asche und Trümmer zusammengesunken. Nun regte sich beim mißhandelten Volke drohendes Murren wider den kaiserlichen Brandstifter. Um die Gefahr eines Aufstandes von sich abzuwenden, sucht Nero seine Schandthat durch neue Frevel zu verdecken: er wälzt die Schuld des Unfalles auf die verhaßten Christen und trifft sogleich Anstalten, das angeblich von ihnen dem Volke zugefügte Leid blutig zu rächen. Er läßt aufs emsigste den Christen nachspüren, verhaftet dieselben in ungeheurer Menge und verurteilt sie alle zum Tode. In Vollstreckung des Urteiles entfaltete er die ganze Häßlichkeit seiner blutdürstigen Seele. Viele der unschuldigen Opfer endeten am Kreuze; andere wurden mit Tierfellen bedeckt und von Hunden, die man auf sie hetzte, zerrissen; noch andere ließ er in seinen Lustgärten reihenweise an Pfähle binden, mit Pechkleidern umhüllen und in der Nacht anzünden. Im Scheine dieser Fackeln veranstaltete er öffentliche Spiele der Rennbahn und mischte sich selbst im Anzuge eines Wagenführers unter die gaffende Menge. — Nero selbst endete durch Selbstmord im Jahre 68.

Als diese Prüfung vorübergegangen, schenkte der Herr seiner Kirche einen mehrjährigen Frieden, während dessen es ihr vergönnt war, die vom Feinde geschlagenen Wunden zu heilen. Waren die Christen in dieser Zeit auch den Verfolgungen von seiten der Juden und dem allgemeinen Volkshasse ausgesetzt, so ruhte doch das Schwert der römischen Weltbeherrscher. Gegen Ende des Jahrhunderts erneuerte der grausame Kaiser Domitian den Versuch, das Christentum im Blute seiner Bekenner zu ersticken. Mit der äußersten Strenge verfuhr er gegen dieselben: seinen

eigenen Blutsverwandten Flavius Klemens ließ er hinrichten und dessen Gemahlin Domitilla verwies er auf eine Insel. Der beschränkte Raum dieses Buches gestattet jedoch nicht, alle die Verfolgungen der römischen Kaiser der Reihe nach anzuführen und auch nur flüchtig zu beschreiben.

Vergeblich würde man sich auch bemühen, ein vollständiges Bild von den unerhörten Qualen zu entwerfen, welche die Christen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zu erdulden hatten. Todesarten, womit gewöhnlich die Verbrecher ihre Schandthaten büßten, wie das Enthaupten, Steinigen, Erhängen, Kreuzigen, erschienen häufig als viel zu gelinde für die Christen. Das Heidentum bot seine ganze Erfindungskraft auf, um die standhaften Bekenner Jesu Christi unter möglichst großen Qualen hinsterben zu lassen. Bald zerfleischte man sie bis auf die Knochen und die Eingeweide mit Geißelhieben, eisernen Krallen und Kämmen, rieb die Wunden mit Salz und Essig, warf sie auf die Folterbank, verrenkte ihnen alle Glieder und legte sie nackt auf spitzige Muscheln und Glasscherben. Bald brannte man sie am ganzen Leibe mit glühenden Eisenplatten, legte sie auf glühende Roste oder setzte sie auf eiserne Stühle über ein langsam brennendes Feuer. An andern Orten hängte man sie bei den Füßen mit dem Kopf nach unten über ein Feuer von nassem Holze, wo sie im Rauche langsam erstickten; oder man hängte sie am Daumen auf und beschwerte die Füße mit großen Lasten. Häufig tauchte man die Bekenner in siedendes Wasser, in siedendes Öl oder Pech, goß ihnen geschmolzenes Blei über den Rücken, stürzte sie massenweise, oder auch mit giftigen Schlangen in einem Sacke, in das Meer. Einige tauchte man in Honig und legte sie mit gebundenen Händen und Füßen in die brennende Sonne, damit sie von Würmern und Insekten aufgefressen würden und bei lebendigem Leibe verfaulten. Andere wurden bei den Füßen an gewaltsam gegeneinander gebogene Äste gebunden, so daß sie beim Auseinanderschnellen der Äste gräßlich zerrissen wurden. Wieder anderen riß man die Augen und die Zunge aus oder löste nach und nach alle ihre Glieder an den Gelenken vom Körper, bis nur mehr Kopf und Rumpf übrig waren. Überall zeigte sich die Grausamkeit erfinderisch in Anwendung neuer Qualen. Einigen bohrte man spitzige Rohrstäbe unter die Nägel und goß geschmolzenes Blei in die Wunden. Andere band man an Pferde und ließ sie über Stock und Stein und Dornen zu Tode schleifen. Und wer möchte die Zahl derjenigen berechnen, welche durch Hunger und Kälte, auf dem Scheiterhaufen, unter langwierigen Kerkerqualen, in Einöden und Wüsteneien ihr Leben endeten? Vor allem aber wurde der Boden der römischen Amphitheater vom Blute der

Märtyrer getränkt. Unter dem Beifallsgebrülle einer herzlosen Menge wurden sie da Löwen, Tigern, Elefanten, wilden Stieren vorgeworfen und von denselben zerfleischt, zerstampft, umhergeschleudert (mehreres sieh Bd. 1. S. 125). Mit solcher Wut betrieben die Christenfeinde ihr Werk der Verfolgung, daß sie nicht darob erschauderten, in Phrygien die Stadt Antandrus, deren Einwohner mit dem kaiserlichen Befehlshaber, dem hl. Adauktus, an der Spitze alle im Bekenntnisse des christlichen Glaubens verharrten, von einem Kriegsheere umzingeln und von allen Seiten in Brand stecken zu lassen. Vornehme und Geringe, Frauen und Männer, Greise, Kinder und Säuglinge, alle gingen samt der Stadt in den Flammen zu Grunde, um dafür die Stadt Gottes, das himmlische Jerusalem, in Besitz zu nehmen. (Bolland. Febr. Bd. 2. S. 14.)

Mit welch bewundernswerter Geduld und Standhaftigkeit, ja mit welcher Freudigkeit die christlichen Blutzeugen den Heldenkampf des Martyriums bestanden, dafür haben uns die Akten der Märtyrer herrliche Beweise aufbewahrt. „Wer sollte nicht“, schreiben von dem Martyrertode des hl. Polykarp und seiner Gefährten die zuverlässigsten Augenzeugen,*) „wer sollte nicht die hochherzige Gesinnung, die Ausdauer, die göttliche Liebe derjenigen bewundern, welche, von Geißeln bis zur Entblößung der Adern zerrissen, in ihrem Glaubensmute weder Klage noch Seufzer hören ließen, während die Anwesenden, von Mitleid ergriffen, sie bejammerten? Kühl schien ihnen das Feuer, das sie erduldeten; denn vor dem Geiste schwebte ihnen das ewige Feuer, das sie vermieden, und mit dem inneren Auge schauten sie zu den Gütern auf, welche jenen hinterlegt sind, die im Leiden ausharren.“ Ein anderer Augenzeuge (Euseb. Kirchengesch. 8, 9) berichtet, „er habe den bewunderungswürdigen Eifer, die göttliche Kraft und Freudigkeit der Gläubigen selbst mitangesehen. Mit heiterer Freimütigkeit bekannten sie den Sohn Gottes, lächelnd hörten sie ihr Todesurteil, einige sangen Psalmen und Hymnen, bis ihnen im Lobgesange mit dem Leben der Odem ausging.“ Und wiederum bezeugt ein anderer (Tertullian in seinem Apologeticum): „Diejenigen, welche das Christentum annehmen, wissen, was ihnen bevorsteht, und freuen sich mehr, wenn sie verurteilt, als wenn sie losgesprochen werden.“ — „Gott sei Dank, Gott sei Dank“, hörte man nicht selten die heil. Bekenner ausrufen, wenn das Todesurteil über sie gesprochen wurde. Für Christus zu sterben, war ihr einziger Wunsch, der Höhepunkt ihres Glückes. — Als der hl. Papst Sixtus zum Tode geführt ward, ging Laurentius, Erzdiakon der Kirche zu Rom, ihm weinend nach.

*) Sendschreiben der Gläubigen zu Smyrna an alle Christengemeinden.

„Vater", jammerte er, „wohin gehst du ohne deinen Sohn? Heiliger Bischof, wohin ohne deinen Diakon?" Nur die Versicherung des greisen Oberhauptes, daß er binnen drei Tagen ihm folgen werde, konnte den von Liebe zum Heilande erglühten Diakon trösten. Mit welch übermenschlichem Heldenmute er den Kampf bestand, weiß jedermann zur Genüge. Als Leonidas, der Vater des jungen Origenes, um Christi willen im Kerker schmachtete, ward das Verlangen des Knaben nach Marter und Tod so gewaltig, daß die Mutter ihn durch flehentliche Bitten kaum von einer Selbstangabe vor dem heidnischen Richter abhalten konnte. Um ihn im Hause zurückzuhalten, war sie genötigt, seine Kleider zu verbergen. Und wie heftig sehnte sich der hl. Ignatius, der greise Bischof von Antiochien, nach der Gnade des Martyriums! Von Kaiser Trajan verurteilt, in Rom den wilden Tieren vorgeworfen zu werden, hatte er keine größere Besorgnis, als daß die Gläubigen ihn durch ihr inbrünstiges Gebet vom Tode erretten möchten. In der Glut seiner Liebe schrieb er daher während seiner Reise nach Rom an die dortige Gemeinde: „Ich bitte euch, wollet nicht unzeitiges Wohlwollen an mir üben. Lasset mich Speise jener Tiere werden, durch die ich Gottes teilhaftig werde. Ich bin Gottes Weizen und soll gemahlen werden von den Zähnen der Tiere, auf daß ich als ein reines Brot Gottes erfunden werde! Bittet zu Christo für mich, daß ich durch diese Werkzeuge möge Gottes Opfer werden. O daß ich von den Tieren, die mir bestimmt sind, schon erfaßt wäre! Ich wünsche sie grimmig zu finden und möchte sie reizen, daß sie desto schneller mich verschlingen, und mir nicht widerfahren möge, was einigen geschah, vor denen die Tiere bang wurden und die sie unberührt ließen. Verzeihet mir! Ich weiß, was mir frommt; ich beginne nun, ein Jünger Christi zu sein. Feuer, Kreuz, Scharen von wilden Tieren, Zermalmung des Gebeins, Zerreißung des ganzen Leibes, alle Qualen vom Teufel mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu Christi teilhaftig werde. Besser ist es für mich, Jesu Christi wegen zu sterben, als die ganze Welt zu beherrschen." In Rom angelangt, vernahm er den Befehl, sogleich den Tieren übergeben zu werden, wie eine Freudenbotschaft vom Himmel. Wie er es gewünscht, fielen die Löwen mit so grimmiger Wut über ihn her, daß von ihm kaum noch etliche Gebeine übrig blieben.

Diese hochherzige Gesinnung, dieser Heldenmut beseelte Christen aus jedem Stande, jedem Alter und jedem Geschlechte. Männer, welche die Gunst der Kaiser zu den höchsten Ehrenstellen erhoben hatte, gebrechliche hundertjährige Greise, zarte Jungfrauen und schwache Kinder gingen starkmütig, ja freudig und frohlockend in den schmerzlichsten Tod. Sebastian war Hauptmann der kaiserlichen Leibwache und Liebling des Kaisers, Mauritius Anführer der

thebaischen Legion, andere, wie Petrus, Dorotheus, Gorgonius, waren Kämmerer der Kaiser, von ihnen als Söhne geliebt und am kaiserlichen Hofe von Gunstbezeugungen überhäuft. Sie alle zeigten sich als wahre Jünger Christi und blieben auch in Folter und Schmach und Tod ihrem göttlichen Meister treu. Simeon, Bischof von Jerusalem und Blutsverwandter des Herrn, war 120 Jahre alt, als er für seinen göttlichen Herrn und Meister den Kreuzestod erlitt. Derselbe wurde drei Tage lang so grausam gepeinigt, daß selbst die barbarischen Römer erstaunten, wie ein Mensch und vollends ein Greis bei solchen Qualen standhaft bleiben könne. Durch die gleiche Todesart gelangte nach ihm der greise Theodul, welcher seine Nachkommen schon bis ins dritte Geschlecht sah, zur Krone des Martyrertums. — Nicht weniger stark und mutig zeigten sich die christlichen Frauen und Jungfrauen. Fast unzählige Male wiederholte sich, was Lactantius schreibt: „Nicht nur Männer von kräftigem Körperbau, auch Kinder und Frauen überwinden stillschweigend ihre Peiniger; selbst das Feuer vermag nicht, ihnen einen Klagelaut auszupressen.“ Blandina, welche zu Lyon siegreich den Kampf der Blutzeugen bestand, war eine Jungfrau von so schwächlicher und zarter Natur, daß die Christen nicht wenig um ihre Standhaftigkeit besorgt waren. Allein vom Morgen bis zum Abende erduldete sie jede Art von Marter. Die Peiniger ermüdeten und lösten einander ab. Blandina allein ermüdete nicht. Im freudigen Bekenntnisse: „Ich bin Christin“ gewann sie immer neue Kraft, bis zuletzt ein wütender Stier dem Leben der glorreichen Märtyrin ein Ende machte. Agnes war ein Kind von 13 Jahren, als sie ihr unschuldiges Leben mit dem Martyrertode krönte. Wiewohl die einzige Tochter reicher und vornehmer Eltern in Rom, hatte sie doch schon früh den Heiland zu ihrem einzigen Bräutigam ausersehen. Um diesem Bräutigam treu zu bleiben, scheute sie nicht die Rache derjenigen, welche sich um ihre Hand bewarben. Als Christin angeklagt, bekannte sie mutig ihren Glauben und rügte unerschrocken die Thorheit des Götzendienstes. Beim Anblicke des brennenden Scheiterhaufens und der gräßlichsten Marterwerkzeuge blieb sie unbewegt. Voll Zuversicht hörte sie ihr Todesurteil, ging frohen Herzens zur Richtstätte und empfing ohne Zittern den tödlichen Streich. Zur selben Zeit wurde auch die junge Soteris aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter enthauptet. Ihren Mut zu brechen, hatte der Richter befohlen, sie mit Backenstreichen zu mißhandeln; sie aber enthüllte sogleich freudig ihr Angesicht, welches sie sonst immer unter dem Schleier zu verbergen pflegte. Unverwandt und thränenlos hielt sie es den Streichen dar und blieb ebenso standhaft in allen übrigen Martern. Nicht weniger bewunderungswürdig ist die 12jährige Eulalia, welche zu Merida in Spanien den glor-

reichen Martyrertod erduldete. Von ihren Eltern zur Sicherheit vor der Wut des Kaisers Maximian auf ein Landgut geschickt, konnte sie nicht länger mehr dem glühenden Verlangen widerstehen, für Christus zu leiden und zu sterben. Zur Nachtzeit machte sie sich auf nach Merida, trat kühn vor den Richter und bekannte sich als eine Christin. Umsonst wollte derselbe ihrer Jugend schonen und sie gütlich zum Opfern vermögen. Eulalia verachtete seine Götzen, stieß ein Götzenbild vom Altare und trat es mit Füßen. Zornentbrannt fielen die Henker über sie her, rissen mit eisernen Krallen blutige Furchen in ihre Seiten und brannten diese Wunden mit Pechfackeln. Ruhig, ohne Seufzer und ohne Thränen verharrte sie in der Marter, bis sie das Haupt senkte und den Geist aufgab. (Über den Heldentod des zwölfjährigen Cyrillus und zweier dreijährigen Knäblein sieh Bd. 1, S. 782 ff.)

Aus der Menge herrlicher Beispiele, welche uns die Märtyrerakten und die Berichte der Kirchengeschichtsschreiber aufbewahrt haben, konnte nur eine äußerst dürftige Auswahl getroffen werden. Und wie unbeschreiblich groß ist nicht die Anzahl derjenigen, welche zwar mutig und standhaft für den Herrn stritten, deren Kampf aber nicht zur Kenntnis der Nachwelt gelangte, die erst am Tage des Gerichtes sieggekrönt vor unserem Auge erscheinen werden! Denn unzählig waren die Opfer, welche die kaiserlichen Blut-Edikte im ganzen Bereiche des unermeßlichen Römerreiches dahinrafften. Im Morgen- und Abendlande sah man die Christen der Gewalt ihrer Todfeinde preisgegeben; überall wütete der Vernichtungskampf gegen dieselben. Um nur weniges anzuführen, so bezeugt der hl. Kirchenvater Eucherius wohl mit Recht, daß die gallische Stadt Lyon, deren Bischof er im 5ten Jahrhundert war, „ein Volk von Märtyrern“ zähle. Schon unter Kaiser Marc Aurel hatte sie die Feuerprobe einer der blutigsten Verfolgungen auszuhalten. Als in der Folge unter Kaiser Septimius Severus die Verfolgung mit erneuter Wut ausbrach, hatte der hl. Irenäus, Bischof zu Lyon, bereits fast alle Einwohner für das Christentum gewonnen. Dieses Mal, so berichten glaubwürdige Zeugen, floß das Blut in Strömen auf den Straßen. Irenäus selbst wurde getötet und mit ihm der größte Teil seiner Herde erwürgt. Eine alte Inschrift in der Irenäus-Kirche zu Lyon giebt die Zahl der damals in dieser Stadt gemordeten Christen auf 19,000 an. Schrecklich tobte auch der Sturm in Kleinasien. Zu Nikomedien, wohin Diokletian den Herrschersitz verlegt hatte, saßen in jedem Götzentempel Richter, um die Christen entweder zur Verleugnung des Glaubens zu vermögen, oder sie dem Tode zu weihen. In allen Straßen loderten hoch die Scheiterhaufen; massenweise wurden die

Bekenner, viele mit Mühlsteinen am Halse, ins Meer versenkt. Die Verheerungen, welche Diokletian in Afrika anrichtete, gehen über alle Beschreibung. Eusebius berichtet von den Märtyrern in der Thebais, während mehrerer Jahre habe man bald 20, bald 60, selbst 100 Männer, Weiber und Kinder an einem Tage mit stets wachsender Grausamkeit getötet. Er selbst habe in jenen Gegenden an einem Tage viele teils den Flammen übergeben, teils enthaupten sehen, so daß die Schwerter stumpf wurden, und die entkräfteten Henker sich einander ablösen mußten.

c) Besonders ward Rom, die Hauptstadt der heidnischen Welt und der Sammelplatz aller Greuel des Götzendienstes, mit dem Blute der Christen gleichsam überströmt. Unglaublich viele litten hier den Martertod. Zeugnis davon geben bis zur Stunde ihre Gebeine, welche in den unterirdischen Gängen oder Katakomben, wo sie von den Christen beigesetzt wurden, noch heute gefunden werden.

Aus der Art, wie die Christen in den Provinzen vom Volke und von der Obrigkeit behandelt wurden, läßt sich schließen, wie zu Rom das Los derselben beschaffen sein mußte. War ja Rom der eigentliche Herd, von dem aus die Verfolgung wie ein Lauffeuer sich über den Erdkreis verbreitete. Daselbst häuften sich alle die Scheingründe, welche den furchtbaren Kampf des Heidentums gegen das Christentum heraufbeschworen. Im hohen Selbstgefühle als die Weltbeherrscherin, als der Ruhm, die Stütze und der Mittelpunkt aller heidnischen Religionen, welche sämtlich daselbst vertreten und gleichsam in die eine Religion von Rom verschmolzen waren, wollte es das unbeugsame Christentum gleich dem Wurme im Staube zertreten. Den grausamen Blut-Edikten verschaffte die Gegenwart der Kaiser einen besonderen Nachdruck. In jedem Falle aber trat den bescheidenen und sittenreinen Christen in dem verworfenen Pöbel Roms ein zahlloses Heer blutdürstiger Feinde entgegen; denn in Rom floß wie in einem Pfuhle alles zusammen, was verderben, und was verdorben werden konnte. Äußerst bezeichnend bot sich daher Rom, „die große Stadt, welche die Herrschaft hat über die Völker der Erde," dem Blicke des Sehers in der geheimen Offenbarung dar unter dem Bilde eines Weibes, welches, bekleidet mit Purpur und Scharlach, bedeckt mit Gold, Edelsteinen und Perlen und in der Hand einen goldenen Becher voll Greuel und Unreinigkeit haltend, „betrunken ist vom Blute der Heiligen und vom Blute der Zeugen Jesu" (Offb. 17). In der That glich Rom einer ungeheuren Schlachtbank der Herde Christi. An

keinem Orte der Erde floß das Christenblut so reichlich, wie in dem einen Rom. Dafür liegen Beweise vor, die eben so klar und über jeden Zweifel erhaben, als einzig in ihrer Art sind. Man besuche die unterirdischen Gräber der Märtyrer, die **Katakomben**, welche in neuerer Zeit wiederum besonderer Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind. Schon der Umstand, daß die Christen sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde in die Tiefen der Erde vergraben mußten, zeugt unwiderleglich für die Glut des Kampfes, der am offenen Tageslichte entbrannt war. Betrachten wir aber die riesenhafte Größe, zu welcher diese unterirdischen Begräbnis- und Zufluchtsstätten im Verlauf der Christenverfolgung heranwuchsen, so können wir nur die göttliche Allmacht bewundern, welche die Kirche aus solchem Kampfe siegreich hervorgehen ließ.

Der heilige Hieronymus, welcher selbst eifrig und aufmerksam diese Grabhöhlen durchwanderte, schreibt von denselben: „Nach allen Seiten laufen unzählbare Gänge hin, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Tausende von Toten sind in allen Höhlen in den Seitenwänden bestattet. Nur ganz selten dringt ein spärliches Licht durch die Öffnungen hinein, welche man auf der Oberfläche der Erde gemacht hat, und verscheucht ein wenig die schaurige Dunkelheit, in die man sich langsam gehend oder gar auf dem Boden kriechend vertieft.“ Die neueren Untersuchungen haben dargethan, daß diese geheiligten Stätten von den Steinbrüchen und Sandgruben der heidnischen Römer durchaus verschieden sind und ausschließlich den katholischen Gläubigen zum Gebrauche dienten. Die Gänge, welche bis zu 3, 4 und 5 Stockwerken in die Schichten des weichen Tuffsteines hineinsteigen, sind beiderseits vom Fußboden bis zum Gewölbe mit Öffnungen versehen, lang und breit genug, daß der menschliche Körper ausgestreckt darin liegen kann. Hatte ein derartiges Grab seinen Toten aufgenommen, so ward die Öffnung, um schädlicher Ausdünstung vorzubeugen, mit Marmorplatten oder Ziegelsteinen geschlossen und fest vermauert. Um anzudeuten, daß ein Grab die kostbaren Überreste eines Blutzeugen in sich berge, wurde eine Palme auf den Stein gegraben und ein mit dem Blute des Märtyrers angefülltes Fläschlein angebracht. Nach sorgfältiger Prüfung wurden diese Zeichen von der Kirche als untrügliches Merkmal eines Märtyrergrabes anerkannt. Nur **diese** Gräber werden unter feierlichen Ceremonien geöffnet, um die hl. Überreste der Verehrung der Christenheit zu übergeben. Im Jahre 608 ließ Papst Bonifatius IV. 28 Wagen mit hl. Reliquien aus den Katakomben nach dem ehemaligen Pantheon bringen und daselbst unter dem Hochaltare beisetzen. Damit waren aber die reichen Schätze der heiligen Gräber bei weitem noch

nicht erschöpft. Denn diese ungeheure Totenstadt zieht sich rings um die Thore und Mauern der Stadt Rom. Nach mutmaßlicher Berechnung ergab es sich, daß alle die Gänge, aneinandergereiht, eine Straße von etwa 300 Stunden bilden würden, die mit 5 bis 6 Millionen Gräbern eingefaßt wäre.*) Einzelne Inschriften von Gräbern, welche die Gebeine heil. Blutzeugen umschließen, deuten auf eine Menge von Märtyrern, z. B. „Marcella und 550 Märtyrer Christi." — „Hier ruht Medicus mit vielen." — „Grabstätte von 259 Märtyrern Christi." Nicht selten konnte es den Christen trotz aller Mühe nicht gelingen, die Leichname oder die oft nur spärlichen Überreste der Märtyrer in ihren Besitz zu bekommen. Annäherungsweise wird daher die Gesamtzahl der zu Rom gemarterten Christen auf etwas mehr als zwei und eine halbe Million angegeben.**)

Heftigkeit und Dauer der römischen Christenverfolgung. — Wunderbare Ausbreitung des Christentums. — Ursachen derselben. (Die göttliche Gnade — die Apologeten — die Wunderkraft der Christen — Wunder an den hl. Märtyrern.)

33. a) Drei Jahrhunderte hindurch dauerten diese schrecklichen Verfolgungen. Wäre das Christentum ein Werk der Menschen gewesen, wahrlich, es hätte der blinden Wut seiner Feinde erliegen müssen. So aber wurzelte die Lehre Jesu, des Sohnes Gottes, tiefer und tiefer und verbreitete sich immer weiter und weiter.

Der römische Kaiser, der unumschränkte Weltbeherrscher mit seiner ganzen Macht, dem aufkeimenden zarten Christentume gegenüber zum Vernichtungskriege gerüstet! Wer zittert nicht für dessen Bestand? Doch die Kirche Gottes war stärker. Gewaltig brauste zwar die Neronische Verfolgung (J. 64—68) über ihrem Haupte dahin; sie blieb unerschüttert stehen. Ein zweites, ein drittes, ein zehntes Mal erhoben sich Stürme wilder Verfolgung gegen sie;

*) P. Marchi S. J., Monumenti primitivi delle arti cristiane nella metropoli del cristianesimo. p. 90.

**) Außer den Gängen befinden sich in den Katakomben noch andere Räume, welche teils für die Zusammenkünfte der Gläubigen zu ihren Liebesmahlen, teils für den Unterricht der Katechumenen bestimmt waren oder auch als Kapellen für die Darbringung des hl. Meßopfers dienten. Zur Zeit der Verfolgung zogen sich Tausende von Christen in diese unterirdische Stadt zurück, um einzig dem Dienste Gottes und der Nächstenliebe zu leben. Dabei war mit großer Vorsicht für die Trennung der beiden Geschlechter gesorgt; eine alte Inschrift besagt, daß die Männer und die Frauen besondere Eingänge und Treppen zu benutzen hatten. Auch beim Gottesdienste wurden ihnen geschiedene Plätze angewiesen. Viele hl. Päpste hielten sich bald längere, bald

denn zehnmal sammelten im Laufe der ersten drei Jahrhunderte verschiedene Kaiser die Kraft der Heidenwelt, um endlich das unbesiegte Christentum zu zermalmen. Domitian (J. 81—96) erregte die zweite große Christenverfolgung, Trajan (J. 98—117) die dritte, Hadrian (J. 117—138) die vierte, Marc Aurel (J. 161—180) die fünfte, Septimius Severus (J. 193—211) die sechste, Maximin (J. 235—238) die siebente, Decius (J. 249—251) die achte, Valerian (J. 253—259) die neunte, Diokletian (J. 284—305) und dessen Mitregenten Maximinian (J. 286—ungef. 305) und Galerius (J. 284—ungef. 313) die zehnte. An die Namen dieser Kaiser knüpfen sich die heftigsten Kämpfe, welche die christliche Kirche zu bestehen hatte; aber nichts desto weniger floß das Blut der Christen auch reichlich zu andern Zeiten. Gab es auch Kaiser, welche die Christen nicht ausdrücklich verfolgten, sich denselben sogar gewogen zeigten, so vermochten sie doch nicht immer die Glut der Verfolgung im ganzen Reiche zu dämpfen. Beim heidnischen Volke, das von ruchlosen Verleumdern und boshaften Götzenpriestern ebenso sehr aufgestachelt, als durch Unglücksfälle, welche es den Christen zuschrieb, gereizt war, galten die Christen immer noch für rechtlos, für den Auswurf der Menschheit, den man ungescheut vertilgen müsse. Zudem blieben meistens die einmal erlassenen Blutbefehle der Kaiser, wenigstens stillschweigend, in Kraft. Feindseligen Statthaltern war es daher ein Leichtes, ihren Haß gegen die christliche Lehre an den Tag zu legen. Selbst unter Antoninus Pius, dem edelsten und menschenfreundlichsten der römischen Kaiser, welcher die Christen sogar durch öffentliche Erlasse in Schutz nahm, litten der Papst Telesphorus, Publius, Bischof von Athen, und viele andere, wie aus der Schutzschrift des hl. Justin erhellt, den Martertod. Auch Alexander Severus war ein Gönner der Christen; in seiner Hauskapelle prangte neben den Bildnissen der Götter, denen er besondere Verehrung zollte, auch die Büste Jesu Christi. Dieses hinderte jedoch den Rechtsgelehrten Ulpianus, den Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, nicht, in Ostia den hl. Bischof Quiriacus nebst mehreren Priestern

---

kürzere Zeit darin auf. Der hl. Cajus leitete von hier aus während 8 Jahre das Schifflein Petri; der hl. Sixtus II. fand daselbst mit 4 Diakonen den Märtyrertod. Als einzigen Schmuck der kahlen Wände findet man heute noch einfache Gemälde, welche Vorbilder und trostvolle Begebenheiten aus dem alten Testament oder aus dem Leben des Heilandes darstellen. Von Gerätschaften entdeckt man nur zahllose thönerne Lämpchen, alle in Form eines kleinen Nachens und an einer Kette befestigt. Dieselben dienten teils den zahlreichen Totengräbern bei ihrer mühsamen Arbeit, teils zur Beleuchtung der Gänge und Kapellen, teils brannten sie zur Ehre der Märtyrer an den Gräbern derselben.

und Laien hinrichten zu lassen. Drei Jahrhunderte also verschwendete das gewaltige Heidentum seine Macht in Angriffen auf das wehrlose Christentum; drei Jahrhunderte sind bezeichnet mit dem Blute unzähliger Märtyrer; drei Jahrhunderte sind aber auch erfüllt mit ihren glorreichen Siegen. Und weit entfernt, daß die Hitze der Verfolgung im Laufe der Zeit erkaltet wäre, schien dieselbe vielmehr in beständigem Wachstume begriffen zu sein.

Die letzte der großen Verfolgungen, unter Diokletian und seinen Mitregenten, übertraf jede andere wie an Umfang und Dauer, so auch an grimmiger Wut. Zum letzten Sturme raffte die Hölle alle ihre Kräfte zusammen. Ein kaiserliches Edikt nach dem andern, jedes an Grausamkeit das vorhergehende überbietend, schürte die verzehrende Flamme. „Über die ganze Erde“, schreibt der Zeitgenosse Lactantius, „verbreitete sich der Jammer; vom Aufgange bis zum Niedergange wüteten die drei wildesten Tiere“ (die drei Kaiser). Schon im ersten Monate soll sich die Zahl der Märtyrer im ganzen Reiche auf 15 bis 17 Tausend belaufen haben.*) Erlag das Christentum dieses Mal nicht der Wut des feindlichen Andranges, so war dessen Triumph entschieden. Die Anstalten zu seiner Vertilgung waren derartig getroffen, daß es vor der bloßen Vernunft als Thorheit erscheinen mußte, am gänzlichen Untergange desselben auch nur zu zweifeln. Bereits feierte man den Sieg des Heidentums mit Triumphsäulen, Denkmünzen und prunkenden Inschriften. Schon verherrlichten zwei in Spanien errichtete Marmorsäulen die Kaiser Diokletian und Maximinian „wegen Vertilgung des Namens der Christen“, — „wegen allgemeiner Abschaffung des Aberglaubens Christi.“ Auch eine zu Ehren Diokletians geprägte Denkmünze mit der Inschrift: „Nach Ausrottung des christlichen Namens“ sollte das Andenken seines Sieges verewigen.

Während aber die Feinde über den Untergang des verhaßten Namens jubelten, hatte das Christentum unaufhaltsam seinen Siegeslauf bis weit über die Grenzen der römischen Herrschaft fortgesetzt. So unbestritten und offenkundig ist diese Thatsache, daß sich die angesehensten Schriftsteller jener Zeit voll Zuversicht

---

*) Stolberg, Kirchengesch. Bd. 9. S. 357. — Wem dieses unwahrscheinlich vorkommt, der möge bedenken, daß noch im Jahre 1860 innerhalb zweier Monate in Syrien allein 15 bis 20 Tausend Christen von Drusen und Türken hingeschlachtet wurden. — Wiewohl es unmöglich ist, die Gesamtzahl der Märtyrer genau zu ermitteln, so dürfte doch die Zahl von 11 Millionen, zu welcher die Berechnungen mehrerer Gelehrten führten, nicht übertrieben erscheinen, zumal bei der Erwägung, daß für Rom allein zwei und eine halbe Million angegeben werden.

und vor der ganzen Welt darauf berufen konnten als auf einen unzweideutigen Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des christlichen Glaubens.*) Mit siegreicher Überzeugungskraft bewiesen Justin und Tertullian daraus den Juden, daß an Jesus von Nazareth die Weissagung Davids in Erfüllung gegangen: „Die Völker der Erde werden ihm dienen, und die Könige anbetend vor ihm sich niederwerfen." „Es giebt," sagt Justin, „kein Volk, weder unter Barbaren noch Griechen noch irgend eines andern bekannten Stammes, mögen sie auf Karren oder in Zelten wohnen oder als Nomaden durch die Wüste schweifen: es giebt kein Volk, unter welchem nicht im Namen Jesu, des Gekreuzigten, Gebete verrichtet werden." Und Tertullian fragt die Juden, an wen anders, als an Christus, den erschienenen Messias, sämtliche Völker glaubten, „die Parther, die Meder, Armenier, Ägypter . . ., die verschiedenen Stämme der Getuler und Mauren, die Spanier, Gallier, Germanen, Sarmaten, Dacier, Scythen, die den Römern unzugänglichen Gegenden Britanniens und so viele noch unbekannte Völker, Provinzen und Inseln, die wir nicht aufzuzählen vermögen." — Im römischen Reiche selbst hatte sich die Zahl der Christen ins Erstaunliche vermehrt. Vor der christlichen und heidnischen Welt konnte Tertullian (Apolog. 37) den römischen Machthabern gegenüber zuversichtlich behaupten, daß es den verfolgten Christen weder an Zahl noch an Macht gebreche, um als offene Feinde gegen sie aufzutreten. „Wir sind von gestern", schreibt er, „und erfüllen doch schon euer ganzes Reich: Städte, Inseln, Schlösser, Flecken, Zünfte, Lager, Paläste, Senat und Gerichtshöfe; nur die Tempel lassen wir euch. Euch zu bekämpfen genügte schon unsere Trennung. Zögen wir uns bei einer solchen Zahl in irgend welche entlegene Gegend der Welt zurück; der Verlust so vieler Bürger würde eure Herrschaft zerrütten. Ihr würdet erschrecken bei der Verlassenheit, dem Stillstande der Geschäfte, der schauerlichen Totenstille im Lande." Selbst die Heiden mußten widerstrebend Zeugnis ablegen für die außerordentliche Fruchtbarkeit der christlichen Predigt. Schon Plinius der Jüngere, Statthalter von Bithynien und Pontus, hatte dem Kaiser Trajan geklagt, wie reißend schnell der christliche Aberglaube in den Städten und auf dem Lande überhand nehme, so daß die Tempel beinahe schon öde und verlassen ständen, und kaum noch Opfertiere gekauft würden. Überraschend sind die Worte des Kaisers

*) Hermas 3, 9. Irenäus adv. haer. 3, 4. Justinus Dial. cum Tryph. n. 117. Klemens von Alexandrien Stromat. 6, 18. Tertullian adv. Jud. c. 7. et Apol. c. 37. Arnobius adv. Gent. 2, 12. Eusebius Praep. Evang. 1, 3. Lactantius de Morte Pers. 3.

Maximin II. „Der verderbliche Irrtum der Christen", sagt ein Dekret dieses Kaisers, „hat fast den ganzen Erdkreis in Verwirrung gebracht", und in einem andern heißt es: „Beinahe alles hat sich von den Göttern losgesagt."

b) Die Zeichen und Wunder, welche die Bekenner Christi wirkten, vor allem aber die heitere Ruhe und Freude, mit welcher sie die grausamsten Peinen und den qualvollsten Tod erduldeten, gaben den Heiden die Überzeugung, daß nur der Gott der Christen der wahre Gott sein könne. Es geschah sogar nicht selten, daß während der schauderhaftesten Martern unter den heidnischen Zuschauern zahlreiche Stimmen ertönten: „Auch wir sind Christen, man töte uns mit ihnen!" In der That war das Blut der Märtyrer der fruchtbare Same, aus dem immer mehr Christen hervorgingen.

„Wenn ich von der Erde erhöht bin", sprach Christus zu den Juden, „werde ich alles an mich ziehen" (Joh. 12, 32). Diese Worte enthüllen das Geheimnis, das eine so staunenswerte Verbreitung des Christentums mitten im Toben der blutigsten Verfolgung unserm Blicke darbietet. Vom Kreuze ging in der That die weltüberwindende Kraft des Christentums aus; unter dem Schatten des Kreuzes wuchs die Kirche heran, und die Gnade des Kreuzes war es, welche die Herzen der Menschen unter das Joch der christlichen Lehre beugte. Die göttliche Gnade also war die Hauptursache dieses wundervollen Ereignisses, jene Gnade, die einen Saulus augenblicklich in den Heidenapostel umschuf, und die, wie Origenes (geg. Cels. 1) bezeugt, „viele bewog, gleichsam wider ihren Willen sich zum Christentume zu bekehren." — Um aber die Herzen der Gnade zu öffnen, bediente sich Gott der zahlreichen Wunder und Zeichen, wovon unten die Rede sein wird, sowie des Wortes der christlichen Apologeten und Schriftsteller. Die Apologeten, diese großen, von der Vorsehung auserwählten Männer, verteidigten scharfsinnig die Lehre des Christentums, widerlegten siegreich die boshaften Verleumdungen, deckten freimütig und unerschrocken die ganze Thorheit und Verworfenheit des Götzendienstes auf. Ihr Wort hatte um so mehr Gewicht, da sie meist Männer von umfassender Gelehrsamkeit waren, die selbst früher dem Heidentume angehörten, folglich die heidnische Philosophie und all das schändliche Treiben des Götzendienstes aufs genaueste kannten. Mit Verwunderung sehen wir den hohen Mut, womit dieselben den römischen Gewalthabern Schutzschriften überreichten, um das christliche Bekenntnis zu recht-

fertigen. Die bedeutendsten der auf uns gekommenen Schutzschriften sind zwei des hl. Blutzeugen **Justinus**: die erste und größere an den Kaiser Antoninus Pius, die zweite, kürzere, an dessen Nachfolger Marc Aurel gerichtet; dann die so kräftige und beredte Schutzschrift, welche **Tertullian** um das Jahr 200 verfaßte und zunächst an die Statthalter Afrikas richtete. Andere, wie Klemens von Alexandrien, Origenes, Cyprian, Arnobius, schrieben eigene Bücher, um den Wahn des Heidentums in seiner ganzen Nichtigkeit darzustellen und die maßlosen Angriffe gegen das Christentum zurückzuweisen. Vermochten auch diese Schriften der Verfolgung nicht immer Einhalt zu thun, so trug ihre Verbreitung doch viel dazu bei, daß manche Vorurteile allmählich verschwanden und gegen die Christen billigere Gesinnung in Aufnahme kam.

Noch ergreifender als das Wort wirkte zur Bekehrung der Heiden die **Wunderkraft**, durch welche Gott seine Kirche verherrlichte. „Die wunderbaren Gnadengaben, welche die Kirche auf der ganzen Welt von Gott empfangen“, berichtet Irenäus, „sind gar nicht zu nennen.“ „Viele“, heißt es ferner bei demselben, „haben die Gnade, das Zukünftige vorherzusagen, andere heilen durch Auflegung ihrer Hände die Kranken; selbst Tote wurden zum Leben erweckt und haben noch viele Jahre unter uns gelebt.“ Um die Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums darzuthun, berufen sich die alten Kirchenschriftsteller einhellig auf diese Thatsache. Mit besonderem Nachdruck heben sie aber die außerordentliche Gewalt hervor, welche die Christen über die verworfenen Geister ausübten. Und dieses mit vollem Recht; denn damit war den Heiden jeglicher Vorwand benommen, die Wunderkraft der Christen teuflischen Künsten zuzuschreiben. Tertullian steht nicht an, die Heiden förmlich herauszufordern. „Laßt“, sagt er in seiner Schutzschrift, „einen herbeiführen, von dem ihr behauptet, er sei von einem eurer Götter getrieben; wenn nicht auf das Gebot eines Christen diese Götter sich für das, was sie sind, für Teufel erklären, so laßt das Blut des verwegenen Christen auf der Stelle fließen. Was kann offenbarer sein als dieser Versuch? was sicherer als dieser Beweis?“ In der That, ein derartiger Beweis konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Eusebius erzählt, daß auf die Wunderthaten der Glaubensboten hin schon beim ersten Anhören ihrer Predigt ganze Scharen willig der Verehrung des wahren Gottes huldigten. Erstaunliches wird vom hl. Gregor berichtet, dem die Menge und Größe seiner Wunder den Beinahmen „Thaumaturgus“ oder „Wunderthäter“ erwarben. Als derselbe den bischöflichen Stuhl von Neocäsarea bestieg, traf er in der volkreichen Stadt nur 17

Christen. Am Ende seiner Laufbahn war die ganze Umgegend Christo unterworfen, und in der Stadt befanden sich nur noch 17 Heiden.

Ein Schauspiel eigener Art boten die Wunder, welche in den Folterkammern und auf den Richtstätten häufig sich zutrugen, wenn der gräßlich zerfleischte Leib eines Bekenners plötzlich gesund, kräftig und wie verjüngt erschien, wenn Feuer und Wasser dem Richter ihren Dienst versagten, oder selbst die grimmigen Tiere es nicht wagten, den heiligen Märtyrer zu verletzen. Der hl. Vincentius, Erzdiakon von Saragossa, wird mit eisernen Krallen zerrissen und mit glühenden Platten gebrannt. Im Kerker auf spitzige Scherben hingeworfen, sinkt er in sanften Schlaf; die Füße lösen sich vom Marterstock, in den sie eingespannt sind, neue Kraft durchströmt seine Glieder. Beim Erwachen sieht er liebliche Blumen statt der Scherben; das Gemach erschallt von den Hymnen seliger Geister. Entzückt stimmt er ein in die wonnigen Melodien. Die Wächter, die den Gesang vernehmen und den Kerker mit himmlischem Lichte erfüllt sehen, werden gläubig. — Gewaltig lodert um den heiligen Polykarp die Flamme. Es wölbt sich aber um ihn das Feuer wie ein vom Winde geschwelltes Segel, und ein Wohlgeruch verbreitet sich, gleich dem Dufte des Weihrauchs. — Auf dem Scheiterhaufen endigt der greise Pionius. Doch, wie die Glut eingesunken ist, erscheint die Leiche ganz frisch und verjüngt. Kein Haar seines Hauptes und seines Bartes ist versengt, von seinem Antlitze strahlen wunderbare Anmut und wonnige Freude. Die Gläubigen frohlocken, die Heiden aber erschauern bis ins Innerste der Seele. — Die hh. Märtyrer Firmus und Rustikus werden in ein gewaltiges Feuer gestürzt. Sie bezeichnen sich mit dem heiligen Kreuz, und die Flammen teilen sich nach allen Seiten, verbrennen die, welche das Feuer schüren, lassen aber die Heiligen Gottes unangetastet. — Zu Tyrus giebt man fünf Christen einem wilden Stiere preis. Das Tier rennt schnaubend vor Wut gegen die Märtyrer, scharrt mit den Füßen die Erde auf, bohrt die Hörner in den Boden, ohne vorwärts zu kommen, obwohl man es mit glühenden Eisen stachelt. In Cäsarea wird der Leichnam des kaum 20jährigen Märtyrers Appian ins Meer geworfen. In selbigem Augenblicke bäumen sich in wildem Aufruhr die Gewässer. Gewaltiges Getöse erfüllt die Luft, so daß Stadt und Umgegend erdröhnen. Bald sieht man den heiligen Leichnam, von den Wellen herangespült, vor den Thoren der Stadt. — Auch aus den furchtbaren Strafen, von denen die Abtrünnigen nicht selten betroffen wurden, mußte es einleuchten, daß die christliche Religion Gottes Werk sei. Zu Lampsakus wurde ein Christ, Namens Nikomachus, auf die Folter gespannt und allen Martern unterworfen. Schon nahte der Tod, schon winkte die Palme, da rief er

aus: „Ich war nie ein Christ, ich opfere den Göttern." Von der Folterbank abgenommen, vollzog er das gotteslästerliche Opfer. Sogleich fuhr ein Teufel in den Unglücklichen und schmetterte ihn zu Boden. Er zerbiß sich die Zunge und gab den Geist auf.

Ein Wunder anderer Art war nicht minder geeignet, die Heiden für das Christentum zu gewinnen. Es ist die heitere Ruhe und Freude, womit die Christen ihren Leib allen erdenklichen Qualen preisgaben. Tausendmal hatten die Heiden dieses unvergleichliche Schauspiel vor Augen, und der Erfolg zeigte, wie gewaltig die übernatürliche Kraft, welche hier sich offenbarte, auf dieselben einwirkte. In der Hauptstadt Mauritaniens wurde der Gerichtsschreiber Cassius von der Freudigkeit, womit ein christlicher Hauptmann vor dem Richter seinen Glauben bekannte, dermaßen ergriffen, daß er, unwillig über das Todesurteil, Griffel und Tafel zu Boden warf und selbst hochherzig für Christus den Tod erlitt. — Der Hinblick auf die freudige Zuversicht, die Ruhe und Ergebenheit, mit welcher die hh. Perpetua und Felicitas alle Qualen des Gefängnisses ertrugen, überwältigte ihren Kerkermeister Pudens; er entsagt dem Götzendienste und wird ein Christ. Am Vorabende ihres Todes werden dieselben nebst ihren Leidensgenossen nach römischer Sitte öffentlich gespeist. Mit Staunen bemerkt das neugierige Volk die edle und freudige Haltung der Verurteilten. Satur, einer derselben, spricht: „Schauet uns nur recht ins Angesicht, damit ihr uns am Tage des Gerichtes wieder erkennen möget." Da durchdringt viele banges Entsetzen, und mehrere werden gläubig. — Der römische Jüngling Bonifatius kommt nach Tarsus und begiebt sich auf den Richtplatz. Daselbst sieht er 20 Christen die schaudervollsten Martern ausstehen. Unter Thränen küßt er ihre Wunden, ihre Ketten und Bande. Sofort wird er ergriffen und aufs gräßlichste gefoltert. Ohne zu zucken, blickt er lächelnd zum Himmel auf und betet zu seinem Erlöser. Die ganze Leidensscene war so ergreifend und das Wirken einer höhern Macht so augenscheinlich, daß unter dem Volke lautes Weinen sich erhob und der Ruf: „Groß ist der Gott der Christen und der hh. Märtyrer! O Christus, Sohn Gottes, errette uns! Wir wollen alle an dich glauben und zu dir fliehen und die Götzen vernichten!" Von einer unerklärlichen Gewalt ergriffen, steht plötzlich das heidnische Volk auf, rennt zum Opferaltar, stürzt ihn zu Boden und wirft mit Steinen nach dem blutdürstigen Richter. Am andern Tage wird Bonifatius in einen Kessel siedenden Peches getaucht, bleibt aber unverletzt. Zur Enthauptung verurteilt, hat er kaum den Todesstreich empfangen, als die Stadt von einem heftigen Erdbeben erschüttert wird. Wiederholt rufen die Heiden: „Groß ist der Gott der Christen!" und viele bekehren sich zum Herrn. Nicht selten geschah es, daß nach

Verurteilung der einen gleich wieder andere vor den Richterstuhl kamen, die sich offen als Christen bekannten und mit freudestrahlendem Antlitze das Todesurteil empfingen. — So war die Kirche nach dem Ausspruch des hl. Justinus (Gespr. mit Tryphon) einem edlen Weinstocke ähnlich, der um so schöner und kräftiger sich entfaltet, je weniger die zahlreichen Rebschosse geschont werden. Mit Recht konnte Tertullian in seiner Schutzschrift den Heiden zurufen: „Quälet, peinigt, foltert, zermalmet uns: wir vermehren uns in dem Maße, als ihr uns wegmäht; das Blut der Märtyrer ist der Same neuer Christen."*)

Konstantins Sieg und Bekehrung.

34. Gott hatte nun hinlänglich gezeigt, daß die Stiftung der Kirche sein Werk sei, und daß alle Mächte der Erde nichts wider sie vermögen. Jetzt schenkte er ihr den Frieden durch Berufung Konstantins des Großen zum Beschützer des Christentums. Kaiser Konstantin, noch ein Heide, zog gegen seinen Feind Maxentius ins Feld. Das feindliche Heer war aber weit stärker, als das seinige. Da betete Konstantin inbrünstig zum wahren Gott um Beistand, und siehe, am Himmel zeigt sich ihm und dem ganzen Heere ein glänzendes Kreuz mit der Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen." Konstantin ließ nach diesem Kreuze eine Fahne machen und dieselbe in der Schlacht vorantragen. Mutig griff er den überlegenen Feind an und schlug ihn. Von dem Augenblicke an (312 n. Chr.) war Konstantin der Verfechter und Beschützer des Christentums.

Christus hinterließ seine Kirche äußerlich schwach und wehrlos; in seiner Schwäche aber barg das Christentum den Keim einer wunderbaren Größe und Herrlichkeit. Ein glänzender Sieg war ihm von seinem göttlichen Stifter selbst verheißen. Es sollte aber offenbar werden, daß Gott ihm, wie das Dasein, so auch die Fortdauer und den Triumph verleihe. Daher mußte es Jahrhunderte lang den schweren, blutigen Kampf gegen das allgewaltige Heidentum führen. Nachdem es diese Prüfung so glänzend bestanden, konnten billig Denkende nicht mehr zweifeln, daß das Christentum Gottes Werk sein müsse und seine Erhaltung wie seine Ausbreitung nicht dem Schutze weltlicher Machthaber, sondern

*) Dasselbe bezeugt der heidnische Redner Libanius (Trauerrede auf Kaiser Julian den Abtrünnigen). „Das Christentum", sagt derselbe, „ging aus allen Verfolgungen und Metzeleien nur um so blühender und kräftiger hervor."

einzig dem Beistande des Allerhöchsten zu verdanken habe. Jetzt gefiel es dem Herrn, seiner Kirche Ruhe und Frieden zu schenken. Er gab ihr in Kaiser Konstantin, dem Sohne des milden und weisen Konstantius Chlorus, einen mächtigen Beschützer und Gönner. Konstantin, hervorragend durch Geistesgröße und kriegerische Tapferkeit, beherrschte nach dem Tode seines Vaters Spanien, Gallien und Britannien, während Maxentius, Licinius und Maximin Daja die übrigen Teile des römischen Reiches innehatten und sich verhaßt machten durch empörende Grausamkeit und Befriedigung schändlicher Lüste. Von dem in Rom schwelgenden Maxentius beleidigt, zieht Konstantin mit Heeresmacht über die Alpen nach Italien. Siegreich dringt er bis vor die Mauern des befestigten Rom. Hier soll das Schicksal der Welt entschieden werden. Allein dem Konstantin bangt vor der Übermacht des feindlichen Tyrannen. In dieser gefahrvollen Lage gedenkt er des ungetrübten Glückes, dessen sein gegen die Christen stets wohlgesinnter Vater sich erfreute, während so viele dem Christentume feindliche Kaiser eines kläglichen Todes starben. In heißem Gebete wendet er sich an den großen Gott der Christen. Der Erfolg rechtfertigt sein Vertrauen. Eines Nachmittags, als er an der Spitze einer Heeresabteilung einherzieht, erscheint, wie er selbst in der Folge eidlich dem Geschichtschreiber Eusebius versicherte, hoch in den Lüften ein leuchtendes Kreuz mit der Überschrift: „Durch dieses wirst du siegen". Staunen ergreift ihn und das ganze Heer. Vergeblich jedoch sucht er die Erscheinung zu deuten. In der folgenden Nacht hat er ein ähnliches Gesicht. Christus selbst hält ihm dasselbe Zeichen vor und befiehlt, es nachzubilden und dem Heere vorantragen zu lassen. Sofort kam das bedeutungsvolle Banner zu stande. Es war ein langer vergoldeter Speer mit einem Querstab in Kreuzesform, an dessen beiden Armen eine künstlich gewirkte, mit Gold und kostbaren Steinen reich geschmückte purpurne Fahne hing, deren Länge und Breite gleich war. Auf der obern Spitze prangte aber nicht der Adler Jupiters, sondern ineinander verschlungen die beiden griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi. Ein Kranz von Edelsteinen umgab diese Buchstaben. Also des höhern Beistandes versichert, erwartet jetzt Konstantin voll Zuversicht den feindlichen Angriff. Der abergläubische Maxentius läßt die sibyllinischen Bücher befragen. Die Antwort lautet: „Der Feind Roms wird elend umkommen." Dadurch verblendet, überschreitet er die Tiber und wagt die entscheidende Schlacht. Nach heißem Kampfe ergreift das Heer des Tyrannen in wilder Unordnung die Flucht. Tausende finden ihren Tod in den Wellen der Tiber. Maxentius selbst stürzt in voller Rüstung in den Fluß und versinkt im

Schlamme. Unter dem lauten Jubel des Volkes zieht Konstantin als Sieger in die Stadt. Auf dem Triumphbogen, welchen der Senat und das römische Volk ihm errichteten, und der heute noch unter den Trümmern des alten Rom sich erhebt, wurde der herrliche Sieg einem „Antrieb der Gottheit" zugeschrieben. Konstantin selbst ließ in Rom sein Standbild aufrichten mit dem Kreuze in der Hand und der Inschrift: „Durch dieses heilbringende Zeichen habe ich eure Stadt vom tyrannischen Joche befreit, dem römischen Volke den alten Glanz und das alte Ansehen wieder gegeben."

Rückblick auf die Geschichte von Christi Tod bis zur Bekehrung Konstantins.

Gestützt auf das unwiderlegliche Zeugnis der Geschichte und geführt von dem untrüglichen Lichte des Glaubens, haben wir das Christentum den dreihundertjährigen Kampf mit dem alles erdrückenden Heidentume siegreich vollenden gesehen. Stellen wir uns nun für einen Augenblick auf den Standpunkt des sogenannten Freidenkers, welcher in dem ganzen Ereignisse, in der so wundervollen Umgestaltung des Menschengeschlechtes durchaus nichts Übernatürliches, nichts Göttliches, sondern nur die Frucht menschlicher Bemühungen, das Gelingen wohlberechneter Anschläge erblicken will. Die Ungereimtheiten, welche sich dabei von allen Seiten aufdrängen, werden die Wahrheit nur in um so hellerem Lichte erscheinen lassen.

Unter der Regierung des Kaisers Augustus wird in der jüdischen Stadt Bethlehem Jesus in einem Stalle geboren. Bis zu seinem dreißigsten Jahre lebt er zu Nazareth in der Verborgenheit als einfacher Zimmermannssohn. Tief ergriffen von dem geistigen Elende, in dem die jüdische und heidnische Welt versunken liegt, faßt er den Entschluß, eine neue Religion zu gründen, welche das Menschengeschlecht seiner schmachvollen Erniedrigung entreißen, dem Geiste nach umschaffen und zur erhabensten Höhe sittlicher Vollkommenheit erheben soll. Mit einigen unwissenden Jüngern aus der niedrigsten Volksklasse durchwandert er das Land, um Anhänger für seine Lehre zu gewinnen. Als Grundlage des ganzen Gebäudes, das er zu errichten gedenkt, stellt er die Behauptung auf, er sei der Sohn des lebendigen Gottes, der vom Himmel herabgestiegen, um die sündigen Menschen vom ewigen Tode zu erlösen und sie mit der heilbringenden Wahrheit zu beglücken. Doch, schon nach drei Jahren hat sein Unternehmen die Schriftgelehrten, die Priester und die Häupter des Volkes dermaßen aufgebracht, daß sie ihn

gerichtlich verfolgen, wie einen Missethäter der Obrigkeit überantworten und mit lauter Stimme die Verurteilung zum Tode verlangen. Bei dieser Lage der Dinge sieht sich Jesus plötzlich von seinen Schülern verlassen, einer verrät ihn, ein anderer verleugnet ihn, alle entfliehen. Zuletzt endet er bei einem ungeheuren Zusammenlaufe des Volkes sein Leben am Kreuze zwischen zwei Mördern. Nichts gleicht der Entmutigung und Niedergeschlagenheit der zerstreuten Anhänger Jesu. Ihre süßen Träume, alle ihre Hoffnungen, sie sind in nichts zerronnen. Schon ergreifen sie wieder ihr altes Fischerhandwerk, als in ihnen plötzlich der von Jesus gehegte Plan wieder auftaucht und sie sich des Auftrages entsinnen, das Werk der Bekehrung unter allen Völkern der Erde fortzusetzen. Alsbald treten sie öffentlich in Jerusalem auf und verkünden vor allem Volke, daß Jesus, den sie ans Kreuz geschlagen, glorreich von den Toten auferstanden und dann in den Himmel aufgefahren sei: des seien sie selbst Zeugen gewesen. Derselbe sei kein anderer als Christus, der eingeborne Sohn Gottes, der seit Jahrhunderten von ihren Vätern ersehnte Messias, durch den allein Rettung und Heil zu finden. Auf dieses Wort schließen sich ihnen Tausende an. Die Apostel verteilen sich in die verschiedensten Länder, verkünden überall, unter Griechen und Barbaren, dieselbe Lehre und überall mit demselben großartigen Erfolge. Überall, wohin sie ihre Schritte lenken, wo ihr Wort ertönt, werden die Götzen verlassen, erhält der Gekreuzigte Lob, Preis und Anbetung. Bald zählt Jesus, der im Leben kaum etliche Jünger zusammenbrachte, seine Verehrer zu Millionen, und sie alle erglühen von Liebe zu ihm, sie alle erglänzen im Schmucke himmlischer Tugend. Schon verklärt sich das düstere Antlitz der Erde; schön und prachtvoll entfaltet sich das Werk der neuen Schöpfung. Wer hätte solch einen Erfolg erwartet oder auch nur für möglich gehalten?

Hätten sich für die Glaubensboten alle äußeren Umstände auf das günstigste gestaltet, wäre in denselben die höchste Bildung, die tiefste Gelehrsamkeit mit dem vortrefflichsten Rednertalente vereinigt gewesen; hätten kaiserliche Schutz- und Empfehlungsbriefe die Kraft der Worte unterstützt: dieser Erfolg würde dennoch alle Erwartungen übersteigen. Denn wohin die Apostel auf ihren Bekehrungsreisen kamen, überall fanden sie eine wohlorganisierte, tief eingewurzelte Staats-Religion, welche seit Jahrhunderten die Geister beherrschte, welcher der Prunk zahlreicher und mächtiger Priesterschaften, der Glanz der Feste, die verschwenderische Pracht der Tempel Ansehen verliehen, welche ihre Bekenner durch Gestattung eines genußreichen, wollüstigen Lebens mit den stärksten Banden an sich fesselte. (Vgl. S. 123—126.) — Mit welcher Botschaft

mußten nun die Apostel vor Könige und Völker hintreten? „Eine Sache von höchster Wichtigkeit“, mußten sie etwa sprechen, „führt uns in eure Mitte. Als Sendboten Jesu Christi haben wir euch anzukündigen, daß ihr bisher aufs kläglichste in die Irre gegangen; eure bisherige Religion war die ruchloseste Gotteslästerung und würde euch ohne Rettung ins ewige Verderben stürzen. Es giebt nur einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, einen Gott in drei Personen: Vater, Sohn und hl. Geist. Der Sohn ist in Judäa Mensch geworden und zu Jerusalem am Kreuze gestorben. Dieser gekreuzigte Gottmensch, Jesus mit Namen, läßt euch verkünden, daß ihr ihn mit Ausschluß aller andern Götter, die nur böse Dämonen sind, anbeten und alle seine Gebote halten sollet. Ihr müßt einander, Freie und Sklaven, lieben wie Brüder, müßt keusch und demütig sein, euren Sinn und all euer Streben auf das Himmlische richten. Euren Verstand, eure Kräfte, euch selbst müßt ihr ihm ohne Rückhalt hingeben und ihm unwandelbar treu anhangen bis in den Tod. Irdische Glücksgüter können wir euch nicht versprechen, auch nicht dafür bürgen, daß ihr nicht hienieden viel Not und Elend ausstehen müßt; allein nach dem Tode wird euer Lohn um so herrlicher sein. Denn der von den Toten auferstandene Jesus herrscht jetzt im Himmel mit großer Macht und Herrlichkeit und bereitet daselbst seinen Getreuen eine Seligkeit, die über alle Begriffe ist“. Mit welch bitterem Hohne mögen die Heiden eine solche Lehre aufgenommen haben! „Wie, ein gekreuzigter Jude soll verehrungswürdiger sein als der erhabene Jupiter, der unsere Nation groß, mächtig und ruhmvoll gemacht! Die Religion unserer weisen und glorreichen Vorfahren soll falsch und nichtig sein! Die von allen Völkern der Erde angebeteten Götter sollen wir als böse Dämonen verdammen, ihre Altäre zertrümmern, ihre prachtvollen Tempel, den Stolz und die Zierde unseres Reiches, zerstören! Auf die Aussage dieser abenteuerlichen Menschen hin sollen wir den Freuden entsagen, ein Leben beständiger Abtötung und Selbstverleugnung führen in Erwartung eines Himmels, den kein Auge gesehen hat!“ Solche und ähnliche Gründe stellten sich dem Worte der Glaubensboten wie eine eherne Mauer entgegen; und dieselbe zu stürzen, hätten menschliche Überredungskünste genügen sollen! Wer geneigt ist, dieses zu glauben, der möge einen prüfenden Blick in sein eigenes Innere werfen und bedenken, wie ihm, der doch im Christentume geboren und erzogen wurde, die Ausübung christlicher Tugend oft so schwer fällt.

Wie verhält es sich aber, wenn die äußern Umstände den Aposteln sich minder günstig zeigten; wenn alles dazu angethan schien, ihre Bemühungen zu vereiteln, ihr ganzes Unternehmen zu

vernichten, ja von vornherein unmöglich zu machen? Und wir haben gesehen, daß wirklich alles gegen das Christentum sich verschworen hatte. Heere von erbarmungslosen Schergen harren nur eines Winkes von seiten der Tyrannen, um mit satanischer Wut über die christlichen Bekenner herzufallen und sie in ein Meer von Leiden und Qualen zu stürzen. Als Preis für den gewaltigen Kampf, den es kostet, sich eines liebgewonnenen, tief ins Herz gewachsenen Götterkultus zu entschlagen, die süßesten, zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten auszurotten und dafür ein Leben der Entsagung zu wählen, als Preis für diese und andere unzählige Opfer eröffnet sich den Heiden, die sich bekehren wollen, die bestimmte Aussicht auf grimmige Verfolgung, auf Schmach, Mißhandlung und blutigen Tod. — Welcher Geist hat sich denn plötzlich der so genußsüchtigen Heiden bemächtigt, daß sie bereit sind, freiwillig und mit offenem Auge dem qualvollen Tode entgegenzugehen? Wo schöpfen sie den Mut und die Kraft, ihre Natur so vollständig zu verleugnen? Waren sie etwa berauscht vom Taumel der Begeisterung? Vermochten aber die schrecklichen Leiden, welche Jahrhunderte lang über die Christen verhängt wurden, sie nicht zu ernüchtern? Oder schmeichelte vielleicht der christliche Glaube dem Ehrgeize seiner Bekenner? Thörichte Ausflucht! Wie vermochten die Christen an Ehrgeiz auch nur zu denken? Sie bekannten eine Religion, die vor den Augen der ganzen heidnischen Welt geächtet und gebrandmarkt war, der man die schändlichsten Verbrechen aufbürdete, über welche zahlreiche Philosophen und Schöngeister mit regem Wetteifer ihren Witz und Spott ergossen, indem sie die christliche Lehre als einen Ausbund von Wahnsinn und die Gläubigen als elende, verworfene Menschen oder als bemitleidenswerte Narren hinstellten.*) Welche Zauberkraft war es also, welche die Predigt der Apostel so staunenswert befruchtete? Gewiß nicht Ansehen oder Macht, nicht Gewandtheit der Rede, nicht äußerer Glanz. Die Apostel waren ja unwissende, arme Fischer und Zöllner, aus dem verachteten Judenlande stammend. Ihr persönliches Auftreten war zu schlicht, um einen besondern Eindruck hervorzurufen.

Eine höhere, übernatürliche Kraft stand ihnen demnach zur Seite und verlieh ihren Worten jene erstaunliche Macht, zu überzeugen, zu erschüttern und die Eiskruste zu sprengen, welche sich

---

*) Als Paulus vor König Agrippa und dem römischen Statthalter Festus über die Auferstehung der Toten sprach, rief letzterer mit lauter Stimme: „Du bist von Sinnen, Paulus!" (Apstgsch. 26, 24.) Und da er zu Athen unter den Philosophen auftritt, heißt es bald in deren Mitte: „Was will dieser Schwätzer da sagen?" (Apstgsch. 17, 18.)

um das Herz der Menschheit gelagert hatte. Was Paulus, das konnte jeder Apostel von sich behaupten: „Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft Gottes“ (1. Kor. 2, 4. 5). Durch Zeichen und Wunder wiesen sich die Apostel als die Sendboten des Allerhöchsten, des Schöpfers Himmels und der Erde aus; dadurch war ihrem Beglaubigungsscheine das Siegel der Gottheit aufgedrückt. „Wären diese Menschen nicht von Gott“, mußte staunend die Welt ausrufen, „wie könnten sie solche Wunder thun?“ Tausend Beweise sprechen dafür, daß die Apostel wirklich mit dieser Wunderkraft ausgerüstet waren. Dieses lehren die Evangelien, bezeugen die gerichtlichen Urkunden der Kirche; es bestätigt dieses das kühne Unternehmen der Apostel, die Welt umzugestalten. Denn nur beseelt und getragen von dem Bewußtsein, daß eine höhere Macht ihnen zu Gebote stehe, konnten sie irgend einen Erfolg sich versprechen. Aber auch abgesehen von allen andern Gründen und Zeugnissen, so wird uns dasselbe schon verbürgt durch die geistige Umwandlung und Wiedergeburt des Menschengeschlechtes, welche sonst für die Vernunft ein ewiges Rätsel bleibt. „Ohne die Hilfe der Wunder“, sagt der hl. Chrysostomus (Hom. über die Auferstehung der Tot. B. 2), „konnten diese unwissenden, hilflosen, armen und verächtlichen Leute unmöglich über die ganze Welt den Sieg erringen.“

Wie einleuchtend, wie überwältigend stellt sich uns diese Wahrheit erst dar, wenn wir bedenken, daß der Gekreuzigte den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Thorheit schien! (1. Kor. 1, 23.) Es ist eine unleugbare, der ganzen Welt bekannte Thatsache, und die Apostel selbst verkündigen dieselbe allen Nationen, Juden und Heiden: vom römischen Landpfleger verurteilt, hat Jesus Christus sein Leben am schmählichen Kreuzesstamme geendet. Wie mag aber die Welt sich bereden lassen, den Toten, den wie einen Missethäter Gekreuzigten als den wahren, allmächtigen Gott des Himmels und der Erde zu verehren? Soll der Heide oder Jude sich anbetend vor dem Gekreuzigten niederwerfen, so muß er vor allem die festeste Überzeugung gewinnen, derselbe sei von den Toten wieder erstanden, sei glorreich in den Himmel aufgefahren. Ist Christus nicht auferstanden, sagt der Völkerapostel, so ist unser Glaube eitel (1. Kor. 15, 14). Wer verbürgt aber dem Ungläubigen die Wahrheit dieser an sich unglaublichen Thatsache? Niemand als eben jene, welche sich für die Sendboten des Gekreuzigten ausgeben. Wir selbst, so sprechen diese Leute, wir selbst haben den Erstandenen gesehen, haben mit ihm gesprochen und verkehrt; vor unsern Augen ist er in den Himmel aufgestiegen. Allein welches

Gewicht hat dies ihr Zeugnis? Was ehemals die Juden zu Christus gesprochen (Joh. 6, 30), das konnten, das mußten auch Juden und Heiden zu den Aposteln sagen: „Was thut ihr für Zeichen, damit wir euch glauben?“ „Hätten die Apostel nicht Wunder gethan“, sagt Origenes (Geg. Cels. Bch. 2), „nie und nimmer hätte die Welt ihnen aufs Wort geglaubt“; nie und nimmer hätte auch die versunkene Menschheit sich so weit erschwungen, daß Millionen und Millionen freudig für das christliche Bekenntnis alle Glücksgüter, selbst Blut und Leben hingegeben. „Nicht so fast durch ihre Worte als durch Verrichtung von Wunderthaten“, sagt der hl. Augustin (Stadt Gott. 22, 5), „überzeugten die Apostel die Welt von der Auferstehung und von der Himmelfahrt Christi. Die Welt glaubte jene Geheimnisse, indem sie mit größtem Erstaunen sah, wie ungebildete Leute auf einmal in den Sprachen aller Nationen redeten, wie im Namen Jesu der vierzigjährige Lahmgeborne stand und wandelte, wie das Auflegen von Schweißtüchern, wie selbst der Schatten des vorübergehenden Petrus hinreichte, Kranke und Leidende jeglicher Art von ihren Übeln zu befreien, wie Tote ins Leben zurückgerufen wurden und noch viele andere Zeichen im Namen Jesu geschahen. Sollte aber jemand“, fügt der große Kirchenlehrer bei, „in Abrede stellen, daß die Apostel, um ihre Predigt von der Auferstehung und Himmelfahrt Christi glaubwürdig zu machen, alle diese Wunder vollbrachten, so genügt uns dieses einzige und größte aller Wunder, daß die Welt ohne Wunder glaubte.“

Wie eitel und fruchtlos alle bloß menschlichen Anstrengungen im Bekehrungswerke sind, erhellt aufs klarste aus den protestantischen Missionen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat der englische, amerikanische, holländische und deutsche Protestantismus Anstrengungen aller Art gemacht, um mit der katholischen Kirche im Missionswesen zu wetteifern. Wenn jemals, so schien jetzt der Augenblick gekommen, wo der Protestantismus die herrlichsten Siege über das Heidentum feiern sollte. Im Besitze des reinen göttlichen Wortes, wie er wähnte, standen ihm auch irdische Hilfsmittel zu Gebote, die ans Unglaubliche grenzen, mit welchen die geringen Mittel der katholischen Missionäre kaum zu vergleichen sind. Nach all den zahlreichen Kolonien der Engländer und Holländer, nach all den Ländern, wo die Kanonen der Europäer Schutz und Sicherheit gewährten, zogen überreich besoldete Glaubensprediger; gefahrlos und ungestört konnten sich die Missionäre ihrem Berufe widmen: die Eingebornen wurden mit Bibeln und Traktätchen beinahe überschwemmt; überall erhoben sich großartige Schulen, Bet- und Erziehungshäuser. Das Bekehrungswerk zu fördern, verschwendete man ungeheure Summen; reiche

Geschenke und Begünstigungen sollten die Leute anziehen und zur Annahme des christlichen Namens bewegen. Reichten derartige Bekehrungsversuche nicht aus, so scheute man sich nicht, zu Gewaltthätigkeiten zu schreiten. Welches waren nun die Ergebnisse all der großartigen Vorkehrungen zur Verbreitung des Christentums? Man höre und staune! Aus den eigenen Worten protestantischer Missionäre ist unwiderleglich bewiesen, daß alle Versuche mißlangen, daß die Unternehmung gänzlich scheiterte. Heber, ein protestantischer Missionär in Indien, bekennt geradezu: „Unsere Kirche ist bisher unfruchtbar gewesen.“ Sir James Brooke faßt die ganze Geschichte zusammen, wenn er den englischen Missionsgesellschaften sagt: „Bei den Mohammedanern habt ihr keinen Fortschritt gemacht; bei den Hindus habt ihr gar keinen Fortschritt gemacht — ihr seid gerade noch da, wo ihr am ersten Tage gewesen, als ihr nach Indien gegangen.“ Die Fruchtlosigkeit ist jedoch nicht das traurigste Ergebnis dieser riesenhaften Anstrengungen. Haß und Verachtung gegen alles Christliche war öfters das beklagenswerte Vermächtnis, welches die sogenannten Glaubensboten dem Lande, das sie mit der Botschaft des Heils beglücken sollten, hinterließen.*) Vergeblich sucht man diese unseligen Früchte des protestantischen Apostolates im Vergleich mit den herrlichen Erfolgen, welche in den ersten Jahrhunderten die Glaubenspredigt begleiteten, zu entschuldigen mit der Bemerkung, daß die römische Heidenwelt, auf dem Gipfel geistiger Bildung angelangt, die Thorheit des Götzendienstes einerseits und andererseits die himmlische Erhabenheit des Christentums klar eingesehen habe, während die Heiden unserer Tage, in rohe Barbarei versunken, eher vernunftlosen Tieren als Menschen gleichen. Denn mit Recht können wir dagegen fragen: wenn die römischen Heiden wegen hoher Bildung dem Christentume so nahe standen, wie kommt es dann, daß so viele der Gelehrtesten, die also am besten über die Nachteile oder Vorzüge beider Religionen urteilen konnten, dem Christentume fremd blieben, dasselbe sogar haßten und verfolgten? Wie kommt es, daß ein Tacitus, Seneca, Plinius, Ulpian, Marc Aurel und andere hellstrahlende Lichter heidnischer Wissenschaft sich den Schülern Jesu Christi nicht anschlossen? Wie kommt es, daß selbst nach Konstantin dem Großen noch Männer, wie Libanius, Symmachus hartnäckig den christlichen Glauben von sich weisen konnten? Und endlich, woher kommt es, daß die katholischen Missionäre eben jene Heidenstämme, an denen alle Anstrengung der Protestanten nutzlos vergeudet wurde, der heilbringenden Lehre des Evangeliums unterwarfen und aus wilden Barbaren eifrige

---

*) Die Belege für das Gesagte liefert aus protestantischen Quellen zur Genüge das vortreffliche Werk Marshalls: „Die christlichen Missionen, ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge.“

Christen, aus grimmigen Wölfen sanfte Lämmer machten? Findet dieses ganze Rätsel nicht seine Lösung in den Worten des Heilandes an die Apostel: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" (Joh. 20, 21), und in den andern Worten, die der Herr in betreff der falschen Propheten zu Jeremias sprach: „Ich habe sie nicht gesandt und ihnen nichts geboten" (Jer. 14, 14)? Vertrauend auf ihre rechtmäßige Sendung, ziehen die Priester der katholischen Kirche in die Heidenländer, und mit ihnen ist die Gnade, der Segen des Allerhöchsten; dem protestantischen Missionare hingegen fehlt die höhere Sendung, daher auch die göttliche Kraft und Gnade, und eben deshalb ist seine Bemühung fruchtlos.

II. Von Konstantins Bekehrung (312 n. Chr.) bis zur Glaubensspaltung im 16ten Jahrhundert.

1. Sieg der Kirche über die Irrlehren. Kirchenlehrer, Einsiedler.

Verherrlichung des Kreuzes. — Konstantins Verdienste um die christliche Kirche. — Fernere Kämpfe und Siege der Kirche über das Heidentum. (Christenverfolgung unter Kaiser Julian, dem Könige Sapor II. und seinen Nachfolgern.)

35. a) Das Kreuz, früher das Zeichen der größten Schmach, wurde nun ein Zeichen der Ehre, des Sieges; es glänzte auf Konstantins Krone und prangte zu Rom, dem bisherigen Hauptsitze des Heidentums, hoch auf der Burg, dem Kapitol, um so den Triumph des gekreuzigten Gottmenschen der ganzen Welt zu verkünden.

Zu jeder Zeit war das Kreuz den Gläubigen ein Gegenstand höchster Verehrung. Hatte ja Gott an demselben die Welt erlöst, die Sünde getilgt, den Tod und die Macht der Hölle überwältigt. Allein erst jetzt, nachdem an der Tiberbrücke das Kreuz über das Heidentum glorreich gesiegt hatte, trat es aus dem Dunkel der Katakomben ans offene Tageslicht. Auf dem ganzen Erdkreise, wohin immer die frohe Botschaft des Heiles dringt, erstrahlt es nunmehr als das unüberwindliche Siegespanier des christlichen Namens. Es ziert die Kronen der Fürsten, ragt hoch auf den Zinnen der Burgen, auf den Türmen der Kirchen, prangt in vollem Glanze auf demselben Hügel der römischen Weltstadt, wo ehemals Jupiter, in prachtvollem Tempel auf goldenem Throne

sitzend, die Huldigung zahlreicher Nationen erhielt.*) — Konstantin selbst ging mit anregendem Beispiele seinen Unterthanen in Verehrung des Kreuzes voran. Nicht zufrieden, in Rom auf öffentlichem Platze sein Standbild mit dem Kreuze zu schmücken, erhob er das Werkzeug der Erlösung zum römischen Feldzeichen, welches fortan die Krieger als ihren Stolz und Ruhm mit Blut und Leben verteidigen sollten. Fünfzig der Frömmsten und Tapfersten aus der kaiserlichen Leibwache wurden erkoren, um abwechselnd das berühmte Labarum mitten im tobenden Schlachtgewühl voranzutragen.**) Vor jeder Legion wehte in der Folge eine Nachbildung jenes Labarums, und jeder Soldat trug auf seinem Schilde das Zeichen des Kreuzes. Mit dem Kreuz auf dem Helme zog Konstantin selbst in den Kampf. Aus Hochachtung vor diesem ehrwürdigen Zeichen durfte auf kaiserlichen Befehl niemand mehr gekreuzigt oder mit dem Kreuze auf der Stirne gebrandmarkt werden.

Während jedoch alles in frommer Andacht wetteiferte, den gekreuzigten Gottmenschen auch in dem Werkzeuge seines Todes zu ehren, war das hochheilige Kreuzholz, an dem der Erlöser das Opfer vollendete, noch immer wie spurlos verschwunden. Um nämlich die hl. Stätten, wo Christus den Tod erlitten hat und begraben worden ist, unkenntlich zu machen, hatten Juden und Heiden die Höhle des heiligen Grabes verschüttet; und damit die Christen nicht fortführen, gläubig jene heiligen Orte zu besuchen, hatte schon vor 200 Jahren Kaiser Hadrian daselbst einen Götzentempel bauen lassen. Im Jahre 326 jedoch unternahm die Mutter Konstantins, die fromme und beinahe 80jährige Kaiserin Helena, eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande, von dem heiligen Verlangen beseelt, das Kreuz seiner bisherigen Verborgenheit zu entreißen. Sofort wurde der gotteslästerliche Tempel zerstört, der Schutt weggeräumt und mit Eifer die Nachgrabung an dem Orte betrieben, den Christen und Juden als die Leidensstätte Jesu bezeichneten. Bald stieß man auf die Felsenhöhle des heiligen Grabes. In der Nähe befanden sich drei Kreuze, die Inschrift des Pilatus und die Nägel. Welches ist nun aber das hochheilige Kreuz, an dem Christus gestorben? Der hl. Makarius, Bischof von Jerusalem, wußte Rat. Auf den Knieen liegend flehte er zu

---

*) Auf demselben Platze des Kapitols, wo ehemals der Tempel Jupiters sich erhob, steht seit Jahrhunderten die herrliche Kirche Ara Coeli.

**) Nach Konstantins eigener Aussage blieb der jedesmalige Träger desselben unverletzt, und wo immer diese Kreuzesfahne sich zeigte, da geriet der Feind in Schrecken und wurde siegreich in die Flucht geschlagen (Stolberg. Gesch. J. Chr. Bd. 9. S. 451).

Gott, durch ein Wunderzeichen das wahre Kreuz erkennen zu lassen. In Gegenwart der Kaiserin und des ganzen Volkes wurde hierauf eine todkranke Frau der Reihe nach mit den drei Kreuzen berührt. Kaum hatte die Berührung mit dem dritten Kreuze stattgefunden, so erhob sich die Kranke gesund von ihrem Lager. Unbeschreibliche Freude erfüllte nun die Anwesenden; das Volk jubelte laut über den gefundenen Schatz. Ein Stück des heiligen Kreuzes wurde dem Kaiser Konstantin gesandt, der größte Teil aber in Silber eingefaßt und der Obhut der Bischofs von Jerusalem übergeben. Am Orte der Kreuzigung und der Auferstehung wurde auf des Kaisers Befehl sowie unter Mitwirkung der heiligen Helena der Bau einer Kirche unternommen, welche an Pracht und Herrlichkeit alles übertreffen sollte. In Gold und Marmor wölbte sich das erhabene Gotteshaus über dem Grabe des Erlösers, und mit kaiserlicher Freigebigkeit legte Konstantin seine Gaben daselbst nieder. Alljährlich strömte das gläubige Volk in unzählbarer Menge herbei, wenn das hl. Kreuz der öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde. Auch über der Grotte zu Bethlehem und auf dem Ölberge, wo Christus in den Himmel aufgefahren, ließ Helena herrliche Tempel erbauen.

b) Konstantin gestattete die freie Ausübung der christlichen Religion, baute prachtvolle Kirchen, erwies den Priestern, besonders aber den Päpsten, große Ehre und Auszeichnung.

Ein großer Gedanke leitete und beschäftigte von nun an die Seele Konstantins; er war von der tiefsten Überzeugung durchdrungen, der Allerhöchste habe ihn zu seinem Werkzeuge auserkoren, damit er dem kirchlichen Lehramte zur Förderung und Ausbreitung des wahren Glaubens behilflich sei. Sobald er daher vom Herrscherthrone des Abendlandes Besitz genommen, erließ er mehrere den Christen günstige Verordnungen. Es wurde den Gläubigen das freie, öffentliche Bekenntnis ihrer Religion zugesichert, und alle zur Zeit der Verfolgung vom Staate eingezogenen Gotteshäuser, Plätze und Grundstücke sollten ihnen schleunigst zurückgegeben werden. Um allmählich die öffentlichen und Privat-Verhältnisse in die christliche Bahn einzulenken, mußte vor allem ein christlicher Geist die römische Gesetzgebung durchdringen. Zu Gunsten des jungfräulichen Standes, dem manche Christen sich widmeten, wurden die Strafen, welche früher auf die Ehelosigkeit gesetzt waren, aufgehoben und dafür strenge Gesetze wider unsittliche Ausschweifungen erlassen. Um das bei den Heiden übliche Aussetzen und Töten der Kinder zu beseitigen, wies der Kaiser

dürftigen Eltern die nötige Unterstützung aus dem Staatsschatze oder aus seinem Privatvermögen an. Auch das furchtbare Los der unzähligen Sklaven suchte er vielfach zu mildern. Von nun an konnte jeder Gläubige mit Hintansetzung der bisherigen Förmlichkeiten seine Sklaven in der Kirche vor einem Priester freilassen und denselben dadurch alle Rechte eines römischen Bürgers zuwenden; die Geistlichen erhielten sogar die Erlaubnis, ohne Zeugen und außer der Kirche ihren Sklaven die Freiheit zu schenken. Der schrankenlosen Willkür des Herrn in Bestrafung seiner Sklaven wurde ein Ziel gesteckt; es sollten dieselben wiederum als Menschen gelten. Wer daher einen Sklaven tötete, wurde als Mörder behandelt. Um den Tag des Herrn zu heiligen, waren Heiden wie Christen am Sonntage knechtliche Arbeit und gerichtliche Verhandlungen untersagt.

Während Konstantin ruhigen, aber gemessenen Schrittes auf der einmal betretenen Bahn voranging, nahm im Morgenlande sein Schwager und Reichsgenosse Licinius immer mehr eine feindselige Stellung gegen das Christentum ein und schritt allmählich zu offener Verfolgung. Darüber kam es im Jahre 323 zwischen beiden Kaisern zum letzten Entscheidungskampfe. Licinius verkündete in feierlicher Rede, der Ausgang der bevorstehenden Schlacht sollte entscheiden, ob in Zukunft ihre vaterländischen Götter, oder aber der Christengott zu verehren sei. Konstantin hingegen sammelte seine Scharen um die Fahne des Kreuzes. Mit dem Losungsworte: „Gott der Heiland“, stürzte er sich bei Adrianopel in Thracien auf den überlegenen Feind und schlug denselben in schimpfliche Flucht. Nachdem die feindliche Flotte vernichtet und Licinius bei Chalcedon ein zweites Mal besiegt worden, war Konstantin die Alleinherschaft gesichert. Nun erhielt auch das Morgenland die ersehnte Religionsfreiheit. „Alle diejenigen“, hieß es in einer kaiserlichen Verordnung, „welche unter Licinius des Glaubens wegen verbannt, ihrer Güter und Ehrenstellen beraubt oder zum Bergbau verurteilt worden, sollen wiederum in alle ihre Rechte eintreten.“ In seinem Eifer für die Ausbreitung des christlichen Glaubens erließ Konstantin sogar einen förmlichen Aufruf an die Heiden, sie möchten ihre eitlen, nichtigen Götter verlassen und sich freudig dem einen, ewigen und wahren Christengott anschließen. Selbst an den jungen Perserkönig Sapor II. richtete er ein Schreiben, in welchem er die unvergängliche Macht und Größe, die unendliche Heiligkeit des Christengottes rühmte, offen die Thorheit und den Frevel des Götzendienstes rügte und dringend die persischen Christen dessen königlicher Gunst und Gewogenheit empfahl.

Bald erstanden die niedergerissenen und verwüsteten Gotteshäuser in erhöhter Pracht und Schönheit. Außer den herrlichen Tempeln zu Jerusalem und Bethlehem ließ Konstantin noch ebenso großartige und prachtvolle Kirchen zu Rom, Nikomedien, Antiochien und Tyrus erbauen. Vor allem jedoch verwandte er seine Sorge auf die neue Kaiserstadt Byzanz, von nun an Konstantinopel genannt, welche sich glänzend an der Meerenge des Bosporus erhob. Im schönsten Saale des kaiserlichen Palastes ließ er ein goldenes, reich mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz aufrichten. Die heidnischen Tempel daselbst verwandelte er in christliche Kirchen und baute überdies noch neue von staunenswerter Pracht und Größe. Auf jede Art suchte Konstantin seine Liebe und Verehrung gegen das Christentum an den Tag zu legen. Er sorgte für den Glanz des Gottesdienstes, ließ zahlreiche Abschriften der heiligen Bücher anfertigen und ermöglichte den Priestern die ungestörte Ausübung ihres Amtes durch Anweisung reicher Einkünfte und Befreiung von bürgerlichen Lasten. Einzelne Kirchen wurden mit reichen Schenkungen bedacht, und jedem Unterthanen stand es frei, der Kirche testamentarisch seine Güter zu vermachen. Die Söhne des Kaisers erhielten ihre Erziehung und ihren Unterricht von christlichen Lehrern; zu kaiserlichen Statthaltern und Verwaltern der Provinzen wurden in der Regel nur noch Christen erwählt. Die Bischöfe erhielten stets den Vorrang vor den höchsten Staatsbeamten, sie wurden zur kaiserlichen Tafel gezogen, und gern hörte Konstantin auf ihren Rat. Wie die Bischöfe die Angelegenheiten innerhalb des kirchlichen Gebietes ordneten und leiteten, so betrachtete er sich als von Gott berufen, die außer dem Bereich der Kirche liegenden Angelegenheiten zu regieren. Deshalb pflegte er sich den Bischof der äußeren Angelegenheiten zu nennen. Als die schismatischen Donatisten sich in einer kirchlichen Streitsache an den Kaiser wandten, verwies er dieselben an das Kirchenoberhaupt und schrieb an Papst Melchiades einen ehrfurchtsvollen Brief, worin er offen seine Ergebenheit gegen die heilige katholische Kirche und seinen Eifer zur Erhaltung der Einheit kund gab.

c) Das Beispiel Konstantins bewog Tausende der Heiden, sich zur göttlichen Lehre zu bekehren, und bald standen die Götzen verlassen und ihre Tempel verödet. Nach kurzer Zeit ward im römischen Reiche das Heidentum völlig besiegt, und die christliche Religion auf immer die herrschende.

Wiewohl Konstantin viele und herrliche Beweise echt christlicher Gesinnung gegeben, schob er doch den Empfang der heiligen

Taufe bis gegen sein Lebensende auf, wohl von der Besorgnis geleitet, er möchte die erhaltene Taufgnade durch neue Sünden verlieren. Als ihn im Jahre 337, dem 31ten seiner Regierung, eine ernste Krankheit befiel, säumte er nicht länger, durch das Bad der Wiedergeburt sein Heil zu sichern. Von diesem Augenbicke an entkleidete er sich des Purpurs, und wenige Tage darauf, am hohen Pfingstfeste, starb er im weißen Gewande des Täuflings. — Nachdem durch Konstantin dem Heidentume die staatliche Stütze entzogen war, offenbarte es sich, wie morsch und in sich selbst zerfallen dasselbe gewesen. Denn immerhin gestattete der Kaiser jedem Heiden die freie Wahl, ob er den Göttern seiner Väter anhangen, oder sich zur christlichen Religion bekennen wolle. Er beschränkte sich darauf, das Heidentum zu mißbilligen und allgemach dessen äußern Bestand zu schmälern, ohne jedoch den einzelnen Gewalt anzuthun. Nichts desto weniger traten die Heiden scharenweise in den Schoß der christlichen Kirche.

Es sollte aber der römische Götterkult nicht völlig zusammensinken, ohne einen letzten verzweifelten Angriff gegen die Kirche versucht zu haben. Kaum 25 Jahre nach dem Tode Konstantins hielt dessen Neffe, Julian der Abtrünnige, sich für berufen, das beinahe abgestorbene Heidentum neu zu beleben und dasselbe auf eine nie geahnte Höhe der Macht und des Glanzes zu erheben. Von Jugend auf in der Heuchelei und Verstellungskunst wohlgeübt, verbarg er sorgfältig die gottlosen Pläne, welche er im Bunde mit heidnischen Sophisten und Zauberern ausgeheckt hatte. Sobald er indessen den Purpur verräterischer Weise sich umgethan, warf er die Maske ab, begann mit einer wahrhaft satanischen Bosheit den Kampf gegen das Christentum und erfüllte das ganze Reich mit unendlichem Jammer. Seiner Absicht gemäß sollte das Heidentum nicht nur äußerlich gestützt, sondern von Grund aus erneuert und veredelt werden; es sollte vor allem innere Kraft und Würde erhalten. Daher mußten überall die zerfallenen Götzentempel mit großer Pracht wiederhergestellt, die Feste und religiösen Feierlichkeiten glanzvoll begangen werden. Die heidnischen Priester wurden mit reichen Einkünften und ehrenvollen Auszeichnungen bedacht. Um die Kirche desto wirksamer zu bekämpfen, verschmähte es Julian nicht, manche christliche Einrichtung nachzuäffen. In den Tempeln sollte das Volk durch religiöse Vorträge unterrichtet werden; Hymnen sollten zum Lobe der Götter erschallen; sogar heidnische Männer- und Frauenklöster suchte man zu errichten; und um in werkthätiger Nächstenliebe mit den Christen zu wetteifern, sollten in jeder Stadt Armenhäuser und Fremdenherbergen angelegt werden.

Besonders arglistig zeigte sich Julian in seinem Benehmen gegen die Christen selbst. Da er denselben die Ehre der Märtyrerpalme nicht gönnte, so suchte er sie unter allerlei erdichteten Vorwänden zu quälen, damit es nicht den Anschein habe, als würden sie des Glaubens wegen verfolgt. Er entzog den Geistlichen alle bisher genossenen Vorrechte und Einkünfte, drückte die reichen Christen mit unerschwinglichen Abgaben, schloß durch besondere Verordnung alle Anhänger des Christentums von den Lehrstühlen der Wissenschaft aus, indem ja die ganze Weisheit der Galiläer, wie Julian spottweise die Christen nannte, sich darauf beschränke, blindlings zu glauben. Und nicht zufrieden, den standhaften Christen jeden Schutz der Gerechtigkeit zu versagen, fügte er zu seinen Gewaltthaten noch bitteren Hohn. Wenn er die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubte, die heiligen Gefäße entweihte, berief er sich auf die evangelische Armut, zu welcher ja die Christen verpflichtet seien. Unter solchen Umständen flammte beim heidnischen Volke der alte Christenhaß wiederum hell auf, und an vielen Orten wurden die Christen aufs grausamste getötet, ohne daß der Kaiser ernstlich gegen derartigen Unfug eingeschritten wäre. — Trotz all dieser Anstrengungen mußte aber Julian zu seinem größten Verdrusse sehen, wie eitel und fruchtlos sein ganzes Unternehmen sei. Einst verfügte er sich nach einem berühmten Apollo-Tempel bei Antiochien, um das Jahresfest des Gottes mit allem Pomp zu begehen. Anstatt aber, wie er erwartet hatte, eine unzählbare Menschenmenge im festlichen Schmucke daselbst anzutreffen, fand er nur einen heidnischen Priester mit einer Gans zur Darbringung des Opfers. Aus Rache befahl er, die Gebeine des hl. Märtyrers Babylas, welche dort beigesetzt waren und in hoher Verehrung beim Volke standen, zu entfernen. Und siehe! die ganze Stadt Antiochien strömte nun in heiligem Wetteifer herbei, um in feierlicher Prozession die ehrwürdigen Überreste abzuholen. — Die größte Schmach jedoch erlebte Julian, als er den gewaltigsten Streich gegen das Christentum zu führen vermeinte. Er wollte nämlich mit ungeheuerem Kostenaufwand den jüdischen Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen, um die ausdrückliche Weissagung Jesu Christi von dessen ewiger Verwüstung Lügen zu strafen. Schon im ersten Bande (Seite 831) wurde erzählt, wie der Herr bei dieser Gelegenheit durch offenbare Wunder seine Feinde demütigte, wie heftige Windstöße die Baumaterialien zerstreuten, Blitze die Werkzeuge und Maschinen zerschmetterten, ein Erdbeben die letzten Steine des alten Baues herausschleuderte; wie endlich gewaltsam aus dem Grunde hervorbrechende Feuerflammen viele Arbeiter töteten, andere verstümmelten und so das

gottlose Werk gänzlich zu Schanden machten. Von weiteren Verfolgungen der Kirche wurde Julian durch seinen baldigen Untergang abgehalten. Nach zweiundzwanzigmonatlicher Regierung fiel er, 32 Jahre alt, in einem persischen Feldzuge. Getroffen von einem feindlichen Geschosse, soll er, eine Hand voll Blut gen Himmel werfend, ausgerufen haben: „Galiläer! du hast gesiegt.“

Jovian, sein Nachfolger auf dem Kaiserthrone, war ein eifriger Christ und stellte unverzüglich die Verhältnisse wiederum her, wie sie unter Konstantin dem Großen gewesen. Die schwersten Schläge führte aber Kaiser Theodosius der Große (379—395) wider das absterbende Heidentum. Er verbot den Besuch der Götzentempel und befahl dieselben zu schließen. Eine Menge derselben, worunter der weltberühmte und prachtvolle Serapistempel zu Alexandrien, fielen der Zerstörung anheim. Endlich wurde im Jahre 392 die Ausübung des Götzendienstes förmlich untersagt. Zur Annahme des Christentums jedoch wurde niemand gezwungen; die Heiden sollten auf dem Wege der Überzeugung gewonnen werden. Unter den nächstfolgenden Kaisern verschwanden im Bereiche des römischen Reiches allmählich die letzten Reste des Heidentums.

Mit dem Siege über das römische Heidentum war jedoch die Abgötterei noch nicht auf der ganzen Erde überwunden; schwere Kämpfe, aber auch herrliche und wunderbare Siege warteten der Kirche noch außerhalb des römischen Reiches und zunächst in Persien. Ergrimmt über die hohe Blüte, in welcher das Christentum in diesem Lande bereits stand, beschuldigten die Juden und heidnischen Priester (Magier) die Christen bei König Sapor II. des geheimen Einverständnisses mit dem römischen Kaiser Konstantius, welcher mit den Persern im Kriege lag. Um das Jahr 343 brach nun eine der furchtbarsten Verfolgungen aus, welche 40 Jahre lang andauerte. Auf königlichen Befehl sollten die Kirchen niedergerissen, alles den Christen Heilige entweiht, Priester und Laien unter vielerlei Martern hingerichtet werden. Unzählig waren die Opfer, welche das Schwert schon in den ersten zehn Tagen dahinraffte; selbst die Zahl derjenigen, welche mit Namen bekannt waren, belief sich auf 16 000. Noch schrecklicher wütete die Verfolgung unter dem Könige Isdegerdes I. und Bahram V. Vom Jahre 418 bis 450 wurde alles erschöpft, was eine sinnreiche Grausamkeit an Qualen aufzubieten vermochte. Viele Bekenner wurden an Händen und Füßen gebunden und in Gruben geworfen, welche man mit Ratten und Mäusen angefüllt hatte, von denen sie lebendig verzehrt wurden. — Aber auch in Persien bewährte sich die göttliche Kraft des Christentums. Denn trotz der Ströme vergossenen Blutes gewann dasselbe täglich neue Anhänger, und erstaunliche Wunder

gaben zu erkennen, daß der Allmächtige mit den verfolgten Christen sei. Wir wollen nur eines derselben beispielsweise hier anführen. Ein Obermagier hatte zwei Bischöfe, drei Priester und einen Diakon in ein dunkles und feuchtes Loch gesperrt, wo sie 40 Tage lang aufs kärglichste gehalten wurden. Erstaunt darüber, sie nach all den Leiden und Entbehrungen so munter und wohl zu sehen, schlich derselbe eines Nachts um das Gefängnis und spähte durch das Luftloch, um zu entdecken, wer den Gefangenen etwa Speise brächte. Da bietet sich ihm ein ganz neues, nie geahntes Schauspiel dar. Mitten im schauerlichen Dunkel der Nacht war jeder der Bekenner von himmlischem Lichtglanze umflossen. Erschüttert von diesem Anblick, entsagte er sofort seinem Irrwahne, ließ sich von seinen Gefangenen im Christentume unterrichten und endete als glorreicher Märtyrer Jesu Christi.

Irrlehrer. — Deren Umtriebe und Gewaltthaten. — Verdammung ihrer Häresien. — Sieg der Kirche.

36. a) Siege anderer Art hatte nun die katholische Kirche zu erringen, Siege über ihre innern Feinde, die Irrlehrer. Zwar waren bisher schon hie und da ketzerische Lehren vorgetragen und Spaltungen hervorgerufen worden; aber sie verschwanden bald wieder. Jetzt erlangten auf Gottes Zulassung einige Irrlehrer durch List und Betrug großen Anhang, rissen sich von der Kirche frech los und bildeten eigene Gemeinden oder Sekten, welche meistens nach ihnen benannt wurden: so die Arianer, Nestorianer, Eutychianer, Pelagianer u. s. w.

Unter dem steten Wechsel von böswilligen Verfolgungen und göttlichen Tröstungen muß die Kirche ihre Pilgerfahrt hienieden vollenden. „Diesen Pfad", sagt der heilige Augustin (Stadt Gott. 18, 51), „hat sie nicht erst mit Christus und den Aposteln betreten, sondern mit dem gerechten Abel, den sein gottloser Bruder umgebracht, und diesen Pfad wird sie wandeln bis zum Ende der Zeiten. So hat es die weise Vorsehung des Allerhöchsten angeordnet, auf daß einerseits der süße Trost glücklicher Ereignisse die Kirche aufrecht erhalte, und anderseits herbe Prüfungen sie vor den Gefahren eines allzu großen Glückes beschützen." Es darf uns daher nicht wundern, wenn dieselbe nach glorreichem Siege über das grausame Heidentum allsogleich Feinde anderer Art zu bekämpfen hatte. Die Gefahr war diesmal um so größer, da ihre eigenen Kinder es waren, welche sich frech und undankbar gegen sie auflehnten und ihr innerstes Wesen selbst anzugreifen wagten. — Damals war dies freilich nichts Neues mehr; denn schon zur

Zeit der blutigen Verfolgungen, ja unter den Augen der Apostel waren hochmütige Menschen mit abenteuerlichen, der geoffenbarten Lehre widerstrebenden Ansichten hervorgetreten und hatten viele mit sich ins Verderben gezogen. Die einen, wie die Nazaräer und Ebioniten, wollten jüdische Lehren mit christlichen vermengen; andere, wie die Gnostiker und Manichäer, die Sabellianer und Paulicianer, übertrugen heidnische und rationalistische Anschauungen auf das Christentum und brüsteten sich dabei mit dem Namen von Wissenschaft und Aufklärung. Noch andere, wie die Montanisten und Novatianer, erheuchelten eine übertriebene Sittenreinheit im Gegensatze zu den Gnostikern und Manichäern, welche durch Befriedigung schändlicher Lüste das Christentum bei den Heiden in üblen Ruf brachten. Darin kamen jedoch alle überein, daß sie voll des unerträglichsten Stolzes sich selbst zu verherrlichen suchten. „Denn alle die verschiedenen Irrlehren auf der ganzen Welt", sagt der hl. Augustin (Red. 46. n. 18), „haben zur Mutter die Hoffart, wie auch alle rechtgläubigen Christen des gesamten Erdkreises eine Mutter haben, die katholische Kirche." Die Irrlehre der Manichäer abgerechnet, welche später unter verschiedenen Formen wiederum auftauchte, waren alle diese Häresien in kurzem fast spurlos untergegangen.

Ernster und drohender wurde der Kampf gegen die Ketzerei, seitdem die Kirche von außen Ruhe erlangt hatte. Nun schien die Hölle ihre ganze Macht aufzubieten, um durch den arglistigen Trug der Irrlehrer auszuführen, was ihr durch die offene Anfeindung der Tyrannen nicht gelungen war. Während bis jetzt der Irrtum wie Unkraut unter dem Weizen gewuchert hatte, traten nunmehr der Reihe nach zahlreiche Sekten auf, welche als eigene Heerlager sich der Kirche Christi gegenüberstellten. Im Morgenlande bewegte sich der gewaltige Streit vorzüglich um die Geheimnisse der heiligsten Dreifaltigkeit und der Menschwerdung Jesu Christi. Von Stolz aufgebläht, behauptete um das Jahr 318 Arius, Priester zu Alexandrien, der göttliche Sohn sei nicht gleichen Wesens mit dem Vater, sei zwar vor allen andern Dingen in der Zeit erschaffen, aber nicht von Ewigkeit aus dem Vater geboren. Macedonius hingegen, Bischof von Konstantinopel, erhob sich (J. 341) gegen die Gottheit des hl. Geistes. Nestorius, ebenfalls Bischof von Konstantinopel, bekannte zwar die Gottheit des Sohnes und des hl. Geistes, trat aber (428) mit der Irrlehre hervor, in Christo seien nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei Personen, eine göttliche und eine menschliche; Maria habe daher nur den Menschen Christus, nicht aber Gott geboren, dürfe demnach nicht „Gottesgebärerin" genannt werden.

Während nun Eutyches, Vorsteher eines Klosters bei Konstantinopel, diesen Irrtum eifrig bekämpfte, geriet er (448) selbst in einen neuen durch die Behauptung, in Christo sei auch nur eine Natur, indem die menschliche Natur in der göttlichen aufgegangen sei. Aus dieser Häresie entwickelte sich um das Jahr 622 jene der Monotheleten, welche in Sergius, dem Patriarchen von Konstantinopel, einen eifrigen Verteidiger erhielt und in der falschen Ansicht bestand, in Christo seien nicht zwei Willen, entsprechend den zwei Naturen, ein göttlicher und ein menschlicher, sondern nur einer, nur eine gottmenschliche Wirksamkeit.*)(16) — Während diese Irrlehren im Morgenlande auftauchten und dort sich besonders ausbreiteten, trat im Abendlande um das Jahr 412 Pelagius auf, ein britischer Mönch, und verwarf die Erbsünde wie auch die Notwendigkeit der innern, übernatürlichen Gnade zu unserem ewigen Heile.

b) Oft gelang es diesen Irrlehrern, Fürsten und Kaiser für sich zu stimmen; und von denselben unterstützt, drückten und verfolgten sie die Rechtgläubigen auf grausame Weise.

Getreu ihrem höllischen Ursprunge, befolgten alle diese Ketzereien dieselbe Kampfesweise, welche der „Vater der Lüge und Mörder von Anbeginn" seinen Anhängern stets eingegeben hat. Unerschöpflich erwiesen sich jene Sektierer in Erfindung lügenhafter Ausflüchte und Verstellungskünste, um das Gift ihrer Lehre in immer weitern Kreisen zu verbreiten; und wurde ihren listigen Ränken der gewünschte Erfolg versagt, so schritten sie zur gewaltsamen Unterdrückung der Rechtgläubigen. Die ganze Geschichte jener Ketzereien ist in der That ein ununterbrochenes Gewebe von tückischen Umtrieben, Verleumdungen und Gewaltthätigkeiten gegen die treuen Katholiken.

So wußten die Arianer, wiewohl von der Kirche verurteilt, die katholischen Bischöfe selbst beim frommen Kaiser Konstantin als Urheber aller Uneinigkeiten zu verdächtigen, mit seiner Hilfe die wackersten Kämpfer gegen die Irrlehre von ihren Stühlen zu verdrängen und deren Stellen mit Gesinnungsgenossen zu besetzen. Solche Eindringlinge erneuerten alsdann gegen die Rechtgläubigen, welche dem vertriebenen Bischofe treu anhingen, nicht selten die Greuelscenen der heidnischen Christenverfolgung. Selbst das auffallende Strafgericht Gottes, das im Jahre 336 über Arius erging, als man ihn gegen den Willen des Erzbischofes und des Volkes

*) Daher ihr Name aus dem Griechischen: monos „allein" und thelein „wollen."

im Triumphe in die Kirche von Konstantinopel einführen wollte, brachte dessen Partei nicht zur Besinnung. (III. 665.) — In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts brach die Verfolgung unter den Kaisern Konstantius und Valens, welche von den Netzen der Arianer ganz umstrickt waren, in helle Flammen aus. Viele Bischöfe und mit ihnen der Papst Liberius wanderten in die Verbannung. Im ganzen Umfange des römischen Reiches sahen sich die Katholiken dem Hohne und der Gewalt ihrer Feinde preisgegeben. Selbst katholische Laien wurden eingekerkert, verbannt, zur Arbeit in den Bergwerken verurteilt. Die grimmigste Wut jedoch faßten die Arianer gegen den hl. Athanasius, den unerschütterlichen Patriarchen von Alexandrien. Im Jahre 356 wurde derselbe während des Abendgottesdienstes von einer großen Schar Soldaten überfallen, welche die Kirche umzingelten und mit Pfeilen auf die Wehrlosen schossen. Athanasius saß unterdessen in ruhiger Majestät auf seinem bischöflichen Throne, bis seine Freunde ihn mit Gewalt nötigten, sich durch die Flucht den Häschern zu entziehen. Schrecklich wüteten jetzt Heiden und Arianer gegen die verwaiste Herde. Nach dem Osterfeste, welches die Gläubigen auf dem Gottesacker feierten, begann der arianische Bischof Gregor das Werk der Zerstörung und dehnte es über die ganze Provinz aus. Kirchen und Häuser wurden erbrochen und geplündert, Klöster zerstört, Priester und Einsiedler mit Ketten belastet, fast zu Tode gegeißelt, in Bergwerke zur schwersten Arbeit abgeführt, 46 Bischöfe verbannt. Nach dem Tode des hl. Athanasius im Jahre 373 erneuerten sich diese Schandthaten auf die empörendste Weise. Bewaffnete Scharen von Juden und Heiden drangen in die Kirche, in der einst Athanasius den Lehrstuhl eingenommen, und verübten daselbst Greuelthaten, deren bloße Erwähnung hinreichte, jedes christliche Herz mit Entsetzen zu erfüllen. — Ähnliches trug sich in Konstantinopel zu, als im Jahre 370 der rechtgläubige Bischof Eudoxius gestorben war. Um der arianischen Ruchlosigkeit zu steuern, sandten die Einwohner eine Gesandtschaft von 80 Geistlichen an Kaiser Valens nach Nikomedien. Anstatt aber die Zusicherung kaiserlichen Schutzes zu erhalten, wurden sie, angeblich zur Verbannung verurteilt, auf ein Schiff gebracht. Auf offenem Meere jedoch zündete die Schiffsmannschaft gemäß empfangener Weisung das Fahrzeug von allen Seiten an und entfernte sich schleunigst auf den Rettungskähnen, während die Bekenner sämtlich in den Flammen zu Grunde gingen. — Auch außerhalb des römischen Reiches wurde die Kirche von den Arianern hartnäckig verfolgt. Unmenschlich hausten in Afrika die arianischen Vandalen unter den Wüterichen Genserich und

Hunnerich. (I. 834 ff.) In Spanien ließ der arianische Westgotenkönig Leovigild seinen eigenen Sohn Hermenegild des Glaubens wegen hinrichten.

Von demselben Geiste des Truges und der Unduldsamkeit waren die übrigen Ketzer erfüllt. Wie die größten Verbrecher ließ Nestorius die Kleriker und Mönche, die ihm widersprachen, verhaften und von seinen Trabanten durchpeitschen; mit dem Schwerte und der Brandfackel in der Hand durchzogen die Nestorianer die katholischen Provinzen Persiens und rotteten allmählich in diesem Lande den wahren Glauben aus. — In einer Versammlung der Bischöfe zu Ephesus (449) wurde der hl. Flavian, Patriarch von Konstantinopel, von den Eutychianern so grausam mißhandelt, daß er infolge der erhaltenen Wunden starb. Wegen der mannigfachen an den Katholiken verübten Gewaltthaten heißt jene Versammlung „Räubersynode". — Als der hl. Papst Martin I. (649—655) sich dem eigenmächtigen Treiben des monotheletischen Kaisers Konstans II. widersetzte, wurde er nach Konstantinopel geschleppt, aufs grausamste mißhandelt und beschimpft und starb endlich als Märtyrer in der Verbannung.

c) Wie ehemals die Apostel sich versammelt hatten, um über entstandene Streitigkeiten unter Eingebung des heiligen Geistes und unter dem Vorsitze des hl. Petrus zu entscheiden (Apgsch. 15); eben so thaten jetzt auch ihre Nachfolger, die Bischöfe der katholischen Kirche. Sie versammelten sich unter dem Vorsitze des Papstes oder seiner Abgeordneten, beratschlagten über die irrige Lehre und verdammten sie dann. Eine solche Versammlung heißt ein allgemeines Konzil oder eine allgemeine Kirchenversammlung. Ihre mit Beistimmung des Papstes gegebenen Entscheidungen in Glaubenssachen sind unfehlbar, weil sie Aussprüche der Kirche sind, die der heilige Geist unsichtbarer Weise regiert und vor allem Irrtum bewahrt. Besonders berühmt ist das Konzil von Nicäa, im Jahre 325 gehalten. Unter den hier versammelten Bischöfen, 318 an der Zahl, befanden sich viele heilige Männer, die in der Verfolgung für Christus gelitten und noch die Narben ihrer Wunden trugen. Einmütig sprachen sie den Bannfluch über den ruchlosen Arius aus, der in seiner Verblendung behauptete, Christus sei nicht eben so Gott wie der Vater. Mächtig war damals diese Sekte; doch die Kirche hatte ihr nun durch ihren feierlichen Ausspruch das Siegel der Ver-

werfung aufgedrückt, und so mußte sie allmählich verschwinden. Dasselbe Schicksal hatten alle folgenden Irrlehren. Aus allen noch so schweren Kämpfen ging die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag stets siegreich hervor.

Hoch gingen die Sturmeswogen und mächtig schlugen sie an den Felsen Petri, auf den die katholische Kirche gegründet ist; allein wir sehen an ihr die Verheißung Jesu Christi wiederum bestätigt, daß nämlich die Macht der Hölle sie nicht überwältigen soll. Mußte auch die Kirche zu ihrem großen Schmerze sehen, wie Tausende ihrer Kinder vom wahren Glauben abfielen, so wurden in Wirklichkeit doch nur schädliche Glieder entfernt, gleichsam die Spreu vom edlen Weizen gesondert, die wilden Schößlinge vom Rebstocke abgehauen. Denn alle diejenigen, welche so leichten Kaufes das unschätzbare Kleinod des wahren Glaubens darangaben, waren in der That nur Scheinchristen, indem viele derselben ohne aufrichtige Bekehrung des Herzens, bloß dem Kaiser zu gefallen oder aus niedriger Gewinnsucht sich der christlichen Religion angeschlossen hatten und nun die Fahne drehten, je nachdem der Wind vom kaiserlichen Palaste herkam. Die treuen Gläubigen hingegen scharten sich desto enger um das unüberwindliche Kreuzeszeichen. Herrlich waren die Tugendbeispiele, mit welchen zahllose Bischöfe, Priester und Laien der ganzen Welt voranleuchteten in Verteidigung der Wahrheit und in freudiger, starkmütiger Ertragung von Leiden jeglicher Art.*) — Und welch glänzenden Ersatz für den Abfall ungeratener Kinder leistete nicht der Kirche die Bekehrung so vieler Heidenvölker, welche in allen Teilen der alten Welt um diese Zeit erfolgte! Apostel Armeniens ward im Anfange des vierten Jahrhunderts der hl. Gregor der Erleuchter, welcher aus königlichem Geschlechte abstammend und durch seine christliche Amme der allgemeinen Vertilgung seiner Familie entrissen, in der Folge dem Könige und einem großen Teil des Volkes die hl. Taufe spendete. Um die Nation der Iberer für die Wahrheit zu gewinnen, bediente sich die göttliche Vorsehung einer armen christlichen Sklavin, welche durch ihr glaubensstarkes Gebet die Königin heilte und dadurch zur Bekehrung des ganzen Volkes den mächtigsten Anstoß gab. (I. 777 ff.) Um dieselbe Zeit wurden die Äthiopier (Abyssinier) Christo zugeführt durch den hl. Frumentius, welcher auf einer Reise dorthin gefangen, später am königlichen Hofe zu hohem Ansehen gelangte und vom hl. Athanasius zum Bischofe geweiht wurde. (I. 788 ff.) In Gallien that zur Bekehrung der Heiden Großes der hl. Martin, Bischof von Tours, welcher aus einem tapfern Krieger ein liebevoller Hirt für die Lämmer

*) Sieh die herrlichen Züge der Standhaftigkeit, Bd. I. S. 833 ff.

Jesu Christi wurde. Als Apostel der Irländer glänzt der hl. Patricius, welcher in seiner Jugend die Herden hütete, in der Folge aber, von Papst Cölestin bevollmächtigt, das Evangelium verkündigte, das Erzbistum Armagh gründete und die irische Kirche bei seinem Tode in hoher Blüte hinterließ. Von anderen heidnischen Völkern, welche um diese Zeit das Christentum annahmen, wird unten die Rede sein.

Was hier aber vorzüglich Beachtung verdient, ist der Vorteil, welchen die göttliche Vorsehung aus den Häresien zu ziehen wußte. Während nämlich die Ketzer die wahre Lehre zu entstellen suchten, waren die Lehrer der Kirche um so eifriger bemüht, dieselbe bestimmt auszuprägen, allseitig zu beleuchten und klar zu begründen. Denn sobald sich irgendwo eine Irrlehre erhob, versammelten sich entweder die Bischöfe der Provinz, wo das Übel entstanden war, oder wenn dasselbe schon weiter um sich gegriffen hatte, die Bischöfe der ganzen Christenheit, um unter dem besonderen Beistande des hl. Geistes zu entscheiden und genau zu bestimmen, was als christliche Wahrheit zu glauben, was als Irrtum zu verwerfen sei. (Vergl. I. 644 ff.) — Zur Unterdrückung oben genannter Ketzereien wurden nebst vielen Provinzialsynoden mehrere allgemeine Konzilien abgehalten. I. Das Konzil von Nicäa (i. J. 325) gegen Arius und seine Anhänger. Die Stelle des Papstes Sylvester vertrat als Vorsitzender der hochberühmte Osius, Bischof von Corduba, mit zwei vom Papste abgeordneten Priestern. An dem bestimmten Tage hatten sich die Bischöfe in einem Saale des kaiserlichen Palastes eingefunden. Der Kaiser selbst wollte das Ansehen der Versammlung durch seine Gegenwart erhöhen. Konstantin erschien daher, bekleidet mit einem purpurnen, reich mit Gold und Edelsteinen geschmückten Gewande. Voll Demut und Ehrfurcht schlug er die Augen nieder. Bis zu den Sitzen der Bischöfe gekommen, blieb er stehen und ließ sich auf deren Wink nieder in den für ihn bereitstehenden goldenen Sessel, worauf von den versammelten Vätern nach Austausch der üblichen Ansprachen die Verhandlungen gepflogen wurden. Der gotteslästerlichen Lehre des Arius wurde das Ansehen der hl. Schrift und der kirchlichen Überlieferung entgegengehalten, und auf Grund derselben die eine und gleiche Wesenheit des göttlichen Sohnes mit dem Vater feierlich anerkannt. Über Arius, der hartnäckig auf seinem Irrtume bestand, wurde der Bannfluch gesprochen. Alle von den versammelten Vätern gemachten Beschlüsse erhob Konstantin zu förmlichen Reichsgesetzen, um deren Ausführung durch seine kaiserliche Autorität zu unterstützen; „denn das, was die dreihundert heiligen Bischöfe ausgesprochen haben“, so schrieb Konstantin an das Volk

von Alexandrien, „kann nur der Ausspruch des Sohnes Gottes selber sein, weil in diesen ausgezeichneten Männern der hl. Geist wohnt, der ihnen den göttlichen Willen offenbart". Den Arius, sowie zwei Bischöfe, die sich weigerten, das Nicänische Glaubensbekenntnis zu unterschreiben, verurteilte er zur Verbannung, um weitern Umtrieben derselben vorzubeugen.

Das II. allgemeine Konzil, welches im Jahre 381 zu Konstantinopel von 150 Bischöfen abgehalten wurde, bestätigte die Beschlüsse von Nicäa, verdammte die Irrlehre des Macedonius und sprach es feierlich aus, daß dem hl. Geist die gleiche Anbetung wie dem Vater und dem Sohne gebühre. Da bei demselben nur morgenländische Bischöfe zugegen waren, so erhielt es erst durch die Zustimmung des Papstes Damasus und der abendländischen Bischöfe den Rang und die Bedeutung eines allgemeinen Konzils. — Gegen die Ketzerei des Nestorius wurde zu Ephesus im Jahre 431 das III. allgemeine Konzil veranstaltet. In Mitte der Kirche war auf einem erhabenen Throne das Evangelium aufgeschlagen, ein Gebrauch, der fortan bei sämtlichen allgemeinen Konzilien eingehalten wurde. Zu beiden Seiten saßen die versammelten 200 Bischöfe nach ihrem Range geordnet. Den Vorsitz im Namen des Papstes Cölestin hatte der hl. Cyrillus von Alexandrien. Da Nestorius sich hartnäckig weigerte, bei demselben zu erscheinen, so wurden seine Schriften öffentlich vorgelesen. Kaum war dieses geschehen, so erscholl der Ruf: „Fluch diesen gottlosen Irrtümern! Sie widersprechen den hl. Schriften und der Überlieferung der Väter". Nestorius wurde seines Amtes entsetzt, von der Kirche ausgeschlossen und von Kaiser Theodosius II. in die Verbannung verwiesen. Unbeschreiblich war der Jubel des gläubigen Volkes, als es vernahm, daß die Irrlehre verdammt, und der allerseligsten Jungfrau der Titel einer Gottesmutter feierlich zuerkannt sei. (Vgl. I. 837.) — Zu dem IV. allgemeinen Konzil, welches im Jahre 451 zu Chalcedon gefeiert wurde, und bei dem ungefähr 600 Bischöfe erschienen, sandte Papst Leo d. Gr. vier Abgeordnete, zwei Bischöfe und zwei Priester, die in seinem Namen den Vorsitz führten. Es wurde gegen Eutyches festgestellt, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, ohne Verwandlung zu einer Person vereint sind. Als der herrliche Brief des Papstes Leo an den Patriarchen Flavian von Konstantinopel, welcher getreu die wahre Lehre enthält, vorgelesen wurde, riefen die Väter voll heiliger Begeisterung: „Also glauben wir alle; dies ist der Glaube der Väter, dies ist der Glaube der Apostel; Petrus selbst hat durch den Mund Leos geredet. Fluch demjenigen, der nicht also glaubt." — In dem V.

allgemeinen Konzil, dem 2. von Konstantinopel (J. 553), an dem nur wenige abendländische Bischöfe sich beteiligten, das aber vom Papste Vigilius die Bestätigung erhielt, wurden drei Schriften, die sogenannten „drei Kapitel“, verdammt, weil in denselben die nestorianische Irrlehre enthalten und verteidigt war. — Das VI. allgemeine Konzil, das 3. von Konstantinopel (J. 680), zu dem Papst Agatho drei Legaten sandte, welche in der Versammlung der 160 Bischöfe den Vorsitz führten, bestätigte feierlich die Lehre von zwei Naturen und zwei Willen in Christo und verwarf die entgegengesetzten Irrtümer. — Die Irrlehre des Pelagius wurde schon früher auf den Provinzialkonzilien zu Karthago und Mileve (beide i. J. 416) in Afrika verdammt. Als Papst Innocenz I. dieses Urteil bestätigte, sprach der hl. Augustin (i. J. 417) in einer Rede an das Volk: „Bereits sind in dieser Sache die Beschlüsse zweier Konzilien an den apostolischen Stuhl gesandt worden, und es sind auch von ihm Rückschreiben (Reskripte) gekommen, die Sache ist beendigt; möge auch einmal der Irrtum ein Ende nehmen.“*) Später (529) wurde auch der Semipelagianismus, welcher sich im Verlaufe des Streites aus dem Pelagianismus entwickelt hatte, auf dem berühmten Provinzialkonzil von Oranien oder Orange in Frankreich verworfen und die Verwerfung vom Papst Bonifatius II. bestätigt.

Gleich als wäre diesen Sekten durch die kirchliche Verwerfung jeder Keim des Lebens entzogen worden, siechten sie von nun an kraftlos dahin. Je größer ihre Macht, die Zahl und das Ansehen ihrer Anhänger war, um so glänzender war es erwiesen, daß die Irrlehre nichts vermag gegen die katholische Kirche, die Säule und Grundfeste der Wahrheit. Mit vollem Rechte schrieb demnach der Papst Gelasius an den Kaiser Anastasius: „Konnten etwa diejenigen, welche die Religion anfeindeten, Neuerungen in dieselbe hineinbringen, oder blieb sie nicht stets unbesiegt, wo man ihren Untergang für gewiß erachtete?“ Zwar kommen heutigestags noch Nestorianer vor im östlichen Syrien oder Mesopotamien unter dem Namen von Chaldäern, in Indien als Thomas-Christen. Ebenso trifft man unter verschiedenen Namen auch noch Eutychianer; in Ägypten heißen dieselben Kopten, in Syrien Jakobiten. Allein sie tragen sämtlich das Gepräge des tiefsten Zerfalles und scheinen ihr Dasein nur zu fristen, um

*) Daß der hl. Augustin mit diesen Worten nicht den beiden Provinzialsynoden, sondern den beiden Antwortschreiben des Papstes selbst ein solches entscheidendes Gewicht beilegt, erhellt daraus, daß er anderswo einfachhin sagt: „Durch die Schreiben des Papstes Innocenz ist aller Zweifel über die Sache gehoben.“ (S. August. Contra duas ep. Pelag. Ad. Bonif. l. II. c. 3.)

der katholischen Kirche einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie die Juden thun in betreff des alten Testamentes, nämlich als unverwerfliche Zeugen zu dienen für das ehrwürdige Alter der katholischen Überlieferung in betreff der hl. Sakramente, des heil. Meßopfers, der Verehrung der Heiligen und anderer kirchlichen Gebräuche.

Kirchenväter. — Einsiedler- und Klosterleben. — Der hl. Benedikt.

37. a) Jn diesem Zeitraume verherrlichte Gott seine Kirche noch durch viele heilige und gelehrte Männer, welche ruhmvoll die wahre Lehre verfochten; man nennt sie Kirchenlehrer und Kirchenväter.*)

Seit den Tagen der Apostel hat es stets Männer gegeben, die sowohl durch hohe Gelehrsamkeit und glühenden Eifer in Verteidigung des Glaubens als durch Heiligkeit des Wandels hervorragten, und welche deshalb von der katholischen Kirche als ihre Väter und Lehrer verehrt werden. Zu keiner Zeit jedoch war die Wirksamkeit solcher von Gott auserkorener Männer großartiger, und kein Zeitraum hat dieselben in solcher Anzahl aufzuweisen als eben jene Jahrhunderte, wo die Häresien des Arius, Macedonius, Pelagius, Nestorius, Eutyches entstanden, jene heillosen und weitverbreiteten Häresien, welche so furchtbare Stürme erregten, daß es fast den Anschein gewann, die Kirche, welche nach dem Ausspruche Jesu Christi eine hellleuchtende Stadt auf dem Berge sein soll, habe sich in eine Stätte der Verwirrung und des ewigen Zwiespaltes verwandelt. Es trat gegen jene Jrrlehren eine glanzvolle Reihe von Kirchenvätern in die Schranken, und gewaltig und siegreich führten diese den Kampf. Sie waren es, die als treue Wächter frühzeitig vor den Gefahren der Ketzerei warnten; sie waren es, die auf den Konzilien die katholische Glaubenslehre klar und unzweideutig aussprachen, den Jrrtum verdammten, die hartnäckigen und arglistigen Urheber der Spaltung unerbittlich auf all ihren Schleichwegen verfolgten, mit durchdringender Geistesschärfe deren fein gesponnene Trugschlüsse bloßlegten und vernichteten; sie waren es, die mit wahrhaft apostolischem Freimut den Gewalthabern ihr Unrecht vorhielten, wenn dieselben die Jrrlehre unterstützten und die Rechtgläubigen verfolgten; sie waren es endlich, die in rastloser Thätigkeit ihr ganzes Leben der Verteidigung des wahren Glaubens widmeten, durch ihr Flammenwort die Herzen erschütterten, durch ihre zahlreichen vom Geiste Gottes durchwehten Schriften den Geschlechtern aller Jahrhunderte

*) Vgl. Bd. I. S. 75 ff.

eine reiche Quelle der erhabensten, tiefsten und salbungsvollsten Belehrung eröffneten und durch das unvergleichliche Schauspiel ihres heiligen Wandels der Mit- und Nachwelt als glänzende Sterne voranleuchteten.

b) Solche Männer waren der hl. Athanasius, Patriarch von Alexandrien, der harte, langwierige Verfolgungen für den wahren Glauben erlitt; der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand; der hl. Chrysostomus, Patriarch von Konstantinopel; der hl. Basilius, Erzbischof von Cäsarea; der hl. Hieronymus, berühmt durch seine Übersetzung der hl. Schrift; der hl. Augustinus, Bischof von Hippo in Afrika; der hl. Cyrillus, Patriarch von Alexandrien; die hl. Päpste Leo der Große und Gregor der Große.

Wahrhaft Erstaunliches haben alle diese Heiligen im Kampfe gegen die Feinde der katholischen Kirche geleistet. Weder Schmach noch Leiden vermochte sie einzuschüchtern; gleich riesigen Felsen standen sie unbewegt inmitten der heftigen Stürme. Welch ein Heldenmut erfüllte nicht die Seele eines Athanasius († 373), der während seiner beinahe 50jährigen Wirksamkeit als Patriarch von Alexandrien den Riesenkampf gegen den zu jener Zeit so mächtigen Arius bestand! Gegen ihn wendete sich die volle Wut der Arianer. Um ihn zu stürzen, wurde ihm alles aufgebürdet, was die schwärzeste Bosheit an Verleumdung ersinnen konnte. Selbst in der Wüste, wohin er sich nach dem oben erwähnten nächtlichen Überfalle in der Kirche zurückgezogen hatte, und wo er unter den Mönchen verborgen lebte, fand der schwer Verfolgte keine Ruhe. Die größten Belohnungen waren demjenigen verheißen, der ihn lebendig oder tot herbeibrächte. Ganze Scharen Bewaffneter durchzogen lärmend und tobend die stillen Einöden und suchten die wehrlosen Mönche durch Martern zur Entdeckung seines Aufenthaltes zu bewegen. Auf verborgenen Pfaden mußte er sich von Kloster zu Kloster, von Höhle zu Höhle, bis hinaus in die furchtbare Wüstenei flüchten, wohin sich die Verfolger nicht zu verlieren wagten. Von hier aus war er rastlos thätig für seine teuere Gemeinde, die den reißenden Wölfen preisgegeben war. In eben so warmen als kraftvollen Schreiben warnte er sie vor den Umtrieben der Arianer, tröstete und ermutigte sie in ihrer Trübsal, stärkte sie zur Ausdauer und Standhaftigkeit. Die thatkräftigste Aufmunterung bildete aber sein eigenes Beispiel. Keine Macht auf Erden war im stande, ihn je um ein Haar breit vom katholischen Glauben abweichen zu lassen. Die Folge dieser edlen

Festigkeit war, daß er fünfmal von seinem bischöflichen Sitze vertrieben wurde, flüchtig fast den ganzen Erdkreis durchwanderte, beinahe 20 Jahre lang das Thränenbrot der Verbannung aß und einmal sogar, von der Welt gleichsam verstoßen, vier Monate in der Grabhöhle seines Vaters zubrachte. — Unbeschreiblich war immer die Freude und der Jubel, wenn Athanasius den Seinigen wiedergeschenkt wurde, die ihn als ihren Vater liebten und verehrten. Von außen unangefochten, verlebte er die letzten Jahre in ihrer Mitte, stets unermüdet in Bekämpfung der Irrlehre sowohl durch Briefe und gelehrte Abhandlungen als durch Predigten an das Volk.

Nicht weniger fest und unerschrocken, als der hl. Athanasius im Morgenlande, trat im Abendlande der hl. Ambrosius († 397) der arianischen Irrlehre entgegen. Ambrosius (wahrscheinlich zu Trier zwischen 335—340 geboren) wurde durch besondere göttliche Fügung aus einem kaiserlichen Statthalter Bischof der Mailändischen Kirche, die von einem arianischen Bischofe während 20 Jahren war verwüstet worden. Ambrosius verband mit einer wunderbaren Sanftmut und Milde, die ihm die Herzen aller Vernünftigen gewann, eine erstaunliche Charakterfestigkeit. Weder der Glanz der kaiserlichen Majestät noch der Schrecken der ihm zürnenden Gewalt vermochten ihn von der Bahn des Rechtes abzubringen. Vergeblich bot die arianische Kaiserin Justina wiederholt ihre ganze Macht auf, drohte mit Verbannung und Tod, um von Ambrosius die Räumung einer Kirche für die Feier des arianischen Gottesdienstes zu erlangen. Er erwiderte standhaft: „Dem Priester steht es nicht zu, den Häretikern den Tempel Gottes auszuliefern". Als der Hof Miene machte, durch List und Gewalt sich in den Besitz einer Kirche zu setzen, strömte das gläubige Volk scharenweise in die bedrohte Kirche, und auch Ambrosius begab sich an den Ort der Gefahr. Hier bewachten die Gläubigen mehrere Tage und Nächte ihren geliebten Hirten. Die Zeit verfloß unter Gebeten und Absingung von Hymnen und Psalmen. In der Überzeugung, daß die Kirche Eigentum Gottes und er dessen Wächter sei, wollte Ambrosius lieber das äußerste erdulden, als um den Preis eines schändlichen Verrates an seiner Pflicht mit dem Hofe einen Scheinfrieden schließen. In einer herrlichen Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, sprach er unter anderem: „Wer mich liebt, kann mir keinen größeren Beweis seiner Liebe geben, als wenn er mich nicht verhindert, ein Schlachtopfer Jesu Christi zu werden". — Und wer bewundert nicht den großen Bischof, wenn er dem gewaltigen Kaiser Theodosius I. die Kirchengemeinschaft versagt, bis derselbe durch aufrichtige Buße das in Thessalonich angerichtete Blutbad gesühnt hat? (Vgl. I. 868.)

Ein neues, hellstrahlendes Licht tauchte im Orient mit dem hl. Johannes (geb. 347 zu Antiochien, † 407) auf, dem die Nachwelt mit Recht den Namen Chrysostomus, d. i. „Goldmund" beilegte; denn gleich dem lautersten Golde strömte die Rede von seinem gotterfüllten Herzen. Nachdem er in der Wissenschaft der Heiligen bereits erstaunliche Fortschritte gemacht hatte, wurde er von Flavian, Bischof von Antiochien, im Jahre 386 zum Priester geweiht. In den elf folgenden Jahren verwaltete er in dieser seiner Vaterstadt mit unübertrefflicher Meisterschaft und zum größten Segen der Zuhörer das Predigtamt. Bald gebrauchte er den sanften Ton väterlicher Milde, bald den furchtbaren Ernst des Richters; bald schilderte er in ergreifenden Zügen das Erhabene, das Anmutige und Himmlische der Tugend, bald das Häßliche und Strafbare des Lasters. Immer jedoch leuchtete aus seinem Worte das Feuer göttlicher Liebe, das ihm keine Ruhe ließ beim Anblicke des geistigen und leiblichen Elendes seiner Mitmenschen. Noch herrlicher entfaltete sich sein Eifer, als er im Jahre 397 wider seinen Willen auf den glänzenden, aber sorgenvollen Patriarchenstuhl von Konstantinopel erhoben wurde. Gegen sich selbst äußerst strenge, war er den Unglücklichen und Notleidenden ein zärtlicher Vater. Armenhäuser und Spitäler verdankten ihm die Gründung; selbst seine Feinde fanden bei ihm Schutz und Rettung. In stetem Kampfe gegen die Zügellosigkeit des Volkes, gegen die Laster der Vornehmen, gegen die Anmaßung und Ungerechtigkeit der stolzen Kaiserin Eudoxia erwarb sich der gefürchtete Strafprediger wie die hohe Bewunderung und unbegrenzte Liebe der Guten, so den unversöhnlichen Haß der Gottlosen. Diese letzteren, die Kaiserin an der Spitze, verschworen sich zu seinem Untergange. Der irregeleitete Kaiser Arkadius sprach das Urteil der Verbannung über ihn. Um blutige Auftritte zu verhindern, entfloh er heimlich aus der Kirche, in welcher ihn das treue Volk drei Tage und drei Nächte vor den Nachstellungen seiner Feinde bewacht hatte, und überlieferte sich den Soldaten, die ihn zur Verbannung abführten. In der Nacht erschütterte ein heftiges Erdbeben den Palast des Kaisers, so daß Eudoxia in der Seelenangst die Kniee des Kaisers umfaßte und denselben um Zurückberufung des Heiligen anflehte. Unter allgemeinem Jubel und in herrlichem Triumphzuge zurückgeführt, geißelte er nach wie vor die Laster der Großen.

Wieder zog sich über seinem Haupte ein furchtbarer Sturm zusammen. In der heiligen Osternacht des Jahres 404 drangen Soldaten in die Kirche, in der sich 3000 Katechumenen zum Empfange der heiligen Taufe versammelt hatten, und verübten

blutige Greuel, um das Volk, das immer treu seinem Hirten anhing, zu zerstreuen. Außerhalb der Stadtmauern, in Wäldern und Gehölzen, beging die zerstreute Herde das hohe Fest. Nach dem Pfingstfeste verließ Chrysostomus auf Befehl des Kaisers für immer die schuldbeladene Stadt. Unmittelbar darauf brach unbegreiflicher Weise gerade unter der Kanzel, wo Chrysostomus so oft gepredigt, Feuer aus und zerstörte in einem schrecklichen Brande den prachtvollen Tempel und das nahegelegene Senatsgebäude. Unter unsäglichen Leiden und Beschwerden, die der schwache Greis ungebeugten Mutes ertrug, wurde er nach der armenischen Stadt Kukusus geschleppt. „Die drei Jahre, die er hier und in der Umgegend zubrachte", sagt selbst ein kirchenfeindlicher Geschichtsforscher (Gibbon), „waren die ruhmvollsten seines Lebens". Bis in die fernsten Provinzen war er von dieser Einöde aus thätig zur Ausrottung des Heidentums, zur Unterdrückung der Irrlehren, zur Ausbreitung und Erhöhung der katholischen Kirche. Die achtungsvolle Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt richtete sich nach diesem öden Fleck des Taurusgebirges. Der abendländische Kaiser Honorius und Papst Innocenz I. (402—417) verwendeten sich, wiewohl vergeblich, für seine Befreiung; aus allen Teilen der Welt erhielt er Besuche, und der genannte Papst erließ an den gefeierten Verbannten ein herrliches Trostschreiben, das noch auf uns gekommen. — Voll Wut über den Ruhm und den großen Einfluß des Chrysostomus, ruhten seine Feinde nicht, bis der todesmatte Greis an die fernste Grenze des römischen Reiches am schwarzen Meere verbannt und mit unerhörter Grausamkeit dahin abgeführt wurde. In der Stadt Komana in Pontus angelangt, erlag er den 14. Sept. 407 den Beschwerden der Reise und den Mißhandlungen der rohen Soldaten. Eine ungeheuere Menschenmenge strömte selbst aus weiter Ferne zu seinem Begräbnis herbei. Im Jahre 438 wurde sein heiliger Leichnam von Theodosius II. in prachtvollem Aufzuge nach Konstantinopel übertragen. Der Kaiser ging zu Fuß der glänzenden Prozession entgegen, fiel vor dem Sarge auf die Kniee und bat den Heiligen im Namen seiner Eltern um Verzeihung.

Ein anderes glänzendes Licht, das in dieser Zeit die Kirche des Orients erleuchtete und erwärmte, war der heilige Basilius, Erzbischof von Cäsarea, mit dem Beinamen des Großen († 379). Von Jugend auf durch die innigste Freundschaft verbunden mit dem hl. Gregor II. von Nazianz, hatte er gemeinschaftlich mit diesem zu Athen in regem Wetteifer dem Studium der Wissenschaften und den Übungen der Tugend obgelegen. „Nur zwei Straßen der Stadt kannten wir", sagt der heilige Gregor von Nazianz, „jene

zur Kirche und jene zu den öffentlichen Schulen. Unsern Mitschülern überließen wir die übrigen, welche ins Theater, zu den Schauspielen und zu andern Orten der Lustbarkeit führten." Wiewohl Erbe großer Reichtümer und mit glänzender Rednergabe ausgestattet, entsagte Basilius doch allen Ansprüchen auf die Ehren der Welt und trachtete seinem eigenen Ausspruche gemäß nur darnach, „wie er sicher über die kurze Welle dieses Lebens fahren möchte." In jeder Stellung, welche ihm die göttliche Vorsehung anwies, suchte er mit ungeteiltem Herzen dem Allerhöchsten zu dienen. Als Priester entfaltete er in Cäsarea eine äußerst gesegnete Wirksamkeit. Im hellsten Glanz strahlte seine apostolische Tugend während der im Jahre 370 ausgebrochenen Hungersnot. Er machte sich zum Sachwalter der Armen und Notleidenden und eiferte mit wahrhaft erschütternder Beredsamkeit gegen den Wucher der habsüchtigen Reichen. Seinen Worten entsprach sein Beispiel. Er verwendete einen großen Teil seines Vermögens zur Linderung der allgemeinen Not und teilte persönlich unter die Armen die Speisen aus, welche er freigebig hatte bereiten lassen. — Nachdem Basilius in demselben Jahre 370, wiewohl mit größtem Widerstreben, den erzbischöflichen Stuhl von Cäsarea bestiegen hatte, setzte er nichts desto weniger seine äußerst strenge Lebensweise fort. Er trug nur eine einzige abgenutzte Kleidung, hartes Brot mit etwas Salz war seine Hauptnahrung. Mit dem reichen Überschusse seiner Einkünfte baute er außerhalb der Stadt ein Armen- und Krankenhaus, das einer kleinen Stadt glich. Nach der Aussage des hl. Gregor von Nazianz konnte es unter die Wunder der Welt gezählt werden, so groß war die Zahl der Armen und Kranken, die man darin aufnahm, so bewunderungswürdig die Ordnung, so ausnehmend die Sorgfalt, den verschiedenen Bedürfnissen der Unglücklichen abzuhelfen. Oft sah man den heiligen Stifter die Kranken mit eigener Hand pflegen und die Aussätzigen küssen, um die Wärter zu ermuntern.

Unsterblichen Ruhm erwarb sich Basilius durch die Standhaftigkeit, die er an den Tag legte, als der arianische Kaiser Valens das Morgenland bereiste in der Absicht, die Arianer mit Gewalt in die geistlichen Würden einzusetzen. Alle Versuche des kaiserlichen Präfekten Modestus, den großen Erzbischof für die Sache des Kaisers zu gewinnen, scheiterten an dessen glaubensfester Zuversicht. Als der erzürnte Höfling ihm drohte mit Einziehung der Güter, mit Verbannung, mit Folter und Tod, erwiderte Basilius: „Mit ganz andern Dingen müßtest du mir drohen, um Eindruck auf mich zu machen. Wer nichts besitzt, braucht Einziehung der Güter nicht zu scheuen; und wohin wolltest du mich verbannen? Überall betrachte ich mich

als einen Fremdling auf Erden. Auch Züchtigungen habe ich nicht zu fürchten; würde ja der erste Streich dem Leben und Leiden meines hinfälligen Körpers ein Ende machen. Der Tod endlich erscheint mir als eine Wohlthat, weil er mich desto eher mit meinem Gott vereinigt, für den ich lebe und wirke." „Mit solcher Kühnheit", sprach der Präfekt, „ist mir noch keiner begegnet." „Vielleicht hattest du noch nie mit einem Bischofe zu thun", antwortete Basilius; „denn so mild und nachgiebig wir Bischöfe in gewöhnlichen Dingen sind, ebenso unerschütterlich sind wir in Sachen der Religion. Feuer, Schwert, eiserne Krallen, wilde Tiere sind alsdann unsere Wonne." Auf das weitere Ansinnen des Modestus, er möge bis morgen sich besinnen, entgegnete Basilius: „Dieser Aufschub ist unnötig; ich werde morgen derselbe sein wie heute." Voll Bewunderung entließ ihn der Präfekt, und auch der Kaiser war nach erhaltenem Berichte über diesen Vorfall von Hochachtung erfüllt gegen den unerschrockenen Bischof. Später sollte Basilius infolge der arianischen Umtriebe dennoch verbannt werden. Da erkrankte plötzlich der sechsjährige Sohn des Kaisers, und vergeblich waren alle Bemühungen der Ärzte. Basilius wurde gerufen. Auf sein Gebet genas der kaiserliche Prinz, und die Verbannung unterblieb.

Einer der verdienstvollsten Kirchenlehrer ist der hl. Hieronymus († 420). Der Wissensdrang, durch welchen er sich schon als Knabe auszeichnete, veranlaßte seine reichen und vornehmen Eltern, ihn zu seiner Ausbildung nach Rom zu senden. Hier an den Gräbern der hl. Märtyrer entzündete sich in seinem Herzen ein heiliger Eifer zur Nachahmung derjenigen, deren Thaten er bewunderte. Später durchreiste er mehrmals den Orient, wo er teils im Verkehr mit gelehrten Männern, teils in der Einsamkeit zugleich ein Leben strenger Buße und eifrigen Studiums führte. Mit besonderem Fleiß verlegte er sich hier auf die Erlernung der hebräischen Sprache, deren Kenntnis ihm in der Folge vom größten Nutzen war. Nach einem vielbewegten Leben im Dienste der Kirche zog er sich als Greis nach Bethlehem, der Geburtsstätte des Heilandes, zurück und legte hier zum großen Segen für Mit- und Nachwelt die kostbaren Früchte seiner Studien in zahlreichen Schriften nieder. Seine Übersetzungen und Erklärungen der heil. Schrift, welche er nebst andern schätzbaren Werken daselbst verfaßte, sind von unvergänglichem Wert für die kirchliche Wissenschaft. Im Jahre 420 rief ihn der Tod ab aus diesem Leben der Arbeit und des Kampfes zur Ruhe der Seligen, wonach er sich so lange und so innig gesehnt hatte.

Ein Wunder von Scharfsinn und Gelehrsamkeit war der große hl. Augustin († 430), der während 36 Jahren den

Bischofsstuhl der afrikanischen Stadt Hippo verherrlichte. Durch die göttliche Barmherzigkeit von den Verirrungen seiner Jugend zurückgekehrt und im Jahre 387 vom hl. Ambrosius getauft, weihte er sich von nun an mit seiner ganzen großen Seele dem Dienste der Wahrheit und der Kirche. Mit siegreicher Kraft bekämpfte er die großen Häresien, die seine Zeit bewegten. Gegen die Manichäer, denen er früher selbst angehörte, verfaßte er 14 Streitschriften. Einen schweren Kampf mußte er gegen die Donatisten führen, welche in Hippo die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten und die Katholiken mit größter Erbitterung verfolgten. Durch die unwiderstehliche Gewalt seiner Liebe, durch die Kraft seiner Predigten und Unterredungen, durch zahlreiche Briefe und Schriften gelang es ihm endlich, diese fanatische Sekte zu bändigen. Ganz besonders fanden die Pelagianer in Augustinus ihren Gegner und Bezwinger. In den Schriften, die er gegen dieselben verfaßte, legte er aufs tiefsinnigste und geistvollste die katholische Lehre über die Gnade, den freien Willen, die Erbsünde, die Notwendigkeit der Kindertaufe auseinander. Gegen die Lästerungen der Heiden, welche den sichtlich herannahenden Zerfall des römischen Reiches als eine Strafe der Götter für die Ausbreitung des Christentums hinstellten, schrieb er sein herrliches Meisterwerk: „Die 22 Bücher von der Stadt Gottes", worin er die Irrtümer der Heiden widerlegt und ihrem thörichten Götzendienst das wundersame Bild der Stadt Gottes, der christlichen Religion, entgegenhält.

Unsterbliche Verdienste um die Kirche erwarb sich der heil. Papst Leo der Große (Papst 440—461) durch sein kräftiges Einschreiten zur Wiederherstellung der Kirchenzucht und Bekämpfung der Irrlehren. In jenen Zeiten der Verwirrung, wo von allen Seiten Barbaren heranstürmten, unter deren furchtbarem Tritte alles wankte und zusammenstürzte, bedurfte es in Wahrheit eines Mannes von außerordentlicher Seelengröße, der die Völker mit gewaltiger Hand vom Abgrunde des Verderbens zurückhielt. Als einen solchen Mann erwies sich Leo in seinem ganzen Leben und Wirken. Im Jahre 452 brach Attila, der schreckliche Hunnenkönig, mit seinen wilden Heerscharen in Italien ein. Kein Heer, keine Festung vermochte dem stolzen Eroberer zu widerstehen, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als auf den Trümmern der bisherigen Weltordnung ein hunnisches Universalreich zu begründen. Blut und rauchende Schutthaufen bezeichneten seine Schritte. Kaiser Valentinian III. gab das wehrlose Volk der Willkür des Barbaren preis und verbarg sich feige hinter den Mauern des festen Ravenna. Mit Entsetzen sahen die Bürger Roms den verheerenden Strom sich heranwälzen. In dieser Not übernimmt

der Papst es, die bedrohte Hauptstadt zu schirmen. Vertrauend auf die hohe Macht seines Hirtenamtes, zieht Leo dem Attila bis an die Ufer des Mincio entgegen und tritt als himmlischer Friedensbote vor das Antlitz des wilden Eroberers, dem selbst Könige nur mit Zittern nahten. Er bittet und beschwört ihn mit Worten, wie ein erleuchteter Sinn und zärtliche Liebe für die bedrohten Kinder sie seinem Herzen eingeben. Das erste Mal vielleicht ist es, daß der Stolze sich vor dem Worte eines Sterblichen beugt: das hehre Ansehen des Bittenden, vor allem aber die überwältigende Kraft, welche Gott seinem Worte verlieh, bewegen den Barbaren, unverzüglich seine Scharen hinter die Donau zurückzuziehen. Als die Seinigen ihn fragten, warum er so gegen Gewohnheit demütig dem Befehle des römischen Priesters gehorche, soll er geantwortet haben, während jener gesprochen, habe er einen andern in priesterlichem Schmucke neben ihm gesehen, der mit gezücktem Schwerte ihn zu töten gedroht, wenn er Leo nicht Folge leiste. — Drei Jahre verflossen, und wiederum sah das bestürzte Rom sich am Rande des Verderbens. Der grausame Genserich landete mit seinen Vandalen und Mauren an der Tibermündung. Die einzige Stütze und Hoffnung ruhte wiederum auf dem Papste. An der Spitze seiner Geistlichkeit trat Leo unter Roms Mauern vor den Wüterich und flehte um Schonung der Menschen und Häuser. Betroffen von dem wundersamen Anblicke der priesterlichen Schar und von den Worten des greisen Priesters erschüttert, versprach Genserich, die Stadt mit Feuer, Mord und Folter zu verschonen.

Eine der schönsten Zierden der katholischen Kirche war der hl. Papst Gregor der Große (geb. um 540, gest. 604). Einem erlauchten römischen Geschlechte entsprossen und Erbe unermeßlicher Reichtümer, entsagte er den hohen Ehrenstellen, die er in der Welt bereits einnahm, und verwendete seine reichen Güter zu Werken der Wohlthätigkeit. Er erbaute sechs Klöster in Sizilien; auch seinen väterlichen Palast in Rom verwandelte er in ein Kloster und trat selbst dort ein, um in frommer Abgeschiedenheit seine Tage zu beschließen. Allein er sollte in der Kirche Gottes hoch auf den Leuchter gestellt werden. Nach dem Ableben des Papstes Pelagius II. wurde Gregor im Jahre 590 von der Geistlichkeit, dem Senate und dem Volke einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Umsonst ergriff er schleunigst die Flucht. Öffentliche Gebete und Fasten wurden angestellt, und nach Entdeckung seines Aufenthaltes wurde er im Triumphe nach Rom gebracht. Mit starker Hand führte er nun das Steuer des sturmgepeitschten Schiffleins Petri. Nichts entging seinem wachsamen

Auge; viele Mißbräuche wurden abgeschafft; der Gottesdienst wurde mit hehrem Glanze umgeben, und heute noch steht der Gregorianische Gesang unübertroffen an Erhabenheit und salbungsvoller Weihe; überall erhob sich das christliche Leben zu neuer Blüte. Mit eben so viel Klugheit als Mut benahm er sich den gewaltthätigen Longobarden und den anmaßenden griechischen Kaisern gegenüber, und mit unermüdlichem Eifer verbreitete er das Reich Christi unter den heidnischen und arianischen Nationen.

Wiewohl hier nur zweier Päpste Erwähnung geschah, so hat doch schon in diesen ersten Jahrhunderten das Papsttum überhaupt sich unsterbliche Verdienste um die Kirche erworben. Jedem Nachfolger Petri galt die Weisung des Herrn: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe"; und wie getreu haben sie diesem Auftrage entsprochen! Als Hirt der Herde Christi, als allgemeiner Vater der Christenheit empfand der Papst zuerst und am schmerzlichsten alle Schläge, welche von äußern und innern Feinden gegen die Kirche geführt wurden. An ihm fanden die unschuldig Verfolgten, namentlich die Bischöfe, welche durch Gewalt und List von ihren Sitzen vertrieben worden, einen mächtigen, unerschrockenen Anwalt ihres Rechtes. Er war stets der Leuchtturm, der hellstrahlend in die düstere Nacht des Irrtums hineinschien; er war der eigentliche Schutz und Hort der Rechtgläubigkeit. Bischöfe und Patriarchen fielen ab vom wahren Glauben; allein nie und nimmer schloß der Papst einen Bund mit der Lüge; stets handhabte er das zweischneidige Schwert der Wahrheit. Auch dem Übermute der Kaiser, welche sich unbefugt in die Verwaltung der Kirche einmischen wollten, setzten die Päpste Schranken; sie blieben unerschütterlich, mochten diese Eindringlinge auch wüten und toben. Wie ihre Thätigkeit den ganzen christlichen Erdkreis umfaßte, so dehnte sie sich auch über alle Anliegen und Nöten der Christenheit aus. Überallhin sandten sie Trost, Hilfe und Rat; überall griffen sie warnend, vorsorgend, aufmunternd, beruhigend und schlichtend ein. Durch die Freigebigkeit einiger Kaiser und die Schenkungen frommer Gläubigen mit reichen Einkünften versehen, leisteten die Bischöfe Roms Unermeßliches in der Linderung zeitlichen Elendes. Nach allen Seiten hin verbreiteten sie den Segen ihrer Wohlthaten: sie erlösten Gefangene, befreiten Sklaven aus ihrer Knechtschaft, errichteten Waisenhäuser, Kranken- und Fremdenhäuser, überhaupt Anstalten jeglicher Art, wo dem Unglück eine sichere Zufluchtsstätte eröffnet wird. Wahrhaft, mit heiligem Stolze darf der Katholik auf die glorreiche Reihe der Päpste hinblicken, welche in den sechs ersten Jahrhunderten den apostolischen Stuhl zierten. Von den 63 Päpsten, welche bis auf Gregor den Großen regierten, haben

viele den Glauben mit ihrem Blute besiegelt, und mit Ausnahme von sieben werden dieselben von der Kirche sämtlich als Heilige verehrt.

c) Während sich nun die hl. Kirchenväter vorzüglich als Verteidiger des Glaubens auszeichneten, leuchteten als Muster strenger Bußfertigkeit die Einsiedler. Es waren dieses fromme Christen, welche sich den verführerischen Freuden der Welt entzogen, um in der Einöde durch Gebet und Selbstverleugnung sich zu einer seligen Sterbestunde vorzubereiten. Eine Felsenhöhle oder eine Hütte von Baumzweigen war ihre Wohnung, die bloße Erde oder ein wenig Laub ihr Bett, Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Speise und Wasser zum Tranke. Allen Bequemlichkeiten entsagten sie, um der Welt vollkommen abzusterben und einzig Gott zu leben.

Wiewohl die Kirchenväter eifrig bemüht waren, das Reich Gottes auf jede Weise zu befördern, so müssen wir doch als deren eigentliche Aufgabe die Verteidigung des wahren Glaubens gegen die Anmaßung der Häretiker bezeichnen. Nun drohte aber der Kirche, seitdem die heidnische Christenverfolgung aufgehört, noch von einer andern Seite her Unheil und Verderben. Mit Zunahme der äußern Sicherheit war nämlich der glühende Eifer im Dienste Gottes bei vielen allmählich erloschen. Immer mehr verschwand jener echt christliche Geist, der einst die frühern Geschlechter beseelt und zu so erstaunlichen Heldenthaten angefeuert hatte; die Christenheit drohte in eine allgemeine Erschlaffung und Verweltlichung zu versinken. Auch gegen dieses einreißende Übel wußte die unendliche Erbarmung Gottes geeignete Vorkehrungen zu treffen. Der Geist Gottes, dessen Wehen das Antlitz der Erde erneuert, bemächtigte sich vieler Herzen, und inmitten der stets zunehmenden Lauigkeit erstand ein gewaltiges Heer lebensfrischer, kampfgeübter Streiter Jesu Christi, welche in ihrem Wandel alle Tugenden des Evangeliums abspiegelten. Es bevölkerten sich die Wüsten Ägyptens, Palästinas und Kleinasiens mit Christen, welche, alles Irdische verachtend, Herz und Sinn einzig auf das Himmlische richteten, welche nur lebten und atmeten für Gott und das Heil ihrer unsterblichen Seelen.

Zwar berichtet uns die Geschichte von einzelnen, welche schon früher diesem außerordentlichen Leben sich widmeten. So begab sich in der Decischen Christenverfolgung (um 250) Paulus, ein 15jähriger Jüngling, in die thebaische Wüste, um sich der blutigen Verfolgung zu entziehen. In einer verborgenen Felsengrotte lebte

er hier bis zu seinem 113. Jahre in strenger Buße, in Gebet und steter Betrachtung des Himmlischen. Die geflochtenen Blätter einer Dattelpalme dienten ihm zur Kleidung, Wasser zum Tranke und Datteln zur Speise. In den letzten 60 Jahren sandte der Herr seinem treuen Diener durch einen Raben täglich ein halbes Brot und gab dadurch zu erkennen, wie wohlgefällig ihm ein solches Leben sei. — Als eigentlicher Begründer dieser Lebensweise ist jedoch der hl. Antonius anzusehen. In Ägypten von frommen und reichen Eltern geboren, brachte er seine Jugend in Unschuld und Reinheit hin. Er war 18 Jahre alt, als er eines Tages in der Kirche die Worte des Evangeliums vernahm: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen." Allsobald fühlte er sich von der göttlichen Gnade ergriffen und zur buchstäblichen Erfüllung dieser Worte angetrieben. Er verkaufte demnach sein reizendes Landgut, teilte den Erlös unter die Armen aus und verlegte sich mit staunenswertem Eifer auf die Ausübung wahrer Gottseligkeit. In einem halbzerfallenen Gemäuer, das in einer öden Wildnis lag, schlug er seine Wohnung auf. Durch heldenmütige Bekämpfung der verdorbenen Natur bereitete sich Antonius auf den erhabenen Beruf vor, den ihm die göttliche Vorsehung zugewiesen hatte. Er durchwachte ganze Nächte im Gebete, aß nur einmal des Tages und zwar nach Sonnenuntergang, zuweilen auch nur in zwei Tagen einmal und öfters erst nach vier Tagen. Seine Speise waren teils Früchte, teils Brot und Salz, sein Trank Wasser, sein Bett eine Matte oder auch die bloße Erde. Den Leib bedeckte ein langes Kleid, und um die Schultern hängte er einen Mantel von Ziegenfellen. Als sein Aufenthalt und sein heiliges Leben bekannt wurde, strömten von weiter Ferne Scharen frommer Gläubigen herbei, um sich in Angelegenheiten ihres Heiles bei dem armen Einsiedler Rat und Hilfe zu holen. Der Ruf seiner Wunder und noch mehr die Kraft seiner Worte und seines Beispieles bewog viele, sich ihm anzuschließen und sich seiner Leitung zu unterwerfen. Jetzt begann die Wüste nach den Worten des Isaias „von Lilien zu blühen". Die Thäler und Berge bevölkerten sich wie mit Chören der Engel. Jeder lebte in einer von den vielen Zellen, die zerstreut umherlagen und eine Art Zellendorf, „Laure" genannt, bildeten. Gebet und Betrachtung der heiligen Schrift wechselten ab mit Handarbeit. Der Anblick eifriger Brüder, die Stille der Wüste, die feierlichen Töne des Psalmengesanges, alles erhob Herz und Gemüt zum Himmlischen. Im Jahre 356 entschlief der heilige Antonius in einem Alter von 105 Jahren, bewundert von der Welt und zärtlich geliebt von seinen geistlichen Söhnen.

Einen weitern Schritt in Regelung des Mönchslebens that der hl. Pachomius. Als heidnischer Soldat war er durch den Anblick der unter den Christen herrschenden Liebe zur Erkenntnis der wahren Religion geführt worden. Um das Jahr 313 begab er sich in die Einöde der ägyptischen Thebais zum hl. Altvater Palämon. (Vgl. II. 514.) Vergeblich suchte der hl. Greis den feurigen Jüngling durch Erwähnung der harten Kämpfe und Leiden abzuschrecken; Pachomius vertraute auf die Gnade des Herrn und unterzog sich mit großem Eifer allen Übungen, welche der erfahrene Meister ihm auferlegte. Besonders schwer fiel ihm das nächtliche Gebet. Des Nachtwachens nicht gewohnt, wurde er häufig vom Schlafe übermannt. Alsdann ging Palämon mit ihm vor die Hütte, hieß ihn einen Sack mit Sand füllen und dann die schwere Last so lange hin und her tragen, bis er wieder munter geworden war. — Am hochheiligen Ostertage sprach einst Palämon: „Heute ist ein allgemeines Fest in der ganzen Christenheit; darum gehe hin, Pachomius, und bereite uns für den hohen Festtag ein Freudenmahl." Der Jüngling vollzog den Befehl; die festliche Mahlzeit aber, die er zubereitete, bestand darin, daß er auf die wilden Kräuter, die sie sonst nur mit Salz würzten, ein wenig Öl goß. Dann kam er zu Palämon und sagte: „Mein Vater, ich habe gethan, was du mir befohlen hast." Als nun Palämon nach verichtetem Gebete seinen Blick auf die Speise fallen ließ, da fing er an bitterlich zu weinen und klagte unter strömenden Thränen: „Mein Herr und Heiland ist am Kreuz mit Galle und Essig getränkt worden, und ich soll schwelgerische Kost zu mir nehmen? Ach, das kann ich nicht." Pachomius bat ihn flehentlich, doch ein wenig davon zu genießen; es sei ja heute der höchste Freudentag! umsonst! der Greis blieb bei seiner untröstlichen Wehklage. So brachte Pachomius denn wie gewöhnlich Salz und Brot; und nun wurde Palämon froh und aß sehr vergnügt mit seinem lieben Jünger.

Durch eine Stimme von oben wurde einst dem Pachomius das zerfallene und gänzlich verlassene Dorf Tabenna in der libyschen Wüste als zukünftiger Aufenthaltsort angewiesen, wo er mit noch vielen andern dem Herrn dienen solle. Die Schüler, welche sich ihm bald in großer Anzahl anschlossen, bildeten eine große geistliche Familie. Sie bewohnten ein gemeinsames Haus mit vielen Zellen, und in jeder Zelle wohnten drei Brüder beisammen. Die Mahlzeit wurde gemeinschaftlich gehalten, jedoch im tiefsten Stillschweigen, um den Geist nicht von der Betrachtung himmlischer Dinge abzuziehen. Zum gemeinschaftlichen Gottesdienste rief sie eine Trompete, auf deren Schall die Mönche sofort ihre Zellen verließen. Jeden Samstag und Sonntag empfingen sie die hl. Kommunion. Ihre körperlichen Arbeiten bestanden in der Anbauung des Gartens, in Bienenzucht, Korbflechten,

Bücher abschreiben u. s. w. Was von den Erzeugnissen übrig blieb, da sie selbst nur wenig bedurften, wurde in Ägypten auf Schiffe geladen und in Alexandrien den Armen gespendet. In der Folge gründete Pachomius noch acht Klöster, die alle nach derselben Regel lebten. Gleich blühenden Oasen lagen sie da inmitten der Wüste. Von Zeit zu Zeit wurden sie von ihrem hl. Stifter besucht, um ihren Eifer aufs neue zu stärken und zu beleben. Gegen Ende seiner irdischen Laufbahn, die er im Jahre 348 beschloß, zählte Pachomius in den neun von ihm gestifteten Klöstern bereits eine Schar von 9000 geistlichen Söhnen.

Allein nicht nur über Ägypten, auch über Palästina, Arabien, Syrien, Mesopotamien und Kleinasien ließ der Geist Gottes seinen allbelebenden Hauch ergehen. Der hl. Hilarion (im Anfange des 4. Jahrhunderts), dessen Leben eine Kette der erstaunlichsten Wunder bildet, und der hl. Basilius der Große, dessen bereits oben Erwähnung geschah, waren hier die Begründer und geistlichen Väter zahlreicher Klöster, in denen überall gleicher Bußgeist, gleiche brüderliche Eintracht, gleicher Heldensinn in Ertragung von Beschwerden und Mühseligkeiten herrschte. Ein halbes Jahrhundert war kaum verflossen, und schon sah man fast alle Wüsten von den Grenzen Libyens bis an die Ufer des Kaspischen Meeres von hl. Einsiedlern und Mönchen erfüllt und geheiligt. — Auch dem Abendlande teilte sich dieser Aufschwung des Geistes mit. Der hl. Athanasius, welcher zu den großen Altvätern der ägyptischen Wüste in engster Beziehung stand, trug auf seinen apostolischen Wanderungen die fruchtbaren Keime dieses neuen Lebens nach Italien. Der hl. Martin, Bischof von Tours († 594), verbreitete das Mönchsleben in Gallien und der hl. Fulgentius, Bischof von Ruspe († 533), in Sardinien.

Wäre der Kirche aus dem Mönchtum der Wüste kein anderer Vorteil erwachsen, als daß so viele heilige Lehrer und Bischöfe aus demselben wie aus einer fruchtbaren Pflanzschule hervorgingen, so hätte es sich dadurch allein schon um das Christentum die glänzendsten Verdienste erworben. Die Wüste war es, die einen Basilius, einen Hieronymus, Epiphanius, Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Ephrem u. a. m. zu Gottes auserwählten Rüstzeugen heranbildete. Dort in der Wüste, im beständigen Kampfe gegen ihre Leidenschaften, im Gebete, im Lesen und Betrachten der hl. Bücher schöpften sie jene heldenmütige Verachtung alles Irdischen, jene himmlische Gesinnung, welche sie weit über alle Reize und Schrecknisse der Welt erhob, jenen unerschütterlichen Glaubensmut, der sie auch bei den schwierigsten Unternehmungen aufrecht erhielt und anfeuerte; dort in der Einsamkeit entflammte sich jene verzehrende Glut göttlicher Begeisterung, welche

ihr Herz erfüllte, welche ihren Reden und Schriften eine solche Überzeugungskraft einhauchte. — Aber auch das Beispiel der Einsiedler konnte nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf die gesamte Christenheit bleiben. Der Ernst, der Eifer und die riesigen Anstrengungen, mit welchen sie auf der steilen Bahn zum Himmel voranschritten, mußten den lauen Weltchristen ihr übernatürliches Ziel, das ihrem Auge fast ganz entrückt war, wiederum lebendig vor die Seele führen. Der Wohlgeruch ihrer Tugenden, der sich über weite Länder verbreitete, konnte nicht ermangeln, bei vielen die Sehnsucht nach einem bessern Leben mächtig anzufachen. Und war nicht schon das Bewußtsein, daß so viele freudig den Dornenpfad der Entsagung wandelten, ein gewaltiger Antrieb, im Vertrauen auf Gott Ähnliches zu unternehmen? Wirklich unterließen es die Kirchenväter nicht, die Gläubigen durch ernste Hinweisung auf das Leben der Mönche zur Tugend anzuspornen, und zahlreiche Beispiele beweisen, daß ganz in Üppigkeit versunkene Menschen dadurch ergriffen und umgewandelt wurden.

Zudem eröffnete sich den Mönchen nicht selten ein weites Feld, um durch ihr persönliches Einwirken das Heil ihrer Mitmenschen zu befördern. Denn abgesehen von der Kraft, welche ihr Gebet und ihre Verdienste bei Gott besaßen, einer Kraft, welcher der gelehrte Rufinus von Aquileja die Erhaltung und Fortdauer der Welt zuschrieb, so waren die Mönche von Weltleuten und selbst von Heiden, die der Ruf ihrer wunderbaren Lebensweise herbeizog, oft ganz umlagert, und alle Berichte stimmen darin überein, wie erschütternd der Anblick und die Worte dieser hl. Männer auf die Fremden einwirkten. Zeugt doch der ungeheure Zudrang zur klösterlichen Lebensweise aufs schlagendste von dem Einflusse, den sie auf die Gemüter ausübten. — Nicht selten verließen sogar einzelne Mönche auf eine Zeit ihre teure Einsamkeit, um irgend ein Werk der Gottseligkeit oder der Nächstenliebe zu verrichten. Treffend erwiderte deshalb der Mönch Aphraates, als ihm der arianische Kaiser Valens bei einer Begegnung in Antochien vorwarf, die Einsamkeit gezieme einem Mönche besser: „Wie eine Tochter, die sittsam im Innern des Hauses bleiben soll, nichts desto weniger bei einem Brande im väterlichen Hause hinauseilt, um Wasser zum Löschen herbeizuholen; ebenso thue ich, nachdem du Feuer an unseres Vaters Haus gelegt hast.“ Der hl. Antonius selbst begab sich wiederholt nach Alexandrien; so im Jahre 311, um als ein Engel des Trostes den dortigen schwer verfolgten Christen beizustehen; später, um dem Unwesen der übermütigen Arianer Einhalt zu thun. Bei letzterer Gelegenheit soll er an einem Tage mehr Heiden der Kirche einverleibt haben, als sonst während eines ganzen Jahres zu geschehen pflegte. Und wie großartig ist nicht die Wirk-

samkeit des hl. Simeon des Styliten, der bei Antiochien 30 Jahre lang von seiner Säule herab gleich dem gewaltigsten Apostel an der Bekehrung der Welt arbeitete! Dieser ehemalige Hirtenknabe schien in seiner Hand die Geschicke der Völker zu tragen. Auf sein Gebet wurden mehr als einmal die Geißeln der empörten Natur abgewendet, ward eine heftige Christenverfolgung in Persien plötzlich beschwichtigt, bekehrten sich einzelne wie ganze Völkerschaften. Eine wahre Völkerwanderung umwogte oft wie ein Meer seine Säule, und alles lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf sein mahnendes Wort.

d) Aus dem Einsiedlerleben entstand später das Klosterleben, um welches sich im Abendlande besonders der große Wundermann, der hl. Benedikt, verdient gemacht hat.

Wiewohl das Mönchtum nach der Regel des hl. Pachomius und noch mehr nach der des hl. Basilius im Morgenlande eine sehr weite Verbreitung gefunden hatte, so erübrigte dennoch für das abendländische Mönchtum ein weiterer Schritt zur innern Vervollkommnung, um es für die Christianisierung der barbarischen Völker des Nordens, wozu es von der Vorsehung bestimmt war, tauglicher zu machen. Der hehre Gottesmann, dessen sich der Herr bei diesem Werke bediente, ist der hl. Benedikt. Zu Nursia, einer Stadt Umbriens, im Jahre 480 von angesehenen Eltern geboren, sollte Benedikt in Rom seine glänzenden Geistesanlagen ausbilden. Doch sein Herz und Sinn war von Kindheit an Gott und dem Himmlischen zu sehr zugewandt, als daß er sich in dem bunten Treiben der Welt hätte wohl fühlen können. Vierzehn Jahre alt, begab er sich in die schauerliche Einöde von Subiaco in den Apenninen, wo er drei Jahre in einer tiefen, fast unzugänglichen Höhle zubrachte. Nur ein frommer Einsiedler wußte um seinen Aufenthalt, und dieser pflegte ihm die äußerst kärgliche Nahrung an einem Seile von einem hohen Felsen hinabzulassen. Hier läuterte er sein Herz durch anhaltendes Gebet und strenge Buße von jeder ungeordneten Neigung zum Irdischen. Später endeckten arme Hirten seine Höhle, und bald erscholl die ganze Gegend vom Rufe seiner Heiligkeit. Die Mönche des benachbarten Klosters Vicovaro wählten den jungen Benedikt zu ihrem Abte und nötigten ihn, das Amt anzunehmen. Mit Eifer bemühte er sich, die gelockerte Klosterzucht wiederherzustellen. Da er jedoch auf gewaltige Hindernisse stieß, so kehrte er in seine teure Einöde zurück. Jetzt schlossen sich ihm viele heilsbegierige Christen als gehorsame Schüler an, für welche er daselbst zwölf Klöster stiftete. Um aber dem Neide auszuweichen, den ihm der Glanz seiner

Wunder und Tugenden zuzog, machte er sich mit einigen Mönchen auf, eine andere einsame Wohnung zu suchen. Auf dem Berge Cassino bei Neapel fand er einen uralten Apollo-Tempel, wo die Landleute der Umgegend noch heidnische Opfer brachten. Entsetzt über solche Greuel, zerbrach Benedikt das Götzenbild, zertrümmerte den Altar und hieb den Hain nieder; den Tempel verwandelte er in eine Kirche und erbaute neben derselben ein Kloster. So entstand das weltberühmte Stammkloster des Benediktinerordens, dem der heilige Stifter 14 Jahre als Abt vorstand, hochgeachtet von Päpsten und Königen, von Gott verherrlicht durch die Gabe der Wunder und der Weissagung.*) Noch mehrere andere Klöster verdankten dem hl. Benedikt ihren Ursprung; so auch eines für gottesfürchtige Jungfrauen, dessen Leitung er seiner Schwester, der hl. Scholastika, anvertraute. Noch kurz bevor er, von seinen Schülern umgeben, in der Kirche von Monte Cassino selig im Herrn entschlief (J. 543), sandte er seine Lieblingsjünger Placidus und Maurus, Söhne römischer Senatoren, jenen nach Sizilien und diesen nach Gallien, damit sie dort ebenfalls Klöster nach seiner Regel gründeten.

Die Regel des hl. Benedikt ist ein Meisterwerk erleuchteten Sinnes und kluger Mäßigung. Wie jede Ordensregel, so ist auch diese eine Sammlung von Satzungen, welche den Menschen anleiten einerseits zur Lostrennung von der Welt und anderseits zur höhern christlichen Vollkommenheit durch Beobachtung der evangelischen Räte, der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Die Regel des heil. Benedikt beschränkt sich aber nicht mehr auf allgemeine Vorschriften und Bestimmungen; in ihr befinden sich alle Obliegenheiten und Verhältnisse des klösterlichen Lebens festgesetzt; der willkürlichen Deutung ist jeder Weg abgeschnitten; dem Übelstande, daß Mönche unstät von einem Kloster zum andern zogen, steuert das Gelübde des steten Verbleibens in derselben Klostergemeinde. Dieser Regel verdankt das abendländische Klosterwesen die Grundbedingungen eines raschen Emporblühens und sichern Bestandes: große Einheit, zweckmäßige Einrichtung und feste Gliederung. So bereicherte der hl. Benedikt

*) Mehrere derselben berichtet der hl. Papst Gregor d. Gr. in seiner Lebensbeschreibung des hl. Benedikt (2. Bch. 3. Dialog). Unter andern erzählt er auch die Erweckung zweier Toten. Ein tiefbetrübter Vater brachte den Leichnam seines Sohnes zum Heiligen und beschwor ihn, denselben wieder zum Leben zu erwecken. Benedikt betete über den Dahingeschiedenen, ergriff dessen Hand und gab ihn dem Vater lebend zurück. Ein anderes Mal brachten die Brüder den Leichnam eines jungen Mönches, dem eine herabstürzende Mauer Glieder und Gebeine zerschmettert hatte. Der Heilige begab sich ins Gebet, und dann hieß er den zum Leben Erweckten wieder an die vorige Arbeit gehen; was derselbe auch that.

die Kirche um eine Heldenschar, die zum Kampfe auszog, schön im Tugendglanze wie die aufgehende Sonne und furchtbar wie ein geordnetes Schlachtheer. Von den Verdiensten, welche sich dieser Orden um die Bekehrung und Gesittung der Welt erworben, wird später die Rede sein; hier genüge die Angabe, daß derselbe in seiner Blütezeit 37 000 Klöster zählte und aus ihm, nach der gewöhnlichen Berechnung, 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Kardinäle, 28 Päpste, 5000 Heilige und Selige und eine unzählige Menge von Schriftstellern und Gelehrten hervorgingen.

2. Sieg der Kirche über die rohen Heidenvölker. Das Christentum in Deutschland. Die Kirche im Morgenlande. Mohammed.

Völkerwanderung. — Bekehrung der Franken, — der Angelsachsen. — Glaubensboten unter den germanischen Völkerschaften. — Der hl. Bonifatius. — Wirksamkeit der Klöster. — Karl der Große. — Weitere Ausbreitung des Christentums im Norden und Osten von Deutschland.

38. a) Neue Gefahren brachte über die Kirche die Völkerwanderung im 5. und 6. Jahrhundert, als raubsüchtige heidnische Völker ihre Wohnsitze verließen und in zahlreichen Schwärmen sich über die christlichen Länder hinwälzten, alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Am schrecklichsten wüteten die Hunnen unter ihrem Anführer Attila, der sich selbst „Gottes Geißel" nannte. Die berühmtesten Städte, ja ganze Völkerschaften gingen zu Grunde. Das mehr als tausendjährige, einst so mächtige Römerreich mußte erliegen. Unsägliches Elend kam über ganz Europa, bis Gott die wilden Horden bezähmte durch eben die Kirche, welcher sie den Untergang drohten.

Um dieselbe Zeit, wo die Kirche gegenüber dem allseitigen Verderben in der römischen Welt eine so erstaunliche Fruchtbarkeit an großen und heiligen Männern entfaltete, brach über den morschen Bau des abgelebten Kaiserreiches ein furchtbarer Sturm herein, die Völkerwanderung. Seit Jahrhunderten lagen die römischen Legionen im Norden und Osten Europas in heißem Kampfe mit rohen, aber kräftigen Völkerschaften, und nur mit Mühe konnten sie oft ihre eigenen Grenzen verteidigen. Immer höher stieg die Gefahr, bis im Jahre 375 die Hunnen, ein wildes, raublustiges Volk aus dem fernen Osten, den Donfluß überschritten und mit ungeheurer Streitmacht ihren Zug nach dem Abendlande

begannen. Nun war der Anstoß gegeben, infolge dessen Europa auf lange Zeit der Tummelplatz barbarischer Horden wurde. Wie vom Sturm gepeitschte Wogen stürzten sich die zunächst bedrohten Völker auf ihre westlichen Nachbarn. Es stritten sich in blutigen Schlachten um den Besitz der blühenden römischen Provinzen in Europa die Goten, Alanen, Hunnen, Gepiden, Vandalen, Heruler, Rugier, Sueven, Alemannen, Bojoarier, Burgunder, Franken, Sachsen, Longobarden u. s. w. Unendlicher Jammer war im Gefolge dieser gewaltigen Raubzüge; Städte und Dörfer wurden in Brand gesteckt, Grenzwälle und Kastelle zertrümmert, christliche Kirchen, deren sich in den römischen Kolonien bereits fast allerorts erhoben hatten, unter rauchenden Schutthaufen begraben, ganze Provinzen ausgeplündert, verwüstet und verödet. Zu Tausenden fielen die Einwohner unter dem Schwerte der Eroberer; Tausende wurden in schmachvolle Knechtschaft abgeführt und mußten den Völkerstrom, der sich allverheerend von Osten herwälzte, noch anschwellen helfen. Alles erstarrte vor Schrecken, als der Hunnenkönig Attila mit seinen 700,000 Streitern einherzog, um als „Geißel Gottes" die entarteten Völker zu züchtigen. Endlich erlag der Fürchterliche 451 auf den katalaunischen Feldern (bei Chalons in Frankreich) den vereinten Anstrengungen des römischen Feldherrn Aëtius und einiger germanischen Könige. — Nicht lange mehr währte es aber, und für das abendländische Kaisertum schlug die letzte Stunde; i. J. 476 versetzte der Herulerfürst Odoaker dem hinsiechenden Reiche den Todesstoß, und nun teilten sich die eingedrungenen Horden ungestört in die Länder, über welche einst Rom als Weltbeherrscherin zu gebieten hatte. Kaum erkennen wir noch die alte Welt. Überall ertönen fremde, ungebildete Laute neben der alten römischen Sprache; überall herrscht rauhe, barbarische Sitte; überall tauchen neue Reiche auf. In Italien herrschen der Reihe nach die Ostgoten und Longobarden; Afrika gehört den Vandalen; die nordwestliche Ecke Spaniens den Sueven, der übrige Teil dieser Halbinsel und Südgallien den Westgoten; das Land zwischen der Rhone und der Aar besitzen die Burgunder; im heutigen Süddeutschland und Elsaß hausen die Bojoarier und die Alemannen; weiter nördlich finden wir die Thüringer und Sachsen; die ursprünglich am Niederrhein und an der Maas ansässigen Franken haben ihr Gebiet über den nordöstlichen Teil Galliens ausgedehnt; das Küstenland von der Ems bis zur Weser behaupten die streitbaren Friesen, und England ist die Beute der stämmigen Angelsachsen.

Allein was soll die Welt unter den Händen dieser Barbaren werden, die nur einen Ruhm, nur eine Wonne kennen, den Krieg;

deren höchster Wunsch es ist, nach rühmlichem Tode auf dem Schlachtfelde in Walhalla (Totensaal) mit ihren abenteuerlichen Göttern Met und Bier in Fülle zu trinken, mit Würfeln zu spielen, täglich in Kämpfen sich zu zerhauen und wieder heil zu werden? Zwar hatten einige Völkerschaften, wie die Ost- und Westgoten, die Rugier, Heruler, Vandalen, auf ihren Wanderungen den Arianismus angenommen; an Zerstörungswut standen aber manche derselben den heidnischen nicht nach. Wer wird mächtig genug sein, die unersättlichen Gelüste derjenigen, welche die Herren der Welt überwunden haben, zu bezähmen? In der That, wäre hier die katholische Kirche nicht ins Mittel getreten, so wäre Europa, nach den Worten des Protestanten Herder, „wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mongolische Wüste geworden“. In welchen Pfuhl sittlicher Verdorbenheit wäre aber die Menschheit infolge jener Völkerflut erst gesunken, hätte nicht die christliche Religion durch ihren siegreichen Kampf mit dem Heidentum schon vorher so mächtig auf Sitten und Leben der Völker eingewirkt! Wie glänzend stellt sich uns mithin die Wohlthat des Christentums dar! Der Kirche hat die Welt es zu danken, daß nach den Schrecknissen der grauenvollen Sturmesnacht der heitere Morgen einer neuen, an allem Schönen, Großen und Herrlichen so fruchtbaren Zeit anbrach. Denn gleich reißenden Wölfen schienen sich diese Horden nur herbeigedrängt zu haben, um hernach als sanfte Lämmer in den Schafstall Christi einzugehen. Durch die kräftige und doch so milde Thätigkeit der Kirche wurden die unbändigen Leidenschaften dieser Söhne des Nordens gebrochen, deren üppige Naturkraft veredelt und auf ein höheres Ziel gelenkt. Das Schwert vertauschten sie mit dem Pfluge und bestellten friedlich ihren Acker. Bald erblicken wir junge, kernhafte Staaten, die, wenn auch langsamen, aber sichern Schrittes dem Gipfel wahrer Bildung entgegenstreben.

Ein Ereignis von größter Bedeutung für die Ausbreitung und Begründung des Christentums unter diesen Völkern war die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig. Dieser gewaltige und thatenreiche Fürst, der sich in Soissons niedergelassen hatte und mit der frommen Chlothilde, der Tochter des katholischen Burgunderkönigs Chilperich, vermählt war, zog im Jahre 496 wider das tapfere Volk der Alemannen. Bei Zülpich (zwischen Bonn und Aachen) kam es zur Schlacht. In Strömen floß das Blut; schon wankten die Scharen des Frankenkönigs. Angesichts der äußersten Gefahr und von seinen Göttern verlassen, erhebt Chlodwig den Blick zum Himmel und ruft mit angsterfülltem Herzen zum göttlichen Erlöser, von dessen Macht ihm Chlothilde so oft gesprochen

hatte: „Jesus Christus, der du nach der Aussage Chlothildens der Sohn des lebendigen Gottes bist, zu dir flehe ich um Hilfe; gewährst du mir den Sieg, so will ich an dich glauben." Mut und Kraft durchströmen jetzt auf einmal ihn und seine Franken. Die Schlacht wendet sich, der Alemannenkönig fällt, die Feinde fliehen oder bitten um Gnade, ein glänzender Sieg und die Eroberung des feindlichen Landes ist die Frucht des gläubigen Gebetes. Der hl. Remigius, Bischof von Rheims, unterrichtet den König in den Glaubenslehren, und auf Weihnachten 496 empfängt Chlodwig mit 3000 seiner Edeln in der festlich geschmückten Kirche die hl. Taufe. (Vgl. Bd. 3. S. 608, Beisp. 16.) Der hl. Remigius schrieb in der Folge an seinen königlichen Täufling, der jetzt unter so vielen arianischen Königen weit und breit der einzige katholische Fürst war, die ebenso schönen als bedeutungsvollen Worte: „Sei deines Volkes Hort und Vater, ehre die Geistlichkeit, tröste und unterstütze die Dürftigen, kaufe los die Gefangenen, nähre die Verwaisten, schirme die Witwen, wehre den Erpressungen. Deine Thüre stehe jedem, der Gerechtigkeit sucht, offen." Durch die beharrliche Thätigkeit der Päpste, den Einfluß der Franken und die Bemühungen vieler hl. Bischöfe verschwand in Gallien, Spanien und Italien allmählich der ehedem auch in diesen Ländern so mächtige Arianismus.

Mit der Bekehrung der Franken hatte die Kirche ihre damalige Aufgabe erst begonnen. Durch die verheerenden Eroberungszüge der letzten Jahrhunderte waren dem Christentume tiefe Wunden geschlagen worden; an der Stelle ehemaliger blühender Christengemeinden hausten heidnische Barbaren. Es galt jetzt, den erlittenen Schaden zu ersetzen und diejenigen selbst, welche der Kirche diese Wunden beigebracht, zu ihren Kindern zu machen.

b) **Es zogen daher, von den Päpsten gesandt, Gottesmänner aus, den wilden Horden die frohe Botschaft des Heils zu bringen. Das Kreuz und das Evangelium in der Hand, verkündeten sie unter großen Gefahren mutig und voll Gottvertrauen die Lehre des Erlösers.**

Ein schönes Beispiel hievon liefert uns die Bekehrung der heidnischen **Angelsachsen**. Die Angelsachsen, welche im Jahre 450 die Eroberung des römischen **Britannien** begonnen hatten, verdrängten in mehr als hundertjährigem erbitterten Kampfe die ursprüngliche Bevölkerung und gerieten, da dieselbe bereits der Kirche einverleibt war, in unversöhnliche Feindschaft mit dem Christentume. So kam es, daß gegen Ende des 6. Jahrhunderts die sieben angelsächsischen Königreiche, welche mittlerweile in Eng-

land entstanden waren, noch tief in der Finsternis des Heidentums schmachteten. Nun aber sollte auch ihnen die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen und in höchster Pracht und Fülle ihre Wohlthaten ausbreiten. In der Seele eines großherzigen, für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten glühenden Mannes war der Entschluß bereits zur Reife gediehen, jenem Inselvolke die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu bringen. Der hl. Gregor der Große, noch Mönch, ging einst zu Rom über einen Platz, wo gerade etliche Jünglinge von kräftigem Aussehen und edler Gestalt feilgeboten wurden. Als er vernahm, diese von der Natur so reich ausgestatteten Männer gehörten zur heidnischen Nation der Angeln, entbrannte sein Herz von Verlangen, diese Leute auch mit den Schätzen der Gnade geschmückt zu sehen. Nur der Befehl des Papstes vermochte es, ihn von der sofortigen Reise nach England abzuhalten. Nachdem er aber selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, sann er allen Ernstes auf die Erfüllung seines früheren Wunsches. Nicht achtend der Wildheit des Volkes, welche ihm in gräßlichen Farben geschildert wurde, sandte er im Jahre 596 unter dem hl. Abte Augustin 40 Benediktiner aus Rom dahin, um die Bekehrung des Landes zu unternehmen. Voll Zuversicht ließen die Glaubensboten nach ihrer Landung auf der Insel Thanet dem Könige Ethelbert von Kent melden, sie seien gekommen, ihm die Lehre des ewigen Lebens zu bringen. Durch seine fromme Gemahlin, die fränkische Königstochter Bertha, für das Christentum schon halb gewonnen, kam Ethelbert selbst zu den Missionären, empfing sie aber, etwaiger Bezauberung vorzubeugen, unter freiem Himmel. Die Mönche erschienen vor dem Könige und dessen Großen in feierlicher Prozession unter Vorantragung eines silbernen Kreuzes, unter Gebet und Absingung von Hymnen. Auf ihre Bitte gewährte ihnen der König gastfreundliche Aufnahme und die Freiheit, nach Belieben ihre Lehre zu predigen. Bald gewann ihnen die apostolische Thätigkeit, welche sie jetzt als Missionäre im Königreich Kent entfalteten, die Liebe und das volle Zutrauen des Volkes. Ihr reines, strenges Leben, ihr uneigennütziger Eifer erregte bei den Heiden Verehrung und Bewunderung; die zahlreichen Wunder, welche der Herr durch seine Diener wirkte, überzeugten sie vollends von der Wahrheit der christlichen Religion. Nicht lange währte es, so ergab sich Ethelbert selbst der göttlichen Gnade und ließ sich taufen. Sein Beispiel wirkte so heilsam auf die Unterthanen, daß noch in demselben Jahre 597 auf Weihnachten 10,000 derselben die Taufe empfingen. Hocherfreut über den großartigen Erfolg, ließ Gregor den hl. Augustin zum ersten

Bischofe und Metropoliten der Angelsachsen weihen, sandte ihm neue Mitarbeiter und erteilte ihm den Auftrag, zwölf ihm untergeordnete Bischöfe einzusetzen.

Trotz aller Hindernisse erfreute sich diese Mission eines ganz besondern Segens von oben. Scharenweise drängten sich die kriegerischen Angelsachsen herbei, die Lehre des Heiles zu vernehmen und die Taufe zu empfangen. Bald war ganz England von einem Netze von Pfarreien und Klöstern durchzogen. Mit der christlichen Tugend blühte auch die Wissenschaft. Es wurden Schulen gegründet, in denen alle Wissenschaften und die alten Sprachen gelehrt wurden. Hochberühmt war die Schule von Kanterbury, welche eine kostbare Büchersammlung besaß, und von der Beda, der Ehrwürdige, bezeugt, er habe viele, die in ihr gebildet worden, gekannt, welche mit dem Griechischen und Lateinischen so vertraut gewesen wie mit ihrer Muttersprache.*) Von diesem blühenden Zustande sagt derselbe Beda († 735): „Nie waren so glückliche Zeiten, seitdem die Angeln Britannien eroberten; die Könige waren christliche Helden, den Feinden ein Schrecken; die ganze Nation strebte nach einem hohen Ziele.“ Welchen Glanz verleiht der englischen Kirche schon die Thatsache, daß wir nicht weniger als 23 Sachsenkönige und 60 Königinnen und Sprößlinge königlicher Familien als Heilige verehren. Und in der Folge werden uns auch die zahlreichen Glaubensboten, welche von England ausgingen, beweisen, welche reiche Lebenskraft dieser Kirche innewohnte.

c) **Der hl. Severin predigte in Österreich, später die heiligen Kolumban und Gallus am Bodensee und in der Schweiz, die heil. Kilian und Willibald in Franken, Rupert und Korbinian in Bayern, der hl. Ludger im Münsterlande, Ansgar in den nördlicheren Gegenden.**

Wie in England, so hatte auch in **Deutschland** das Christentum schon in den ersten Jahrhunderten bedeutende Fortschritte gemacht. Allenthalben im Bereich des römischen Germaniens, besonders aber in den Koloniestädten, die an der Grenze Italiens oder längs des Rheines und der Donau lagen, finden wir Christengemeinden, und schon frühe waren Bischofssitze in Sitten, Chur,

*) **Theodor**, geboren zu Tarsus in Cilicien, ein gottseliger, mit hohem Geiste, glänzenden Talenten und tiefer Gelehrsamkeit begabter Mönch, gründete als Bischof von Kanterbury diese Schule. Er selbst hatte viele Bücher aus Rom mitgebracht, unter andern eine schöne Handschrift der unsterblichen Gesänge des Homer. Sein Freund, der ehrwürdige Abt Benedikt Biscop, welcher verschiedene Male nach Rom reiste, brachte jedesmal viele Schriften für die Büchersammlung dieser Schule mit. Aufseher und erster Lehrer dieser Anstalt war der gottselige und gelehrte Afrikaner Hadrian, Abt in Kanterbury. (Vgl. **Stolberg**, Leben Alfreds d. Gr. S. 101.)

Brixen, Augsburg, Passau, Regensburg, Straßburg, Mainz, Köln, Trier u. s. w. Allein auch hier hatten die Wanderungen der rohen Völker ihre Verheerungen angerichtet. Verwüstet lag der Weinberg des Herrn; weder Priester noch Gläubige hatten Schonung gefunden. Trier, der ehrwürdige Bischofssitz des hl. Eucharius, ward mehrere Male zerstört. In Mainz wütete (J. 451) Attila auf seinem Heereszuge nach Frankreich. Als treuer Hirt fiel daselbst der Bischof mit vielen seiner Gläubigen unter dem Schwerte der Barbaren. Als Attila nach seiner Niederlage bei Chalons racheschnaubend zurückkehrte, traf er in Köln die hl. Ursula, welche vor den Gewaltthaten der raubenden Angelsachsen mit vielen Gefährtinnen aus Britannien geflohen war. Ohne Erbarmen wurde die jungfräuliche Schar nebst vielen Einwohnern der Stadt Köln hingewürgt. (Vgl. Bolland. 16. Okt.) Infolge all dieser Greuel war auch an vielen Orten, wo das Christentum nicht ganz vertilgt worden, eine große Verwilderung der Sitten eingerissen.

Neben diesem düstern Bilde der Zerstörung sollte sich aber auch die freudige Aussicht auf einen bald zu erfolgenden Umschwung darbieten. Eine große und erhabene Zukunft bereitete sich für unser Vaterland allmählich vor. Wie ein freundlicher Stern leuchtet uns schon aus jener sturmbewegten Zeit das Leben und Wirken des hl. Severin entgegen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts erschien aus fernem Lande (wahrscheinlich aus Afrika) dieser hehre Gottesmann in der Nähe des heutigen Wien und erbaute für sich und seine Gefährten ein Klösterlein. Viele Jahre war er der Schutz und Hort der umliegenden Völkerschaften. Mit Ehrfurcht und Bewunderung erblickte man in der alten Provinz Norikum (ein Teil vom heutigen Österreich und Bayern) den apostolischen Mann, der selbst im strengsten Winter barfuß ging, dessen Antlitz mitten in allen Entbehrungen leuchtete fast wie das eines Engels, der mit so hohem Eifer die christliche Wahrheit verkündigte, die Einwohner vom heidnischen Aberglauben und von der arianischen Irrlehre abmahnte, in allem Unglücke ihnen als ein Engel des Trostes und des Rates zur Seite stand. Groß war daher sein Ansehen unter den Barbaren sowohl wie bei der alten römischen Bevölkerung. Die Könige der Goten und Rugier, der Heruler und Alemannen hielten ihn in hohen Ehren und hörten willig auf seinen Rat wie auf seine ernsten und drohenden Mahnworte. Bekannt ist, wie Odoaker, der stämmige Anführer der Heruler, auf seinem Zuge nach Italien vor dem armen Mönche erschien, denselben um seinen Segen zu bitten, und wie der Heilige ihm seine glänzende Zukunft weissagte. Alle bedrängten Städte und Ortschaften weit und breit suchten bei ihm Hilfe, und unbe-

schreiblich ist es, wie viel Unheil er durch seine Dazwischenkunft verhütete, wie viel Großes und Herrliches er stiftete. Nachdem Severin viele Klöster errichtet, viele Herzen wiederum zu Gott bekehrt hatte, starb er inmitten seiner weinenden Schüler, welche 6 Jahre später seinen noch unversehrten Leichnam mit sich nach Italien nahmen und bei Neapel ehrenvoll beisetzten.

Nur unter Bekämpfung gewaltiger Schwierigkeiten konnten die kräftigen, unbändigen Söhne der deutschen Urwälder dem christlichen Gesetze unterworfen werden; viel Schweiß und Blut sollten die Glaubensboten noch vergießen, ehe das Werk vollendet wurde. Doch bereits hat der Herr gemäß seiner unendlichen Barmherzigkeit in Frankreich, Irland und England eine reiche Pflanzschule apostolischer Männer herangebildet, welche sich aus Liebe zu ihrem Erlöser freudig dem Heile dieser Völker widmen werden. Mit dem 6. Jahrhunderte begann der geistige Eroberungszug jener Heldenschar von Aposteln, denen unser Vaterland seine höchsten und kostbarsten Güter verdankt. — Unter den ersten befand sich der irische Priester Fridolin (um 511, † 530). Derselbe predigte den Alemannen die Lehre des Evangeliums und erbaute auf der wüsten Insel von Säckingen ein Frauenkloster, um die rohen Bewohner dieser Gegend durch den Anblick des himmlischen Lebens, welches daselbst geführt wurde, für das Höhere zu gewinnen. Weiter gegen Süden vordringend, erbaute er das Kloster des hl. Hilarius, welches der Stadt Glarus den Ursprung gab.

Gegen Ende dieses Jahrhunderts begann die segensreiche Wirksamkeit des irischen Priesters Kolumban. Um das Jahr 590 gründete er das berühmte Kloster Luxovium (Luxeuil) in den Vogesen, aus welchem eine große Anzahl frommer Ordensmänner, heiliger Bischöfe und Glaubensboten hervorging. Da er sich aber durch seine Freimütigkeit den Haß der fränkischen Königin Brunehild zuzog, suchte er (i. J. 610) in Alemannien eine andere Zufluchtsstätte. Aus der Gegend des Zürchersees vertrieb ihn und seinen eifrigen Schüler Gallus die Hartnäckigkeit der heidnischen Einwohner. Bei Bregenz am Bodensee fanden sie in einer alten Kirche drei vergoldete Bilder, welche von den Einwohnern noch als göttlich verehrt wurden. Entrüstet über diesen Unfug, zerbrach Gallus die Götzenbilder, warf die Stücke in den See und forderte die Leute in begeisterter Rede zur Bekehrung auf. Drei Jahre wirkten die Heiligen mit unermüdetem Eifer an dem Heile des Volkes. Da sich aber alles verschworen zu haben schien, ihre Mühe zu vereiteln, so schüttelte Kolumban den Staub dieses undankbaren Erdreiches von sich und zog (i. J. 613) nach Italien, wo er unter dem Schutze des Longobardenkönigs Agilulf das Kloster

Bobbio gründete. Sein Schüler Gallus jedoch, der eben an einem Fieber darniederlag, mußte zurückbleiben und fand bei dem Pfarrer Willimar in Arbon (ebenfalls am Bodensee) gastliche Aufnahme. Kolumban starb bald nachher in Bobbio (615).

Kaum war Gallus von seiner Krankheit genesen, so fühlte er sich gedrungen, eine Wohnstätte in einer stillen Einöde aufzusuchen. Eines Tages fragte er deshalb den Diakon Hiltibold, einen dieser Gegend wohl kundigen Mann: „Hast Du, mein Sohn, in dieser Einöde nicht einen Ort gefunden, reich an Wasser und geeignet, eine Zelle und ein Bethaus daselbst zu errichten? Ich trage das sehnliche Verlangen, meine Tage in der Einsamkeit zu verleben." Ihm erwiderte der Diakon: „Eine solche Stätte kenne ich wohl; allein die Berge steigen hoch empor und bilden enge Thäler; auch hausen reißende Tiere daselbst: Bären, wilde Eber und Scharen von Wölfen. Ich besorge, sie möchten dich verschlingen." Der Mann Gottes entgegnete unerschrocken: „Wenn Gott für uns ist, wer ist dann wider uns?" Gallus brachte die folgende Nacht im Gebete zu, und in der Frühe machten sie sich mit wenigem Mundvorrate versehen auf den Weg, fest entschlossen, nicht eher zu ruhen noch zu rasten, bis sie den gewünschten Ort gefunden hätten. Ohne etwas zu genießen, wanderten sie bis gegen Abend, wo sie an das Flüßchen Steinach gelangten. Der Begleiter machte sich daran, Fische zu fangen und selbe zur Mahlzeit vorzubereiten. Unterdessen ging Gallus seitwärts, um zu beten, blieb aber in einem Dorngesträuch hangen und fiel zur Erde. Dieses für einen Wink der göttlichen Vorsehung erkennend, rief er freudig aus: „Das ist die Stätte meiner Ruhe in Ewigkeit: hier werde ich wohnen; denn diesen Ort habe ich mir auserwählt." Er errichtet ein hölzernes Kreuz, hängt seine Reliquienkapsel daran, wirft sich davor nieder, und den Segen des Allmächtigen auf sein Unternehmen herabflehend, betet er voll Inbrunst: „Herr Jesus Christus, der du zum Heile der Menschheit unser Fleisch aus der Jungfrau annehmen und den Tod erleiden wolltest: verschmähe um meiner Sünden willen nicht mein Gebet, sondern bereite an diesem Orte zur Ehre deiner hl. Mutter, deiner Blutzeugen und Bekenner eine deinem Dienst geheiligte Wohnstätte." Hierauf genossen sie das Mahl und legten sich neben einem Feuer zur Erde. In der Nacht erhob sich Gallus zum Gebete. Da kam vom Gebirge her ein Bär, um die noch übrigen Reste der Mahlzeit zu verzehren. Der Heilige befahl ihm im Namen des Herrn, Holz für das Feuer zu holen, was derselbe auch unverzüglich that. Zum Danke nahm der Heilige aus dem kleinen Vorrat ein Brot und reichte es ihm dar; zugleich befahl er ihm im Namen unseres Herrn Jesu Christi, fortan sich auf dem Gebirge zu halten, ohne Menschen oder Tiere zu belästigen. Auch

einige böse Geister, welche ihm durch allerlei Schreckbilder den Besitz dieser Gegend streitig machen wollten, nötigte er durch sein Gebet, unter Wehklagen sich zurückzuziehen. Des folgenden Morgens besichtigten sie das Thal und Gebirge, und als sie eine liebliche, zum Baue von Zellen geeignete Stelle in der Ebene gefunden hatten, sprach Gallus: „Der Herr ist wahrhaft an diesem Orte" und beschloß, hier sein Vorhaben auszuführen. Von diesem Tage an war auch keine Spur mehr von den vielen Schlangen zu sehen, die ehedem den Ort unsicher gemacht hatten. Gallus verharrte noch drei Tage in Gebet und Fasten und kehrte alsdann nach Arbon zurück. Bald befreite er durch Gebet und Händeauflegung die Tochter des Alemannenherzoges Gunzo von einem unreinen Geiste, und nun erbaute er unter dem Schutze dieses Mächtigen das neue Kloster. Aus der bescheidenen Ansiedelung erwuchs allmählich die großartige Abtei St. Gallen, welche im 8. Jahrhunderte die Regel des hl. Benedikt empfing und Jahrhunderte lang den Glanz ihrer Tugend und Gelehrsamkeit verbreitete. Noch viele Jahre wirkte Gallus segensreich zum Wohle der Christen und Heiden dieser Gegend, bis er, reich an Jahren und Verdiensten, am 16. Oktober 640 (nach andern i. J. 646) zu Arbon starb.

Noch war der Zug der Glaubensboten nach Deutschland erst im Beginne. Die Roheit der Bewohner, das Schauerliche des Landes, die Menge und Größe der Gefahren vermochten nicht die Flamme des Seeleneifers, die der heilige Geist in den Herzen seiner Diener entzündet hatte, auszulöschen. Um so verdienstlicher und glorreicher ist aber auch deren Wirken und Leben, und um so freudiger folgen wir nach mehr als 1000 Jahren ihren Fußspuren. — Um die Mitte des 7. Jahrhunderts sehen wir den hl. Emmeran in Bayern auftreten. Er entsagt, um das Reich Gottes unter den wilden Avaren ausbreiten zu können, seinem Bistume in Aquitanien; in Regensburg jedoch bewegt ihn der Bayernherzog, daselbst zu verbleiben und in seinem Lande, wo das Heidentum noch nicht gänzlich ausgerottet war, das apostolische Amt auszuüben. Drei Jahre lang zieht er als eifriger Glaubensprediger von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf. Mit Bewunderung vernehmen sowohl die Heiden als die alten Christen, bei denen Aberglaube und zahlreiche Mißbräuche bereits üppig voranwucherten, den fremden Gottesmann, der ihnen so Schönes und Wunderbares von der christlichen Religion erzählte. Ein neues Licht erfüllt ihren Geist; sie erkennen die Thorheit ihres bisherigen Wandels und willig beugen sie den Nacken unter das Joch des Herrn. Und wie hätten sie auch den Mahnungen eines Mannes widerstehen können, von dessen Lippen nur Worte des Friedens strömten, und

der als ein Vater der Armen alles, was ihm geschenkt wurde, liebreich unter die Bedürftigen austeilte? Ein heldenmütiger Tod krönte sein thatenreiches Leben. Denn von dem ungerechten Verdachte eines schweren Verbrechens betroffen, ertrug er mit himmlischer Geduld und Freudigkeit die Qualen, unter denen (um das Jahr 652) der wutentflammte Sohn des Herzogs ihn auf seiner Pilgerreise nach Rom ermorden ließ.

Gegen Ende desselben Jahrhunderts kommt aus Irland der hl. Benediktiner-Mönch Kilian. Ihn haben beim Lesen der hl. Schrift die Worte des Herrn getroffen: „Hebet eure Augen auf und sehet die Länder; sie sind weiß zur Ernte! Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich". Getreu der Stimme Gottes, pilgert er mit etlichen Gefährten nach Rom und erfleht am Grabe der Apostelfürsten den Beistand von oben. Dann wendet er sich, mit den nötigen Vollmachten vom Papste versehen, nach dem Frankenlande und kommt in die Gegend von Würzburg. Wie er die schöne Gegend sieht und die reichbegabten Menschen, die aber noch tief in den Finsternissen des Unglaubens versunken waren, erhebt er voll Kraft seine Stimme, schildert in ergreifenden Zügen die Erhabenheit und Göttlichkeit der christlichen Religion und überzeugt die Heiden von der Nichtigkeit ihrer Götzen. Gozbert selbst, der Frankenherzog, ließ sich in den Schoß der Kirche aufnehmen, und seinem Beispiele folgten große Scharen des Volkes. Bald sollte aber der apostolische Eifer, womit der Heilige seines Amtes waltete, ihm die Märtyrerpalme erwerben. Mit aller Freimütigkeit bewog er den Herzog, die unerlaubte Verbindung mit dem Weibe seines Bruders aufzugeben, worauf die Verstoßene, von Rache glühend, den Heiligen und dessen Gefährten, den Priester Kolonat und den Diakon Totnan, meuchlings ermorden ließ (688—689).

Auch der Name des hl. Rupertus oder Ruprecht glänzt unter Deutschlands heiligen Glaubensboten. Von seinem Bischofssitze in Worms vertrieben, wurde er vom Bayernherzog Theodo mit großer Freude in Regensburg aufgenommen. Der Heilige unterwies denselben im katholischen Glauben und spendete ihm die heilige Taufe. Wiederum zog die Bekehrung des Fürsten jene von zahlreichen Unterthanen nach sich. Rupertus drang, die göttliche Lehre verkündend, bis nach Ungarn vor. Auf dem Rückwege gelangte er zu den Ruinen der ehemaligen Römerkolonie Juvavia, und diesen Ort wählte er zu seinem künftigen Bischofssitze. Bald erhob sich aus dem gewaltigen Trümmerhaufen die Stadt Salzburg mit einer Basilika und der großen Abtei St. Peter. Um nach und nach mildere Sitten unter dem Volke einzuführen,

gründete er auch ein Frauenkloster, worin junge Töchter in allen christlichen Tugenden sollten herangebildet werden, und übergab dessen Leitung seiner Verwandten Ehrentrude. Nachdem er einstmals am Tage der Auferstehung die heilige Messe gefeiert, den Friedenskuß gegeben und das Volk gesegnet hatte, fiel er in heißem Gebet auf die Kniee und hauchte seine Seele aus. Die Zeit seines Wirkens fällt nach den einen in die Mitte des sechsten, nach andern erst ins Ende des siebten Jahrhunderts.

Das Werk des hl. Rupertus in Bayern zu befestigen, ward von der göttlichen Vorsehung der hl. Korbinian ausersehen. Von Jugend auf hatte er sich dem Herrn geweiht in einem Kloster bei Paris und leuchtete weithin als vollendetes Muster der Heiligkeit. Vom Papste Gregor II. zum Bischofe ernannt, von den fränkischen Hausmeiern mit Ehren überhäuft, von aller Welt geliebt und bewundert, drängte es ihn, sich alles irdischen Glanzes zu entäußern. Er pilgerte nach Rom und flehte den Papst um die Gnade an, ein armes, verborgenes Leben führen zu dürfen. Diesen Augenblick hatte die Vorsehung herbeigeführt. Korbinian erhielt die Sendung nach Bayern, wo er schon auf seiner Pilgerfahrt nach Rom gastlich war aufgenommen worden. In diesem Lande angekommen, verweigerte er dem jungen Herzoge Grimoald jede Zusammenkunft, bis sich derselbe von der Witwe seines Bruders geschieden hatte. In Freisingen schlug er seinen Bischofssitz auf und handhabte mit großer Kraft und Unerschrockenheit das christliche Gesetz inmitten des rohen Stammes. Ohne Nachsicht eiferte er gegen die abergläubischen Gebräuche, welche sich unter dem Volke noch erhalten hatten. Auf einem Berge in der Nähe der Stadt baute er sich ein Haus neben einer Kapelle. Hier, in stiller Einsamkeit, pflegte er dem Gebete sich zu widmen, und von hier aus verbreitete er weithin den Segen seines hl. Lebens und Wirkens. Mit bewunderungswürdiger Seelenruhe sah er der Stunde seiner Auflösung entgegen. In bischöflichen Gewändern feierte er noch einmal das heilige Meßopfer, begab sich alsdann in seine Wohnung, bezeichnete seine Stirne mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und verschied, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden (J. 730).

d) Vor allen jedoch glänzte der hl. Bonifatius als unermüdeter Glaubensbote unter unsern Vorfahren; daher er den ehrenvollen Beinamen „Apostel der Deutschen" erhielt. Er wurde vom Papste seiner hohen Verdienste wegen zum Erzbischof von Mainz ernannt und starb als Märtyrer, während er den Friesländern das Evangelium predigte (J. 755).

Immer reicher und blühender entfaltet sich das Werk von Deutschlands Bekehrung. Haben die bisherigen Apostel schon so Großes geleistet, so war der britische Benediktiner-Mönch Winfried oder **Bonifatius***) zu noch viel Größerem berufen. In die Fußstapfen seiner heiligen Vorgänger tretend, sollte er das Reich Gottes im ganzen Umfange des ost- und westfränkischen Reiches teils weiter ausbreiten, teils fest und dauerhaft begründen; und so groß der Eifer war, mit dem er sich allen Mühen und Beschwerden seiner Aufgabe unterzog, ebenso groß war auch der göttliche Segen, welcher ihn auf allen seinen Wegen begleitete.

Von zartester Jugend an war Bonifatius in klösterlicher Abgeschiedenheit unter Übungen der Gottseligkeit und Studium der Wissenschaften aufgewachsen. Im Jahre 710, dem 30. seines Lebens, zum Priester geweiht, richtete er schon damals seinen Blick nach Deutschlands unwirtlichen Gestaden, um dessen götzendienerische Bewohner für das Christentum zu gewinnen. Nichts vermochte ihn länger an die Heimat zu fesseln. Auch die Hindernisse, welche ihn bei seiner ersten Anwesenheit in Friesland (716) zur Rückkehr nötigten, entmutigten ihn nicht. Im Jahre 718 begab er sich in die Hauptstadt der Christenheit, um an den Gräbern der Apostelfürsten den Segen des Himmels auf sein Unternehmen herabzurufen, besonders aber um von dem Stellvertreter Christi auf Erden Sendung und die gehörigen Vollmachten zur Verkündigung des Evangeliums zu erlangen. Mit Freuden gewährte Papst Gregor II. dem hochherzigen Ordensmanne die apostolische Sendung zu allen Stämmen des deutschen Nordens. Nun betrat Bonifatius voll Vertrauen seine segensreiche Laufbahn. Durch Bayern zog er nach Thüringen und Sachsen und predigte das Evangelium. Dann eilte er auf die Nachricht, daß in Friesland König Radbot, der furchtbare Feind des christlichen Namens, gestorben sei, auf diesen ersten Schauplatz seines apostolischen Wirkens zurück. Seine Predigt war binnen einer dreijährigen Wirksamkeit von wunderbarem Erfolge gekrönt; es stürzten die Götzen, und dem wahren Gott wurden unzählige Tempel errichtet. Der hl. Willibrord, Bischof von Utrecht, der ebenfalls einst vom apostolischen Stuhle in diese Gegend gesandt war und bereits reiche Früchte gesammelt hatte, war über den Eifer und das gesegnete Wirken seines neuen Gefährten so hocherfreut, daß er ihn zu seinem Nachfolger erwählen und ihm die bischöfliche Weihe erteilen wollte. Aber Bonifatius lehnte das ehrenvolle Anerbieten demütig ab, damit er besser

*) „Bonifatius" (homo „boni fati"= der ein gutes Geschick hat, der Glückliche) halten einige für die Latinisierung von „Winfried", andere für den Klosternamen.

seiner Sendung nachkommen und der Bekehrung der deutschen Stämme sich vollkommener widmen könne. Er eilte nun (722) nach Thüringen, wo er bald mehrere tausend Götzendiener bekehrte. Sodann wandte er sich nach Niederhessen, wo er ebenfalls mit so glücklichem Erfolge arbeitete, daß er dem Papste in kurzem die erfreulichste Nachricht übersenden konnte.

Voll des Eifers für das Emporblühen der deutschen Kirche, berief Gregor II. den Heiligen nach Rom und weihte ihn am 30. November 725 zum Bischofe ohne besondern Sprengel. Am Grabe des Apostelfürsten Petrus leistete Bonifatius dem Statthalter Jesu Christi, „dem der Herr in der Person des hl. Petrus die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen habe", den Eid der Treue. Feierlich versprach er, „die Reinheit des heiligen katholischen Glaubens aufrecht zu erhalten, stets in der Einheit dieses Glaubens, von der, wie es feststehe, das Heil aller Christen abhange, zu verharren; und sollte ein Bischof von den alten Satzungen der Väter abweichen, so werde er mit demselben keine Gemeinschaft eingehen, vielmehr dessen Beginnen entgegenzutreten suchen und in jedem Falle den hl. Stuhl davon in Kenntnis setzen". — Gestärkt mit dem oberhirtlichen Segen und ausgerüstet mit Vollmachten und Empfehlungsschreiben an die verschiedenen deutschen Fürsten begab er sich von Rom auf den vorherigen Kampfplatz. Unermüdet durcheilte nun Bonifatius die deutschen Gaue. Unter seiner fürsorgenden Hand sproßte an vielen Orten das beinahe zerstörte Christentum in schönster Blüte wieder empor; er brachte Völkerschaften Kunde vom Namen Jesu, bei denen dieser süße Name noch nie erklungen. Überall, wohin er kam, zertrümmerte er auf den Spitzen der Berge und im Dunkel der Haine die berühmten Nationalheiligtümer der Heiden. Kühn legte er die Axt an die uralte, dem Donnergotte geweihte Eiche von Geismar. Scharen von Götzendienern umringten ihn, einen Blitzstrahl vom Himmel erwartend, der den Frevler zerschmettern werde. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als der Heilige nach wiederholten Schlägen unverletzt blieb, ja, als plötzlich ein gewaltiger Sturm sich erhob, den mächtigen Baum zu Boden streckte und in vier Stücke von gleicher Länge zerspaltete! Viele bekehrten sich, und Bonifatius errichtete aus dem Holze der gefällten Eiche ein Kirchlein zu Ehren des hl. Petrus. Noch an vielen andern Orten wurden für die jungen Christengemeinden Kirchen und Kapellen erbaut. Wohl verbrannten und zerstörten die grimmigen Sachsen dieselben oft; allein stets erhoben sich dieselben wieder aus Schutt und Asche. — Während dieser ganzen Zeit blieb der heilige Bonifatius in stetem Verkehr mit seinen Freunden in England, die ihn durch ihr Gebet sowohl, als durch manche wertvolle Geschenke unterstützten. Die wichtigste Unterstützung aber waren die neuen

Gehilfen, welche ihm nun von dorther zueilten. Es erscheinen jetzt als eifrige Mitarbeiter die hh. Lullus, später sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, Burkard, erster Bischof von Würzburg, Willibald, erster Bischof von Eichstätt, und dessen Bruder Wunibald, Vorsteher eines Klosters, u. a. m. Ebenso kamen hh. Frauen, welche an die Spitze von Nonnenklöstern traten und weithin ihren Segen verbreiteten: so Chunihild in Thüringen, Walpurgis, die Schwester des hl. Willibald und Verwandte des hl. Bonifatius, in Heidenheim bei Eichstätt, Thekla in Kitzingen. Vor allen wird aber die hl. Lioba, ebenfalls eine Verwandte des hl. Bonifatius, gerühmt, die, von unvergleichlicher Herzensgüte, hinreißend in ihren Reden, gelehrt in der heiligen Schrift und selbst mit weltlicher Wissenschaft vertraut, einem Nonnenkloster in Bischofsheim vorstand, durch Erziehung von jungen Töchtern ein stilles, aber folgenreiches Apostolat ausübte und im schönen Frankenlande fast wie ein himmlischer Schutzgeist waltete.

Um das Jahr 732 ernannte Gregor III. den großen Apostel Deutschlands zum Erzbischof und apostolischen Vikar mit der Vollmacht, Bischöfe zu weihen und Diöcesen zu errichten. Nachdem Bonifatius im J. 738 mit vielen Schülern seine dritte und letzte Pilgerfahrt nach Rom angetreten hatte, um sich mit dem heiligen Vater über diese hochwichtige Aufgabe zu besprechen und bei den Gräbern der Apostelfürsten neue Kraft zu schöpfen, schritt er zur festen kirchlichen Einrichtung Deutschlands. Bayern wurde in die vier Bistümer Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau eingeteilt, während in Franken, Hessen und Thüringen zu Eichstätt, Würzburg, Büraburg (von wo der Sitz bald nach Fritzlar verlegt wurde) und Erfurt bischöfliche Stühle errichtet wurden. Von diesen Bischofsstühlen, die sämtlich mit wachsamen und erprobten Hirten besetzt wurden, strömte frisches, neues Leben in alle Gemeinden. Damit es aber nie an der gehörigen Zahl von seeleneifrigen Priestern gebrechen möge, errichtete er im Verlauf seines Apostolats mehrere Klöster, wie jene zu Amöneburg und Fritzlar. Mit vorzüglichem Eifer betrieb er die Gründung des Klosters Fulda (i. J. 742 ff.) durch seinen geliebten Schüler Sturm; denn dieses Heiligtum sollte eine Pflanzstätte von Glaubensboten für ganz Deutschland werden, und diesen Ort hatte er auch zur endlichen Ruhestätte ausersehen für seine sterblichen Überreste. — Doch in immer weitere Kreise dehnte Bonifatius seine Thätigkeit aus. Auch die gallische Kirche sollte in ihm ihren glorreichen Wiederhersteller verehren. Im Einvernehmen mit den fränkischen Hausmeiern Karlmann und Pipin und vom Papste Zacharias zum Legaten ernannt, hielt er mehrere Versammlungen von Bischöfen, in welchen er Mißbräuche abstellte, strenge

Kirchenzucht einschärfte, Irrlehren prüfte und verdammte und viel Großes und Herrliches in Anregung brachte. Um das Werk der geistigen Erneuerung Deutschlands auch für die Zukunft sicher zu stellen, wurde Bonifatius vom Papste Zacharias auf den neuerrichteten erzbischöflichen Stuhl von Mainz (i. J. 748) erhoben mit der Befugnis, die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands zu leiten und zu ordnen.

So hatte Bonifatius ein großes und schönes Tagewerk vollbracht. Mehr als 30 Jahre der Anstrengung, der Mühen und Gefahren hatte er dem Heile der deutschen Nation gewidmet. Als Frucht dieser großmütigen Aufopferung sah er weit und breit die Finsternisse des Heidentums verscheucht, das Christentum aber immer wohlthätiger sein Licht und seine Wärme verbreiten. Fast überall, wohin er seinen Fuß gesetzt hatte, befanden sich blühende Christengemeinden; zahlreiche Bischöfe wachten über die ihrer Obhut anvertraute Herde; durch die Erhebung des bischöflichen Stuhles von Mainz zur Metropole Deutschlands war um die einzelnen Glieder ein festes Band der Einheit geschlungen, und dem Ganzen eine der wichtigsten Grundbedingungen zu einem gedeihlichen Fortgange, die innige Verbindung und Lebensgemeinschaft mit Rom, gesichert. — Aber auch das Werk der politischen Einigung Deutschlands war durch Bonifatius' apostolische Thätigkeit der Vollendung nahe geführt; und wenn in der Folge die deutsche Nation den Gipfel der Macht, des Ruhmes und der Ehre bestieg, so darf sie auch in dieser Beziehung nur mit innigem Danke ihres Apostels gedenken.

Nun drängte es den unermüdlichen Glaubensboten, seine Tage als Missionär unter den Friesen, die noch immer hartnäckig der Macht des Christentums trotzten, zu beschließen. Mit päpstlicher Vollmacht übertrug er 752 den Erzstuhl von Mainz seinem Schüler Lullus und übernahm dafür den bischöflichen Stuhl zu Utrecht. Damit er aber „leichteren und freudigeren Herzens leben und sterben könne", empfahl er seine bisherigen Mitarbeiter in Erwägung ihrer großen Hilfsbedürftigkeit der Gunst und Wohlgewogenheit Pipins. Nachdem er so alles in Ordnung gebracht und rührenden Abschied von seinen Lieben genommen, begab er sich auf die Reise, um die letzte Ernte zu halten für die Scheunen des Herrn. In frischer Geisteskraft und voll jugendlichen Mutes ging der 74jährige Greis an die Arbeit. Mit mehreren Begleitern zog er im Lande der Friesen umher, spendete vielen Tausenden die hh. Sakramente der Taufe und der Firmung, zerstörte Götzenaltäre und errichtete christliche Gotteshäuser. Unter so gesegnetem Wirken gelangte er Anfangs Juni 755 in die Nähe der heutigen Stadt Dockum, wo er seine Zelle aufschlug und die Neugetauften erwartete zur Spendung der hl. Firmung. Am

5. Juni morgens erschien aber statt der frommen Christenschar ein Haufe wütender Heiden. Auf die kraftvolle Ermahnung des Heiligen zu friedlichem Dulden aus Liebe zu dem, der so vieles für uns gelitten, empfingen seine Gefährten, 52 an der Zahl, willig und freudig den Todesstoß. Bonifatius selbst erwartete stehend den Streich, indem er ein Evangelienbuch über seinem Haupte hielt zum Zeichen, daß er für das Evangelium sterbe. Als die Mörder beutegierig in die Zelte drangen, aber nur Reliquien und Bücher fanden, gerieten sie in Wut und richteten unter sich selbst ein schauerliches Blutbad an. Der Leib des hl. Bonifatius wurde zuerst nach Utrecht gebracht, wo man um jeden Preis den kostbaren Schatz zu behalten gedachte; doch durch göttliche Wunderzeichen gezwungen, mußte man davon abstehen und ihn der Mainzer Gesandtschaft überlassen. Wiederum wollte man in Mainz dasselbe versuchen; aber auch hier mußte man, durch eine Erscheinung des Heiligen genötigt, davon ablassen, und so wurde er denn in feierlicher Prozession nach Fulda übertragen und dort, wie er es bestimmt hatte, neben dem Altare der hl. Jungfrau beigesetzt. Sein Grab wurde stets von zahlreichen Gläubigen, Fürsten und Kaisern besucht und von Gott durch zahlreiche Wunder verherrlicht.

e) Hatten die Glaubensboten einmal festen Fuß in einem Lande gefaßt, so war ihr erstes Geschäft, eines oder mehrere Klöster anzulegen. Diese streuten dann den Samen des Christentums weiter aus, errichteten Schulen, in denen sie junge Geistliche heranbildeten, und führten überall mildere Sitten und Liebe zu friedlichen Beschäftigungen ein. So lernten die rohen Deutschen den Landbau, häusliches Leben, Handwerke und Künste. Durch die fleißigen Hände der Mönche verwandelten sich Einöden in fruchtbare Felder und finstere Wälder in freundliche Wohnsitze. In jeder Beziehung waren sie die größten Wohlthäter der Menschen.

Nicht zufrieden, die armen Heidenvölker unter unsäglichen Mühen und Beschwerden mit der frohen Botschaft des Evangeliums beglückt zu haben, suchten die eifrigen Glaubensboten das Wohl der Neubekehrten auch für die Zukunft zu sichern und das Christentum fest unter ihnen zu begründen. In dieser Absicht errichteten sie, wie wir schon mehrmals gesehen haben, an passenden Orten Klöster und bevölkerten dieselben mit frommen Ordensmännern. Deren Aufgabe war es dann, den ausgestreuten Samen emsig zu pflegen, die kriegerischen, beutegierigen Eingebornen an ein friedliches,

arbeitsames Leben zu gewöhnen, sie durch Wort und Beispiel zum beharrlichen Streben nach christlicher Tugend aufzumuntern, überhaupt das Bekehrungswerk unter den noch heidnischen Volksstämmen fortzusetzen. Und wie herrlich haben die Klöster in jenen Jahrhunderten der Roheit und Barbarei ihre Aufgabe erfüllt! Mit der hinopfernden Thätigkeit derjenigen, welche nah und fern die Heiden aufsuchten und bekehrten, die Neugetauften unterwiesen und im Glauben befestigten, wetteiferten die andern, welche im Kloster selbst durch unablässiges Gebet, durch Spendung von Trost, Rat und Belehrung am Seelenheile des Nächsten arbeiteten. Während in der Welt oft von allen Seiten lautes Kriegsgetümmel erscholl, trugen in einsamer Klosterzelle die Mönche Sorge für die höhern, geistigen und religiösen Bedürfnisse des Menschen. Sie pflegten mit regem Fleiße die göttlichen und menschlichen Wissenschaften. Sie errichteten Schulen, in denen sie die Söhne der Eingebornen, der Höhern und Niedern, nicht selten der Fürsten und Könige in christlicher Frömmigkeit erzogen, für ihren Beruf im geistlichen oder weltlichen Stande heranbildeten. So wurden die Klöster eine herrliche Pflanzstätte, aus der jederzeit zahlreiche vom Geiste Gottes erfüllte Mönche und wahrhaft christliche, in allem Wissenswerten wohl unterrichtete Männer hervorgingen, welche dann im reiferen Alter ihre einflußreiche Stellung zur Beförderung christlichen Lebens und zur Ausbreitung des Christentums benutzten.

Indem aber die frommen Ordensmänner mit so großem Eifer die geistigen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen suchten, vergaßen sie nicht dessen zeitliches Wohl. Ihre Klöster waren stets, und namentlich in den Zeiten schwerer Bedrängnis, die Zufluchtsstätte der Armen und Notleidenden. Zahlreiche milde Stiftungen zur Pflege der Kranken, zur Unterstützung aller Hilfsbedürftigen riefen sie ins Dasein. Wer hat nachdrücklicher und erfolgreicher als diese Mönche den Schwachen gegen die Gewalt des Mächtigen beschützt, das harte Los der Leibeigenen gemildert, die niedrige Handarbeit vom Stempel der Schmach, den ihr das stolze Heidentum aufgedrückt hatte, befreit? Sie waren es auch, die an zahlreichen Stellen die dichten Wälder urbar machten, Sümpfe und Moräste austrockneten und dafür die deutschen Lande mit Wiesen, fruchtbaren Feldern und blühenden Gärten bedeckten. Was zur Zeit des heiligen Basilius in der Provinz Pontus geschah, das wiederholte sich jetzt in den nordischen Gegenden. Wo vorher nur wildes Dickicht, öde und unfruchtbare Steppen zu sehen waren, da erblickte man eine reich bevölkerte, blühende Landschaft. Dorf an Dorf siedelte sich rings um die Klöster an; auf allen Höhen und in allen Thälern schossen Meiereien und Pflanzungen empor.

Solche Ansiedelungen wuchsen nicht selten zu blühenden Städten heran. So verdanken z. B. die Städte St. Gallen, Glarus, Fulda, Fritzlar unscheinbaren Klöstern ihren Ursprung. — Aber auch, was die Ausbildung und Verbreitung der Künste und Handwerke anbelangt, waren es nicht wiederum die viel geschmähten Mönche, die selbst in diesem Fache sich unsterbliche Verdienste erwarben, die Errungenschaft früherer Jahrhunderte bewahrten, fortpflanzten und mit neuen Erfindungen bereicherten? Um die eigentlichen Klostergebäude, welche sich allmählich in großartige Abteien verwandelten, erhoben sich andere Gebäulichkeiten, in denen ein äußerst reges Leben herrschte. Da waren die Werkstätten der Künste. Mit emsigem Eifer und eben so großem Geschicke handhabten fromme Klosterbrüder die verschiedenen Werkzeuge, von der Axt und dem schweren Hammer bis zum Meißel des Bildhauers und dem Pinsel des Malers. Hier fanden auch die Söhne der Unbemittelten nützliche Beschäftigung und Gelegenheit, sich mit den Erfindungen gebildeter Völker bekannt zu machen. Mit christlicher Sitte verbreiteten sich auf diese Weise auch nützliche Kenntnisse und alle Vorteile einer bereits vorangeschrittenen Kultur. Wir können daher mit Fug und Recht behaupten, daß mit den Glaubensboten und den Klöstern unserm Vaterlande sich alle Quellen zeitlicher und ewiger Wohlfahrt eröffneten. Denn nicht karg, sondern mit voller Hand spendeten die Söhne des hl. Benedikt, die wir mit so großem Eifer und so herrlichem Erfolge ihrer weltumfassenden Aufgabe sich entledigen sehen, alle Güter und Segnungen des Christentums. Kannten sie ja keinen andern Zweck ihres Lebens und Wirkens als den, unsere armen Voreltern zeitlich und ewig glücklich zu machen.(17)

Wenn nun auch alle Klöster äußerst segensreich auf ihre Umgebung einwirkten, so verdient doch die ausgedehnte Wirksamkeit von einigen derselben eine besondere Erwähnung. In Süddeutschland überragte lange die oben erwähnte Stiftung des heiligen Gallus die andern Bildungsanstalten. Denn wie in der Ausbreitung des Christentums, so zeichneten sich die Mönche von St. Gallen auch in der Pflege der Künste und Wissenschaften und in der Erziehung der Jugend aus. Mit unermüdetem Fleiße suchten sie die kostbaren Schriftwerke der Vorzeit, der alten Griechen und Römer wie der Kirchenväter, durch Abschreiben und Übersetzen der Nachwelt zu bewahren. Aus Tierhäuten bereiteten sie ganz feines, milchweißes Pergament. Mit kunstvollen Anfangsbuchstaben, schön geblümt, nicht selten mit Gold- und Silberfarbe ausgemalt, verzierten sie die Schriften. Hatten sie mit unsäglicher Mühe ein Buch geschrieben, so banden sie es in eichene Bretter, die oft künstlich mit Elfenbein und kostbaren

Metallen überzogen waren, und als wertvolles Kleinod wurde es nun aufbewahrt. Auch die Musik und Dichtkunst gelangte zu hoher Blüte. Vom hl. Notker († 912) heißt es in seinem Leben: „Gott verlieh ihm die Gabe der göttlichen Lobgesänge zur Erbauung der Gläubigen.“ Im Chore standen 13 Singpulte mit eben so vielen prachtvollen und mit Goldbuchstaben gezierten Psalmbüchern. Treffliche und hochberühmte Lehrer standen an der Spitze der Klosterschule, wie Iso, der berühmte Arzt; Ratbert, der Geschichtsschreiber St. Gallens († 897); der große Dichter Tutilo, ausgezeichnet in allen Künsten († 912); die drei Notker, mehrere Ekkeharde u. s. w. Aber auch Tugend und Heiligkeit waren in St. Gallen zu finden. Um das Jahr 907 pilgerte der große Bischof von Augsburg Adalbert zum Grabe des heiligen Gallus, und scheidend sprach er zum Abte: „Nur einen Heiligen, und zwar unter den Toten, habe ich gesucht, aber unter den Lebenden die Muster heiliger Tugenden gefunden; ihre Thaten zeugen ebenso von ihrem heiligen Wandel wie von ihrer Gelehrsamkeit.“

In Mitteldeutschland erfreute sich das Kloster Fulda eines ganz besonderen Glanzes, und dieses wohl nicht ohne Grund: war es doch die Lieblingsstiftung des hl. Bonifatius selbst. Im Jahre 744 erteilte er eines Tages seinem lieben Schüler Sturm den oberhirtlichen Segen und trug ihm auf, in einem ungeheuern Walde, Buchonia genannt, einen passenden Ort für ein Kloster aufzusuchen. Alsbald machte Sturm sich auf und schiffte in einem Kahne den Fuldafluß hinab, fand aber nirgends einen zu einem Kloster geeigneten Ort. Da kehrte er zu dem heiligen Bonifatius zurück und erzählte ihm sein fruchtloses Bemühen. Der hl. Bischof aber befahl ihm mit prophetischem Tone, aufs neue nach dem Orte zu suchen, den Gott in jener Einöde seinen Dienern vorbereitet habe. Zuversichtlich dem Worte des heiligen Bischofs vertrauend und dem Schutze des Heilandes sich empfehlend, sattelte Sturm seinen Esel und durchzog die schauerliche, von einem Urwald bedeckte und von reißenden Tieren bevölkerte Wildnis. Spähend durchforschte er Berge und Thäler, setzte über Flüsse und Waldbäche und konnte den Ort nicht entdecken; ohne es zu ahnen, war er bereits an der Stelle, wo er das Kloster gründen sollte, vorübergekommen. Als er nun so ungewiß in der Wildnis umherirrte, da fügte es Gott, daß er auf einen Mann mit einem Pferde stieß, der ihm genaue Auskunft über die Gegend erteilte. Darauf kehrte der Heilige wieder eine Strecke zurück und kam so an die Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Als er sich nun diesen Platz etwas genauer betrachtete und prüfen wollte, ob er wohl zweckmäßig zu einem Kloster sein könne, da erschien ihm, wie der heilige Ägil uns berichtet, dieser Ort ganz lieblich; und so hell

und klar ward es ihm in seinem Innern, daß er nicht zweifeln konnte, dieses sei der von Gott für seine Diener erwählte Ort. Voll Freude überbrachte er dem hl. Bonifatius die Botschaft. Dieser begab sich an den Hof des fränkischen Hausmeiers Karlmann, um sich den aufgefundenen Ort schenken zu lassen. Karlmann übergab sogleich diesen Ort mit einer Meile rings in der Umgegend den Dienern Gottes für ewige Zeiten. Sturm mit seinen Gefährten erbaute nun freudig zuerst mehrere Zellen nebst einer Kapelle. Bald kam Bonifatius selbst, und nun wurde zum Bau eines eigentlichen Klosters und einer schönen Basilika geschritten. Unter der Leitung des hl. Sturm lebten die Brüder nach der Regel des hl. Benedikt, und rasch erhob sich das Kloster zu solcher Blüte, daß noch zur Zeit des ersten Abtes über 400 Mönche daselbst dem Herrn dienten. Lange zwar hatten sie mit bittrer Armut zu kämpfen, indem weit und breit nichts als Sümpfe und mächtige Waldungen sich ausdehnten. Allein ihrem beharrlichen Fleiße gelang es, an vielen Stellen Ansiedlungen zu schaffen, aus denen in der Folge zahlreiche Dörfer mit Äckern und lachenden Fluren entstanden. — Groß sind Fuldas Verdienste um die Rettung der Seelen und die Verbreitung christlicher Kultur. In zahlreichen Scharen zogen die Mönche aus, ihr Abt, der hl. Sturm, an der Spitze, zur Bekehrung der umliegenden Heidenvölker. Besonders häufig begleiteten sie Kaiser Karl den Großen auf seinen Kriegszügen in das Gebiet der furchtbaren Sachsen. „Unter dem Abte Rhabanus Maurus“ († 856 als Erzbischof vom Mainz), heißt es in einer alten Chronik, „stand das Kloster Fulda in herrlichster Blüte, und sein Ruf verbreitete sich durch ganz Europa. Bei Kaisern, Königen und Fürsten ertönte das Lob der Fuldaer Mönche, nicht nur wegen der Heiligkeit ihres Lebens, sondern auch wegen der unvergleichlichen Kenntnis der heil. Schrift, durch welche sich dieselben auszeichneten.“ Nach allen Seiten hin verbreitete Fulda das Licht der Heiligkeit und der Wissenschaft durch die vielen Schüler, welche aus fremden Klöstern und aus fernen Gegenden herbei kamen, um an dieser lautern Quelle ihre Bildung zu schöpfen, und die nachher als Staatsmänner, Äbte und Bischöfe die erhaltenen Geistesschätze andern mitteilten.

Eine ähnliche Bedeutung erhielt für den Norden Deutschlands das Kloster Neu-Korvey an der Weser, eine Filiale der berühmten, im Jahre 823 durch den großen Abt Adelhard gegründeten Kolonie von Alt-Korvey in der Picardie. Es wurde nach dem Ausdrucke eines alten Chronisten „das Haupt und die Mutter aller übrigen Klöster, die Zierde des ganzen Vaterlandes, ein Wunderwerk Sachsens und des ganzen deutschen Landes.“ Auch hier war eine Stätte, wo sich mit den Tönen heiliger Lobgesänge das Geräusch der Künstler

und Arbeiter vermischte; auch hier blühte eine herrliche Klosterschule; auch von hier zogen die Glaubensboten in den deutschen Gauen umher bis an die Ost- und Nordsee.

Von Neu-Korvey aus begann der hl. Ansgar, der große Apostel des Nordens, im Jahre 826 seine glorreiche Laufbahn. Unter großen Gefahren und mit unsäglicher Mühe begründete er in Dänemark und Schweden das Christentum. Als Erzbischof von Hamburg (womit er später Bremen vereinigte) und apostolischer Legat für den Norden war er unablässig bemüht, das Werk der Bekehrung vor den gewaltigen Hindernissen, welche sich von allen Seiten entgegenstellten, in Schutz zu nehmen. Dafür war ihm keine Arbeit zu schwer, kein Opfer zu groß. Nichts vermochte seinen Mut zu beugen, sein Gottvertrauen zu erschüttern. Es kamen (845) normännische Seeräuber und zerstörten selbst die Stadt Hamburg; flüchtig mußte Ansgar umherirren. Viele seiner Geistlichen verließen ihn. Doch unverzagt und unverdrossen legte er stets die Hand wiederum ans Werk. Zu wiederholten Malen eilte er nach Dänemark und Schweden, um den Starrsinn der Heiden zu brechen und das bedrohte Christentum zu schützen. Nachdem er lange die Welt durch den Glanz seiner Tugenden erleuchtet und viel Großes und Herrliches zum Besten der nordischen Völker ins Dasein gerufen, entschlief er 865 eines seligen Todes, nur schmerzlich bedauernd, daß ihm nicht die Krone des Martyriums zu teil wurde. — Noch lange jedoch war die dänische und schwedische Kirche in hartem Kampfe mit dem Heidentum begriffen. Entschieden wurde der Sieg des Christentums in Dänemark erst im 11. Jahrhundert unter Kanut dem Großen († 1035) und in Schweden inmitten des 12. Jahrhunderts unter Erich dem Heiligen.

f) Der Kaiser Karl der Große, dem die Verbreitung und das Wohl der christlichen Kirche zunächst am Herzen lagen, stiftete mehr als 24 Klöster und dazu bischöfliche Sitze, die er auf das freigebigste mit Gütern und Besitzungen beschenkte. Seinem Beispiele folgte der heilige König Stephan, dem Ungarn die Bekehrung zum Christentum verdankt.

Durch das Wirken der Glaubensboten unter den barbarischen Völkern waren die Keime zu den schönsten und glücklichsten Verhältnissen gelegt, und durch die Fürsorge der göttlichen Weisheit und Güte gelangten diese Keime auch zur vollsten Entwicklung. Um so dankbarer müssen wir hierin das Walten der göttlichen Vorsehung anerkennen, da in jenen Zeiten große und viele Gefahren dem auf-

blühenden Christentum nicht selten völlige Vernichtung drohten. Denn von allen Seiten war das fränkische Reich, welches, in der Mitte von Europa gelegen, den Schutz und Hort des Christentums bildete, von mächtigen und furchtbaren Feinden, Heiden und Mohammedanern, umgeben. Durch unaufhörliche Streifzüge würden diese die jungen christlichen Völker wiederum in grausenhafte Verwilderung zurückgeführt haben. In dieser Gefahr erweckte die Vorsehung vom Anfang des 8. Jahrh. an im fränkischen Reiche eine Reihe von Herrschern, welche mit einem frommen, glaubensstarken Herzen nicht weniger hohe Einsicht und Klugheit als gewaltige Kraft und unerschrockenen Heldensinn verbanden. Mit dem Auftreten dieser Männer der Vorsehung beginnt jenes einträchtige Zusammenwirken von Kirche und Staat zur Beförderung des wahren Glückes der Völker, welches unser Vaterland nach innen mit allen Gütern des Friedens und der Wohlfahrt bereichert, nach außen aber mit Macht und Glanz umgeben hat. — Schon die fränkischen Hausmeier Pipin von Heristal und Karl Martell gewährten gern den Glaubensboten ihre Unterstützung und erwarben sich dadurch große Verdienste um die Ausbreitung des Christentums. Auch Pipin der Kleine, der im Jahre 752 durch die Wahl der Franken und mit Gutheißung des römischen Stuhles an die Stelle des letzten Merowingischen Schattenkönigs erhoben wurde, ließ sich den Schutz der Kirche sehr angelegen sein. Nachdem er im Jahre 754 den Papst Stephan II. gegen die Gewaltthätigkeiten des Longobardenkönigs Aistulph in Schutz genommen, benutzte er die Gelegenheit, um dem hl. Vater eine freie Stellung zu sichern, indem er durch feierliche Urkunde die eroberten Gebiete der römischen Kirche zum ewigen Besitze übergab. Dies ist die Gründung des Kirchenstaates.*) Wie lauter Pipins Absichten bei dieser Schenkung gewesen, bezeugen die Worte, die er an den oströmischen Gesandten richtete, als derselbe die betreffenden Ländereien für seinen Kaiser beanspruchte. „Nicht um des Kaisers willen", sprach er, „bin ich zweimal in den Kampf gezogen, sondern dem hl. Petrus zu Ehren und der Vergebung meiner Sünden wegen. Was ich einmal dem hl. Petrus dargebracht habe, das soll ihm bleiben und nicht um die Schätze der ganzen Welt werde ich mein eidlich gegebenes Wort brechen."

*) Als im Jahre 753 Papst Stephan II. nach Frankreich kam, um von Pipin Schutz und Hilfe zu erflehen, ließ ihn dieser große Fürst an der Grenze feierlich bewillkommnen. Eine weite Strecke sandte Pipin seinen Sohn Karl mit vielen Großen dem hl. Vater entgegen, damit sie ihm das Ehrengeleit gäben. Er selbst folgte am Dreikönigstage 754 noch eine Stunde weit, und sobald er seines hohen Gastes ansichtig wurde, stieg er vom Pferde und kniete mit seiner Gemahlin Bertrada, seinen Söhnen und den Großen auf die bloße Erde, um den päpstlichen Segen zu empfangen. Darauf hielt er

Alle jedoch überragte Pipins gewaltiger Sohn, Karl der Große. Ihm war es beschieden, in 53 Feldzügen ringsum die feindlichen Nationen teils zu bändigen, teils dem deutschen Scepter zu unterwerfen, dem ungeheuern Reiche, das so viele an Sprache, Sitte und Lebensweise ganz verschiedene Völker umfaßte, eine feste und zweckmäßige staatliche Einrichtung zu verleihen, das Wohl seiner Unterthanen unglaublich zu befördern, vor allem aber als frommer und thatkräftiger Schirmherr der Kirche allen kommenden Jahrhunderten ein glänzendes Beispiel zu geben. Was diesen Fürsten vorzüglich groß und bewunderungswürdig in unsern Augen macht, ist seine christliche Auffassung der Königswürde. Denn einem erhabeneren Ziele als bloß der Beschaffung von zeitlichen Gütern weihte er seine ungeheuern Kräfte, seinen Scharfsinn, sein Herrschertalent, seinen Heldenmut. Klar stand es ihm vor der Seele, daß er als christlicher König von Gott berufen sei, im Einvernehmen mit der Kirche seine Völker nicht nur mit irdischer Wohlfahrt zu beglücken, sondern nach Kräften dieselben auch in ihrem Streben nach dem höhern, übernatürlichen Ziele zu unterstützen. So sprach er sich auch (J. 795) in einem Schreiben an Papst Leo III. aus: „Mir liegt ob", heißt es daselbst, „mit Hilfe der göttlichen Barmherzigkeit die heilige Kirche Christi überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach außen zu verteidigen und im Innern durch Bekenntnis des Glaubens zu befestigen." Fast übermenschlichen Anstrengungen unterzog sich Karl in dem 33jährigen furchtbaren Kriege, den er gegen die mächtige und trotzige Nation der Sachsen zu führen hatte. Allein nicht aus Ehrgeiz oder Ländergier unternahm er diesen wie seine übrigen Kriege, sondern zur Verteidigung und Sicherung seiner Unterthanen; denn sengend und brennend fielen die Barbaren in sein Gebiet ein, und hatten sie nach ihrer Besiegung feierlich die Verträge beschworen, so begannen sie nach seinem Abzuge gleich wieder das alte grausame Spiel. Ihre völlige Unterwerfung war somit für Karl eine Notwendigkeit, für die Feinde selbst aber ein hohes Glück. Das erste nämlich, woran der edle Sieger dachte, war, den Unterworfenen die Wohlthaten des Christentums zuzuwenden. Stets führte er Bischöfe und Glaubensboten mit sich, welche den Heiden die christliche Wahrheit erklären und die heilige Taufe spenden sollten. Kaum war um das Jahr 785 durch die Bekehrung der hartnäckigen

---

dem Papste den Steigbügel und ging eine Strecke Weges wie ein Diener neben seinem Rosse her. — Ein Beweis, daß nicht die Herrschsucht der Päpste, sondern deren höherer Charakter, der von allen freudig anerkannt wurde, denselben im Mittelalter eine so erhabene Stellung anwies.

Anführer Wittekind und Alboin die Ruhe in Sachsen einigermaßen gesichert, so errichtete er im Einverständnisse mit dem römischen Stuhle die acht Bistümer Halberstadt, Verden, Bremen, Hildesheim, Paderborn, Minden, Osnabrück und Münster, bedachte sie reich mit Gütern und Einkünften und trug Sorge, daß sie mit würdigen Oberhirten besetzt wurden. Unter diesen glänzt besonders der erste Bischof von Münster, der hl. Ludger. Derselbe hatte bereits mit großem Segen in Friesland und in Sachsen das Evangelium verkündet, auch das berühmte Kloster Werden an der Ruhr gestiftet, als er im Jahre 802 wider seinen Willen auf den Bischofsstuhl von Münster erhoben wurde, den er 7 Jahre lang durch die Heiligkeit seines Wandels und seine apostolische Wirksamkeit verherrlichte.

Ferne von Karl war jene Geistesbeschränktheit, welche voll Eifersucht die Thätigkeit der Kirche zu hindern strebt. Auf jede Weise trachtete er vielmehr, sie zu erheben und zu stärken. Die gewichtigsten Stimmen auf den Reichstagen hatten die Bischöfe und die Äbte, da diese alle andern an Weisheit und Gelehrsamkeit übertrafen. Zudem veranstaltete er häufige Synoden, auf denen heilsame Beschlüsse über Kirchenzucht, Ausrottung von Ketzereien und abergläubischen Gebräuchen gefaßt wurden. Und wie er sorgfältig darauf bedacht war, daß die Gläubigen tüchtige Seelenhirten erhielten, so erfreuten sich auch die Klöster seines besondern Wohlwollens. Man zählt deren mehr als 24, die er teils gestiftet teils erweitert und mit kaiserlicher Freigebigkeit beschenkt hat. — Mit unglaublichem Eifer beförderte er in seinem weiten Reiche die Künste und Wissenschaften. In allen Klöstern, an allen Domkirchen sollten Schulen errichtet werden zur Heranbildung von Männern für die geistlichen und die höheren weltlichen Würden; selbst auf dem Lande treffen wir damals schon viele Schulen an. Von allen Seiten berief er gelehrte Männer an seinen Hof, und seine Freude war es, in deren Mitte sich über religiöse und wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. In diesem gewählten Kreise ragten besonders hervor der ebenso gelehrte als fromme Alkuin aus England, der lombardische Diakon Paulus, der Geschichtsschreiber Einhard und der hl. Benedikt von Aniane, welcher das klösterliche Leben an vielen Orten wieder zu hoher Blüte erhob. — Zahlreiche Kirchen verdankten Karl ihren Ursprung. Besonders herrlich und prachtvoll war die Liebfrauenkirche zu Aachen, wozu er den Marmor und die Säulen aus Italien kommen ließ. Er sorgte für wortgetreue Abschriften der hl. Schrift, für harmonischen Kirchengesang, für Würde und Glanz des Gottesdienstes. Morgens und abends pflegte er die Kirche zu besuchen;

oft wohnte er selbst dem nächtlichen Chorgesange bei; unverbrüchlich beobachtete er die kirchlichen Fasten; fern von eitler Pracht, suchte er durch Einfachheit selbst die Höflinge zu beschämen; nur bei feierlichen Gelegenheiten erschien er umgeben von königlichem Glanze. Der Umfang seines Reiches genügte nicht seiner Barmherzigkeit; denn bis nach Asien und Afrika erstreckte sich seine mildthätige Hand. — Dieses gesegnete Walten war begleitet und getragen von einer kindlichen Ehrfurcht gegen den Statthalter Christi auf Erden. Viermal zog Karl nach Rom, und zweimal hatte er das Glück, den heiligen Vater bei sich in Deutschland zu sehen. Als er, der gewaltige Held, im Jahre 774 das erstemal in Rom war, kniete er beim Hinansteigen der Stufen in der Vorhalle von St. Peter auf jeder einzelnen nieder und küßte sie voll Andacht, da die Füße vieler Heiligen dieselben berührt und geweiht hätten. Bei dieser Gelegenheit bestätigte und vergrößerte er die Schenkung Pipins an den heiligen Stuhl.

Hatte bisher die Erfahrung gelehrt, daß der heilige Stuhl nicht selten die Hilfe christlicher Könige anzurufen hatte gegen die Bedrückungen feindlicher Gewalthaber, so mußte von selbst einleuchten, wie sehr es der Kirche zum Besten gereichen würde, wenn ihr beständig ein mächtiger und frommer Fürst als weltlicher Schirmherr zur Seite stände. Von wem anders aber als von der Kirche konnte die Wahl ihres Schirmherrn ausgehen, und wer aus den christlichen Fürsten schien wohl geeigneter für dieses Amt als eben Karl der Große, der thatsächlich bereits alle Obliegenheiten desselben so trefflich erfüllte? Er, der Beherrscher fast des ganzen Abendlandes, war daher der erste, welcher vom Statthalter Christi auf Erden zum Schirmer der gesamten abendländischen Christenheit ausersehen wurde. Zur Erhöhung seines Ansehens und seiner Macht sollte auch die Krone des römischen Kaisertums sein Haupt schmücken. Am hohen Weihnachtstage des Jahres 800 wohnte Karl dem Hochamte bei, das Leo III. selbst in der Peterskirche celebrierte. In andächtiges Gebet versunken kniete er an den Stufen des Altares. Gegen Ende der Feier trat Leo, von zwei Bischöfen begleitet, zu Karl und setzte ihm eine goldene Krone auf. Tausendfach durchhallte die geweihten Räume der Jubelruf der anwesenden Volksscharen: „Dem von Gott gekrönten, großen und friedfertigen Kaiser der Römer, Karl Augustus, Heil und Sieg!“ Sodann empfing er von dem Papste die heilige Salbung und versprach jetzt, den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Wie aber seinerseits der neue Kaiser verschiedene Pflichten übernahm, so empfing er auch eine erneuerte Huldigung; die Franken und alle

ihm unterworfenen Völker schwuren ihm als Kaiser aufs neue den Eid der Treue. — Karl war nun auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt; durch seine erleuchtete Frömmigkeit und seine Thatkraft sah er sich in weltlicher Beziehung an die Spitze der abendländischen Christenheit gestellt. Sein Name erscholl durch alle Lande. Seine Feinde waren gedemütigt; von allen Seiten erschienen Gesandte mit Empfehlungsschreiben und Geschenken; selbst der mächtige Kalif Harun Alraschid bewarb sich um seine Freundschaft und übergab ihm die Schlüssel des heiligen Grabes mit dem Bedeuten, er möge jenen heiligen Ort ansehen, als wäre derselbe in seinem eigenen Reiche. — Nachdem Karl 47 Jahre lang ruhmvoll das Scepter geführt und zuletzt noch mit hoher Weisheit die öffentlichen Angelegenheiten geordnet hatte, entschlief er den 28. Jan. 814 mit den Worten des sterbenden Erlösers: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Im Dome zu Aachen fand er seine letzte Ruhestätte. In kaiserlichem Gewande ward die Leiche auf einen goldenen Thron gesetzt, umgürtet mit dem Schwerte, auf dem Haupte das Diadem, im Schoße das Evangelienbuch, an der Seite die Pilgertasche, die er auf der Fahrt nach Rom zu tragen pflegte, zu Füßen das goldene Scepter und den goldenen Schild, den Papst Leo gesegnet.

Mit Karl dem Großen war eine herrliche, wahrhaft bewunderungswürdige Schöpfung zu Tage getreten. An der Spitze der abendländischen Christenheit standen zwei Gesalbte des Herrn, der eine, der heilige Vater, von Gott gesetzt, um die geistliche Gewalt, das geistliche Schwert zu handhaben zum Heile der Völker; der andere, der neue römische Kaiser, vom Papste aus freier Wahl bestellt, um den Widerspenstigen und Ungläubigen gegenüber das weltliche Schwert zu führen und die Kirche in Ausführung ihres Hirtenamtes thatkräftig zu unterstützen. Darum nannte sich auch Karl mit christlichem Hochgefühle den „demütigen Beschirmer und Beschützer der heiligen Kirche und des römischen, apostolischen Stuhles.“ Nach der tiefgläubigen Auffassung, welche im Mittelalter über diese beiden Gewalten herrschend war, verglich man dieselben mit der Sonne und dem Monde; der Papst als das geistliche Haupt der Christenheit wurde durch die Sonne versinnbildet, der Kaiser als das weltliche Haupt durch den Mond. Wie weise und zweckmäßig diese innige Verbindung der geistlichen und der weltlichen Macht war, zeigt aufs deutlichste die Geschichte der folgenden Jahrhunderte. Denn wo immer dieses Verhältnis richtig erkannt und festgehalten wurde, da ruhte sichtbar der Segen Gottes auf den christlichen Völkern, da blüheten Künste, Wissenschaften und christliches Leben, da erblickte man Deutschland, bei dem von der

Mitte des 10. Jahrhunderts an die Kaiserwürde verblieb, auf dem Gipfel der Macht und des Ruhmes. Aus Mangel an Schirmherren, die ihrem Berufe entsprachen, wurde die Kirche gegen Ende des 9. und in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts in die traurigste Lage versetzt, indem mächtige Adelsparteien einen ungebührlichen, höchst nachteiligen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles ausübten. Als aber die sächsischen Kaiser, namentlich Otto der Große (936—973) und Heinrich der Heilige (1002—1024) den Thron bestiegen, ging ein neuer Stern des Glückes für Deutschland und für die ganze Christenheit auf. Reich an großen Thaten, an herrlichen Tugenden, an großartigen Stiftungen waren jene Zeiten, wo man einig war im Glauben wie im Streben nach Erhöhung der katholischen Kirche.

Die Bekehrung der vielen heidnischen Völkerschaften, die im Verlaufe der Zeit in nähere Verbindung mit Deutschland kamen, vermögen wir hier nur kurz anzudeuten. In Mähren predigten um die Mitte des 9. Jahrh. die beiden griechischen Mönche und Brüder Cyrillus und Methodius das Evangelium. Sie erfanden eine slavische Buchstabenschrift und übersetzten die hl. Schrift ins Slavische. In Rom wurde (867) ihre Rechtgläubigkeit von Hadrian II. geprüft und anerkannt, und der hl. Methodius zum Erzbischof von Mähren ernannt. — Im Jahre 845 empfingen zu Regensburg 14 böhmische Edle mit ihren Leuten die Taufe und kehrten, von Priestern begleitet, in ihr Vaterland zurück. Später (um das Jahr 874) bekehrte Methodius den Herzog von Böhmen, Borziwoy, und dessen Gemahlin, die hl. Ludmilla, die im Jahre 926 von ihrer heidnischen Schwiegertochter Drahomira des Glaubens wegen ermordet wurde. Im Jahre 935 erhielt auch Ludmillas Enkel, der hl Wenzeslaus, welcher als Herzog eifrig das Christentum verteidigt und sich durch die herrlichsten Tugenden ausgezeichnet hatte, die Märtyrerkrone. Sein heidnischer Bruder Boleslaw I. tötete ihn aus bitterem Ingrimme gegen die christliche Religion. Unter Boleslaw II., dem Frommen, gelangte das Christentum zu vollem Siege. Glorreich war die Regierung dieses Fürsten; nach außen überwand er die Feinde, im Innern sorgte er mit hoher Weisheit für das Heil und die Wohlfahrt seines Volkes. Durch Gründung des Bistums Prag erhielt Böhmen im Jahre 973 eine feste Kirchenverfassung. — Um die Bekehrung der Slaven in Meißen, Altmark und Lausitz machte sich Kaiser Otto der Große († i. J. 973) verdient. Er sandte Glaubensboten und gründete im Einvernehmen mit dem Papste Johann XIII. (965—972) für jene Völkerstämme die Metropole Magdeburg mit den Bistümern Zeiz, Merseburg, Meißen, Havelberg, Brandenburg und Posen. — Eine christliche Prinzessin aus Böhmen, die Schwester des Herzogs Boleslaw

des Frommen, die an den Polenherzog Miecislaw I. vermählt war, bekehrte diesen Fürsten, und so ward auch diese Nation der christlichen Völkerfamilie eingereiht. Als in der Folge Kaiser Otto III. in frommer Andacht das Grab seines hl. Freundes Adalbert in Gnesen besuchte (J. 1000), wurde in dieser Stadt von dem kräftigen Herzoge Boleslaw Chrobry, der von Otto den Königstitel erhielt, ein Erzbistum gestiftet mit den Diöcesen von Kolberg, Krakau und Breslau. In der Mitte des 11. Jahrhunderts trat Kasimir I. auf und erhob das Christentum in seinem Reiche zu großer Blüte.

Auch für die Ungarn, welche lange die Gebiete ihrer Nachbarn, besonders der Deutschen, mit allen Greueln und Schrecknissen des Krieges erfüllt hatten, kam die Zeit der Gnade. Schon unter Otto d. Gr. hatte Piligrim, Bischof von Passau, segensreich bei denselben gewirkt. Selbst Herzog Geisa wurde durch seine christliche Gemahlin Sarolta zur Annahme des Christentums bewogen. Doch erst seinem Sohne, dem hl. Stephan († 1038), der vom hl. Adalbert, Bischofe von Prag, getauft wurde und in aller Frömmigkeit heranwuchs, war es beschieden, die christliche Religion zur herrschenden zu machen. Die Liebe, die er zu seinem Volke trug, ließ ihn nicht ruhen, bis er dessen Heil in Sicherheit wußte. Zu diesem Ende ließ er zahlreiche Glaubensboten kommen, errichtete Schulen, Pfarrkirchen und Klöster, setzte sich mit Papst Sylvester II. (999—1003) in Verbindung und stellte demselben sein ganzes Reich anheim. Voll Freude über den Eifer dieses edlen Fürsten gab ihm Sylvester das Reich ungeschmälert als Lehen zurück, erhob ihn sogar zur königlichen Würde und übersandte ihm eine kostbare goldene Krone. Überdies verlieh er ihm die Gewalt eines päpstlichen Legaten für Ungarn mit dem Vorrechte, sich bei feierlichen Anlässen ein Kreuz vorantragen zu lassen, und schmückte ihn wegen seiner Verdienste um die Verbreitung des Glaubens mit dem Beinamen des „Apostolischen". Jetzt wurde das Erzbistum Gran gestiftet mit zehn untergeordneten Bistümern. Hochberühmt wurde die von Stephan gegründete Benediktiner-Abtei am Martinsberge, wo die Mönche eine Schule unterhielten und dadurch der ungarischen Kirche viele Oberhirten, Apostel, Gelehrte und Heilige erzogen. Mit Kraft und Weisheit regierte Stephan 40 Jahre lang sein Volk, unermüdlich thätig, dasselbe der angestammten Wildheit zu entreißen und mit allen Segnungen einer wahrhaft christlichen Gesittung zu beglücken.

Im Jahre 1124 zog Otto, Bischof von Bamberg, nach Pommern und erwarb sich unsterbliche Verdienste um die Bekehrung dieses Volkes. Besonders segensreich war sein Wirken in den reichen und blühenden Städten Stettin und Julin. Bald darauf wurden auch die Bewohner des heutigen Holstein und Mecklenburg unter dem Schutze von deutschen Fürsten bekehrt. — Am längsten widerstrebten

die heidnischen Preußen an der Ostsee der Annahme des Christentums. Als der hl. Adalbert, Bischof von Prag, unter ihnen auftrat, erschlugen ihn (997) die fanatischen Götzendiener. Seine hl. Überreste wurden in Gnesen feierlich beigesetzt, von wo sie durch zahlreiche Wunder in alle Lande den Ruhm des Heiligen verbreiteten. Im Jahre 1009 erlitt der hl. Bruno, welcher ihnen das Licht des Glaubens bringen wollte, den Märtyrertod. Noch im 13. Jahrhundert, als das Christentum bereits überall den herrlichsten Triumph feierte, treffen wir die Preußen als hartnäckige Anhänger des Heidentums, und erst nach langem und furchtbarem Kampfe wurden sie der christlichen Lehre und Gesittung zugänglich.

Knechtung der Kirche durch die griechischen Kaiser. — Bildersturm. — Schisma der griechischen Kirche, durch Photius begonnen, durch Michael Cerularius vollbracht. — Mohammedanismus. — Weitere Schicksale der schismatisch-griechischen Kirche.

39. a) Während sich das Christentum im Abendlande mit segensreichem Erfolge verbreitete, entstanden im Morgenlande unheilvolle Verwirrungen. Die griechischen Kaiser zu Konstantinopel wollten in der Kirche, statt sich ihr demütig zu unterwerfen, herrschen und derselben ihre Meinungen als Glaubenslehren mit Gewalt aufdrängen. Das Volk war leichtsinnig, die Geistlichkeit vergaß häufig ihre Pflicht; Stolz und Zwietracht thaten das übrige, um zuletzt jene bedauerliche Kirchenspaltung herbeizuführen, wodurch die griechische oder morgenländische Kirche sich größtenteils vom allgemeinen Oberhaupte, dem Papste, losriß.

Von der abendländischen Kirche, die in voller Lebenskraft vor uns steht, wenden wir uns nunmehr zur morgenländischen Kirche, die aus tausend Wunden blutet und in langsamem Siechtume ihr eigenes Mark verzehrt. Herbe Schläge hatten ihr die verschiedenen Ketzereien der letzt verflossenen Jahrhunderte versetzt: gewaltig hatte der Arianismus an ihrem Baue gerüttelt; viel Unheil stifteten die Nestorianer und die Eutychianer. Allein diesem Übel war durch die großartigen Kirchenversammlungen kräftig entgegengewirkt worden. Wäre die morgenländische Kirche in inniger Lebensgemeinschaft mit Rom, dem Haupte und Herzen des Christentums, verblieben, so hätte sie ohne Zweifel mit der abendländischen Christenheit gewetteifert in Entfaltung des reichsten kirchlichen Lebens. Aber die Sucht so mancher griechischen Kaiser, mit Hintansetzung der päpstlichen Autorität sich das Schiedsrichteramt in Glaubenssachen anzumaßen und, statt die Oberhirten in

freier Ausübung ihrer apostolischen Thätigkeit zu unterstützen, dieselben auf jede Weise zu hemmen und zu knechten, rief im Morgenlande die heilloseste Verwirrung hervor und bahnte den Weg zur gänzlichen Lostrennung von Rom. — Schon Konstantius, ein Sohn Konstantins des Großen, hatte sich erfrecht, in Angelegenheiten des Arianismus den im Jahre 355 zu Mailand versammelten Bischöfen die Worte ins Angesicht zu schleudern: „Was ich will, soll Kirchengesetz sein. Wählet, ob ihr gehorchen, oder aus euren Bistümern verbannt werden wollet.“ Nach dieser Richtschnur unternahmen es noch andere Kaiser, die morgenländische Kirche zu regieren. So glaubten die Kaiser Zeno und Anastasius I. sich berufen, den Streit der Eutychianer aus eigener Machtvollkommenheit zu schlichten. So setzten die Kaiser Heraklius und Konstans II. alles in Bewegung, um ihre Entscheidungen in der Frage, ob ein oder zwei Willen in Christus seien, der gesamten Kirche als maßgebend aufzudrängen. Bischöfe wurden vom Kaiser zusammenberufen, angeblich um Beratungen zu pflegen; wer aber der Ansicht des Kaiserpapstes nicht beitrat, büßte seine Pflichttreue mit kaiserlicher Ungnade, Verbannung, nicht selten mit Folter und Tod. An die Stelle der verbannten Hirten wurden oft nichtswürdige, feige Günstlinge gesetzt, welche ihre Herde um Judaslohn verrieten. Oft erhoben die Päpste, bald flehend, bald warnend, bald in hohem Ernste ihren Mahnruf. Voll apostolischer Würde schrieb der heil. Papst Symmachus (498—514) an den Kaiser Anastasius I.: „Glaubst du, weil du Kaiser bist, so dürftest du das göttliche Urteil verachten oder gegen die Gewalt Petri dich auflehnen?“ Allein der Geist des Hochmutes herrschte in Byzanz. Die Standhaftigkeit der Päpste erfüllte nicht selten die Kaiser mit Wut. Mit teuflischer Grausamkeit rächte sich Konstans II. an dem standhaften Papste Martin I. (649—655); und nur die treue Anhänglichkeit des römischen Volkes bewahrte den hl. Papst Sergius I. (687—701) vor Gefangenschaft.

Doch immer unerträglicher wurde die Glaubenstyrannei der byzantinischen Kaiser. Hatten bisher mehrere Kaiser die Häretiker beschützt, so warf sich Leo der Isaurier zum Haupte einer eigenen Ketzerei auf. Er, ein roher Barbar, der vom Soldaten sich zum Kaiser emporgeschwungen hatte, maßte sich (i. J. 726) an, die gesamte Kirche, alle Bischöfe und Päpste der gröbsten Abgötterei zu beschuldigen, weil sie die Bilder Christi und der Heiligen verehrten. Vergebens erhob sich das christliche Volk wider diese Neuerung; vergebens bekämpfte der hl. Germanus, Patriarch von Konstantinopel, mit Freimut und hl. Eifer diesen Irrtum; vergebens bot der hl. Johannes Damascenus die ganze Glut seines Feuereifers auf;

vergebens legten die Päpste Gregor II. (715—731) und Gregor III. (731—741) feierliche Verwahrung ein gegen den Vorwurf, als habe die Kirche Gottes seit Jahrhunderten einen schmählichen Götzendienst getrieben und begünstigt; vergebens endlich belegte eine zu Rom (732) von Gregor III. gehaltene Synode alle Gegner der Bilderverehrung mit dem Banne. Leo erließ einen neuen Befehl, wonach alle Bilder der Heiligen, alle Statuen, alle Kruzifixe aus den Kirchen und Privathäusern sollten entfernt werden. Zum großen Ärgernisse der Gläubigen verbrannte man jetzt die Bilder auf öffentlichem Platze und übertünchte die Mauern, welche mit Malereien geziert waren. Mit barbarischer Roheit wurde ein großes Kruzifix, das Denkmal eines herrlichen Sieges, welches den Eingang des kaiserlichen Palastes schmückte, mit einer Axt zerhauen; selbst die kostbare kaiserliche Bibliothek übergab man samt jenen, die daselbst die Wissenschaft lehrten und der Ansicht des Kaisers nicht huldigen wollten, den Flammen. — In Strömen floß das Blut der Bilderverehrer unter Konstantin Kopronymus, dem Sohne und Nachfolger Leos (741—775). Konstantinopel wurde ein Schauplatz der schrecklichsten Greuelscenen. Man stach den treuen Anhängern der katholischen Lehre die Augen aus, schnitt ihnen die Nase ab, zerfleischte sie mit Geißelhieben, bis sie den Geist aushauchten. Andere wurden in Säcke genäht und mit Steinen in das Meer versenkt. Tausende starben im Gefängnisse oder in der Verbannung. Seine volle Wut kehrte der Tyrann wider die Mönche, welche am unerschrockensten die Wahrheit verteidigten. Keine Beschimpfung und keine Marter wurde denselben erspart: man bestrich ihnen den Bart mit Pech und zündete ihn an; man zerbrach die auf Holz gemalten Bildnisse der Heiligen auf ihrem Kopfe. An diesen Greueln fand der Kaiser seine größte Belustigung; bei Tische bildete deren Erzählung seine angenehmste Unterhaltung; ja, er entblödete sich nicht, seine Augen an dergleichen Jammerscenen zu weiden. In seinem Übermute ließ er sogar die Gebeine der Heiligen aus der Erde graben, die hl. Gefäße zertrümmern, Kirchen und Klöster schleifen oder verbrennen. — Um seinem unsinnigen Treiben wenigstens den Schein von Recht zu geben, veranstaltete der Wüterich i. J. 754 eine Synode zu Konstantinopel. Kein Patriarch war zugegen, aber die 338 Bischöfe, die man aus dem Oriente zusammengetrieben, waren feige genug, das Verbot der Bilderverehrung zu bestätigen, sogar zu erklären, „wie Gott ehemals die Apostel gesandt habe zur Vernichtung des Götzendienstes, so habe er jetzt die griechischen Kaiser erweckt und sie mit seiner Weisheit erfüllt, um uns durch sie zu unterweisen und die Teufelserfindung (die Bilderverehrung) auszurotten."

Unter seinem Sohne und Nachfolger Leo IV. dauerte die Verfolgung fort, bis endlich nach dessen Tode seine Gemahlin Irene, welche für ihren unmündigen Sohn Konstantin VI. die Zügel der Regierung führte, beschloß, dem grauenvollen Zustande ein Ende zu machen. Im Einvernehmen mit Papst Hadrian I. wurde im Jahre 787 unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten eine allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa (die zweite von Nicäa oder siebente allgemeine) gehalten, bei der 377 Bischöfe zugegen waren. Nachdem die Zulässigkeit der Bilderverehrung aus der heiligen Schrift und der Überlieferung der Kirche genau erwiesen worden, gaben die versammelten Väter der Lehre der Kirche folgenden feierlichen Ausdruck: „Wie die Figur des heiligen Kreuzes, so seien auch heilige Bilder in Kirchen, auf heiligen Gefäßen, an Paramenten und Wänden, auf Tafeln, in Häusern und auf Wegen anzubringen, nämlich die Bilder Jesu Christi, der unbefleckten Gottesmutter, der ehrwürdigen Engel und aller heiligen Menschen. Je öfter man sie in Abbildungen anschaut, desto mehr wird der Beschauer zur Erinnerung an die Urbilder und zu deren Nachahmung angeregt, auch angetrieben, denselben seinen Gruß und seine Verehrung zu widmen, aber nicht die eigentliche Anbetung, welche bloß der Gottheit gebührt. Wie dem heiligen Kreuze, den heiligen Evangelien und andern heiligen Geräten, so darf man auch den Bildern durch Weihrauch und Lichter Ehre erweisen, wie es auch bei den Alten frommer Brauch war. Denn die Ehre, die man dem Bilde erweist, geht auf das Urbild über, und wer ein Bild verehrt, verehrt die darin dargestellte Person." — So groß die Freude und der Jubel der treuen Katholiken über diese Wiederherstellung des Friedens war, ebenso große Bestürzung erfaßte sie, als im Jahre 814 der rohe Soldatenkaiser Leo der Armenier und nach ihm (820) Michael der Stammler und (829) dessen Sohn Theophilus den Streit von neuem heraufbeschworen und neuerdings gegen die Bilderverehrer wüteten. Der unheilvollen Verwirrung machte endlich die Kaiserin Theodora im Jahre 842 ein Ende. Es wurde zu Konstantinopel eine Synode veranstaltet, welche den Beschlüssen der letzten allgemeinen Kirchenversammlung beitrat und ein eigenes Fest einsetzte zum Andenken an die Wiederherstellung der Bilder.

Litten auch viele während dieser mehr als hundertjährigen Verfolgung Schiffbruch an ihrem Glauben, so ist doch auch die Zahl derjenigen, welche die Palme des Martyriums errangen, eine sehr große. Unter diesen Glücklichen ist einer der berühmtesten der heil. Abt Stephan. Wegen seiner Gelehrsamkeit sowohl als wegen der

Strenge und Heiligkeit seines Lebens genoß derselbe ein hohes Ansehen, weshalb Konstantin Kopronymus alles aufbot, um ihn für seine Partei zu gewinnen. Da nun weder Geschenke noch Drohungen fruchteten, sollte er wenigstens unschädlich gemacht werden. Zu diesem Ende suchte der Kaiser erst durch Ausstreuung der schändlichsten Verleumdungen das Ansehen des hl. Abtes zu untergraben, worauf er sein Kloster verbrennen, die Kirche schleifen, den Heiligen selbst aber mit Ketten beladen nach einem Kloster der kleinen Stadt Chrysopolis bringen ließ (J. 761). Dort sollten mehrere Bischöfe aus der Sekte der Bilderstürmer ihn bereden, die Beschlüsse der Aftersynode von Konstantinopel zu unterschreiben; im Falle der Weigerung sollte er sterben als Empörer gegen die Väter und die Kaiser. „Wie könnte ich ein Konzil anerkennen", antwortete ihnen Stephan unerschrocken, „das vom Bischofe von Rom (d. i. vom Papste) nicht gutgeheißen ist? Wisset ihr nicht, daß die Kirchengesetze verbieten, ohne denselben (ohne den Papst) die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen?" Nachdem er ihnen die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens weiter nachgewiesen hatte, erhob er seine Stimme und sprach kühn das Anathem über diejenigen, welche den Erlöser nicht auch in seinem Bilde verehren. Zu ihrer Schmach mußten sie vor dem Kaiser ihre Niederlage eingestehen, der alsdann den Bekenner auf eine griechische Insel verbannte.

Auf seinem Verbannungsorte lebte er in einer Höhle und nährte sich von Kräutern. Bald scharten sich seine treuen Mönche um ihren Vater; er belehrte das heilsbegierige Volk und wirkte viele Wunder. Von all diesem benachrichtigt, ließ der Kaiser den hl. Stephan nach Konstantinopel bringen und daselbst mit Ketten beladen ins Gefängnis abführen. Nach etlichen Tagen saß der Kaiser selbst hoch auf einer Terrasse zu Gericht, und vor ihm erschien Stephan als Angeklagter. Als der Tyrann die Verehrung der Bilder eine Gottlosigkeit nannte, erwiderte er, die Christen verehrten nicht den Stoff, woraus die Bilder verfertigt, sondern denjenigen, der dadurch vorgestellt sei. „Thörichter!" schrie jetzt der Kaiser, „verunehren wir denn Jesus Christus selbst, wenn wir sein Bild mit Füßen treten?" Da zeigte Stephan eine Münze und fragte den Kaiser, wessen Bild darauf sei. Dieser antwortete: das meinige und das meines Sohnes. „Wenn nun jemand dieses Bildnis mit Füßen träte", fuhr der Heilige fort, „würde dem wohl etwas geschehen?" „Ein solches Vergehen müßte schwer gebüßt werden", war die Antwort. Da rief Stephan voll Entrüstung: „O beweinenswerte Blindheit! Es ist also ein Verbrechen, das Bild eines sterblichen Menschen mit Füßen zu treten, und ihr habt das Bild des Sohnes Gottes und seiner heiligsten Mutter mit Füßen getreten." Mit diesen Worten warf er die Münze auf den Boden. Knirschend vor Wut ob der vermeintlichen Beschimpfung des

kaiserlichen Bildnisses, stürzten sich die Diener auf Stephan, um den Frevel zu rächen; auf des Kaisers Befehl jedoch wurde er ins Gefängnis zurückgeführt. — Bald darauf erhielten einige Schergen den Befehl, den Bekenner entweder zum Abfalle zu bewegen, oder ihn zu Tode zu peitschen. Doch der Anblick des christlichen Helden erfüllt sie mit heiligem Schauer; zitternd fallen sie zur Erde und küssen ihm die Füße. Mit dem Segen des Heiligen versehen, kehren sie zurück. Wie der Kaiser den Hergang vernimmt, kann er sich nicht mehr fassen vor Ärger, daß ein schwacher Mönch auf seine Leute größern Einfluß ausübe, als er selbst. Laut verwünscht er sein Geschick, daß er dieses Mönches nicht ledig werden könne. Da rannte ein Haufen wilden Gesindels, durch einige Hofleute noch mehr aufgereizt, nach dem Gefängnisse und verlangte mit tobendem Geschrei den Abt Stephan. Voll erhabener Würde trat ihnen dieser entgegen. Sofort ergriffen sie ihn und schleiften ihn mit barbarischer Grausamkeit durch die Straßen der Stadt, schlugen ihn mit Stöcken, warfen ihn mit Steinen, bis er unter ihren Mißhandlungen den Geist aufgab. Dieses trug sich zu um das Jahr 764.

Trotz des Übermutes, womit man sich in Konstantinopel bei verschiedenen Gelegenheiten dem römischen Stuhle gegenüber benahm, war es doch zwischen der morgen- und abendländischen Kirche noch nicht zu einem förmlichen, unheilbaren Bruche gekommen. Endlich aber sollten diese so oft und so mühevoll geknüpften Bande gänzlich zerreißen; es sollte neuerdings die Wahrheit des Spruches sich bewähren: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich". Dieser Bruch, das griechische Schisma genannt, stellt uns augenfällig das Los jener Kirche dar, welche ihres heiligen Rechtes auf Selbständigkeit sich feige begiebt und einer tyrannischen Staatsgewalt sich willig beugt. — Nachdem Ignatius, der rechtmäßige Patriarch von Konstantinopel, durch die Ränke des lasterhaften kaiserlichen Oheims Bardas auf die unwürdigste Art verdrängt worden war (J. 857), gelangte der gelehrte, aber nichtsnutzige Photius auf den Patriarchenstuhl. Von einem exkommunizierten Bischofe ließ er sich innerhalb sechs Tagen alle Weihen erteilen. Diejenigen Bischöfe, welche den feilen Aufdringling nicht anerkennen wollten, wurden abgesetzt, eingekerkert oder verbannt. Durch die grausamsten Mißhandlungen suchte Photius den greisen Ignatius zur Abdankung zu bewegen, und ein künstlich angelegtes Lügennetz sollte ihm die Bestätigung des Papstes Nikolaus I. (858—867) erschleichen. Als jedoch der große Papst durch Briefe des eingekerkerten Ignatius den wahren Thatbestand erfuhr, hielt er 864 eine Synode zu Rom, auf welcher Photius und alle von ihm geweihten Bischöfe abgesetzt wurden. Daraufhin warf der Ehrgeizige seine Maske

ab, berief die ihm ergebenen Bischöfe zusammen, beschuldigte die römische Kirche verschiedener Verbrechen und selbst der Ketzerei, indem dieselbe lehre, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, und schleuderte endlich in unsinniger Wut selbst den Bannstrahl gegen den hl. Vater. In einem Schreiben voll erschütternder Kraft ermahnte Nikolaus den Kaiser Michael III., dem Unwesen des Photius ein Ziel zu setzen; ein furchtbares Gericht erwarte ihn, wenn so viele Gläubige irre gemacht und vom rechten Wege abgeführt würden. Doch erst dessen Nachfolger Basilius der Macedonier verwies den Photius in ein Kloster und ließ dem hartgeprüften Ignatius Gerechtigkeit widerfahren.

Um dem Unheile, das Photius bereits angerichtet, kräftig zu steuern, wurde auf das Verlangen des Kaisers und des Patriarchen die achte allgemeine Kirchenversammlung zu Konstantinopel (J. 869) gehalten unter dem Vorsitze der Legaten des Papstes Hadrian. Da Photius, zur Verantwortung vorgeführt, zu seiner Rechtfertigung nichts vorzubringen wußte, so beschönigte er sein Stillschweigen mit dem Beispiele des Erlösers, der auch geschwiegen habe, als man ihn verurteilte. Entrüstung erfüllte die ehrwürdigen Väter beim Anhören dieser gotteslästerlichen Rede, und nachdem seine Schuld offen an den Tag gelegt worden, sprachen sie einstimmig über Photius und seine Anhänger den Bannfluch aus. In der nächsten Sitzung wurden sämtliche von Photius unterschobenen und gefälschten Schriftstücke, die mit Lügen und Schmähungen angefüllten, mit falschen Unterschriften bedeckten Akten seiner gegen den Papst Nikolaus gehaltenen Synode öffentlich in der Kirche verbrannt. — Kaum war indessen 879 Ignatius aus diesem Leben geschieden, so schwang sich der schlaue Photius, der sich in die Gunst des Kaisers einzuschmeicheln gewußt, wiederum auf den verhängnisvollen Patriarchenstuhl, und nun begann von neuem das alte Spiel. Nicht lange währte aber die neue Herrlichkeit. Der Ränkevolle wurde abermals abgesetzt und in ein Kloster verwiesen, wo er um das Jahr 891 starb. — Damit waren jedoch die Wunden, die er der morgenländischen Kirche geschlagen, keineswegs geheilt. Seine Partei lebte fort. Denn Photius hatte auf die meisten griechischen Bischofssitze Männer seines Gelichters erhoben und eine unglaubliche Anzahl von Geistlichen widerrechtlich mit Pfründen bedacht. Diese nährten stets einen tiefen Groll gegen Rom und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um die Spaltung zu erneuern. Wie ein unter der Asche fortglimmender Funke erhielt sich so der durch Photius angeregte Sektengeist und griff sogar immer weiter um sich, sowohl unter der meist anrüchigen Geistlichkeit als unter der leichtsinnigen, unzufriedenen Volksmasse.

Zu all diesem kam noch das dünkelhafte Streben der Patriarchen von Konstantinopel nach völliger Unabhängigkeit vom Abendlande. Verführerisch war für dieselben der Glanz der Kaiserstadt Byzanz und das Bewußtsein, in ihrem Streben von den meisten Kaisern unterstützt zu werden. Schon zur Zeit des Papstes Gregor des Großen (590—604) maßte der Patriarch Johannes der Faster sich den stolzen Titel „ökumenischer", d. h. allgemeiner Bischof an, während Gregor in apostolischer Demut für sich den Titel „Knecht der Knechte Gottes" wählte. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts kam es endlich zum völligen Bruche. Dem glühenden Ehrgeize des Patriarchen Michael Cerularius wurde der stets und überall anerkannte Vorrang des Stuhles Petri unerträglich. Um das verhaßte Joch abzuwerfen, setzte er ein Schreiben in Umlauf, worin er ähnlich wie Photius die abendländische Kirche mit Schmähungen und Anklagen überhäufte. So erwähnte er als Stein des Anstoßes die Ehelosigkeit der Weltpriester, den Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim heiligen Abendmahle, das Fasten am Samstage, das Bartscheren, das Weglassen des Alleluja in der Fastenzeit. Der hl. Papst Leo IX. (1048—1054) widerlegte sofort die gemachten Vorwürfe und suchte in einem herrlichen Schreiben den Verblendeten zur Einsicht zu bringen. Er wies ihm nach, wie heilig und unverletzlich die Einheit der Kirche Christi sei, welche Thorheit und Anmaßung in dem Bemühen liege, den Nachfolger Petri, den Christus selbst im Glauben stärke, zurechtweisen zu wollen, und mit welch schnödem Undanke er die römische Kirche, die Mutter und Beschützerin aller übrigen Kirchen, behandle. Zuletzt ermahnte Leo den Patriarchen noch dringend, der Zwietracht und dem Stolze doch abzusagen, damit die göttliche Barmherzigkeit in Zukunft für alle statt des Streites Frieden und Liebe herrschen lasse. Fruchtlos verhallte aber die väterliche Stimme, und auch die päpstlichen, nach Konstantinopel gesandten Legaten vermochten den Verstockten nicht zu gewinnen; derselbe wies jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit ihnen hartnäckig zurück. Nachdem sie vor Kaiser und Senat die Einwürfe aufs glänzendste widerlegt hatten, schritten sie zum Äußersten. Am 16. Juli 1054 erschienen beim Beginne des Gottesdienstes die päpstlichen Gesandten in der Sophienkirche und erklärten laut und feierlich, wie Cerularius alle ihre Bemühungen zur Wiederherstellung des Friedens vereitelt habe. Dann legten sie auf dem Hauptaltare die Bannbulle nieder und schüttelten beim Verlassen der Kirche den Staub von den Füßen, in tiefem Schmerze ausrufend: „Gott sieht es, er wird richten." So war der unheilvolle Riß zwischen Morgenland und Abendland geschehen.

Wer möchte hier nicht der inhaltsschweren Worte gedenken, die der Herr einst weinend zu dem verblendeten Jerusalem sprach: „O daß du doch an diesem deinem Tage erkenntest, was dir zum Frieden gereicht!" (Luk. 19, 42.) Noch war es Zeit, das hereinbrechende Strafgericht abzuwenden durch innigen Anschluß an das christliche Abendland. Schon lange drängten die furchtbaren Schläge, mit welchen ein neuer Feind des christlichen Namens das griechische Kaiserreich erschütterte, zu dieser Vereinigung. Dies brachte aber die stolzen Griechen nicht zur Besinnung. In frevelhaftem Übermute wiesen sie die Hand der Versöhnung zurück. Nun werden sie den Kelch des Leidens und der Schmach bis zur Neige leeren.

b) Gott säumte nicht mit der wohlverdienten Strafe. Wie ehemals die Israeliten, so züchtigte er auch jetzt die entarteten Christen. Schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts war in Arabien ein Betrüger aufgestanden, Namens Mohammed, der sich für einen Gesandten Gottes ausgab und aus heidnischen, jüdischen und christlichen Gebräuchen eine neue Religion zu machen suchte. An der Spitze einer räuberischen Schar plünderte er anfangs Karawanen, eroberte bald Städte und Länder und zwang mit dem Schwerte die Einwohner zur Annahme seiner Lehre. Seine Nachfolger fuhren fort, ein Land nach dem andern in Asien und Afrika mit Waffengewalt sich zu unterwerfen und die Lehre ihres falschen Propheten zu verbreiten, doch mit ihr auch Roheit, Lasterhaftigkeit und drückende Knechtschaft.

Während das christliche Morgenland in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts durch die monotheletischen Streitigkeiten Zwietracht und Uneinigkeit im eigenen Schoße nährte, stand in Arabien ein Betrüger auf, der die armen Bewohner der Wüste für eine neue Religion zu gewinnen, die feindseligen Stämme zu vereinigen und mit glühender Begeisterung für seine ehrgeizigen Pläne zu erfüllen wußte. Mohammed, d. h. der „Preiswürdige", wie der in der Geschichte so verhängnisvolle Mann heißt, war um das Jahr 570 zu Mekka im steinigen Arabien geboren. Auf seinen kaufmännischen Reisen verschaffte er sich einige oberflächliche Kenntnisse vom Judentum und Christentum, was bei seiner lebhaften Phantasie und seinem dichterischen Talente einen gewissen Hang zur religiösen Schwärmerei in ihm noch vermehrte. Er zog sich allmählich von seinen Handelsgeschäften zurück, brachte oft längere Zeit in einer einsamen Höhle zu und erklärte sich endlich im 40. Jahre seines Lebens für einen Propheten, von Gott berufen, eine

neue Religion zu stiften, die er Islam, d. h. „Hingebung an Gott“ nannte, wovon ihre Bekenner Moslemin („Gottgewidmete“) oder „Muselmänner“ heißen.

Die Grundlehren dieser Religion sind: Es ist nur ein Gott und Mohammed sein Prophet. Den Thron Gottes umschweben die vor dem Menschen aus reinem Feuer gebildeten Engel. Alles, Gutes und Böses, geschieht nach unabänderlicher Vorherbestimmung Gottes, der gemäß auch manche Geister und Menschen für die Hölle erschaffen sind. Am jüngsten Tage stehen die Leiber wieder auf, und werden alle Menschen gerichtet. Die Bösen müssen über eine Brücke wandern, die schmal ist wie die Schärfe eines Messers, und stürzen dann zur Hölle hinab, wo schreckliche Feuerqualen sie erwarten. Die Guten gehen ins Paradies, wo sie auf herrlichen Betten ruhen, die balsamischen Düfte einer reizenden, ewig grünen Frühlingslandschaft einatmen, die süßesten Speisen und Getränke genießen und ewig in allen sinnlichen Freuden schwelgen. Keiner gelangt zur Seligkeit, der nicht an Mohammed glaubt. Moses und Christus sind Propheten, stehen aber tief unter Mohammed. Die Christen, meint er, beten drei Götter an, Gott den Vater, Maria seine Gattin und Jesus ihren Sohn. Nach seiner rohen Auffassung konnte er sich nämlich keinen göttlichen Sohn denken ohne eine göttliche Mutter. — Überhaupt ist seine Religion ein Gemisch von Judentum, Christentum und Heidentum. Schon seiner Abstammung von Ismael wegen ließ er die bei den Juden übliche Beschneidung bestehen; dazu verbot er den Genuß des Schweinefleisches, des Blutes und Erstickten wie auch des Weines und aller geistigen Getränke; geboten waren Fasten und Almosen, Gebet und die Wallfahrt nach Mekka. Dem Heidentume, namentlich der persischen Religion, entlehnte er unter anderem die rohsinnliche Ausmalung des Himmels, während manche Aussprüche über Jesus und Maria an das Christentum erinnern. — Wie alle heidnischen Religionen, so dringt auch der Islam auf allerlei Äußerlichkeiten, nirgends aber auf innere Heiligkeit; und wenn derselbe durch Anerkennung einer einzigen Gottheit auch über dem Heidentum steht, so bleiben ihm doch die zwei Hauptcharakterzüge des Heidentums, Wollust und Grausamkeit, als unauslöschliche Schandflecken aufgeprägt. Der Stifter selbst war ein wollüstiger Mensch, der sogar in vorgerückten Jahren die Glut seiner Leidenschaft nicht zu bändigen wußte und den Moslemin nicht nur Vielweiberei und Befriedigung schändlicher Lüste gestattete, sondern dieselbe auch als Preis für die Mühsale dieses Lebens im Paradies in Aussicht stellte. Er selbst rächte sich an seinen Feinden durch Meuchelmord, erlaubte seinen Anhängern die Blutrache und rühmte

als das verdienstlichste Werk, das unverzüglich zu den Freuden des Paradieses führe, den Vertilgungskampf gegen die Ungläubigen, d. h. gegen alle diejenigen, die seine Lehre nicht annehmen, und die er mit der äußersten Härte behandelt wissen will.

Als Mohammed um das Jahr 610 die Behauptung aussprach, der Erzengel Gabriel sei ihm in einer Höhle erschienen und habe ihn mit der göttlichen Sendung betraut, als Reformator und Religionsstifter aufzutreten, fand er nur bei wenigen seiner nächsten Anverwandten Glauben. Vielfachen, bittern Hohn aber erntete er, als er 622 vorgab, in einer Nacht sei er durch den Engel Gabriel geweckt, von Mekka bis an die Pforte der Kirche des hl. Grabes zu Jerusalem auf dem Himmelsrosse Elborak durch die Luft geritten und von da emporgetragen worden durch die sieben Himmel, bis er sich dem Throne Gottes auf zwei Bogenschußweiten genähert, wo er alle Wesen und Geheimnisse des Weltalls geschaut und von Gott selbst die erhabensten Offenbarungen erhalten habe. Noch in demselben Jahre sah er sich genötigt, in die benachbarte, ihm befreundete Stadt Medina zu fliehen. Von hier aus suchte er sich in seiner vorgeblichen Eigenschaft als gottgesandter Prophet in weitern Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Daher beginnt auch vom Datum dieser Flucht die Mohammedanische Zeitrechnung.

Von einer höhern Beglaubigung seiner vorgeblichen Sendung kann natürlich keine Rede sein. Mohammeds Beglaubigung war das Schwert. Nach seinem Tode schrieben ihm zwar seine Anhänger Wunder zu; doch niemand konnte dieselben bezeugen, und schon durch ihre Lächerlichkeit bekundeten sie sich als erdichtet. Ein Baum, hieß es, ging ihm entgegen, Steine begrüßten ihn, Balken seufzten ihm zu, durch ein Zeichen mit der Hand spaltete er den Mond in zwei Hälften u. a. dgl. Die sehr oft an ihn gestellte Forderung, Wunder zu wirken, lehnte Mohammed stets auf das bestimmteste ab; er berief sich nur auf die angeblichen Erscheinungen Gabriels und auf die Weisheit seiner zahlreichen Aussprüche, die er für göttliche Offenbarungen ausgab, und die seine Freunde, da er selbst des Lesens und Schreibens unkundig war, auswendig lernten oder auf einzelne Zettel schrieben. Diese Aussprüche, die in der Folge gesammelt wurden, bilden unter dem Namen Koran, d. h. „das zu Lesende“ das heilige Buch der Mohammedaner. — Mag nun auch Mohammed, wie einige wollen, anfangs sich selbst getäuscht, seine Träumereien oder die Vorspiegelungen des Satans, der sich in einen Engel des Lichtes verwandelte, für wirkliche Erscheinungen gehalten haben, so stellt er sich jedenfalls im großen Ganzen als einen Lügenpropheten, als einen schändlichen Betrüger dar, der die Kunst verstand, die Menschen an sich zu fesseln und zu beherrschen. Oder welchen Glauben verdient

ein Mensch, der sich Ausschweifungen erlaubt, die sogar unter den heidnischen Arabern unerhört waren, und dieselben dann gotteslästerlicher Weise mit der Angabe zu rechtfertigen sucht, Gott habe sie ihm ausdrücklich gestattet oder gar befohlen? Und weit entfernt, daß die schnelle Ausbreitung, die seiner Lehre zu teil ward, zu seinen Gunsten spreche, stempelt ihn vielmehr gerade die Art und Weise seiner Ausbreitung zu einem vollendeten Betrüger. Denn kaum fühlte er sich stark genug, um als kühner Abenteurer etwas wagen zu können, so fiel er mit den zusammengelaufenen Scharen über seine Feinde her, plünderte die Karawanen, unterjochte einen Stamm nach dem andern, bis er Mekka selbst eroberte. Wer sieht aber in derartigen Erfolgen etwas Außerordentliches? Kann nicht ein mit glühender Begeisterung seinem Anführer ergebenes Heer, dessen Mut entflammt ist durch Aussicht auf reiche Beute, durch den Fatalismus, daß ja ohnehin Gottes unabänderliche Vorherbestimmung aller Schicksale in Erfüllung gehen müsse, und durch den Wahn, im Falle des Todes unverzüglich in das wollüstige Paradies zu gelangen, einen trägen, in sich selbst uneinigen Feind, wie damals die arabischen Völkerschaften waren, überwältigen?

Gedachte Mohammed anfänglich nur seine eigenen Landsleute für die neue Lehre zu gewinnen, so kannte er in seinem Stolze keine Grenzen mehr, nachdem er sich einmal an der Spitze einer gewaltigen Heeresmacht sah; es dehnte sich jetzt sein Beruf auf die Unterwerfung aller Völker aus. In hochtrabenden Schreiben forderte er den König von Persien, den griechischen Kaiser Heraklius und andere Fürsten auf, seine Religion anzunehmen. Ihn selbst ereilte zwar im Jahre 632 der Tod, als er eben verheerend in Syrien einfallen wollte. Allein damit war dem verderblichen Strome, der von Arabien her über die Länder sich hinzuwälzen drohte, nicht Einhalt geboten. Die K a l i f e n, d. h. seine Stellvertreter und Nachfolger in Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, wie Abu Bekr, Omar I., Othman, Ali u. s. w., traten in seine Fußstapfen. Mit dem Schwerte war die neue Religion gegründet worden, durch das Schwert mußte sie sich erhalten und ausdehnen. In kurzer Zeit erlagen, außer Arabien und Syrien mit Phönizien und Palästina, das persische Reich und Ägypten dem Andrange der blutgierigen, fanatisch begeisterten Horden. Endlich fielen auch mehrere Seestädte von Nordafrika in ihre Gewalt. Die Christen, welche nicht niedergemacht wurden, mußten einen sehr schweren Tribut zahlen, wurden auf jede Weise von ihren neuen Herren gedrückt; und wehe ihnen, wenn sie ihre Verwandten hinderten, den Islam anzunehmen! Mit Moslemin durften sie über ihre Religion nicht einmal reden; jeder Einwurf, jeder Widerspruch

gegen den Islam war ein todeswürdiges Verbrechen. — Wer könnte alle die Verheerungen beschreiben, wer all den Jammer aufzählen, den diese unwiderstehlichen Eroberer über die Länder brachten! Zahllose Klöster und Kirchen ließen sie in Rauch aufgehen; mit barbarischer Grausamkeit schlachteten sie glaubenstreue Mönche und Priester dahin; unerbittlich warfen sie jeden Widerstand darnieder; bald wurden sie aus darbenden Bettlern, die sie waren, die habsüchtigsten Räuber, denen die Schätze einer halben Welt kaum genügten. Zu ihrer angestammten Roheit und Unwissenheit, vermöge der sie die herrliche Bibliothek der eroberten persischen Residenzstadt Ktesiphon in den Tigris warfen und die von Alexandrien den Flammen übergaben, gesellte sich bald die zügelloseste Üppigeit und der unerträglichste Hochmut.

Nachdem der erste Religionseifer erloschen war, zerfielen sie in verschiedene Sekten und Parteien, welche sich in mörderischen Schlachten bekämpften. Wäre das christliche Morgenland nicht durch Sektenhaß geschwächt und das byzantinische Staatsgebäude nicht so durch und durch von Fäulnis zerfressen gewesen, so hätte sich damals wie noch öfters die schönste Gelegenheit geboten, die stolzen Söhne Arabiens auf immer in ihre Wüsteneien zurückzutreiben. Allein Eifersucht, innere Uneinigkeit, schmähliche Feigheit und nicht selten Verrat von seiten der entarteten Christen öffneten überall dem heranstürmenden Feinde Thür und Thor. Unaufhaltsam war daher sein Siegeslauf. Nicht lange währte es, so hatten die Araber alle Inseln des Mittelmeeres und fast ganz Spanien in ihrer Gewalt und ergossen sich von da in verheerenden Zügen selbst über das Reich der Franken. — Hier aber stieß der sieggewohnte Mohammedanismus auf einen gewaltigen Damm, an welchem seine Eroberungspläne scheiterten. Im Jahre 732 stand Karl Martell mit seinen Franken den unzählbaren Scharen des arabischen Statthalters Abderrahman bei Tours gegenüber. Wirkungslos prallten die mit Sturmeswut herandringenden arabischen Reiter an Karls ehernen Reihen ab. Hunderttausende von Arabern, unter diesen ihr eigener Feldherr, sollen die Walstatt bedeckt haben. Ihr ganzes Lager mit unermeßlichen Schätzen kam in die Hände der Christen. Hätte nicht Karl im Dienste der göttlichen Vorsehung die Macht der Feinde zermalmt, so wäre voraussichtlich die gesamte Christenheit den Streichen der Moslemin unterlegen.

Waren auch im Gefolge des Mohammedanismus Knechtschaft, Mord und Raub, Jammer und Elend ohne Maß und Zahl, so bietet anderseits der Riesenkampf zwischen Islam und Christentum auch viel Großes und Erhebendes. Hier zeigte es sich, wie das Feuer der Trübsal, das die dürren Stoppeln verzehrt, den echten, glaubens-

starken Christen läutert und stählt. Wohl zerbrach vor dem Andrang der Moslemin die Macht der griechischen Kaiser in Syrien und Ägypten gleich einem schwachen Rohrstab. Doch diese hatten sich selbst ihr Los beschieden. In voller Ratsversammlung mußte es Kaiser Heraklius anhören, wie ein ehrwürdiger Greis freimütig sprach: „Die Siege der Muselmänner haben ihren Grund in dem Zorne Gottes über die Griechen, welche die Gebote des Evangeliums mit Füßen treten, sich den schändlichsten Ausschweifungen überlassen und sich durch Erpressungen, Gewaltthaten und Ruchlosigkeiten aller Art unter einander hartnäckiger bekriegen, als sie von den Muselmännern bekriegt werden.“ — In dem schwachen Häuflein der christlichen Spanier hingegen, welche sich vor der feindlichen Übermacht in die Gebirge zurückzogen, glühte heroischer Glaubensmut. Mit solcher Freude gaben sich Mönche, Priester und Laien den Qualen des Martertodes hin, daß im Jahre 852 ein Konzil zu Toledo ausdrücklich die Selbstangabe vor der mohammedanischen Obrigkeit verbot. Und wie ruhmwürdig erfüllte die spanische Nation ihren Beruf, als westliche Vormauer der Christenheit gegen die Macht des Islam zu dienen! Mit zahllosen Heldenthaten bereicherten sie die Annalen der Geschichte während ihres 800jährigen Kampfes bis zur gänzlichen Säuberung der Halbinsel von den Anhängern des Lügenpropheten. Unter fortwährenden Kämpfen entstanden allmählich die christlichen Königreiche Kastilien, Leon, Aragonien, Navarra und Portugal. Vergebens kamen im 11. Jahrhundert zahllose Scharen aus Afrika den spanischen Moslemin zu Hilfe. Nichts vermochte die Glaubensfreudigkeit der christlichen Helden zu schwächen. Damals eroberten die Christen die wichtigen Städte Toledo und Valencia; damals glänzte auch der unübertreffliche Feldherr der Könige von Kastilien, der ritterliche Don Rodrigo Diaz, bei den Moslemin unter dem Namen „Cid“, d. i. „Herr“ bekannt und gefürchtet. Besonders glorreich für Spanien war das 13. Jahrhundert. Weithin verbreitete Ferdinand der Heilige von Kastilien († 1252) den Glanz seiner Waffenthaten wie seines heiligen Wandels. Er eroberte Kordova, den Hauptsitz der moslemischen Herrschaft, und Sevilla, die festeste und volkreichste Stadt Spaniens. Als der besiegte Statthalter dieselbe von einer Anhöhe ansah, sprach er weinend: „Nur ein Heiliger konnte mit so geringer Mannschaft eine so feste und volkreiche Stadt erobern.“ Im Jahre 1492 geriet auch Granada, die letzte Stütze der Mohammedaner, in die Gewalt der Christen. So ist das Christentum siegreich aus dem harten Kampfe hervorgegangen, und zum Lohne ihrer unerschütterlichen Treue behielten die Spanier bis auf den heutigen Tag die unschätzbare Gnade einer freudigen Hingabe an die katholische Kirche.

c) Das Christentum wurde zwar in den vom Islam eroberten Landstrichen des griechischen Kaiserreiches nicht ganz ausgerottet; aber wegen seiner Trennung von der wahren Kirche versank es in einen Zustand von Erstarrung und Erniedrigung, in dem es noch heute schmachtet.

Verfolgen wir die griechisch-schismatische Kirche im weitern Verlaufe ihrer Schicksale bis auf die gegenwärtige Zeit, so kann zu ihrem Lobe gesagt werden, daß es dem Mohammedanismus nicht gelang, sie ganz vom Erdboden zu vertilgen. Eine große Anzahl ihrer Mitglieder widerstand der Versuchung, durch Annahme des Islam sich mancherlei Plackereien zu entziehen, und blieb dem christlichen Glauben treu. Aber gleich einem vom Stamme abgerissenen Äste war sie des innern Lebenssaftes beraubt, abgestorben und unfähig, noch fernerhin Früchte zu tragen. Von jener glühenden Begeisterung zur Verbreitung des Reiches Gottes, von jenem frischen, glaubensfreudigen und opferwilligen Leben, welches in der römischen Kirche das Walten des heiligen Geistes so herrlich kund giebt, sehen wir bei ihr nicht die Spur. Oder wo sind in der morgenländischen Kirche die begeisterten Glaubensboten, die Männer mächtig in Wort und That, wie wir sie später im Abendlande werden auftreten sehen, wie z. B. ein hl. Bernhard, Dominikus, Franz von Assisi, Ignatius von Loyola, Franz Xaver? Wo die Scharen heiliger Blutzeugen? Wo Männer wie Thomas von Aquin, Karl Borromäo, Vincenz von Paul? Solch weltberühmte Gottesgelehrte, solch heilige Bischöfe und Helden der Nächstenliebe, wo sind sie in der schismatischen Kirche zu finden? Dieselbe hat keinen einzigen dieser Art aufzuweisen. Überall war ein dumpfes Hinbrüten, eine kalte, eisige Erstarrung. Mit erdrückender Wucht lähmte nach ihrer Lostrennung von Rom die despotische Willkür der byzantinischen Kaiser jede Lebensäußerung; aus der freien Braut Jesu Christi wurde sie die Magd, die ohnmächtige Sklavin des Staates. Noch schmachvoller ist ihre Knechtung unter den türkischen Herrschern geworden. Mit Recht wird der Zustand des Patriarchats von Konstantinopel der schmachvollste und verdorbenste genannt, zu dem eine altehrwürdige Kirche hinabgedrückt werden konnte. Und weit entfernt, daß sie in ihrem eigenen Schoße die Kraft besäße, sich aus ihrem Staube zu erheben und zu erneuern, ist vielmehr die ganze Hierarchie von Fäulnis durchdrungen. In schauerlichem Grade herrscht Simonie, Käuflichkeit und Bestechlichkeit des hohen und niedern Klerus, Anwendung aller erdenklichen Mittel, um Gaben und Steuern zu erpressen. Der Sultan wählt denjenigen zum Patriarchen, welcher ihm die meisten Goldstücke bietet, und setzt den Gewählten nach Willkür wieder ab, wenn ein anderer eine größere Summe bringt. Die Fälle, in denen ein Patriarch im

Besitze seiner Würde stirbt, sind daher äußerst selten. Hat er sich dieselbe mit schwerem Gelde erkauft, so bringt er diese Summe zunächst durch den Verkauf der Erzbistümer und Bistümer herein, die Käufer aber machen sich wieder durch Erpressungen von dem niedern Klerus und dem Volke bezahlt. Zu alle dem herrscht beim Klerus eine solche Unwissenheit, daß er zum großen Teile nicht schreiben, selbst nicht lesen kann. Als Höhepunkt der Schmach kann aber bezeichnet werden, daß in kirchlichen Fragen die oberste Entscheidung nicht selten von der türkischen Regierung ausgeht, wie es der Patriarch Anthimos Pius IX. gegenüber ausdrücklich eingestanden hat.*)

Nicht besser steht es mit der griechisch-schismatischen Kirche von Rußland, welche, von Konstantinopel aus vor dem Schisma des Cerularius gegründet, nach und nach vermöge ihrer Abhängigkeit vom Patriarchen von Konstantinopel in die Trennung von Rom mit hineingezogen wurde. In welchen Verfall diese Kirche schon frühzeitig geriet, ersieht man aus dem Konzil, welches 1551 zu Moskau unter dem Vorsitze des sonst noch sehr verdienten Metropoliten Makarius gehalten wurde. Es handelte sich darum, die mit unsäglichem Wuste überladene russische Kirchenzucht zu verbessern. Hier wurde von den versammelten russischen Vätern die Verordnung erlassen: „Von allen mit Kirchenbann belegten Ketzereien ist keine so strafbar wie das Bartscheren; sogar das Blut der Märtyrer läßt ein solches Vergehen ungesühnt; wer also seinen Bart abschert aus Menschengunst, der ist ein Übertreter des Gesetzes und ein Feind Gottes, der uns nach seinem Ebenbilde schuf." — An die Stelle des mächtigen Patriarchen zu Moskau setzte (1721) Peter der Große die völlig von ihm abhängige sogenannte „hl. Synode" zu St. Petersburg; und als der Klerus die Wiedereinsetzung des Patriarchen verlangte, sprach er, unwillig mit der Hand auf seine Brust schlagend: „Da ist euer Patriarch." (Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. Seite 156—190; und Kirchenlexikon von Wetzer, Art. Griechische Kirche, und Russen.) Wie es mit der Sittlichkeit des russischen Klerus steht, zeigt der Bericht der hl. Synode an ihren Präsidenten, (Befehlshaber der Reiterei, Adjutanten des Kaisers), daß von 1836 bis 1839 ein Sechstel des gesamten russischen Klerus, nämlich 13443 Geistliche, von den Gerichten wegen schändlicher Verbrechen verurteilt wurden. Von diesem Blicke auf den gegenwärtigen Verfall der griechisch-schismatischen Kirche kehren wir nun wieder zur Geschichte der früheren Jahrhunderte zurück.

*) So geschah es, daß ein Streit über den Gebrauch, Wasser dem Abendmahlsweine beizumischen, vor den türkischen Reis-Effendi gebracht wurde. Derselbe fällte das Urteil: „Der Wein ist ein unreines, vom Koran verdammtes Getränk, sie sollten also bloßes Wasser nehmen."

3. Die Kreuzzüge.

Drangsale der Christen in Palästina. — Konzil von Clermont. — Der erste Kreuzzug. — Eroberung Jerusalems. — Das neue Königreich. — Von den übrigen Kreuzzügen und dem Untergange des griechischen Reiches. — Über den Erfolg der Kreuzzüge. — Geistliche Ritterorden. — Mariä Schutz gegen die Türken. — Orden der Deutschritter und der Schwertbrüder.

40. a) Frühe schon hatten die Mohammedaner das heilige Land erobert; ihre Raubsucht und ihre Grausamkeit gegen die christlichen Pilger aus dem Abendlande veranlaßte zu Ende des 11. Jahrhunderts die sogenannten Kreuzzüge. Peter von Amiens, ein frommer Wallfahrer, erzählte dem Papst Urban II., wie die hl. Stätten, wo der Erlöser gelebt und gelitten, von den Ungläubigen entweiht würden, und unter welchem Drucke dort die Christen seufzten. Der Papst faßte den hochherzigen Entschluß, dem Übermute der unersättlichen Mohammedaner ein Ziel zu setzen. Er berief die christlichen Fürsten und Ritter nach Clermont in Frankreich, forderte sie zu einem Kriegszuge gegen die Ungläubigen auf und erregte solche Begeisterung, daß alles rief: „Gott will es! Gott will es!" Im ganzen Abendlande fand der Ruf Wiederhall, und bald stand ein gewaltiges Kriegsheer gerüstet. Freudigen Mutes zog es nach Palästina; unter ungeheuern Anstrengungen und harten Kämpfen wurde endlich Jerusalem erobert, und der edle Held Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, zum Könige eingesetzt (J. 1099). Er weigerte sich aber, an dem Orte, wo sein Herr und Heiland eine Dornenkrone getragen, sich mit einer goldenen schmücken zu lassen, und nannte sich nie anders als Herzog Gottfried, „Beschützer des hl. Grabes."

Schon im Jahre 638 hatten die arabischen Muselmänner Jerusalem und das ganze heilige Land erobert. Trotz ihrer gewöhnlichen Unduldsamkeit war das Los der Christen unter deren Herrschaft noch ziemlich erträglich. Die Gläubigen, die in frommer Andacht nach Jerusalem pilgerten, um die Stätten zu verehren, wo unser Herr gelebt und gewandelt, konnten frei dem Heilande den Tribut ihrer Dankbarkeit und zärtlichen Liebe entrichten. Hatte doch, wie schon oben bemerkt worden, der Kalife Harun Alraschid Karl dem Großen die Schlüssel des heiligen Grabes übersandt. Als jedoch später die Fatimiden aus Ägypten

und nach diesen türkische Stämme sich der heiligen Stadt bemächtigten, verschlimmerte sich die Lage der Christen sehr. Ohne Ende waren die härtesten Gelderpressungen; ja der Übermut der Moslemin ging so weit, daß sie an Festtagen die Christen in ihre Häuser einsperrten, um sie der religiösen Feier zu berauben. Ungeahndet durfte der Pöbel sie mißhandeln und durch Martern dem Christentume abtrünnig zu machen suchen. Selbst die prachtvolle Kirche der Auferstehung wurde zerstört, später aber wiederhergestellt durch die Opferwilligkeit der Christen und den Beistand des griechischen Kaisers. Es ereignete sich, daß, wenn die Christen eben ihren Gottesdienst hielten, die Ungläubigen tobend in die Kirche stürmten, sich auf die Altäre setzten, die Kelche umwarfen, den Patriarchen an Haaren und Bart zu Boden rissen. Kein Pilger durfte die heilige Stadt betreten, der nicht als Tribut ein Goldstück bezahlte. Da lagen nun Tausende von ihnen, des Eintritts harrend, zusammengeschart vor der Stadt, nackt und hungernd. Manche gaben im Angesichte Jerusalems und des heiligen Grabes, das sie nicht betreten durften, den Geist auf.

Um das Jahr 1093 unternahm Peter, ein frommer und heiligmäßiger Mann aus der französischen Stadt Amiens, die Wallfahrt nach dem Grabe des Erlösers. Der Anblick des Greuels an heiliger Stätte, die Verzweiflung der Christen, die Thränen und bittern Klagen des Patriarchen von Jerusalem erfüllten seine Seele mit Kummer und Gram. Er nimmt sich vor, die christlichen Völker des Abendlandes von dem traurigen Zustande ihrer Brüder in Palästina in Kenntnis zu setzen. In heißem Gebete erfleht er in der Auferstehungskirche die Kraft und den Segen des Herrn. Während des Gebetes sinkt er, wie berichtet wird, in Schlaf; es erscheint ihm der Heiland, redet ihn an und spricht: „Auf, Peter, eile! Verrichte mit Mut, was du beschlossen hast. Ich werde mit dir sein. Es ist Zeit, daß das Heiligtum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Wunderbar gestärkt erhebt er sich und macht sich, mit Schreiben des Patriarchen an Papst Urban II. (1088 - 1099) und an die Fürsten des Abendlandes versehen, auf zur Heimkehr. Liebevoll nimmt Urban den frommen Pilger auf und hört mit großer Teilnahme von den Leiden der Christen zu Jerusalem. — Es erscheinen auch Gesandte des griechischen Kaisers Alexius, welche flehentlich um Hilfe bitten. Da faßte der Papst den hochherzigen Entschluß, die abendländische Christenheit zum Kampfe aufzurufen wider den mächtigen Feind, der immer unheildrohender um sich griff. Zu diesem Ende bevollmächtigte er den für dieses gottselige Werk glühenden Peter von Amiens, aller Orten die Not und die Drangsale der Christen in Palästina zu

verkünden. Mühen und Beschwerden für nichts achtend, zieht Peter durch Italien und Frankreich und begeistert überall die Gemüter durch seine Flammenworte für den Kriegszug.

Im November 1095 eröffnete Urban zu Clermont in Frankreich eine großartige Kirchenversammlung, bei welcher 14 Erzbischöfe, an 300 Bischöfe, 400 Äbte, unzählige Laien, Fürsten und Ritter zugegen waren. Peter schilderte vor der in tiefer Stille horchenden Menge den Jammer und das Elend der morgenländischen Christen und die Schmach, welche auf der heiligen Stätte laste, wo Jesus für uns geblutet. Kein Auge blieb trocken, die Anwesenden seufzten, weinten und schluchzten. Da ergriff der heilige Vater tiefgerührt das Wort. „Liebe Brüder“, sprach er, „das Land der Verheißung, die Wiege unseres Heiles, das Land, in welchem unser Herr das Erlösungswerk vollbrachte, ist in der Gewalt eines gottlosen Volkes. Die Hunde sind ins Heiligtum gekommen, und das Allerheiligste ist entweiht. In den Kirchen liegen die Gläubigen erschlagen, kein Alter, kein Geschlecht wird geschont. Ausgegossen wie Wasser ist das Blut der Heiligen, und keiner ist da, ihre Leichen zu begraben. Wer kann dieses mit trockenem Auge anhören? Wehe uns, daß wir dazu geboren sind, unseres Volkes und der heiligen Stadt Ruin sehen zu müssen, und daß wir dazu stille sitzen und die Feinde ihren Mutwillen treiben lassen! Bewaffnet euch mit dem Eifer Gottes, liebste Brüder, ergreift eure Schwerter und seid Söhne des Gewaltigen. Besser ist es, im Kampfe zu sterben, als unser Volk und die Heiligen leiden zu sehen. Ziehet aus, und der Herr wird mit euch sein. Wendet die Waffen, mit denen ihr sträflicher Weise euch unter einander bekriegt und Bruderblut vergießet, gegen die Feinde des christlichen Namens und Glaubens. Gott will es! Im Vertrauen auf seine Barmherzigkeit sowie durch die Gewalt der seligen Apostel Petrus und Paulus erlassen wir den Christgläubigen, die aus wahrer Andacht die Waffen ergreifen und der Last dieses Pilgerzuges sich unterziehen, alle für ihre Vergehen ihnen auferlegten Bußstrafen, und die in wahrer Bußgesinnung auf dieser Fahrt sterben, werden unzweifelhaft die Erlassung der Sünden und das ewige Leben erlangen. Keiner soll es wagen, das Gut oder die Familie der abwesenden Pilger anzutasten, wir stellen sie und ihr Eigentum unter den Schutz der heiligen Kirche.“ — Wie aus einem Munde ertönte jetzt der tausendstimmige Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ „Dieser Ruf“, sprach der heilige Vater, „sei euer Feldgeschrei in jeder Gefahr, das Kreuz euer Zeichen zur Kraft und zur Demut, und die gnadenreiche Mutter des Herrn eure Patronin.“ Jetzt trat Bischof Ademar von Puy

vor, der das heilige Land schon bereist hatte, und erklärte sich bereit zum Pilgerzuge; nach ihm kamen Weltliche und Geistliche jeden Ranges und Standes. Als Zeichen ihres frommen Vorhabens heftete Urban jedem derselben ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter. Bischof Ademar, voll Mut und Glaubenseifer, wurde zum päpstlichen Legaten und geistlichen Führer des Kreuzheeres ernannt.

Die Versammlung löste sich unter allgemeinem Jubel auf, und nun verbreiteten die Heimkehrenden aller Orten das Feuer der Begeisterung. Städte und Dörfer verwandelten sich in Lager und Übungsplätze; überall wurde emsig und mit regem Wetteifer gerüstet; Ritter und Grafen verließen ihre Schlösser, Fürsten ihre Besitzungen, Bauern ihren Pflug, Mönche ihre Zelle. Mörder und Räuber kamen aus ihrem Versteck, um im heiligen Kriege ihre Verbrechen zu sühnen und ein neues Leben zu beginnen. Es schien vom Himmel ein neuer Geist über die Völker ausgegossen. Streit, Fehde und Gewaltthat hörten auf. In frohem Herzensjubel dachte jeder nur an die Stunde des Aufbruches. Vielen Tausenden schien die Zögerung viel zu lange, und schon im Frühjahr 1096 zogen sie in gewaltigen Scharen durch Deutschland und Ungarn gen Konstantinopel; da es aber an einheitlicher Leitung gebrach, so gingen die meisten elend zu Grunde. — Auf Mariä Himmelfahrt als dem zum allgemeinen Aufbruche bestimmten Tage setzten sich die Fürsten mit ihren Heeresscharen in Bewegung. Die Vornehmsten derselben waren Hugo von Vermandois, Bruder des französischen Königs Philipp I., reich an Tugend und Rittersinn; der mächtige und fromme Graf Raymund von Toulouse und Stephan von Blois, der so viele Burgen besaß, als Tage im Jahre sind; Robert von Flandern und Robert von der Normandie, Bruder des Königs von England; ferner der kühne und listige Boemund von Tarent und sein tapferer Neffe Tankred. Alle jedoch überragte wie an Tapferkeit so auch an Tugend und Weisheit der edle Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, welcher mit seinen Brüdern Balduin und Eustachius ein Heer von 80 000 Mann zu Fuß und 10 000 zu Pferd durch Österreich, Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel führte, während die übrigen Heerführer durch Dalmatien oder durch Epirus eben dahin zogen. Vor allem musterhaft war der Zug Gottfrieds. Kein Flucher oder Lästerer noch sonst ein Ärgernisstifter wurde geduldet; gemeinsam waren die Gebete morgens und abends; Psalmen und Lieder von Christus, von der gnadenreichen Gottesmutter, vom himmlischen Jerusalem wechselten mit andern frommen oder kriegerischen Liedern.

Die erste glänzende Waffenthat der Christen war ein herrlicher Sieg vor den Mauern Nicäas über die unzähligen Scharen der Mohammedaner. Das päpstliche Banner emporhaltend, begeisterte Ademar die Kämpfer durch sein feuriges Wort, und gleich Löwen stürzten sich die Kreuzfahrer über die ergrimmten Feinde. Nach unsäglicher Anstrengung eroberten sie die gewaltige Festung Nicäa, welche durch eine starke, von 370 Türmen gedeckte Mauer, von einer Seite durch einen tiefen Sumpfgraben, von einer andern durch einen großen See geschützt war. — Furchtbare Leiden erwarteten das Kreuzheer auf der Weiterreise durch wüste, unbebaute Gegenden, wo sie am Notwendigsten Mangel litten und zu Tausenden dahinstarben. Die Belagerung der festen Stadt Antiochien setzte ihren Mut und ihr Gottvertrauen wiederum auf die härteste Probe. Eine Mauer, so breit, daß ein Viergespann darauf fahren konnte, und durch 450 kolossale Türme gedeckt, trotzte allen Anstrengungen der Christen. Dazu kamen die wütenden Ausfälle der zahlreichen türkischen Verteidigungsmannschaft und die Anfeindungen von seiten der umherstreifenden Reiterscharen, der Mangel an Lebensmitteln, die Nässe und Kälte, welche eine verheerende Seuche im Lager hervorriefen. Endlich gelang es den Kreuzfahrern, durch Vermittelung eines armenischen Renegaten, welcher in der Stadt einen Turm bewachte, zur Nachtzeit in die Stadt einzudringen. Kaum waren sie aber im Besitze Antiochiens, als der Emir von Mosul mit einem Heere von wenigstens 300 000 Mann heranrückte und die Stadt von allen Seiten umschloß. Eine schreckliche Hungersnot brach unter den Christen aus; die tapfersten Ritter siechten kraftlos dahin; die Entmutigung grenzte fast an Verzweiflung. Doch Feuereifer und himmlische, nie empfundene Kraft durchströmte die vorher so matten Krieger, als durch göttliche Offenbarung die heilige Lanze in der Kirche zum hl. Petrus aufgefunden wurde. Wie *ein* Mann zogen sie, zu Ehren der hl. Apostel in 12 Kolonnen abgeteilt, aus den Thoren, überfielen mit Sturmesgewalt die Feinde, welche geschworen hatten, keiner von den Christen solle ihrem Schwert entrinnen, schlugen dieselben in schimpfliche Flucht und erbeuteten deren ganzes, mit Lebensmitteln und Kostbarkeiten aller Art angefülltes Lager.

Im Juni 1099 näherte sich das Kreuzheer der heiß ersehnten Stadt Jerusalem. Jetzt war das Volk nicht mehr zu halten; in der letzten Nacht brach es auf, viele barfuß; jeder wollte Jerusalem zuerst sehen. Endlich erscheinen die Zinnen Sions; die Reiter steigen von den Rossen; alle stürzen auf die Kniee, küssen den Boden und weinen Thränen der Freude. Unter feierlichem Psalmengesange rücken sie bis dicht vor die Mauern der Stadt. Das gewaltige Heer, das sich bei seinem ersten Auftreten in Kleinasien auf 600 000 Bewaffnete und 100 000 vollständig gehar-

nischte Reisige belaufen haben soll, war infolge der unerhörten Mühsale, der schweren Kämpfe und verheerenden Seuchen auf 20 000 Mann zu Fuß und 1500 zu Pferde zusammengeschmolzen, während in der wohlbefestigten Stadt über 40 000 tapfere, wohlbewaffnete Männer sich befanden. Dadurch ließen sich aber die christlichen Helden keineswegs abschrecken. Hatten sie ja um dieser Stadt willen schon so Unsägliches ausgestanden, und waren sie jetzt so nahe am Ziel! — Schon am 6. Tage nach ihrer Ankunft wagten die Kreuzfahrer einen allgemeinen Sturm, und mit solcher Tapferkeit berannten sie die Stadt, daß die Feinde sich voll Furcht in die innern Mauern zurückzogen. Aus Mangel an Belagerungsgerät kamen sie aber dieses Mal noch nicht zum Ziele. Allein woher in der öden, aller Waldung beraubten Gegend das nötige Holz nehmen? Da entdeckten sie durch göttliche Fügung in einem Thale bei Bethlehem gewaltige Baumstämme, die in der Erde verborgen lagen. In freudigem Wetteifer begab sich nun vornehm und gering an die Arbeit. Kriegsmaschinen aller Art wurden verfertigt. Unterdessen trat große Wassernot im christlichen Lager ein; denn heiß glühte die Sonne, und die Ungläubigen hatten alle Quellen und Wasserleitungen zerstört. Sechs Meilen weit mußte das Wasser hergeholt werden mit der Gefahr, von den umherschwärmenden Feinden getötet oder gefangen zu werden. Die Tiere starben dahin, und giftige Ausdünstung verpestete die Luft. Zu diesen Drangsalen gesellte sich bald noch die bitterste Hungersnot. Welche Freude erfüllte da die hart Bedrängten, als die Kunde erscholl, eine genuesische Flotte sei in Joppe gelandet und bringe Lebensmittel, Werkzeuge und geschickte Werkmeister! Bald kam aber auch die Nachricht, aus Ägypten nahe ein furchtbares Entsatzheer.

Mutig wurde daher für die nächsten Tage ein allgemeiner Sturm beschlossen. Durch dreitägiges Fasten und Empfang der hl. Sakramente bereiteten sich die Krieger auf den Tag der Entscheidung vor. Am Morgen des 8. Juli brach das gesamte Heer vom Lager auf; voran die Priester in weißem Gewande mit Kreuzen, Fahnen und Reliquien, zogen sie barfuß um die heilige Stadt, Gott und die Heiligen unter Gebeten und Gesängen um Beistand anflehend. Im Angesichte von Golgotha feierten sie das heilige Opfer, und auf dem Ölberge sprachen Arnulf, ein Priester von Flandern, und Peter von Amiens so gewaltige Worte an die Fürsten und Völker, daß alle einander die Rechte reichten und schwuren, treu bis in den Tod sich beizustehen. — Nach einigen Scheinangriffen begann am 14. Juli der eigentliche Sturm. Im ganzen Lager war kein Kranker, kein Greis oder Knabe, der

nicht von frommer Kampfeslust gebrannt hätte; selbst Weiber griffen zu den Waffen. Mit todesmutiger Kühnheit bewegten sie die Belagerungstürme an die Mauern. Zwar entsandten die Feinde Wolken von Pfeilen; mit furchtbarer Gewalt schleuderten sie Felsstücke, Balken, Brandpfeile und brennende Flüssigkeiten auf die Belagerer und deren Kriegsmaschinen. Doch unerschrocken hielten die Christen stand, bis die Nacht dem Kampfe ein Ziel setzte. Kaum fing es an zu tagen, als von den Kreuzfahrern schon jeder wiederum auf seinem Posten stand. Mit demselben Eifer, derselben Kampfeslust tobte der Streit. Schon dauerte aber der Sturm mehrere Stunden, und noch hatten die Christen den Sieg nicht erfochten; bereits fingen sie an zu ermatten und zu wanken. Die Feinde jubelten. Siehe, da erscheint plötzlich, um die Stunde, da der Heiland am Kreuze verschied, vom Ölberge her ein Ritter mit leuchtendem Schilde und winkt zur Fortsetzung des Kampfes. „Seht ihr das himmlische Zeichen?" rief Gottfried frohlockend. Siegeszuversicht und heiliger Jubel erfüllte jetzt die christlichen Streiter. Mit erneuerter Kraft und unter dem lauten Rufe: „Gott hilft uns! Gott will es!" dringen sie vorwärts, durchbrechen die äußere Mauer und lassen die Fallbrücke vom Turme Gottfrieds auf die innere Mauer nieder. Tapfer wie Löwen stürmen sie, Gottfried an der Spitze, auf die Ungläubigen los, vertreiben sie von den Mauern und Türmen, öffnen die Thore, und herein strömt das christliche Heer. Ein furchtbarer Straßenkampf entspinnt sich. Tausende der Ungläubigen liegen in den Häusern, auf den Straßen und Plätzen in ihrem Blute.

Nachdem die Stadt durch die Besetzung der Türme gesichert war, legten die blutbesprengten Sieger ihre Waffen nieder, zogen reine Kleider an und gingen dann demütig und zerknirschten Herzens, unter Seufzen und Weinen, mit bloßen Füßen und manche auf den Knieen, zu den ehrwürdigen Orten hin, welche der Erlöser durch seine Gegenwart geheiligt hatte. „Es war ein gar lieblicher Anblick", schreibt nach dem Berichte von Augenzeugen Wilhelm, Erzbischof von Tyrus, „das Volk in brünstiger Andacht die heiligen Orte betreten zu sehen, mit welchem Jubel und mit welch geistlicher Freude sie die Stätte küßten, wo der Herr gelitten hatte. Überall Thränen, überall Seufzer, aber nicht aus Angst und Betrübnis, sondern aus glühender Andacht, aus der höchsten Freudigkeit des innern Menschen. Die einen bekannten dem Herrn ihre Sünden und gelobten, sie hinfort nicht mehr zu begehen, andere schenkten alles, was sie hatten, den Armen; denn daß der Herr ihnen vergönnt hatte, diesen Tag zu sehen, galt ihnen für den höchsten Reichtum." Bei der Auferstehungs-

kirche kam ihnen der Klerus der Stadt in feierlicher Prozession mit Lobliedern und hl. Gesängen entgegen, und nun brachten die Bischöfe und Priester in den Kirchen Opfer dar, beteten für das Volk und dankten für die erwiesenen Wohltaten. In den nächsten Tagen wurde die Stadt von den Leichen gereinigt, der Besitzstand geordnet, der Gottesdienst mit neuer Pracht umgeben. Mit Freuden brachte jeder von den reichen Schätzen, die er erbeutet, der Kirche Opfer dar, und in steter Erinnerung der wunderbaren Güte des Herrn begingen sie frohe und festliche Tage. — Am 7. Tage ward zur Königswahl geschritten, und dieselbe fiel einstimmig auf Gottfried von Bouillon, den frommen christlichen Helden, die Zierde des Rittertums. Als jedoch von seiner Krönung die Rede war, weigerte er sich, da eine goldene Krone auf das Haupt zu setzen, wo Jesus Christus, der König der Könige, die Dornenkrone getragen, und legte sich nie einen andern Ehrentitel bei als den: „Beschützer des heiligen Grabes."

Jetzt nahte aber der Feldherr des Sultans von Ägypten mit gewaltiger Heeresmacht, um den wankenden Islam vom Untergange zu erretten. Gottfried hatte dessen 300 000 Streitern kaum 20 000 Krieger entgegenzustellen. Doch im Vertrauen auf den Schutz des Herrn wagte er mit seinem Häuflein die offene Feldschlacht. Das hl. Kreuz voran, zog er mit dem christlichen Heere gegen Askalon und näherte sich morgens in aller Frühe dem feindlichen Lager. Als man des Feindes ansichtig ward, stürzten alle auf die Kniee und flehten in heißem Gebete um Hilfe von oben. Schrecklich wütete das Schwert der Kreuzfahrer in den Reihen der Moslemin. Bald war der Feind durch den Heldenmut der Christen geschlagen, sein Lager erbeutet. Durch diesen so glorreichen Sieg war die christliche Herrschaft in Palästina gesichert.

b) Das neue Königreich bestand kaum 100 Jahre. Verräterei von seiten der Griechen, Mangel an Zucht und Eintracht unter den Kreuzfahrern selbst waren schuld, daß es, ungeachtet wiederholter Zuzüge aus dem Abendlande, der Übermacht der Türken nicht widerstehen konnte. Diese dehnten sich nun immer weiter aus, bis sie endlich im 15. Jahrhunderte Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen Reiches, welche schwere Schuld auf sich gehäuft hatte, eroberten.

Mit großer Umsicht und Weisheit verwaltete Gottfried sein schwieriges Amt. Er gab dem neuen Königreiche eine feste innere Gestaltung und bewahrte in ungetrübtem Glanze den Ruhm seines Namens. Doch schon im folgenden Jahre schied er aus diesem

Leben. An die erledigte Stelle wurde sein tapferer Bruder Balduin erwählt, der bisher die von den Kreuzfahrern neu errichtete Grafschaft Edessa regiert hatte. Unter vielen, mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfen behaupteten und erweiterten er und seine nächsten Nachfolger die christliche Herrschaft. Aber nur zu bald zeigte es sich, daß der christliche König trotz allen Heldenmutes dem gewaltigen Andrange der Moslemin auf die Dauer nicht gewachsen war. Denn zu ihrem Unglücke zersplitterten die christlichen Fürsten, welche im Morgenlande zurückblieben, allzusehr ihre Kräfte. Das junge Reich wurde in mehrere Fürstentümer abgeteilt, deren Beherrscher nicht selten sich gegenseitig befehdeten und oft mehr die Sicherung des eigenen Besitztums als die Wohlfahrt des ganzen Reiches im Auge hatten, während ihre Feinde immer mehr erstarkten und endlich zu einer furchtbaren Macht heranwuchsen. Was schon lange gedroht, trat kaum 90 Jahre nach dem ersten Kreuzzuge ein. Im Jahre 1187 vernichtete der furchtbare Saladin das christliche Heer in der mörderischen Schlacht bei Hittin, machte den König Veit von Lusignan zum Gefangenen und nötigte endlich die Hauptstadt Jerusalem zur Übergabe. So war die heilige Stadt, für deren Besitz Hunderttausende von Christen freudig Blut und Leben hingeopfert hatten, wiederum in den Händen der Ungläubigen; von neuem war das Heiligtum geschändet und das Kreuz verhöhnt. Im Jahre 1229 brachte zwar Kaiser Friedrich II. Jerusalem durch Unterhandlungen mit dem Sultan von Ägypten wiederum in den Besitz der Christen; aber schon nach 15 Jahren ging es für immer an die Ungläubigen verloren. Die Christen behielten zwar noch einiges Land, dessen Beherrscher sich Könige von Jerusalem nannten, bis im Jahre 1591 Ptolemais, die letzte christliche Besitzung, in die Gewalt der Muselmänner geriet.

Während das christliche Königreich Jerusalem mit seinen übermächtigen Feinden im harten Todeskampfe rang, war jedoch das Abendland nicht müßiger Zuschauer geblieben. Der Eifer der Päpste und die Flammenglut heiliger Kreuzprediger riefen dasselbe wiederholt zum Kampfe auf. Als im Jahre 1146 die Muselmänner die feste Stadt Edessa eroberten, 30 000 Einwohner ermordeten und 16 000 in die Knechtschaft abführten, erschütterte die Nachricht davon das ganze Abendland. Der heilige Bernhard predigte auf Befehl des Papstes Eugen III. unter Wirkung vieler Wunder in Frankreich und Deutschland einen neuen Kreuzzug. Große Begeisterung ergriff die Völker, und im Jahre 1147 zogen Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich an der Spitze gewaltiger Heerscharen nach Konstantinopel und von da nach Kleinasien. Doch zur ewigen Schmach der Griechen ließ ihr Kaiser Manuel aus Mißtrauen und Eifersucht das stattliche Kreuzheer in

unwegsame, wüste Gegenden führen, wo es teils durch Hunger, teils durch das Schwert der Ungläubigen fast vernichtet wurde. Nur mit einem geringen Überreste ihrer Völker vollendeten die Fürsten ihre Wallfahrt. In der Folge langten noch viele Scharen kampflustiger Pilger in Palästina an; außer manchen kleinern Heerfahrten zählt man bis zum Jahre 1270 sieben große Kreuzzüge, von denen die zwei letzten vom heiligen Ludwig, König von Frankreich, unternommen wurden. Aber bald war es die Uneinigkeit und Eifersucht der Fürsten, welche das Unternehmen vereitelte, bald waren es die Mühsale des weiten Heerzuges, Pest und Hungersnot, welche die Christen aufrieben, bald scheiterten die Anstrengungen des Abendlandes an der Tücke und Treulosigkeit der griechischen Kaiser, welche mit scheelem Auge den Erfolg der abendländischen Fürsten betrachteten und dieselben mit bitterem Hasse verfolgten.

Dafür mußten aber auch die Beherrscher Konstantinopels immer furchtbarer den Übermut der türkischen Eroberer empfinden. Immer näher kam für die stolze Kaiserstadt der Tag des Wehes und des Verderbens. Wiederholt mußte sie die härteste Belagerung ausstehen. Im Jahre 1453 rückte der fürchterliche Mohammed II. mit 200 000 Mann vor das unglückliche Konstantinopel und bedrängte es gewaltig von der See- und Landseite her. Ungeheure Kanonen machten endlich eine Bresche in die Mauer, und wutentflammt drangen die Feinde über Schutt und Leichen in die Stadt. In mannhaftem Kampfe fiel Konstantin XI., der letzte Kaiser. Tausende wurden erbarmungslos niedergemetzelt, Tausende gerieten in schmähliche Sklaverei. Die prachtvolle Sophienkirche, von Konstantin dem Großen erbaut, ward in eine Moschee verwandelt; auf demselben Altare, wo das päpstliche Verwerfungsurteil gegen die Schismatiker niedergelegt worden, liegt seit langem der Koran als Zeichen, daß endlich die Rache des Herrn die Schuldigen ereilt hat. Oder wer sieht nicht, daß Gott es war, der gerichtet hat über den Stolz der Griechen, die sich geweigert, ihren Nacken unter die von Gott bestellte geistliche Obrigkeit zu beugen? — Noch 15 Jahre vor dieser verhängnisvollen Wendung der Dinge hatte Papst Eugen IV. (1431—1447) auf dem Konzil von Florenz alles aufgeboten, um die langersehnte Wiedervereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen Kirche zu stande zu bringen. Allein Konstantinopel erkannte damals nicht, was ihm zum Heile war. Mit teuflischer Bosheit wurde das glücklich vollbrachte Werk der Versöhnung wieder zerstört. Das Volk, aufgehetzt gegen Rom, ergoß sich wie rasend in Schmähungen gegen die Abendländer und schrie in wildem Zorne, sie haßten weniger den Turban als den Kardinalshut. Ein solches Volk war in der That reif zum Untergange. Nach seinem Worte geschah ihm.

Entsprach auch der Erfolg der Kreuzzüge keineswegs den frohen Erwartungen, welche dieselben ins Leben riefen, so bieten sie uns doch nicht einzig das Bild von mißlungenen Kriegsunternehmungen. Wir müssen den Blick unseres Geistes höher richten, und dann wird die Erinnerung an jene, wie es schien, nutzlos vergeudeten Riesenanstrengungen uns mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen. Denn schön und erhebend ist es, die verschiedenen Völker des Abendlandes, die Könige, Herzoge und Burggrafen, welche sich sonst in blutigen Kämpfen zerfleischten, durch die Hingabe an den Erlöser geeint, als Brüder unter die Fahne des Kreuzes geschart zu sehen. Und schlossen sich auch manche Abenteurer dem Zuge an, war die Absicht bei manchen auch getrübt durch Ehrgeiz, durch Hoffnung auf Beute und Eroberung, so bleiben die Kreuzzüge doch immerhin eine großartige Erscheinung, die Zeugnis ablegt von dem tiefen Glauben, dem gottbegeisterten Sinne, der staunenswerten Opferwilligkeit jener Zeit. Waren selbst die Sitten der Kreuzfahrer nicht immer derart, daß ihr Unternehmen von Gott mit dem ersehnten Erfolge gekrönt zu werden verdiente, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Tausende, die in feindliche Gefangenschaft gerieten, sich standhaft weigerten, durch Abschwörung ihres Glaubens das Leben oder die persönliche Freiheit zu erkaufen, und daß Unzählige, geprüft durch Mühsale und herbe Leiden, eines seligen Todes starben. Mit Hinweis darauf tröstete auch der gottselige Abt Johannes (Br. 386.) den hl. Bernhard über das Fehlschlagen des zweiten großen Kreuzzuges. Der Herr habe ihm geoffenbart, schrieb derselbe an den Heiligen, daß eine große Anzahl von den dahingeschiedenen Kreuzfahrern im Himmel die Throne der gefallenen Engel eingenommen hätten; und von Augenzeugen habe er vernommen, daß viele Sterbende freudig dem Tode entgegensahen, ja ihre Rückkehr nicht einmal wünschten, weil sie, wie sie sagten, wieder in neue Sünden fallen könnten.

Und wie oft nötigte nicht die Seelengröße und heldenmütige Tugend der christlichen Streiter selbst den glühendsten Moslemin Achtung und Bewunderung vor dem christlichen Namen ab! Herrlich war unter vielen andern das Beispiel des hl. Königs Ludwig IX. von Frankreich. Nachdem derselbe auf seinem ersten Kreuzzuge in Ägypten die feste Stadt Damiette eingenommen hatte, wurde er wegen der Unvorsichtigkeit seines Bruders vom Sultan mit einem großen Teile seines Heeres gefangen. Über alle Unglücksfälle erhaben, bewahrte er auch im Gefängnisse stets die Ruhe seiner Seele und die Heiterkeit seines Antlitzes. Die Muselmänner verlangten für seine Befreiung alle Plätze, welche die Christen in Syrien noch besaßen. Ludwig antwortete, er habe kein Recht,

darüber zu verfügen. Man bedrohte ihn mit der Folter, und er sprach: „Ich bin des Sultans Gefangener, er kann mit mir machen, was er will." Nun wollte sich der Sultan mit der Stadt Damiette und einer Million Goldstücke zufrieden geben. Er aber erwiderte: „Ein König von Frankreich kauft sich um Geld nicht los; die Stadt will ich für meine Person geben und das Geld für meine Leute." Voll Bewunderung über solche Seelengröße erließ ihm der Sultan von freien Stücken ein Fünftel der geforderten Summe. Unterdessen wurde der Sultan getötet, und einer von den Mördern riß ihm das Herz aus, zeigte es dem Könige Ludwig und fragte: „Was giebst du mir dafür, daß ich deinen Feind getötet habe?" Der König würdigte ihn keiner Antwort. Nun hielt ihm der Unmensch den Säbel vor und ließ ihm die Wahl, entweder auf der Stelle zu sterben oder ihn zum Ritter zu schlagen. Ludwig antwortete: „Werde ein Christ, und ich will dich zum Ritter schlagen."

c) Der Feuereifer und der Heldenmut der Malteser und anderer christlicher Ritterorden und der unverkennbare Beistand der glorreichen Gottesmutter rettete das christliche Europa, namentlich das in größter Gefahr schwebende Deutschland, daß es nicht ebenfalls der gräßlichen Wut der Türken zur Beute wurde.

Aber auch für die Sicherheit Europas waren die Kreuzzüge von den wichtigsten Folgen. Denn hätten sich die Christen nicht vereinigt, um die Türken, welche immer weiter um sich griffen, in ihrem eigenen Gebiete aufzusuchen und in heißem Kampfe deren Macht zu brechen, so wäre in Europa zweifelsohne ein Land nach dem andern eine Beute der Moslemin geworden. So aber war das Abendland auf Jahrhunderte vor den Überflutungen seines Erbfeindes gesichert. — Und wenden wir unsern Blick erst auf die großartigen Anstalten, welche dieser religiöse Krieg ins Dasein rief, wie segensreich muß derselbe uns dann nicht vorkommen! Eine der herrlichsten Zierden des Mittelalters kam dadurch zur vollen Entwicklung, das Rittertum. Ungefähr drei Jahrhunderte lang vom ersten Kreuzzuge an stand dasselbe in seiner schönsten Blüte. Der christlichen Religion gebührt der Ruhm, daß sie das kampfeslustige, von wildem Trotz übersprudelnde Ritterwesen zu bezähmen und mit einer höheren Weihe zu umgeben wußte! Der schönste Tag für den herangewachsenen Sohn des Edlen war jener, an dem er von einem hochberühmten Helden den Ritterschlag empfing. Durch Fasten und Gebet, den Empfang der hl. Sakramente und die übliche Waffenwache zur Nachtszeit in einer Kirche oder Kapelle bereitete er sich auf die erhabene Feier vor. In Gegenwart

der Bischöfe, Äbte, Ritter und Frauen gelobte er, stets die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Kirche und ihre Diener und Güter zu ehren, die Schwachen und Unterdrückten zu schirmen, keinen Schimpf gegen Frauen und Jungfrauen, vor allem aber keine Verhöhnung des Christentums zu dulden. Alsdann wurde er von den Knappen vollständig gewappnet, aufs herrlichste geschmückt und im Namen des hl. Erzengels Michael und des hl. Georg durch drei flache Schwertschläge auf Schultern und Hals zum Ritter geschlagen.

Die höchste Vollendung erreichte aber das Rittertum im heiligen Lande. Hier entstanden die geistlichen Ritterorden — der Johanniter- oder Malteserorden, der Orden der Tempelherren und der deutsche Orden — die Jahrhunderte lang der Schutz und Hort der Christenheit gegen die Ungläubigen und der Schrecken ihrer Feinde waren. Jeder Orden stand unter einm gemeinsamen Oberhaupte, dem „Großmeister." Alle Ordensglieder legten die gewöhnlichen Mönchsgelübde ab und verpflichteten sich überdies zum Kampfe gegen die Ungläubigen. — Die Johanniter erhielten ihren Namen von einem Kloster zu Jerusalem, welches nebst Kirche und Hospital von italienischen Kaufleuten zu Ehren des hl. Johannes des Täufers im Jahre 1048 gestiftet worden. Ihr Beruf beschränkte sich anfangs auf die Verpflegung der armen Pilger und der Kranken im Hospital. Als aber nach Eroberung der Stadt durch die Christen viele Kriegsgefährten Gottfrieds von Bouillon die Aufnahme unter die Hospitalbrüder begehrten, da fügte der zweite Ordensvorsteher Raymund du Puy noch die Verpflichtung des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzu. Die von ihm entworfene Ordensregel wurde vom Papste Kalixtus II. im Jahre 1120 bestätigt. Bald sah man aus allen Teilen Europas junge Edelleute herbeieilen, um ihr Leben dem heiligen Kriege zu weihen. Nach dem Verluste des heiligen Landes verlegten die Johanniter ihren Sitz auf die Insel Cypern, dann nach Rhodus und zuletzt 1530 nach Malta; daher der Name „Malteserritter". Ihre Ordenstracht war ein schwarzer Mantel mit weißem Kreuze auf der Brust. — Der Orden der Tempelherren wurde im Jahre 1118 von gottesfürchtigen Rittern aus Frankreich zum Schutze der christlichen Pilger gestiftet. Ihren Namen erhielten sie von ihrer Wohnung zu Jerusalem, welche am ehemaligen Salomonischen Tempel lag. Ihre Tracht unterschied sich von jener der Malteser durch einen weißen Mantel mit rotem Kreuze. Papst Honorius II. (1124—1130) bestätigte den Orden, und der hl. Bernhard richtete an denselben Worte des Lobes und heiliger Begeisterung: „Freue dich, kühner Streiter", schrieb der Heilige, „wenn du lebst und siegest im Herrn; freue dich noch mehr und

frohlocke, wenn du stirbst und eingehest zum Herrn! O seliges Leben, wo man in süßer Sehnsucht dem Tode entgegenharrt!" In der Folge gelangte der Orden zu großem Reichtume, zu Macht und Ansehen; dennoch bestand er kaum zweihundert Jahre. Im Jahre 1312 sah Papst Klemens V. (1305—1314) sich veranlaßt, denselben auf Betreiben Philipps des Schönen, Königs von Frankreich, aufzuheben. Wieweit die Anklagen, welche man gegen den Orden erhob, auf Wahrheit beruhten, ist noch heute eine Streitfrage.

Beide kriegerischen Orden, vornehmlich der erstere, leisteten der bedrängten Christenheit große Dienste und lieferten den augenfälligen Beweis, daß vor allem die Religion es ist, welche Helden erzeugt. Im Jahre 1480 segelte Mohammed II. mit einer ungeheuern Flotte vor die von den Johannitern besetzte Insel Rhodus. Allein Hunderttausende der streitbarsten Truppen konnten trotz aller Anstrengungen gegen ein winziges Häuflein von christlichen Helden nichts ausrichten. Mohammed zog unverrichteter Dinge davon und ließ auf sein Grab schreiben: „Ich habe zwei Kaisertümer, zwölf Königreiche erobert und wollte Rhodus erobern." Nicht minder ruhmvoll war die Belagerung, welche die Johanniter im Jahre 1522 gegen Soliman II. aushielten. Das türkische Heer zählte 140 000 Soldaten und 60 000 Bauern zu Grabarbeitern. Der Ritter dagegen waren es nur 500 und ungefähr 5000 Soldaten. Dennoch schlugen sie den ersten Hauptsturm siegreich zurück; es fielen 40—50tausend Feinde. Einige Monate später stürmten die Feinde wiederum, und wiederum siegten die Ritter. Allein in Schutt und Trümmern lagen die meisten Festungswerke; es fehlte an Pulver, und bloß auf einen Tag reichten die Lebensmittel. Da gewährte Soliman den tapferen Rittern aus Achtung vor ihrem Heldenmute einen ehrenvollen Abzug. Und wiederum war das Mittelmeer im Jahre 1565 Zeuge von Heldenthaten, die über jedes Lob erhaben sind. Denn auch in Malta, wo die Johanniter sich niedergelassen hatten, verfolgte Soliman II. diese unerschrockenen Vorkämpfer des Christentums. Mit gewaltiger Heeresmacht zog er aus. Die Ritter aber, ihr heldenmütiger Großmeister La Valette an der Spitze, erneuerten vor dem Kampfe ihre Gelübde, stärkten sich durch den Empfang der hl. Kommunion und schlugen dann mit übermenschlicher Kraft und Siegeszuversicht alle feindlichen Angriffe ab. Und als der Sultan im folgenden Jahre sich rüstete, um die Belagerung zu erneuern, verbrannte ihm der Großmeister die Schiffswerfte samt dem Arsenale, so daß die Kriegsflotte nicht einmal ausziehen konnte.*)

*) Auf Malta behauptete sich der Orden als tapferer Hort der Christen gegen die Türken und die afrikanischen Seeräuber, bis ihm Napoleon (1798) auch diesen Besitz entriß. Dennoch ist er durch Fürsorge des Papstes und des

Bei allen diesen Siegen ermangelten die frommen Helden nicht, Gott die Ehre zu geben uud den mächtigen Beistand der glorwürdigen Himmelskönigin Maria dankbar anzuerkennen. Aus Dankbarkeit gegen dieselbe erbaute schon im Jahre 1480 nach dem Abzuge der Türken von Rhodus der Großmeister Peter d' Aubusson daselbst die Kirche „Maria vom Siege." Besonders auffallend zeigte sich aber der Schutz der allerseligsten Jungfrau bei dem glänzenden Siege, welchen die christliche Flotte 1571 bei Lepanto über die weit überlegene Türkenmacht erfocht. Durch denselben war die furchtbare Macht des Islam auf lange gebrochen. Eine große Anzahl türkischer Schiffe wurde in den Grund gebohrt, 130 wurden im Triumphe nach Messina gebracht; gegen 25000 Türken, samt ihrem Anführer, waren gefallen, 10000 gefangen und 15000 christliche Gefangene befreit. Am 7. Oktober, dem Tage, wo dieser Sieg stattfand, flehten alle Rosenkranzbruderschaften in der ganzen Christenheit in heißem Gebete zu Maria um ihre mächtige Hilfe. Daher trug der hl. Papst Pius V. kein Bedenken, diesen Sieg nach Gott dem Beistande der jungfräulichen Gottesmutter zuzuschreiben. Zum Andenken daran setzte er auf den 7. Oktober das Fest „Maria vom Siege" ein und fügte der lauretanischen Litanei den Titel „Hilfe der Christen" bei. Zur Danksagung für denselben Sieg erteilte in der Folge Papst Gregor XIII. (1572—1585) allen Kirchen der Rosenkranzbruderschaft die Erlaubnis, am ersten Sonntage im Oktober das Fest vom hl. Rosenkranze zu feiern. Und als im Jahre 1716 der hochberühmte Prinz Eugen von Savoyen in Ungarn einen neuen vollständigen Sieg über die Türken, die ganz Deutschland zu überschwemmen drohten, errang, dehnte Papst Clemens XI. (1700—1721) das Rosenkranzfest auf die ganze Kirche aus. — So ist auch das Fest des heiligen Namens Mariä, welches schon früher in einzelnen Ländern gefeiert wurde, aus Dankbarkeit für einen durch Mariä Schutz errungenen Sieg im Jahre 1683 von Innocenz XI. zum allgemeinen Feste der Kirche erhoben worden. Die Türken hatten damals schon Wien zu belagern begonnen. Der Schrecken war auf das höchste gestiegen. Da flehte man zu Maria, der Helferin der Christen. Der Polenkönig Johann Sobiesky entflammte sein Heer zu einem begeisterten Angriffe mit den Worten: „Lasset uns mit vollem Vertrauen auf den

---

Kaisers von Österreich bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben; und höchst erfreulich ist es, daß in der neuesten Zeit auch der katholische Adel Preußens mit so lebhaftem Interesse dem Orden sich zugewendet und bei Gelegenheit der letzten Kriege durch Verpflegung der Kranken und Verwundeten auf dem Kriegsschauplatze das edelste Beispiel christlicher Liebe gegeben hat.

Schutz des Himmels und unter dem Beistande der seligsten Jungfrau gegen den Feind rücken." Und mit wunderbarer Schnelligkeit erfocht das christliche Heer über den vierfach stärkeren Feind den glorreichsten Sieg.

In den Reihen der christlichen Heere, welche mutig gegen den verheerenden Andrang der Ungläubigen fochten, zeichnete sich aber auch der oben erwähnte Deutschorden aus. Doch war er von der göttlichen Vorsehung nicht so sehr zum Kampfe gegen die Muselmänner, als vielmehr zum Kampfe gegen die noch heidnischen Preußen bestimmt. Er entstand erst im Jahre 1190, als Jerusalem für die Christen schon wieder verloren gegangen war. Anfangs gab er sich wie der Johanniterorden bloß mit der Verpflegung der Kranken ab, für welche bei der Belagerung der Stadt Ptolomais fromme Kaufleute aus Bremen und Lübeck ein Hospital unter einem Zelte von Segeltuch errichtet hatten. Bald schlossen sich demselben auch deutsche Edelleute an; und es erwuchs mit Begünstigung der Fürsten ein neuer Ritterorden, der sich unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau stellte, weswegen die Deutschritter auch „Marianer" genannt werden. Papst Cölestin III. (1191—1198) bestätigte denselben, und der Patriarch von Jerusalem gab den Rittern als Ordenskleid einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze auf der linken Seite. — Als der größte Teil des heiligen Landes in die Hände der Ungläubigen gefallen war, rief (1226) der Herzog Konrad von Massovien (einem Gebiete um Warschau) die deutschen Ritter zu Hilfe gegen die benachbarten Preußen und sicherte ihnen außer dem Lande Kulm noch den Besitz aller Eroberungen zu, die sie in Preußen machen würden. Mit beispielloser Hartnäckigkeit hielten diese Preußen am Heidentume. Sie brachten ihren Göttern Menschenopfer dar und fielen plündernd, mordend und alles verheerend in die angrenzenden christlichen Länder ein. Fünfzig Jahre tobte der heiße Kampf der christlichen Ritter gegen die unbändigen Heiden. Der heldenmütigen Ausdauer und Umsicht der Ritter gelang es endlich, ihre Herrschaft fest zu begründen, Städte anzulegen und Bistümer zu errichten. Mit rastlosem Eifer bestrebten sie sich nun, den Einwohnern des Landes christliche Lehre und Gesittung beizubringen. „Nicht wie Herren", sagt die Chronik, „sondern wie Väter und Brüder ritten die Ordensritter zu Vornehmen und Armen, luden die neuen Christen zu Gast, nahmen auch teil an ihren Gastgelagen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Spitälern, versorgten die Witwen und Waisen, deren Männer und Väter im Kriege erschlagen worden waren, schickten talentvolle Knaben und Jünglinge nach Deutschland, besonders nach Magdeburg, in die Schulen zum Unterricht im Christentume und in der deutschen Sprache, um

sie nachher als Lehrer in Preußen zu gebrauchen." — Großes leistete auch in Livland der Orden der Schwertbrüder, im Jahre 1201 vom Bischof von Riga gegründet zum Schutze des aufkeimenden Christentums. Ihr Ordenszeichen war ein Kreuz und ein Schwert auf weißem Mantel. Da sie aber, durch häufige Kriege geschwächt, dem Andrange der zahlreichen und mächtigen Feinde allein nicht widerstehen konnten, vereinigten sie sich 1237 mit den Deutschrittern. Im Anfange des 15. Jahrhunderts begann jedoch die Blüte des deutschen Ritterordens zu welken. Äußere Macht und steigende Wohlhabenheit führten allerlei Übelstände und Mißbräuche herbei. Im Jahre 1525 trat der Hochmeister Albrecht, Markgraf von Brandenburg, mit einigen Rittern zum Protestantismus über, und da er das dem Orden gehörige Preußen als erbliches Herzogtum behielt, schlug von nun an der neue „Hoch- und Deutschmeister" seinen Sitz zu Mergentheim (im jetzigen Württemberg) auf.*)

Wenn wir nun ferner unsern Blick auf die Vorteile werfen, welche das Abendland aus den Kreuzzügen schöpfte, so finden wir außer den bereits angegebenen noch manche andere, die von unermeßlichem Einflusse auf den Wohlstand und die Kultur der Völker gewesen sind; namentlich das Gedeihen des Bürgerstandes, die Fortschritte der Schiffahrt, die Blüte des Handels und der Gewerbe und vor allem die wohlthätige geistige Regsamkeit, den Aufschwung der Wissenschaften und der schönen Künste. Dies letztere verdient ganz besonders hier in Betracht gezogen zu werden.

4. Kirchliche Wissenschaft und christliches Leben. Religiöse Orden. Investiturstreit. Irrlehrer.

Zustand der Wissenschaften vor dem 12. Jahrhunderte. — Deren Aufschwung im 12. und 13. Jahrhunderte. (Universitäten, Scholastik, Mystik, berühmte Gelehrte.) — Religiöser Geist des Mittelalters im Leben und in der Kunst. — Geistliche Orden.

41. a) Im Abendlande weckten die Kreuzzüge überall ein neues geistiges Leben. Bei der verheerenden Völkerwanderung hatten die Wissenschaften in den

*) Der Orden hat in der späteren Zeit immer treu zur Kirche und dem römischen Kaiser gehalten und besonders in dem Kriege gegen die Türken wichtige Dienste geleistet. Der Wiener Friedensschluß (i. J. 1809) entzog ihm alle seine Besitzungen bis auf seine österreichischen Güter; das ihm bis dahin gehörige Mergentheim dekretierte Napoleon der Krone von Württemberg zu. Durch die Bemühung des im Jahre 1863 verstorbenen ruhmvollen Hochmeisters, Erzherzogs Maximilian, der auch das Institut der Hospitaliterinnen wieder ins Leben rief, nahm der Orden einen neuen Aufschwung. (Vgl. Stöger, Maximilian, Erzherzog von Österreich-Este, ein Lebensbild.)

Klöstern eine Zufluchtsstätte gefunden; jetzt verbreiteten sie sich unter die lernbegierige Menge. Weltberühmte Schulen und Universitäten entstanden, und Männer von staunenswerter Gelehrsamkeit, wie der hl. Anselm, Albert der Große, der hl. Thomas von Aquin und andere bestiegen die Lehrstühle.

Wir haben gesehen, wie bei dem Toben und Treiben der Völkerwanderung im 6. und 7. Jahrhunderte die Wissenschaften sich in die Klöster flüchteten, wo dieselben von den Mönchen sorgsam gepflegt und gehütet wurden. Auch sahen wir, welch große Verdienste sich Karl der Große um die Hebung der Wissenschaft erworben hat. Doch mit dem Tode dieses frommen und kraftvollen Kaisers kamen andere Zeiten. Furchtbare Bruderkriege zerrütteten das ehedem so gewaltige Frankenreich; unaufhörliche Einfälle der wilden Normannen, Ungarn und Saracenen, welche mit Raub, Mord und Brand in den schwer heimgesuchten Ländern hausten, zerstörten die edle Saat der Wissenschaft. Kirchen und Klöster samt ihren Bibliotheken wurden ein Raub der Flammen: für die damalige Zeit ein unersetzlicher Verlust, da die Anschaffung und Vervielfältigung der Bücher mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden war.*) Dazu kamen in Folge einer schwachen Regierung rohe Gewaltthaten, Streit und Fehden unter den vornehmen Herren, welche ihre Untergebenen mit in den Parteikampf hineinrissen. Selbstverständlich litt unter solchen Umständen die Ausbildung des Klerus, welcher großenteils der Unwissenheit und Erschlaffung anheimfiel, während das gemeine Volk immer mehr verwilderte. Mit Recht wurde von dieser Zeit gesagt: „Die Wissenschaften schliefen da ihren Winterschlaf". — Verkehrt wäre es aber zu denken, alles wissenschaftliche Streben sei erstorben gewesen. Es gab noch immer einzelne gelehrte Männer, die wohlthätig auf ihre Zeit einwirkten, fromme und heilige Bischöfe, die weithin leuchteten durch ihre Weisheit und Hirtentreue, eifrige Glaubensboten, die das Licht des Evangeliums zu den Ungläubigen hintrugen, auch weise Monarchen, denen die Beförderung des Unterrichtes als eine der ersten Regentenpflichten galt (vgl. S. 275). In England leistete Alfred der Große, der im Jahre 872 den Thron bestieg, nicht weniger zu diesem Zwecke als Karl der Große im fränkischen Reiche. In Deutschland waren Otto der Große († 973) und Heinrich der Heilige († 1024) eifrigst bestrebt, wissenschaftliche Bildung und Ge-

*) Grägia, eine Gräfin von Anjou, bezahlte für eine Abschrift der Homilien von Haymo († 853), welche in der Migneschen Ausgabe 200 Blätter einnehmen und also im Buchhandel für 3 bis 4 Mark zu erhalten sind, 200 Schafe, zwei Malter Weizen, zwei Malter Roggen, zwei Malter Hirse und eine Anzahl Marderfelle.

lehrsamkeit zu verbreiten. Viele Klöster in Deutschland, unter andern St. Gallen, Reichenau, Hirschau zeichneten sich aus durch regen Wetteifer in wissenschaftlicher Beziehung, und gerade im 10. Jahrhunderte, das am meisten verschrieen ist, lebte im Kloster zu Gandersheim die berühmte Schriftstellerin Roswitha, welche geläufig latein und griechisch sprach, die Thaten Ottos des Großen in lateinischen Versen besang, Lebensgeschichten der Heiligen und sechs religiöse Schauspiele hinterließ, in denen sie die triumphierende Keuschheit christlicher Jungfrauen feierte.

Die Pflege der Wissenschaft war jedoch damals fast ausschließlich Sache des Klerus;*) sie vermochte noch nicht unter die gemeinen Volksklassen zu dringen. Einen ungeheuren Aufschwung erhielten aber derartige Bestrebungen, als der Geist Gottes das christliche Abendland mit jener bewunderungswürdigen Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes erfüllte und dadurch zum Suchen und Ringen nach allem Guten, Schönen und Erhabenen einen mächtigen Anstoß gab. Und welch reger Wetteifer erwachte erst, als die Kreuzfahrer von den heiligen Stätten zurückkehrten und nicht genug von all dem Großen und Wunderbaren zu erzählen wußten, was sie gehört, gesehen und erlebt hatten! Dazu kam die Begründung der bürgerlichen Freiheit, die Wohlhabenheit der Städte, der Austausch erworbener Kenntnisse und Erfahrungen. Alles dieses spornte zu nie geahnter Thätigkeit. Daher die großartigen Erfindungen, die immer häufiger wurden; daher die Ausbildung der mechanischen sowohl, als der schönen Künste. Immer herrlicher entfalteten sich Malerei und Baukunst; mächtig sprudelte die Quelle der Dichtkunst und erquickte das ganze Volk. Jene Zeit war vorbei, wo der Fürstensohn nur das Roß zu tummeln und das Schwert zu führen verstand, während er die Anstrengungen des Geistes als etwas Sklavisches mit Verachtung lohnte.

Von nun an standen die Wissenschaften bei Hohen und Niedern in großen Ehren; durch sie erwarb man sich die Gunst mächtiger Fürsten, gelangte man zu den höchsten Staats- und

---

*) Die Wissenschaft wurde deshalb clergie, und ein Gelehrter clericus genannt (satis clericus, ziemlich gelehrt, magnus clericus, sehr gelehrt. S. Gloss. Du Cange). Es ist demnach nicht zu verwundern, wenn damals die Geistlichkeit auch bei Schlichtung weltlicher Angelegenheiten großen Einfluß hatte. Aus ihrer einstigen Macht ihr einen Vorwurf zu machen, hieße sie tadeln wollen, weil sie die größte Einsicht besaß, und ihr zum Verbrechen anrechnen, was für die Völker notwendig und ihr Glück war. „In jenen Zeiten“, sagt Leibnitz, „wo die Geistlichkeit allein die Wissenschaft pflegte, und alle andern freien Menschen sich dem Waffenhandwerke widmeten, ziemte es sich, daß die militärische Regierungsweise durch die Autorität der Weisen, nämlich der Geistlichen, gemildert wurde.“

Kirchenämtern. Nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien traten jetzt als Lehrer auf und erfüllten ganz Europa mit dem Ruhme ihres Namens. Von allen Seiten strömten Männer und Jünglinge nach Italien, um entweder in Bologna die gefeierten Vorträge über römische Rechtswissenschaft zu hören oder in Salerno unter ausgezeichneten Doktoren die Arzneikunde zu studieren. Und so groß war das Hinströmen nach Paris zu den weltberühmten Lehrstühlen der Theologie, der Philosophie und des Kirchenrechtes, daß am Ende des zwölften Jahrhunderts die Stadt mehr Studierende als Einwohner gehabt haben soll. Der hohe Ruf solcher Lehranstalten, welcher aus allen Ländern Lehrer und Lernende herbeizog, gab ihnen einen ausgezeichneten Rang vor allen andern Dom- und Klosterschulen und machte die Orte, wo sie bestanden, zu Mittelpunkten, gleichsam zu Stapelplätzen der Wissenschaften. Diese Hochschulen hießen Universitäten.*) Um dem Wissensdurst, der sich aller Stände bemächtigte, zu genügen, entstanden bald neben Paris, Bologna und Salerno mehrere Universitäten nicht nur in Frankreich und Italien, sondern auch in Spanien, Portugal, England, Schottland u. s. w. Die älteste deutsche Universität ist die von Prag (1348). Dieselbe blühte so schnell empor, daß Jünglinge aus Norwegen, Irland, Spanien, Neapel, Cypern nach Prag eilten, um daselbst sich in den Wissenschaften auszubilden. Einige Jahrzehnte später entstanden in Deutschland die Universitäten von Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig u. a. m. Groß war in der Christenheit das Ansehen der Universitäten. Sie gingen meist aus kirchlichen Stiftungen hervor, standen unter der Oberaufsicht und dem besonderen Schutze des hl. Stuhles; und Päpste, Könige und Kaiser wetteiferten, durch Gewährung von Freiheiten und Auszeichnungen das Emporblühen derselben zu befördern. Jede Universität war eine selbstständige Körperschaft, hatte durch Begünstigung der Fürsten ihren eigenen Magistrat, ihre eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Mit den Universitäten waren sogenannte Kollegien verbunden zur Beherbergung und Pflege armer Schüler, damit sie sorgenfrei studieren und zugleich in ihrem religiösen und sittlichen Wandel überwacht werden könnten. Die Universitätsstädte waren unter Androhung kirchlicher Strafen gehalten, den Studierenden die Lebensmittel, die Wohnung und andere notwendige Bedürfnisse um billigen Preis zu verabfolgen. Die wichtigsten Streitfragen

---

*) Der Name Universität bezeichnete ursprünglich die „Gilde" oder „Genossenschaft", zu welcher die Studierenden sich vereinigt hatten, um ihre Rechte und Interessen wirksamer vertreten zu können. (S. Innsbrucker theol. Zeitschrift, Jahrg. 1886, S. 704.)

wurden von Königen und Kaisern den Hochschulen zur Beratung und Entscheidung vorgelegt. So war in jenem noch immer mißkannten Zeitalter unserer christlichen Voreltern das wissenschaftliche Streben geachtet, befördert und gepflegt.

Die litterarischen Werke jener Zeit beweisen, daß die Forschungen der Gelehrten sich über alle Zweige des menschlichen Wissens verbreiteten. Schon der Ehrenname „der Große", welcher dem seligen Albert beigelegt wurde, giebt Zeugnis davon; denn diesen erwarb ihm hauptsächlich seine vielseitige, auch die Naturwissenschaften umfassende Gelehrsamkeit. Wenn auch damals nicht in allen Fächern gleich Vorzügliches geleistet wurde, so wird das niemand befremden, der weiß, wie spärlich die wissenschaftlichen Hilfsmittel waren, welche vor Erfindung der Buchdruckerkunst den Gelehrten zu Gebote standen. — Die neuere Zeit hat allerdings Größeres geleistet in Erforschung der sichtbaren Natur, aber in Erforschung und tiefer Auffassung der von Gott geoffenbarten Heilswahrheiten steht sie der ältern nur allzusehr nach. Denn dieses ist eben der unvergängliche Ruhm jenes Zeitalters, daß es, wie in allen andern Verhältnissen, so auch in seinem wissenschaftlichen Streben vom Geiste des Christentums getragen und durchdrungen war. Dasselbe suchte nicht erst in den endlosen Irrgängen des Zweifels nach dem Lichte der Wahrheit, sondern in der festen Überzeugung, daß es in Christo das wahre Licht der Welt besitze, strebte es mit bewundernswerter Geisteskraft im Glanze dieses Lichtes immer tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Heilswahrheiten einzudringen. Daher kam es auch, daß das sogenannte Mittelalter sich vorzüglich dem Studium der Gottesgelehrtheit zuwandte. — Anfangs begnügte man sich mit Auslegung der hl. Schrift, sowohl des alten als des neuen Testamentes. Und wie sehr man damals in derselben bewandert war, beweisen schon die Predigten des hl. Bernhard, insbesondere die 86. über das hohe Lied, welche seine Zuhörer ohne Kenntnis der biblischen Sprache gar nicht verstanden hätten. Bald ging aber das Hauptstreben der Gottesgelehrten dahin, einen möglichst vollständigen Inbegriff der göttlichen Heilswahrheiten aufzustellen, denselben zu erklären und zu entwickeln. Durch die Schärfe des Gedankens strebten sie in die Geheimnislehren einzudringen, die Begriffe genau zu bestimmen, die etwaige schiefe Auffassung zu berichtigen, die weiteren Folgerungen und Ergebnisse aus denselben festzustellen, die scheinbaren Widerspüche zu lösen und die Übereinstimmung der geoffenbarten mit den durch die Vernunft erkannten Wahrheiten nachzuweisen. Dieses nannte man die spekulative oder scholastische Theologie. Neben ihr entwickelte sich zu gleicher Zeit die mystische Theologie.

Während nämlich der menschliche Verstand in heißem Wissensdrange sich auf die Erforschung göttlicher Wahrheiten verlegte, um dieselben in ihrer Tiefe und Allseitigkeit aufzufassen und zu erörtern, versenkte sich das fromme Gemüt in die Betrachtung derselben, um seine Sehnsucht nach dem Überirdischen zu befriedigen, in glühender Liebe sich mit Gott zu vereinigen und zu heroischen Opfern und Thaten anzufeuern. In vielen Werken jener Zeit tritt diese mystische Richtung hervor, und wie die scholastischen Geisteserzeugnisse sich auszeichnen durch unübertroffene Tiefe und Schärfe des Gedankens, so die mystischen durch die Glut und Innigkeit der Andacht.

Die scholastische Theologie nahm ihren Anfang mit dem hl. Anselm, dem Augustin des Mittelalters, gleich ausgezeichnet als Kirchenfürst und als Gelehrter. Er war 1033 in Piemont geboren und lehrte mehrere Jahre hindurch in Frankreich an der Klosterschule zu Bec und zwar mit solchem Beifalle, daß ein ganzes Heer von Schülern ihm zuströmte. Nachdem er dem Kloster 15 Jahre als Prior und ebenso lange als Abt vorgestanden hatte, wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Kanterbury in England erhoben, wo er nach vielen ruhmvollen Kämpfen für die Freiheit der Kirche im 76. Jahre seines Lebens entschlief. Seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit und Heiligkeit erwarben ihm die Ehre, von Klemens XI. (1720) unter die Zahl der Kirchenlehrer versetzt zu werden. — Der vielseitigste Gelehrte seiner Zeit war der schon erwähnte Albert der Große, der Geburt nach ein Schwabe, aus dem gräflichen Geschlechte Bollstädt. Er trat in den noch jungen Orden des hl. Dominikus, lehrte Theologie und Philosophie zu Hildesheim, Regensburg, Straßburg, Paris, Rom und längere Zeit zu Köln, wo er nebst vielen ausgezeichneten Männern auch den hl. Thomas von Aquin zum Schüler hatte. Im Jahre 1260 wurde er genötigt, das Bistum Regensburg anzunehmen; er legte es aber nach zwei Jahren wieder nieder, um den Rest seines Lebens in der Zurückgezogenheit in Köln den Wissenschaften zu widmen († 1280). Von seinem erstaunlichen Fleiße wie von seiner ausgebreiteten, wahrhaft staunenswerten Gelehrsamkeit zeugen seine hinterlassenen Schriften, welche nicht weniger als 21 Foliobände ausfüllen. Im Jahre 1622 wurde er vom Papste Gregor XV. selig gesprochen. — Der Fürst der Scholastiker, der größte Gottesgelehrte und Kirchenlehrer seiner Zeit und neben dem hl. Augustin das größte philosophische Genie der christlichen Welt ist der hl. Thomas von Aquin, bekannt unter dem Namen doctor angelicus, „der Engel der Schule“. Er war zu Neapel aus einem hochadeligen Geschlechte geboren, trat mit 17 Jahren in den Dominikanerorden und wurde nach Köln gesandt, um dort

Albert den Großen zu hören. Mit 22 Jahren bestieg er zu Köln den Lehrstuhl und zog alsbald durch seine Demut und Gelehrsamkeit die Bewunderung sowohl der Lehrer als der Lernenden auf sich. An den Ufern des Rheins sollte aber Thomas nicht verbleiben. Der Ruf seines Namens, seiner Wissenschaft und seiner Tugend hatte sich unter allen christlichen Nationen verbreitet. Paris, Rom, Bologna, Neapel stritten um die Ehre, den großen, heiligen Mann zu besitzen. Dem Winke seiner Obern gehorchend, trat derselbe nach einander in allen diesen Städten als Lehrer und Prediger auf, und überall hörte ihn die herbeiströmende Menge mit Ehrfurcht und Staunen wie einen Engel Gottes an. Die Trauer über sein Hinscheiden, das schon in seinem 48. Lebensjahre erfolgte, schildert ein alter Geschichtsschreiber mit den Worten: „Bei Thomas' Tode durchzuckte die Welt eine Bewegung, als wollte die Sonne bei hellem Tage plötzlich im Weltenraume untersinken." Der hl. Thomas hinterließ viele Werke über Philosophie, Theologie und die heil. Schrift. Von denselben sagte der Papst Johannes XXII., daß „man aus ihnen in einem Jahre mehr Gewinn ziehe, als aus der Lesung anderer im ganzen Leben." Wiederholt haben deshalb die Päpste und Konzilien und zuletzt noch besonders eindringlich Papst Leo XIII. das Studium derselben empfohlen.

Von den übrigen wissenschaftlichen Heroen des 12. und 13. Jahrh. seien hier nur noch genannt Rupert von Deutz, Hugo und Richard von St. Viktor, Petrus Lombardus, Alexander von Hales, der heilige Bonaventura, Duns Scotus. Alle diese Männer verbanden mit großer Gelehrsamkeit tiefe Frömmigkeit und Heiligkeit des Wandels. In stiller Zurückgezogenheit, im trauten Umgange mit Gott suchten sie ihren Geist zu schärfen, und in heißem, beharrlichem Gebete flehten sie um Erleuchtung von oben. Bekannt ist das Zusammentreffen des hl. Bonaventura, des „seraphischen Lehrers", mit dem hl. Thomas von Aquin, wo dieser den ersteren fragte, aus welchen Büchern er seine so vielfachen Kenntnisse geschöpft habe. Lächelnd zeigte ihm der hl. Bonaventura sein Kruzifix: „Hier sind alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen."(18)

b) Noch ruhmvoller als durch Gelehrsamkeit ist jene Zeit durch den Glanz christlicher Tugend, durch felsenfesten Glauben, kindliche Einfalt, durch glühende Gottes- und Nächstenliebe. Mit ehrfurchtsvollem Staunen blicken wir noch heute zu den riesenhaften Domen hinauf, welche unsere frommen Voreltern erbauten; und

mit Rührung bewundern wir in den Gemälden, mit welchen sie die gottgeweihten Stätten zierten, den Ausdruck kindlich zarter Andacht. So Großes und Liebliches konnte nur die Religion hervorbringen, welche ihre Herzen erfüllte.

Im schönsten Lichte zeigt sich uns das Mittelalter durch den christlichen Geist, der alle Verhältnisse des privaten und öffentlichen Lebens durchdrang. Es war die glorreiche Zeit der Glaubenseinheit, welche die Völker glücklich, groß und stark macht. Ja, „es waren schöne Zeiten, wo ganz Europa ein christliches Land war".*) Ferne war damals der religiöse Hader, welcher später den Familienbund der christlichen Nationen zerriß und sie in butige Bürgerkriege stürzte; ferne der gottlose Unglaube, welcher heut zu Tage wie ein eisiger Wind über die Länder dahinfährt und die schönsten Blüten des Seelenlebens ertötet. Der Glaube gab dem Mittelalter einen kräftigen, edelmütigen Schwung nach dem Höhern, Geistigen, Göttlichen. In diesem Glauben wurzelte jene heldenmütige Tugend, welche wir in einer so großen Anzahl von Heiligen jeden Standes und Geschlechtes bewundern. **) Aus ihm entsprang jene wunderbare Begeisterung, welche zwei Jahrhunderte lang die christlichen Völker antrieb, zur Ehrenrettung des heiligen Grabes, in dem der menschgewordene Gottessohn geruht, die Freuden des häuslichen Herdes, Gut und Leben hinzuopfern. Der Gedanke an die auf Golgatha erlöste Menschheit, an die heiligen Geheimnisse der Religion war allem beigemischt, er fand sich in allen Einrichtungen, in allen Denkmälern und zu gewissen Zeiten in allen Seelen. Vom Könige herab bis zum einsamen Waldbruder fühlten alle die Macht des christlichen Glaubens, und selbst die rohesten Gemüter konnten sich derselben nicht gänzlich entschlagen. — Racheschnaubend steht Gualbert im Begriffe, die Brust seines Feindes zu durchbohren; aber bei dem Worte: „Um des gekreuzigten Heilandes willen schone meiner" entfällt der gezückte Mordstahl seiner Hand. (II. 519.) Mit wildem Trotz tobt der Herzog Wilhelm von Aquitanien gegen die Kirche Gottes; nichts vermag seinen harten Sinn zu brechen. Aber beim Anblicke des allerheiligsten Fronleichnams, bei den Worten: „Siehe da den Sohn Gottes selbst, das Haupt jener Kirche, die du zerrüttest,

---

*) Novalis, die Christenheit oder Europa, ein Fragment, geschrieben im J. 1799.

**) Eine sehr große Anzahl von Heiligen hat vorzüglich das 11., 12. und 13. Jahrh. aufzuweisen. Ein freilich sehr unvollständiges Verzeichnis derselben findet sich bei Butler, Leben der Väter und Märtyrer, im letzten Bande.

siehe deinen Richter, in dessen Namen alle Macht im Himmel und auf Erden das Knie beugt", sinkt der Starrsinnige wie vom Blitze gerührt zu Boden und fleht um Gnade. (I. 868.) — Unsere Natur verleugnet nie ihre Verderbtheit; auch damals gab es lasterhafte Menschen, kamen entsetzliche Frevelthaten vor; je tiefer aber der Fall, um so schwerer war gewöhnlich die Buße, welche der Übelthäter sich auferlegte. Weltsinn, Stolz und wilde Kampflust beherrschten Eberhard, den mächtigen Grafen von Berg. Aber ein Strahl der Gnade erleuchtete ihn über seine Verirrungen, und nun pilgert er, als Bettler verkleidet, nach Rom und Kompostella zu den Gräbern der Apostel, und mit dieser Buße nicht zufrieden, verdingt er sich bei der Abtei Morimond als Schweinehirt, indem er reumütig zu Gott fleht: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und wider dich; ich bin nicht würdig, dein Sohn zu heißen; halte mich als einen Tagelöhner." (III. 648.)(19)

Unsere rauhen Vorfahren kannten zwar noch nicht die feinen Manieren und Redensarten, die heute zum guten Ton gehören; aber auch unbekannt war ihnen die Tücke und Falschheit, die gleißnerische Doppelzüngigkeit, welche die Worte nur zur Verheimlichung der wahren Gesinnung zu mißbrauchen scheint. Wahrheitsliebe und Treue war ebenso wohl des Ritters Stolz, als Tapferkeit und Heldensinn. Einen treuen Spiegel der herrschenden Sinnesart jener Zeit bieten die auf uns gekommenen Urkunden, Briefe, Legenden und Erzählungen. Unverkennbar spricht aus denselben eine höchst liebenswürdige Treuherzigkeit, eine schlichte Natürlichkeit, die jede Schminke verschmäht, und eine glaubensfromme, oft rührende Einfalt, die in allen menschlichen Schicksalen die wunderbare Lenkung Gottes verehrt.*)

„Es war der Geist des Christentums", sagt der protestantische Gelehrte Vilmar, „zum eigentlichen Volksgeiste geworden, der nicht nur die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit, beseelte, sondern auch die Massen als Lebenselement völlig durchdrungen hatte; es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit." Auch war ihrerseits die Kirche unermüdet thätig, um die Völker zu beglücken und insbesondere das Los der niederen Volksklassen zu erleichtern, die Härte der Leibeigenschaft zu mildern. Und ihre Mühe war mit solchem Erfolge gekrönt, daß immer zahlreicher ein angesehener,

---

*) Die von den Bollandisten gesammelten Akten liefern zahllose Beispiele. Wir verweisen hier nur auf die auch ins Deutsche übersetzte Lebensgeschichte des hl. Königs Ludwig IX., geschrieben von seinem Freunde Joinville, und auf „Sankt Franzisci Blütengärtlein", herausgegeben von Dr. Kaulen (Mainz, Kirchheim.)

wohlhabender und glücklicher Bürgerstand heranwuchs. Derselbe gedieh endlich zu solcher Macht, daß er den herrschsüchtigen Bestrebungen der Fürsten das Gleichgewicht halten und mit der Kirche ein Hauptbollwerk der wahren Freiheit bilden konnte. Der Wucher, diese überreiche Quelle jeglichen Elendes, war mit den strengsten kirchlichen Strafen belegt, und gerade aus dem Hasse des Volkes gegen den Wucher entsprangen meistens jene Judenverfolgungen, denen die Kirche mehr als einmal zu steuern hatte.(20) Wie herrlich glänzt aber erst die Tugend der Mildthätigkeit in den vielen frommen Stiftungen, die sich allerorts erhoben und die so überfließend den Mangel an modernen Einrichtungen ersetzten! Bezeichnend für den Geist jener Zeiten sind die Urkunden solcher Stiftungen. Da heißt es gewöhnlich: „Zur Verherrlichung des dreieinigen Gottes, zum Lobe und zur Ehre der allerseligsten Jungfrau und aller lieben Heiligen, sowie zur Vergebung meiner Sünden und zum Heile meiner armen Seele schenke ich dieses jenem Hospitale, jener Kirche oder jenem Kloster, oder vermache es zu diesem frommen Zwecke." — Kam etwa ein armer Pilger oder armer Reisender in einen Ort, so fand er allerdings keine glänzenden Hotels; es herrschte aber noch christliche Gastfreundschaft, es gab noch zahlreiche Hospize, die sowohl Armen als Reichen offen standen. Zudem waren ja die Länder wie übersäet mit Klöstern, die stets mit Freuden die Not der Armen linderten und auf ihren zerstreut umherliegenden Meierhöfen dem Wanderer eine willkommene Herberge boten.

Öfters wählte man zum Bau der Klöster die Stätte auf dem einsamen Bergpaß, damit der Pilger nach den Mühen eines beschwerdevollen Pfades Erquickung finde. So stiftete im J. 962 der hl. Bernhard von Menthon auf dem großen St. Bernhardsberge in der Schweiz, an der Stelle, wo ein berühmtes Götzenbild Jupiters gestanden, ein Hospiz und übergab es dem Orden der regulierten Chorherren des hl. Augustin. Die frommen Ordensleute sollten neben dem Dienste Gottes zugleich dem Dienste der Pilger und Reisenden obliegen, die in großer Anzahl auf ihrem Wege durch die Schweiz nach Italien diese unwirtlichen Höhen überschritten. In diesem weltberühmten Hospiz, das zugleich für den höchsten Punkt der alten Welt gilt, wo der Mensch es wagte, seine Wohnung zu nehmen, ist denn auch die christliche Milde und Mildthätigkeit ununterbrochen seit neun Jahrhunderten in großartiger Weise geübt worden. Man zählt im Durchschnitte jährlich 9—10000 Reisende, die darin liebreichst verpflegt werden. Die ganze Verpflegung geschieht unentgeltlich bei Armen wie bei Reichen, doch wird von wohl-

habenden Reisenden eine Gabe mit Dank angenommen.*) Der Dienst dieser Mönche ist zugleich mit heldenmütiger Aufopferung verbunden. Denn nicht selten verirren sich die Wanderer in diesen Regionen des ewigen Schnees oder werden von Lawinen überschüttet; um sie aufzusuchen, halten die Mönche die bekannten, für diesen Zweck abgerichteten Hunde, und geleitet von diesen vortrefflichen Tieren haben sie, oft mit eigener Lebensgefahr, manchem Verunglückten das Leben 'gerettet. Noch im Jahre 1845 sanken drei Patres bei diesem Liebesdienste in den Abgrund. Diese Stiftung des hl. Bernhard von Menthon hat sich auch von jeher der Gunst der Menschen und des Schutzes der Regierungen zu erfreuen gehabt; nur dem rohen Vandalismus der neuesten Zeit, der so viele von der christlichen Barmherzigkeit gestiftete Zufluchtsstätten zerstörte, war es vorbehalten, auch an dieses allgemeine Gasthaus aller Nationen räuberische Hand zu legen. Nur mit großem Verluste entging es noch der gänzlichen Zerstörung.

Wäre nichts aus jener Zeit zu uns herübergerettet worden als die herrlichen Kirchen, die riesenhaften Kathedralen, die jetzt noch an so vielen Orten zum Himmel emporragen und die schönsten Zierden der Städte und Länder bilden: welch sprechendes Zeugnis legten sie nicht ab von dem tiefen Glauben, der religiösen Begeisterung unserer Voreltern, von ihrem Eifer und ihrer freudigen Opferwilligkeit zur Ehre und Verherrlichung Gottes! „Überschauen wir", sagt Hurter (Innocenz III. Band 4. S. 668), „was an dergleichen Bauwerken während des Laufes eines einzigen Jahrhunderts durch alle Länder unternommen, ausgeführt, vollendet worden ist, meist durch Bischöfe und Kapitel, so drängt sich die Frage auf, wie solches möglich, wie hiezu die Mittel zusammengebracht worden? Die Geschichte erwidert uns: durch großartiges Hingeben, durch freudiges Zusammenwirken, von welchem beidem der Glaube die bewegende Kraft gewesen. Wer nicht geben konnte, hatte doch sich selbst, d. h. er konnte durch unentgeltliche Arbeit das Seinige beitragen." Ein alter Chronist nennt es „ein bewunderungswürdiges Schauspiel, wie vornehme, an ein gemächliches Leben gewöhnte Männer an einem Karren ziehen, um Steine, Kalk und Holz zum heiligen Baue zu führen. Mitunter

*) P. Deharbe † erinnerte sich noch in seinem späten Alter gerne an die hochherzige, liebevolle Gastfreundschaft, womit er mit 20 Ordensgenossen aufgenommen und ihm von dem hochwürdigen P. Prior selbst das eigene Bett zur Lagerstätte übergeben wurde, als er am 20. November des verhängnisvollen Jahres 1847, auf der Flucht nach Italien, bei einbrechender Nacht und grimmigem Schneegestöber, von jeder andern menschlichen Wohnung entfernt, das Hospiz dieser Ordensmänner auf dem Simplon erreicht hatte.

zogen Tausende an einer Last, und doch hörte man nicht den geringsten Lärm. Wenn sie ruhten, so redeten sie nur von ihren Sünden, die sie unter Thränen und Gebet bekannten." Zur Förderung des Baues machten viele Gelübde; so die Bürger von Freiburg, welche beim Bau ihres herrlichen Münsters gelobten, daß das beste Gewand jedes Verstorbenen für „Unserer Lieben Frauen" Bau verkauft werden solle, und die einmal sogar einen Teil ihrer Häuser verpfändeten. — Der gotische Dom ist ganz vorzugsweise eine christliche Bauart, und wie derselbe aus dem christlichen Geiste hervorgegangen ist, so wirkt er wiederum auf Belebung und Stärkung dieses Geistes zurück. Es ist das Hohe, das Himmelanstrebende, das Geheimnisvolle, welches aus dem gotischen Dome mit gewaltigem Worte zu uns spricht. „Diese kühn emporsteigenden Säulen", sagt ein Kunstkenner, „dieses leicht gekreuzte Gewölbe, sie scheinen unser Gebet emportragen zu wollen zum ewigen Vater; man möchte mit Jakob ausrufen: „Hier ist nicht anderes, denn Gottes Haus, hier ist die Vorhalle des Himmels."*) „Hier sprechen die Steine Sursum corda."**)

Wie die Baukunst, so erschwangen sich auch bald die übrigen Künste im Dienste der Kirche zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Höhe empor; so die Bildhauerkunst, die Glas- und Ölmalerei, die Holzmosaik, die Guß, Gold- und Silberarbeiten. Nicht nur Altäre, Reliquienschreine und sonstige heilige Gerätschaften, sondern auch die Thüren an den Kirchen, die Kanzeln und Chorstühle wurden mit schön getriebenen Arbeiten in den edelsten Metallen oder mit künstlichem Schnitzwerke ausgeziert. Von den Thüren an der Domkirche zu Pisa (im Jahre 1180 gegossen) sagte der große Kunstkenner Michel Angelo, daß sie würdig wären, die Thüren des Paradieses zu sein. Was aber die Kunsterzeugnisse jenes Zeitalters vorzüglich auszeichnet, das ist das rein christliche Gepräge, das ihnen aufgedrückt ist. Die alten Künstler schufen ihre Gestalten aus der Tiefe ihres reinen, frommgläubigen Gemütes, und deshalb sind sie so unaussprechlich seelenvoll. Von dem berühmten Meister der christlichen Kunst, dem Dominikanermönche Fra Angelico da Fiesole († 1455), erzählt man, er habe nie einen Pinsel zur Hand genommen, ohne daß er sich durch Gebet vorbereitet hatte. Das Bildnis Christi am Kreuze soll er nur auf den Knieen, unter Thränen, Schluchzen und Herzklopfen gemalt haben. Während er mit furchtbarem Ernste die Schrecken des Gerichtes und die Verzweiflung der Verdammten darstellte, wußte er in seine Engelsgestalten so viel Anmut und einen

*) Heideloff, Bauhütte des Mittelalters.
**) Dursch, Ästhetik der christlichen bildenden Kunst.

so himmlischen Frieden zu legen, daß man glauben sollte, die Engel hätten seine Zelle besucht, und er hätte mit ihnen gelebt in brüderlicher Eintracht und Liebe.*) Während die vorchristliche Kunst sich gefiel in treuer Darstellung sinnlicher Schönheit, strebte die christliche nach dem Ausdrucke der Anmut, Milde und Reinheit; und da sie diesen in hohem Grade erreichte, macht sie noch heute einen zauberhaften Eindruck auf alle für Unschuld und Tugend empfänglichen Gemüter.

Wie den bildenden Künsten, so gab die tief religiöse Richtung jenes Zeitalters auch der Dichtkunst einen Schwung, den wir sowohl in den lateinischen Hymnen als deutschen Kirchenliedern bewundern müssen. Aus der Zeit vom 12. bis 14. Jahrh. sind die herrlichen Hymnen: Pange lingua, Dies iræ, Stabat mater etc., wie die vielen alten Kirchenlieder, die sich durch Innigkeit, Kraft, Andacht, Einfalt und Zartheit auszeichnen. In jenem Zeitabschnitt blühten in Deutschland die gefeierten Minnesänger Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, und in Italien die Heroen der italienischen Poesie, Dante und Petrarca. In des erstern „göttlicher Komödie," welche in Gestalt einer Vision den Zustand der Seelen nach dem Tode schildert, feierte die christliche Poesie ihren Triumph. Sie zerfällt in drei Teile, die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies, von welchen Teilen jeder 33 Gesänge zählt. Mit den Grundideen der christlichen Weltanschauung stellt sie unter der Hülle von Bildern und Gleichnissen die tiefsten religiösen und philosophischen Wahrheiten dar.

c) Wiederum war es die Religion, welche den reichlichsten Segen über die Erde ausgoß durch die heiligen Ordensstifter Romuald, Bruno, Norbert, Bernhard, Dominikus, Franz von Assisi, der Seraphische genannt, und viele andere Gottesmänner. Aus den zahlreichen Klöstern, welche sie stifteten, gingen nicht nur viele große Heilige und erleuchtete Kirchenhirten hervor, sondern sie nährten auch unter den gemeinen Volksklassen gottseligen Eifer, steuerten öffentlicher Not, verpflegten die Kranken und erlösten die in feindliche Gefangenschaft und Sklaverei Geratenen. In alle Weltgegenden sandten sie Glaubensboten, und durch frommes Gebet flehten sie über Länder und Völker die Gnade des Himmels herab.

Eine wunderbare Lebenskraft offenbarte die Kirche in der Schöpfung und Fortbildung neuer geistlicher Orden, welche teils

*) Vgl. Brunner, die Kunstgenossen der Klosterzelle, S. 88—159.

mit größter Strenge die Regel des hl. Benedikt (vgl. S. 249) befolgten und noch neue Vorschriften hinzufügten, teils, und zwar je nach den Bedürfnissen der Zeit, mit Bestätigung des apostolischen Stuhles eine andere Regel erwählten, eine andere Lebensweise führten und sich anderer Mittel zur Erreichung desselben Zweckes, der Beförderung der Ehre Gottes und des leiblichen oder geistlichen Wohles der Nebenmenschen, bedienten.

Bevor der glühende Eifer, das hl. Grab den Händen der Muselmänner zu entreißen, die Völker des Abendlandes mit dem Schwerte umgürtete und zu den denkwürdigsten Kriegsthaten ermutigte, hatte sich vieler Herzen die Sehnsucht bemächtigt, nach dem Beispiele der Altväter in der Wüste auf alle Annehmlichkeiten des irdischen Lebens zu verzichten, um in stiller Einsamkeit einzig nach dem Himmlischen zu streben. So entstanden die Orden der Camaldulenser, der Vallombrosaner, der Karthäuser. Der hl. Romuald, aus herzoglichem Geschlechte geboren, stiftete im Jahre 1012 den Orden der Camaldulenser. Zur Sühnung seiner Jugendvergehen unterzog er sich strengen Bußwerken in der Einöde, gründete dann auf den rauhen Höhen der Apenninen an einer von jähen Felsen umschlossenen Stelle, die Camalduli hieß, eine Niederlassung, welche aus getrennten Hütten oder Zellen bestand, und führte daselbst mit seinen Schülern ein strenges, beschauliches Leben. Sein Orden teilte sich später in Cönobiten, welche in einem regulierten Kloster wohnten, in Eremiten, welche ihr Leben in Lauren zubrachten, und in Klausner, welche das einmal bezogene Zellchen nicht wieder verließen. Nach dem Zeugnis des hl. Petrus Damiani war Romualds Leben in Camalduli ein stetes Fasten und Bußüben. Bei aller Strenge gegen sich war er doch immer fröhlich und heitern Angesichtes, liebreich und freundlich auch gegen seine Verfolger. Sein Orden verbreitete sich bald außer Italien auch in Frankreich und Deutschland. — Der heilige Johannes Gualbertus, von dessen heldenmütiger Feindesliebe schon oben die Rede war, gründete um dieselbe Zeit den Orden der Vallombrosaner, so genannt wegen des von dichten Wäldern eingefaßten Apenninenthales Vallombrosa (Schattenthal), wo er sein erstes Kloster erbaute. — Im Jahre 1084 legte der hl. Bruno, der Sohn einer altadeligen Familie aus Köln, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Heiligkeit, seine kirchliche Würde nieder und bezog mit einigen frommen Männern die wilde Einöde Chartreuse, drei Stunden hinter Grenoble in Frankreich. Hier errichteten sie aus Holzstämmen Hütten und ein Bethaus, um da, fern von der Welt, Gott in Gebet und Buße Tag und Nacht zu dienen. Dies ist der Ursprung des Karthäuserordens, der sich bald einer

großen Blüte erfreute. — Alle diese Orden widmeten sich dem beschaulichen Leben mit strengem Fasten und Wachen, mit Handarbeit und religiösem Stillschweigen, in vollkommener Abgeschiedenheit von der Welt, zufrieden mit dem Troste, den die Herzensreinheit und die Hoffnung des ewigen Lebens gewährt. Auf sie alle läßt sich anwenden, was der gelehrte Kardinal Bona von den Karthäusern sagt: „Diese Ordensleute sind die Wunder der Welt; sie leben im Fleische, als hätten sie keines; es sind Engel auf Erden, die den hl. Johannes den Täufer in der Wüste darstellen; es sind Adler, die ihren Flug himmelan heben." War aber auch ihr Hauptzweck die Selbstheiligung, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß sie auch der gesamten Menschheit große Dienste erwiesen. Auf den öden Bergen pflanzten sie herrliche Waldungen, wiesen durch Dämme den Gießbächen ihren Lauf, schlugen Brücken über Abgründe, bahnten Wege, gründeten Gewerbe, schrieben Bücher und gaben der Welt das Beispiel der erhabensten Tugenden, insbesondere auch das der ausdauernden Arbeit, der Liebe zu Anpflanzung und Bebauung des Landes.([21]) Die stillen Ordenshäuser dieser Mönche waren aber auch die Anstalten, in denen so viele durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit ausgezeichnete Männer heranreiften, wo so viele gotterleuchtete Bischöfe und Würdenträger der Kirche den Grund ihres späteren so gesegneten Wirkens gelegt hatten. Noch in diesem Jahrhundert regierte ein Papst aus dem Orden der Camaldulenser mit hoher Kraft und Weisheit die Kirche Gottes, Gregor XVI. (1831—1846), dessen offenes und mächtiges Wort sogar jenen stolzen Monarchen des Nordens (Nikolaus I. von Rußland) niederbeugte und tief beschämte.

Was hier zum Lobe der drei erwähnten Orden gesagt ist, das gilt auch und zwar ganz besonders von dem Orden der Cisterzienser oder Bernhardiner. Als Wiege diente diesem großen und berühmten Orden der dichte, reich bewässerte Wald von Cisterz bei Dijon in Frankreich, in welchem der hl. Robert um das Jahr 1098 sich mit mehreren Gefährten niederließ, um das heilige Leben, das er schon in mehreren Einöden begonnen hatte, fortzusetzen. Als unter dem zweiten Abte, dem hl. Stephan, der Orden auszusterben drohte, siehe! da kam durch die Fügung des Himmels zu unbeschreiblicher Freude des besorgten Abtes der 23jährige hl. Bernhard (geb. 1091) mit 30 Edelleuten, die alle in den Orden einzutreten verlangten.*) Von diesem Tage an begann der gewaltige Aufschwung von Cisterz. Bald hieß es, der Orden

*) Über Bernhards Abschied vom väterlichen Schlosse vgl. Bd. I. Seite 10 f.

sei eine hellstrahlende Leuchte auf dem Berge, die Bewunderung der Menschen, die Freude der Engel. „Unter allen Wünschen, die ich noch hege", schrieb Erzbischof Richard von Kanterbury an seine ehemaligen Mitbrüder von Cisterz, „hätte ich nur einen, in eurer heiligen Versammlung mich einfinden zu können. O wünschenswerte Heimat, o ehrwürdige Genossenschaft! O Cisterz, wie herrlich ist dein Haus, wie gesegnet sind deine Kinder, wie lobpreisend sind deine Zungen, wie prangest du unter den Völkern!" Von allen Seiten bestürmte man das Kloster mit Bitten, neue Kolonien (Niederlassungen) anzulegen. Zugleich war der Zudrang derer, welche Aufnahme begehrten, so außerordentlich, daß ein Kloster nicht genügte. Mehrere neue wurden errichtet und je zwölf Mönche unter Leitung eines Obern dahin gesandt. An die Spitze einer solchen Schar wurde der hl. Bernhard gestellt, wiewohl er erst das 25. Lebensjahr angetreten hatte. Ein sumpfiges Thal in Langres, das „Wermutthal" genannt, war für dieselbe zur Niederlassung bestimmt; Bernhard nannte es Clairvaux, d. h. „das helle Thal". Das Kloster, das Bernhard hier stiftete, ist durch den Ruf seines Stifters und die Heiligkeit der Mönche bald so berühmt geworden, wie kaum ein zweites. Neue Schüler, meistens von edler Abkunft, vermehrten fast täglich die Zahl der ältern; Männer, die in der Welt eine einflußreiche Stellung eingenommen und in der Wissenschaft oder im Kriegsdienste sich ausgezeichnet hatten, vertauschten in Clairvaux ihre irdische Größe mit dem unvergänglichen Ruhme der Diener Gottes und boten durch ihre Tugenden der Welt ein bewunderungswürdiges Schauspiel dar.

Wir können uns nicht enthalten, einige Stellen hierher zu setzen aus dem ausnehmend schönen Briefe eines dieser Mönche, des Peter von Roya, der auf seine hohe Stellung in der Welt verzichtet hatte, um sich der Leitung des heiligen Bernhard anzuvertrauen: „Obgleich das Kloster Clairvaux in einem Thale liegt, so ruhen doch seine Grundfesten auf den heiligen Bergen. Hier zeigt sich Gott wunderbar und wirkt außerordentliche Dinge zur Ehre seines Namens; hier erringen die Thoren wieder Weisheit; hier erneuert sich der innere Mensch, wenn der äußere abnimmt; hier werden die Stolzen demütig, die Reichen werden arm, und die Finsternis der Sünde wird von der Wirkung des Lichtes zerstreut. Hier ist nur ein Herz und eine Seele unter so vielen Menschen, die sich aus den verschiedensten Ländern zusammengefunden haben. Hier genießen sie beständig eine geistige Freude in der Hoffnung der ewigen Seligkeit, deren Vorempfindung sie schon in diesem Leben beglückt .... Unter ihnen sehe ich einen Gottfried von Peronne, einen Wilhelm von Saint Omer und so viele andere große Männer, die ich ehemals in

der Welt kannte, und die jetzt keine Spur mehr von ihrem früheren Stande blicken lassen; denn während sie ehedem ihren Kopf hochtrugen, obwohl sie nur Gräber voll Totengebeine waren, sind sie jetzt heilige Gefäße, die den Schatz aller christlichen Tugenden in sich schließen."

Der hl. Bernhard, der seinem Orden so großen Aufschwung verliehen hat, ist zugleich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der christlichen Kirche. „Er vereinigte in sich", wie Hurter so schön sagt, „die Eigenschaften des dem innigsten Leben in Gott sich hingebenden Ordensbruders und des Lenkers der großen Weltangelegenheiten, hier begeistert sein Flammenwort zum Kriege für den Glauben, und dort entfällt durch seine Friedensmahnung den Gewappneten das Schwert, kehrt unter die Hadernden der Friede; sein Ausspruch entscheidet, wer St. Peters rechtmäßiger Nachfolger sei, und bewahrt die Kirche vor inneren Gefahren durch gewagte Lehrsätze; an seinen Rat wendet sich deren Oberhaupt, wie der demütige Ordensbruder; Bistümer und Erzbistümer, die ihm angeboten werden, weist er von der Hand, und doch umzieht ihn, wo er erscheint, höheres Ansehen als Bischöfe und Erzbischöfe altberühmter Sitze; und dieses alles wird erhöht durch seine Demut, durch seine unermeßliche Liebe zu den Menschen, durch seine Hingebung an die Kirche und durch seine Gottesfurcht." — Der hl. Bernhard, von Gott schon im Leben durch eine unbeschreibliche Zahl der beglaubigtsten und vor den Augen einer ganzen Volksmenge gewirkten Wunder verherrlicht, wurde auch nach seinem Tode in der Kirche hochverehrt und wegen des hohen Wertes seiner Schriften den großen Kirchenlehrern beigezählt. Der Cisterzienserorden verehrt ihn als seinen zweiten Stifter; daher der Name „Bernhardiner".

Um dieselbe Zeit (im J. 1120) gründete der hl. Norbert den Orden der Prämonstratenser. Er war von Geburt ein reicher Edelmann aus Xanten am Rhein und befand sich außerdem im Besitze reicher Pfründen. Eines Tages ward er durch einen Blitz, der neben ihm herabfuhr und ihn zu Boden warf, so erschreckt, daß er sich auf der Stelle entschloß, ein anderes Leben anzufangen. (Vgl. I. 767.) Seine einträglichen Pfründen gab er auf, teilte sein Vermögen unter die Armen aus und fing an, barfuß als Bußprediger Frankreich zu durchwandern. Seine erschütternden Worte machten allenthalben tiefen Eindruck und bewegten die Menschen zur Buße. Hierauf stiftete er in dem wilden Thale Prämonstrat bei Laon ein Kloster und befolgte darin mit seinen Gefährten die Regel des hl. Augustin, womit er das Studium der Wissenschaften, das Predigtamt und die Seelsorge verband. So entstand der Prämonstratenserorden, der nachher der Kirche so wichtige Dienste leistete. Er dehnte sich in der Folge über die

ganze christliche Welt aus, und namentlich erfreuten sich Deutschland und die nördlichen Länder seiner gesegneten Wirksamkeit. Der heilige Stifter starb als Erzbischof von Magdeburg — eine Würde, die er nur mit Widerstreben angenommen hatte, und in der er nichts an seiner Lebensweise änderte, sondern wie von einem hohen Lehrstuhle herab die Welt an die Nichtigkeit des Irdischen und an den Ernst der Ewigkeit mahnte.

Durch die Kriege mit den Mohammedanern und die Streifzüge der Seeräuber waren viele Christen in die Sklaverei der Ungläubigen geraten. Ihr Los war höchst traurig, da sie nicht bloß leibliche Bedrückung ertrugen, sondern auch in großer Gefahr schwebten, den heiligen Glauben zu verlieren. Hören wir, zu welchen Opfern die Liebe der Gläubigen in jenen Zeiten fähig war. Zur Loskaufung der gefangenen Christensklaven stifteten die hh. Johannes von Matha und Felix von Valois im Jahre 1198 den Orden der allerheiligsten Dreifaltigkeit oder der Trinitarier, welcher von Papst Innocenz III. (1198—1216) die Bestätigung erhielt. Von allen Seiten empfingen sie milde Gaben zur Ausführung ihres edelmütigen Vorhabens, und Johannes selbst unternahm wiederholt gefahrvolle Reisen in die Länder der Ungläubigen, wobei er oft vieles zu leiden hatte. So hatte er einst in Tunis nach unsäglichen Mühen und Drangsalen 120 Christen befreit, entrann aber nur wie durch ein Wunder dem sichern Tode. Denn in ihrer Bosheit hatten die Ungläubigen sein Schiff alles Segel- und Steuerwerkes beraubt und es in die hohe See hinausgestoßen. Auf den Herrn vertrauend flehte aber der Mann Gottes um Hilfe von oben, hängte seinen Mantel und die seiner Genossen gleich Segeln auf und stimmte, das Kreuz in der Hand, Psalmen an. Und siehe! ein günstiger Wind trieb das Schiff in wenigen Tagen in den Hafen von Ostia bei Rom. — Zu demselben Zwecke gründete im Jahre 1223 der hl. Petrus von Nolasko unter dem Schutze des Königs von Aragonien und der Mitwirkung des hl. Raymund von Pennafort den Orden zu unserer lieben Frau zur Loskaufung der Gefangenen, den 1230 Papst Gregor IX. (1227—1241) bestätigte. Die Mitglieder gelobten nicht bloß ihre ganze Habe, sondern, wo es nötig würde, auch sich selbst zur Auslösung von Gefangenen hinzugeben. Zu den vielen, welche als Geisel unter den Ungläubigen zurückblieben, gehört auch der hl. Raymund Nonnat, welcher unter Erduldung unsäglicher Martern acht Monate lang in der Gefangenschaft schmachtete. Die Wüteriche durchbohrten ihm mit einem glühenden Eisen beide Lippen und legten ihm ein Schloß an den Mund, um ihn vom Predigen

abzuhalten. Dieser Orden allein hat noch vom Jahre 1492 bis 1691 nicht weniger als 16947 Christensklaven befreit. (Hist. polit. Bl. Bd. 62. S. 185.)

Noch manche Orden traten um jene Zeit ins Leben oder erreichten, wenn auch früher schon vorhanden, damals ihre höchste Blüte; so der Orden der Karmeliter, der Augustiner, der Serviten, der Antoniter, der Cölestiner, der Brigittinnen u. a. m. Es würde aber zu weit führen, den Ursprung und das höchst segensreiche Wirken aller dieser geistlichen Genossenschaften auch nur kurz anzugeben. Von zweien jedoch muß noch Erwähnung geschehen, vom Dominikaner- oder Prediger- und vom Franziskaner-Orden; denn mit ihrer bewunderungswürdigen Ausbreitung und Wirksamkeit beginnt gleichsam ein neuer Abschnitt der Kirchengeschichte. Beide unterscheiden sich von den meisten früheren Orden erstens durch ihren Zweck, mit dem beschaulichen Leben zugleich das thätige, die Ausübung des Lehr- und Predigtamtes zu vereinigen; zweitens durch das Gesetz, daß nicht nur der einzelne, sondern auch das Kloster nichts besitzen und von Almosen leben sollte; deswegen wurden sie „Mendikanten- oder Bettelorden" genannt. — Fragen wir nach dem Grunde, warum der Herr gerade in damaliger Zeit diese beiden Orden zugleich erweckte, so finden wir ihn in dem Bedürfnisse jener Zeit. Der Feind, gegen welche jene Orden, die so laut die Armut und die Demut, die christliche Selbstverleugnung und den Gehorsam predigten, zu kämpfen berufen waren, ist eigentlich, so lange die Welt steht, immer derselbe; es ist der Geist des Stolzes und des Ehrgeizes, der Habsucht und der niedern Begierlichkeit, der Geist dieser Welt, der dem Geiste der Kinder Gottes entgegengesetzt ist. Dieser Geist mochte auch damals beim Aufblühen des Handels und der Gewerbe in die Herzen vieler Gläubigen sich eingeschlichen haben. Allein damals drohte noch eine andere besondere Gefahr. Es gab da viele, welche der Kirche ihren äußerlichen Glanz zum Vorwurfe machten und unter der Maske der Scheinheiligkeit sich von ihr lossagten. Sie verachteten die rechtmäßige Autorität der Kirche, erklärten die Kirche für befleckt und sündhaft, verwarfen das Priestertum und die heiligen Sakramente und täuschten durch äußere Armut und Strenge um so leichter die unbefangenen Gläubigen. Sollten diese gefährlichen Irrlehren ausgerottet werden, sollte der trotzige, heuchlerische Sektengeist, der gegen die kirchlichen Maßregeln unbeugsam blieb, nicht noch mehr um sich greifen, sondern selbst zum demütigen Glauben und zum Gehorsam gegen die Kirche zurückgeführt werden, so bedurfte es apostolischer Männer, die durch Wort und Beispiel diese Unglücklichen zu gewinnen suchten, die mit der äußeren Strenge des Lebens zugleich den demütigsten Glauben und Gehorsam gegen die Kirche vereinigten.

Solche hat der Herr, der allzeit mit seiner Kirche ist, ihr damals in den von dem hl. Dominikus und dem hl. Franziskus gestifteten Orden geschenkt. Vernehmen wir in Kürze die Stiftung und Wirksamkeit beider Orden.

Der hl. Dominikus, im Jahre 1170 zu Calaroga in Spanien geboren, ließ schon frühzeitig erraten, zu welch großen Dingen der Herr ihn auserkoren habe. Als er noch auf der Universität Valencia studierte, verkaufte er während einer Hungersnot sogar seine Bücher, um die Not der Armen zu lindern; ein anderes Mal ging ihm das Elend einer Frau, deren Sohn unter den Mohammedanern in der Gefangenschaft schmachtete, so zu Herzen, daß er in Ermangelung des Loskaufpreises sich selbst als Lösegeld hingeben wollte. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, widmete er sich mit feurigem Eifer dem Predigtamte, um die Gläubigen zu bestärken und die Irrenden wieder zu der Kirche zurückzuführen. Sein ganzes Auftreten, die Art seiner Predigt, sein Verhalten gegen die Mitmenschen, alles ließ in Dominikus gar bald den Apostel Christi erkennen. Streng gegen sich, arm und demütig, mit entblößten Füßen das Land durchziehend, war er in seiner Liebe zu den Menschen nie zu besiegen. Als man ihn einmal fragte, woher er denn seine Predigten schöpfe, antwortete er: „Aus dem Buche der Liebe; da findet man über alles Belehrung." Satan, den Urheber aller Ketzereien, glaubte er nicht besser überwinden zu können, als indem er vertrauensvoll zur Gottesmutter, der demütigen Magd des Herrn, flehte, von welcher die Kirche in ihren Gebeten rühmt, daß „sie allein alle Ketzereien in der ganzen Welt besiegt habe". Mit großem Eifer verbreitete er daher die Andacht des heiligen Rosenkranzes. (Vgl. Bd. III. Seite 577.) Innocenz III., um das Wohl der Verirrten besorgt, bestellte den hl. Dominikus wegen seines Eifers bleibend zum Glaubensprediger im südlichen Frankreich, wo die Ketzerei am meisten herrschte. Peter von Castelnau, welchen ebenfalls Innocenz III. mit derselben Sendung betraut hatte, war bereits von den Ketzern ermordet worden. Aber Dominikus achtete gleich Paulus sein Leben für gering, um es ganz dem Seelenheile zu weihen. Er erkannte jedoch wohl, daß für einen so großen Zweck, wie er ihn sich vorgesetzt hatte, nicht fruchtbringender und nachhaltiger könnte gewirkt werden, als von einer großen geistlichen Genossenschaft, die sich insgesamt dieser Aufgabe mit voller Hingebung widmete. Da es nun Gott gefiel, ihm Männer zuzuführen, die sich zu dem nämlichen Zwecke mit ihm vereinigten, so bemühte er sich, die Bestätigung der neuen Gesellschaft von dem Oberhaupte der Kirche zu erhalten. Diese wurde ihm auch von Honorius III. im Jahre 1216 gewährt in

Erwartung, „die Brüder würden Vorkämpfer des Glaubens und wahre Lichter der Welt werden.“ Weil Papst Honorius dem neuen Orden das Predigtamt zur besondern Pflicht machte, so hat der Orden nachmals den Namen „Predigerorden“ erhalten. Unermüdliche Anstrengung zur Förderung des geistlichen Wohles der Mitmenschen, insbesondere durch Eifer für den wahren Glauben und durch Belehrung des Volkes vermittelst der Predigt — dies war der große Zweck, den der hl. Stifter seinem Orden vorgesetzt hatte. Weil er aber selbst aus Erfahrung am besten wußte, wie wenig mit der bloßen mündlichen Predigt für das Heil der Menschen gethan sei, wenn sie nicht auf das kräftigste durch das Beispiel heldenmütiger Tugend unterstützt werde, so machte er seinem Orden ein Leben der äußersten Armut und der vollkommensten Entsagung zur Pflicht. Auf der ersten allgemeinen Versammlung seiner Söhne zu Bologna im Jahre 1220 wurde von dem heiligen Stifter die Satzung, daß kein Besitz dürfe angenommen werden, entweder zuerst aufgestellt oder bestätigt. Ansehnliche Güter, die man ihm dort schenken wollte, wies er zurück und zerschnitt die ausgestellte Urkunde vor den Augen des Bischofs. Bei der allgemeinen Versammlung der Brüder im folgenden Jahre zählte der Orden schon 60 Klöster. Nicht lange darnach, als der hl. Dominikus eben im Begriffe war, unter den Jazygen, die man für das roheste aller ungläubigen Völker hielt, das Evangelium zu verkünden, ereilte ihn zu Bologna der Tod am 6. August 1221. Er verschied mit der letzten Ermahnung an seine Brüder: „Habet Liebe, bewahret die Demut, trennet euch nicht von freiwilliger Armut!“

Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich der Orden des hl. Dominikus nach allen Ländern. Überall entzündeten seine Söhne den Eifer des Volkes durch die Predigt des göttlichen Wortes. Bis nach Mittelasien verbreiteten sie das Christentum oft unter den bittersten Entbehrungen und grausamsten Martern. Welche Ausdehnung bereits im Jahre 1252 ihre Missionen im Osten hatten, zeigt schon die Widmung eines von Papst Innocenz IV. (1243—1254) verfaßten Schreibens an „seine geliebten Söhne, die Predigerbrüder, welche in den Ländern der Saracenen, Griechen, Bulgaren, Kumanen, Syrer, Goten, Jakobiten, Armenier, Indier, Tartaren, Ungarn und anderer Ungläubigen im Osten das Evangelium verkünden.“ — Unter den apostolischen Männern aus dem Dominikanerorden, die im Norden und Osten das Evangelium predigten, glänzt besonders als heldenmütiger Glaubensbote und erstaunlicher Wunderthäter der hl. Hyacinth. Er war aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter Schlesiens

entsprossen und schon im Jahre 1218 mit mehreren Polen und zwei Edelleuten aus Deutschland zu Rom in den jungen Orden des hl. Dominikus eingetreten, wo er aus den Händen des heiligen Stifters selbst das Ordenskleid empfangen hatte. Wohin dieser Apostel den Fuß setzte, da mußte der Götzendienst dem Lichte der Wahrheit weichen. Er gründete zahlreiche Schulen und Klöster, predigte in Böhmen, Polen, Preußen, Dänemark, Schweden und Rußland, in welchen Ländern damals noch viele Heiden lebten. Selbst bis zur großen Tartarei, bis nach Thibet und Kathay, der nördlichsten Provinz Chinas, soll dieser Glaubensheld sich den Weg gebahnt haben. Er starb im Jahre 1257, dem zweiundsiebenzigsten seines thatenvollen Lebens, und ward wie im Leben so nach dem Tode durch außerordentliche Wunder von Gott verherrlicht. — Während die Missionäre und Prediger unter christlichen und heidnischen Völkern so segensreich das Evangelium verkündigten, wirkten viele ihrer Brüder an den öffentlichen Schulen und Universitäten als Lehrer und Erzieher. Manche von ihnen, z. B. der selige Albertus der Große und sein noch größerer Schüler, der hl. Thomas von Aquin, besaßen nicht bloß bei ihrer Mitwelt einen gefeierten Namen, sondern sind durch das helle Licht ihrer Wissenschaft zugleich Lehrer der nachfolgenden Zeitalter geworden. Da jedoch von der Pflege der Wissenschaft im Mittelalter schon oben gehandelt worden, so möge es hier genügen zu bemerken, daß der Orden des hl. Dominikus sich ein vorzügliches Verdienst darum erworben hat. — Noch sei zum Ruhme dieses heiligen Ordens erwähnt, daß er der Kirche Gottes über 800 Bischöfe, 150 Erzbischöfe, 60 Kardinäle und 4 Päpste, dem Himmel aber viele große Heilige geschenkt hat. — Auch der weibliche Orden des hl. Dominikus gelangte zu großer Blüte, förderte durch stilles Gebet und strenge Abgeschiedenheit von der Welt sowohl das eigene Heil als das Beste der andern Menschen und bereicherte den Himmel mit Heiligen. Sehr wohlthätig für die Welt war endlich auch der sogenannte dritte Orden, den der hl. Dominikus für Leute, die in der Welt lebten, stiftete, damit sie sich selbst heiligten, dem Dienste des Nächsten und der Übung guter Werke oblägen; die hl. Katharina von Siena und die hl. Rosa von Lima gehörten zu diesem Orden.

In jenem herrlichen Doppelgestirne, das, mit Anfang des 13. Jahrhunderts aus dem Schoße der Kirche sich erhebend, bald über alle Länder der Christenheit seine wohlthuenden Strahlen verbreitete, leuchtet als die zweite Sonne der hl. Franziskus, zu Assisi in Italien im Jahre 1182 von wohlhabenden Eltern geboren. Gott der Herr, der die Seelen seiner Auserwählten

durch Prüfungen läutert, bereitete auch die Seele des hl. Franziskus durch Widerwärtigkeiten zu dem großen Werke vor, wozu er ihn berufen hatte. Zuerst ließ er ihn in einem Streite, den seine Vaterstadt mit dem benachbarten Perugia führte, in die Gefangenschaft geraten. Als er nach einem Jahre wieder frei war, schickte Gott eine schwere Krankheit über ihn und suchte ihn dadurch für seine Einsprechungen immer mehr empfänglich zu machen. Franziskus wurde in dieser Schule der Prüfung und Demütigung ganz umgewandelt; er lernte der Welt absterben und verlor allen Sinn für ihre Freuden und Güter; er hörte von jetzt an nur auf die Stimme der Gnade, die sich in seinem Herzen so deutlich vernehmen ließ, und wandte sich mit der ganzen Glut seiner Seele dem Umgange mit Gott und dem Gebete zu. Als er einmal lange in einer Höhle betete, offenbarte sich ihm Christus in der Gestalt, wie er am Kreuze hing; so tiefes Mitleid prägte sich davon seinem Gemüte ein, daß er nie ohne Thränen daran denken konnte. Sein Herz entbrannte von Begierde, wie Jesus ein armes, der Welt gekreuzigtes Leben zu führen. Eines Tages, als er zu Assisi in der Kirche St. Maria von den Engeln der hl. Messe beiwohnte, vernahm er die Worte des Evangeliums: „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch Geld in euern Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege noch zwei Röcke noch Schuhe noch einen Stab.“ „Dies ist's, was ich suche“, rief er, „dies ist's, was ich von ganzem Herzen wünsche!“ und auf der Stelle warf er die geringe Barschaft, die er noch besaß, seinen Stab und seine Schuhe von sich, zog ein grobes, rauhes Gewand an, nahm einen Strick zum Gürtel und predigte seinen Mitbürgern Buße und Entsagung. Bald versammelten sich mehrere Schüler um den begeisterten Lehrer der evangelischen Armut. Dieses bewog Franziskus, eine gemeinschaftliche Lebensregel zu entwerfen und sie dem Papste zur Bestätigung vorzulegen. (S. Bd. II. Seite 627.) Von Rom, wo er von Innocenz III. im Jahre 1209 die Bestätigung erhielt, begab er sich mit seinen Brüdern auf ein kleines Stück Land, auf dem die Kapelle St. Maria von den Engeln stand, und welches er „seine Portiunkula“ (sein Teilchen) nannte. Hier lebte fortan der hl. Franziskus mit seinen Brüdern in treuer Übung der Armut, der Demut und des Gebetes. Von hier gingen seine Jünger aus als Herolde des Glaubens und, erfüllt mit der Kraft Gottes, predigten sie in den Städten und Dörfern. Das ärmliche Haus, das hier Franziskus mit den Seinen bewohnte, war die hl. Pflanzschule, aus welcher der Orden des hl. Franziskus sich bald über die ganze christliche Welt verbreitete. — Zu dem zweiten Generalkapitel am Pfingstfeste 1219 fanden sich schon Brüder

aus fast allen Ländern der christlichen Welt ein, und im ganzen waren über 5000 versammelt. Weil das Kloster St. Maria von den Engeln viel zu klein war, so baute man auf dem Felde Hütten aus Binsen und Stroh. Es erschollen die Chöre der Singenden und die Stimmen der Betenden in so erbaulicher Andacht, daß der anwesende Kardinal Ugolino ausrief: „Hier ist wahrlich ein Heerlager des Herrn!“ Gegen 500 Novizen baten um Aufnahme. — Fünf Glaubensboten des neuen Ordens hatten damals bereits in Marokko ihr Blut vergossen, und jetzt wurden andere nach Afrika und Griechenland, nach England und Ungarn gesendet. Der hl. Franziskus selbst, voll glühenden Verlangens nach der Märtyrerkrone, zog an der Spitze von 12 Brüdern nach Syrien und predigte im Lager der Saracenen unerschrocken den christlichen Glauben. (Vgl. I. 779.) Durch Gottes Fügung kehrte er wieder nach Italien zurück, durchzog die Städte und Flecken Umbriens und Toskanas, erschütterte durch seine Worte und Wunder alle Menschen und bekehrte sie zu Gott. In dem Herzen des hl. Franziskus aber wuchs die göttliche Liebe mit jedem Tage. Höchst wunderbar ist eine Gnade, mit der ihn Gott für seine große Liebe zu dem bitteren Leiden Jesu belohnte. Als er am Morgen des Festes Kreuzerhöhung 1235 auf dem Berge Alverno betete, drückte ein himmlischer Seraph ihm die heiligen fünf Wundmale ein, die bis zu seinem Tode sichtbar waren, und aus denen häufiges Blut floß. Nach einem an Gnaden und Wundern überreichen, in der Liebe Gottes und der Menschen so ganz verzehrten Leben starb Franziskus in Portiunkula am 4. Oktober 1226, in seinem 45. Lebensjahre.

Der Orden der „minderen Brüder“, so sollten sich die Söhne des hl. Franziskus nennen, vergrößerte sich immer mehr. Im Jahre 1264, also 38 Jahre nach dem Tode des hl. Stifters, zählte er schon 33 Provinzen, über 8000 Häuser und mehr als 200000 Mitglieder. Wer kann ermessen, wie viel Gutes diese große Zahl von Streitern Gottes in einem dem Dienste Gottes und dem Heile des Nächsten ganz geweihten Leben vollbracht, wie viel Gutes sie in andern geweckt und gefördert hat? Nicht bloß in den christlichen Ländern führten sie die Seelen von Sünde und Irrtum zurück, schützten andere und leiteten unzählige zum Himmel, sondern auch zu den Heiden drangen sie überall vor und benetzten fast alle Länder mit ihrem Schweiße und ihrem Blut. Dem berühmten Franziskaner Johannes von Monte Corvino gelang es, bis nach dem jetzigen Peking, der Hauptstadt des chinesischen Reiches, vorzudringen, wo er viele Tausende taufte, eine Kirche erbaute und im Jahre 1330 starb, nachdem er 16 Jahre zuvor von Klemens V.

zum Erzbischofe von Peking war ernannt worden. Wohl verdient war daher das ausgezeichnete Lob, welches der weise Papst Pius II. den Söhnen des hl. Franziskus spendete: „Sie sind", so sagte er, „die auserlesenste Schar in dem heiligen Kriege; aller Orten durchziehen sie das Christenheer; jetzt schützen sie diesen, jetzt einen andern Teil; sie wehren den Hinterhalt ab, brechen den Sturm der Feinde, stehen stets gerüstet, stets auf der Vorwache, damit wir der Ruhe genießen. Durch die ganze Christenheit, überall sind sie." — Unter den apostolischen Männern dieses Ordens strahlt besonders der demütige hl. Antonius von Padua. In ihm waren die Macht der Rede, der bewunderungswürdige Glanz der Heiligkeit und zugleich die erstaunlichste Wundergabe so vereinigt, daß auch die verstocktesten Sünder tief erschüttert wurden und in Thränen zerflossen. Ein glänzendes Beispiel hiervon sehen wir an der plötzlichen Sinnesänderung des barbarischen Fürsten Ezelin, der 15 Jahre hindurch mit schrecklicher Grausamkeit in der Lombardei gewütet, auf den der Bannfluch dreier Päpste keinen Eindruck gemacht hatte. Als der Bote Gottes vor seinen Thron hintrat und ihm die ernsten Aufträge des Allerhöchsten überbrachte, da erwarteten die Wachen, der hl. Antonius werde solche Unerschrockenheit schwer büßen müssen. Ezelin aber, ganz betroffen durch das göttliche Licht, das, wie er sagte, von dem Heiligen ausging, stieg vom Throne, legte sich einen Strick um den Hals und beschwor Antonius kniefällig und mit Thränen, daß er ihm Verzeihung seiner Sünden von Gott erlangen möge. Der Heilige predigte in Italien, in Frankreich, in Spanien. Wo die Kirche nicht groß genug war, errichtete er seine Kanzel auf öffentlichen Plätzen und freiem Felde. Weil er durch die Macht des göttlichen Wortes die Ketzerei besiegte, wurde er „der beständige Hammer der Ketzer" genannt. Papst Gregor IX. (1227—1241) nannte ihn, da er zu Rom seiner Predigt beiwohnte, voll Bewunderung „die Arche des Bundes". Schon im Leben war er wie ein Heiliger verehrt, und als er am 13. Juni 1231, erst 36 Jahre alt, zu Padua starb, riefen die Kinder auf den Straßen aus: „Der Heilige ist tot." Sein Grab wurde bis auf den heutigen Tag durch Wunder verherrlicht. Als man im Jahre 1263 seine heiligen Reliquien erhob, um sie in der prachtvollen, ihm zu Ehren erbauten Kirche beizusetzen, da fand man alles Fleisch verzehrt, aber die Zunge ohne jedes Merkmal der Verwesung.

Auch auf dem Felde der Wissenschaft standen die Söhne des hl. Franziskus jenen des hl. Dominikus würdig zur Seite. Mit Bewunderung lauschten an den großen Universitäten Tausende von Schülern auf die Worte der Weisheit, die von den Lippen dieser

erleuchteten Lehrer flossen. Unter ihnen ragen vor allen hervor Alexander von Hales, der hl. Bonaventura und Duns Skotus, welche sich unsterbliche Namen in der kirchlichen Wissenschaft erworben haben. Der Orden des hl. Franziskus hat der Kirche 5 Päpste, 45 Kardinäle, viele Bischöfe, sehr viele Heilige und Märtyrer gegeben. — Auch diesem Männer-Orden schließt sich wiederum ein weiblicher Orden an, der demselben hl. Stifter seine Regel verdankt. Denn als im Jahre 1212 die hl. Clara sich des weltlichen Schmuckes entkleidete und aus den Händen des hl. Franziskus das Kleid der Buße empfing, vereinigten sich mit ihr bald noch viele andere Jungfrauen, die, wie sie vom Geiste Gottes beseelt, die Lebensregel des Heiligen befolgten. Auch dieser Orden, der zuerst den Namen der „armen Frauen" trug, später nach der hl. Clara sich nannte, blühte herrlich empor und wuchs mit der Zeit bis zur Zahl von 25000 gottgeweihten Jungfrauen.

Der hl. Franziskus sah sich noch zur Stiftung eines dritten Ordens genötigt. Denn da sehr viele sich fanden, die mit heißem Verlangen seinem Orden sich anzuschließen begehrten und doch durch unzertrennliche Bande an die Welt gefesselt waren, so wußte der gotterleuchtete Mann auch Abhilfe für dieses Bedürfnis. Er verfaßte im Jahre 1221 eine Regel, deren Befolgung, mit jedem Stande vereinbar, das Leben in der Welt vor seinen großen Gefahren schützte und es zum Leben christlicher Vollkommenheit und zum herrlichsten Vorbild für die Mitmenschen machte. Dieser sogenannte dritte Orden fand in allen Ländern unglaublichen Zudrang. Der hl. Ludwig, König von Frankreich, die hl. Elisabeth von Thüringen nebst manchen andern Heiligen haben diesem Orden angehört.

Roheit und Streitlust im Mittelalter. — Investiturstreit. — Ketzereien. — Bußprediger. — Fromme Kongregationen und Reformen. — Humanisten. — Abendländisches Schisma.

42 a) Indessen wucherte auch Unkraut im Acker Gottes neben der guten Saat (Matth. 13). Es gab verderbliche Kriege und Fehden, mancherlei Frevel, Gewaltthaten und Ärgernisse.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß neben der reichen Fülle von Gutem und Schönem, welche das Mittelalter vor unserm Blicke entfaltet, auch viele Ausbrüche wilder Leidenschaft, viele Züge von Roheit und Grausamkeit uns begegnen. In dem so kräftigen, willensstarken und thatendurstigen Geschlechte jenes Zeitalters trieben die Regungen des Guten, aber auch die Macht des Bösen leicht ins Ungemessene. Häufig war die öffentliche Sicherheit durch Raub

und blutige Fehden gefährdet. Als im 9. und 10. Jahrhunderte die wilden Horden der Normannen und Magyaren ins Land einfielen und alles furchtbar verwüsteten, bauten große Gutsbesitzer, Herzoge und Grafen auf steile Anhöhen oder schroffe Felswände Burgen, die sie mit tiefen Gräben und gewaltigen Türmen deckten, um sich und das Ihrige zu schützen. Stand zum Unglücke ein machtloser König an der Spitze des Volkes, so erwachte unter den Vornehmen nicht selten ein wilder Trotz; man überfiel von diesen Bergschlössern die Reisenden und plünderte sie aus; man erlaubte sich gegen die Nachbarn Gewaltthaten und blutigen Frevel. Neid, Eifersucht und Eroberungslust fachten unter den Großen des Landes den Streit zur hellen Flamme an, und ganze Provinzen wiederhallten von dem Waffengeklirre einheimischer Fehden und Kriege. Oft begegneten sich die Interessen mächtiger Familien: Grund genug, um die bitterste Feindschaft auf viele Geschlechter zu vererben. — Wer sollte diesem Unwesen steuern? Der König sah sich oft von seinen Fürsten verlassen, und zu tief steckte das Übel in der Natur, besonders bei den kriegerischen Deutschen, bei denen das Recht der Selbsthilfe und die Pflicht der Familie, an dem Feinde Blutrache auszuüben, von alters her einheimisch war. Konnte ja ein letzter Rest jener Barbarei, das Duell oder der Zweikampf, trotz aller Vorkehrungen von Kirche und Staat bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet werden. Hier ist aber wiederum die segensreiche Thätigkeit der katholischen Kirche dankbar anzuerkennen. Sie war es, welche die rohen Gemüter bezähmte und mehr als einmal das Zurücksinken in die alte Barbarei verhinderte. Vergeblich suchte Kaiser Heinrich III. auf dem Reichstage zu Konstanz (J. 1043) einen allgemeinen Landfrieden zu bewerkstelligen; die Kirche mußte dem Beschlusse Nachdruck verleihen, und so ward festgesetzt, daß von Mitwoch Abend bis Montag Morgen, vom ersten Tage der Adventzeit bis acht Tage nach Epiphanie, vom Anfange der Fasten bis acht Tage nach Pfingsten alle Fehden ruhen sollten unter Strafe des Kirchenbannes. Für Geistliche, Mönche, Nonnen, Kaufleute, Frauen, Pilger und Landleute galt der Friede während des ganzen Jahres. Dieser „Gottesfriede“ verhinderte unzählige Freventhaten, führte allmählich zu milderer Gesittung und legte einstweilen der rohen Kampflust den einzigen Zügel an, den diese noch dulden mochte.

b) Als im elften Jahrhunderte ein Kaiser, der verblendete Heinrich IV., Bistümer und Abteien nach Laune an die Unwürdigsten vergab oder gar verkaufte, und der Papst mutig dem heillosen Mißbrauche wehrte,

entspann sich ein langwieriger Streit, Investiturstreit genannt, in dem die Kirche nur nach harten Prüfungen den Sieg errang.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, diesen Streit, der sich ein halbes Jahrhundert zwischen der Kirche und den weltlichen Machthabern hinzog, umständlich zu erzählen; nur das Notwendige soll hier angeführt werden, um zu zeigen, daß die Kirche für ihr gutes Recht kämpfte und nicht anders als durch Gottes unverkennbaren Beistand siegte. Nachdem die Fürsten der abendländischen Reiche in die Kirche eingetreten, waren viele darauf bedacht, dieselbe freigebigst auszustatten; sie schenkten Bischöfen und Äbten ganze Landgebiete als Lehen zum Besitze, wodurch diese landesherrliche Rechte erhielten. Nach und nach nahmen aber die weltlichen Herrscher das Recht in Anspruch, die Bischöfe und Äbte durch feierliche Überreichung des Stabes und des Ringes, gleich den übrigen weltlichen Lehensträgern, mit ihren Stellen zu belehnen oder zu investieren. Dieser Gebrauch führte mit der Zeit zu den verderblichsten Übelständen. Ring und Stab sind an und für sich Zeichen der geistlichen Würde und Gewalt. Nach dem Charakter jener Zeit, welche die äußere Form von der Sache nicht leicht unterschied, gewann es demnach den Anschein, als stehe dem Fürsten das Recht und die Vollmacht zu, nebst dem weltlichen Lehen auch das geistliche Amt zu übertragen. Ein noch ärgerer Übelstand lag darin, daß die Besetzung der Bistümer zum höchsten Nachteile der Kirche ganz in die Hand weltlicher Fürsten geriet, indem diese mit Umgehung aller kirchlichen Gesetze Ring und Stab nach Willkür vergaben, sogar schändlicher Weise wie eine käufliche Sache feil boten. Es ist leicht begreiflich, daß Bischöfe, die mit Geld ihre Würde erkauft hatten, sich auch nicht scheuten, Weihen und Kirchenämter wieder um Geld zu verkaufen. Da aber kein gewissenhafter Christ es wagte, das Heiligste durch das Laster der Simonie zu erkaufen, so gelangten auf solche Weise die kirchlichen Pfründen und Ämter in den Besitz ganz unwürdiger Vorsteher, die, statt die Schafe Christi zu weiden, ihnen das entsetzlichste Ärgernis gaben und häufig nicht einmal die alten Kirchengesetze in betreff der Ehelosigkeit der Priester beobachteten. Das war ein heilloser Zustand; die Kirche, die freie Braut Christi, wurde von gottlosen Unterdrückern in Knechtschaft gehalten und mit schmählichen Fesseln beladen; ihre mit dem teuern Blute Jesu erkauften Kinder waren der mütterlichen Obhut und Pflege beraubt und den treulosen Mietlingen anvertraut!

Unter diesen traurigen Umständen bereitete Gott, der gütige Schirmer seiner Kirche, ihr einen glorreichen Sieg über ihre Unter-

jocher. Gerade als das böse Spiel besonders in Deutschland und in der Lombardei am ärgsten getrieben wurde, saß auf St. Petri Stuhl der hl. Papst Gregor VII. (1073—1085.) Derselbe verband mit der hohen Weisheit, in der er das Übel klar durchschaute, die notwendige Kraft und Entschlossenheit, um die entsprechenden Heilmittel anzuwenden. Auf einer Kirchenversammlung zu Rom (J. 1074) erließ er die strengsten Gesetze gegen Simonie und verordnete, daß niemand, der durch Geld ein geistliches Amt erlangt habe, es behalten könne; ferner schärfte er mit heiligem Ernste die alten Cölibatsgesetze ein und gebot, daß kein Priester es wage, das heilige Amt zu verwalten, wenn er nicht ehelos und jungfräulich lebe; und wofern es frevelhafter Weise jemand thue, untersagte er dem Volke, der geistlichen Amtsverrichtung eines solchen Priesters beizuwohnen. Wie Gregor voraussah, führten ihn seine ernsten Maßregeln zu einem furchtbaren Kampfe mit allen Schuldbeladenen, die nicht den Willen hatten, reuevoll diesen Beschlüssen sich zu fügen. Allein der Papst scheute für die heiligste Sache der Kirche und für seine eigene strenge Gewissenspflicht den Kampf nicht. In festem Gottvertrauen hob er auf einer im folgenden Jahre nach Rom berufenen Versammlung der Bischöfe noch einen weiteren Mißbrauch, der die Quelle alles Übels war, auf, indem er allen weltlichen Fürsten die Investitur geistlicher Stellen unter der Strafe des Bannes verbot. Gregor hatte noch aus kluger Besonnenheit den König von Deutschland, Heinrich IV., durch liebevolle und väterliche Ermahnung vor jenem Schritte zu gewinnen gesucht, und der König hatte wirklich Besserung versprochen. Aber jetzt setzte er plötzlich den Absichten des Papstes frevelhaften Trotz entgegen. Er fuhr fort, Kirchenämter durch Überreichung von Ring und Stab an Unwürdige zu vergeben; ja, so sehr wurde am Hofe des Königs das Heiligste geschändet, daß mit den Edelsteinen der heiligen Kirchengefäße seine Buhlerinnen prangten. Als die Klagen über solche Vergehen und über arge Bedrückung des Volkes dem Papste Gregor gemeldet wurden, wollte er in seiner Milde und Gerechtigkeitsliebe den Schuldigen dennoch nicht ungehört verurteilen, sondern ließ den König auf ein Konzil der Bischöfe in Rom zur Verantwortung vorladen. Heinrich spottete der Einladung und hielt zu Worms eine Versammlung mehrerer unwürdiger Prälaten, durch die er den Papst für abgesetzt erklären und dieses ihm in einem schimpflichen Schreiben „an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch" mitteilen ließ. Solch frevelhaftem Treiben durfte Gregor nicht gleichgiltig zusehen; er sprach deshalb voll Schmerz über die traurige Verblendung des Königs die Exkommunikation über ihn aus und entband infolge dessen die

Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams, bis der König Beweise einer wahrhaft bußfertigen Gesinnung geben werde.(22)

Heinrich achtete anfangs auch des Kirchenbannes nicht; erst als er dessen ernste Wirkungen eintreten sah, wurde er nachgiebig. Die früheren Anhänger fingen an, den Gebannten allmählich zu verlassen; die Reichsfürsten versammelten sich noch in demselben Jahre (1076) zu Tribur und erklärten dem König: weltbekannt sei seine Lasterhaftigkeit und Treulosigkeit; zu große Geduld habe man mit ihm gehabt; dennoch wollten sie sich der Entscheidung in seiner Sache enthalten und dem Endurteile des Papstes alles anheimstellen; es sei übrigens altes Reichsgesetz, daß, wenn der König ein ganzes Jahr lang im Kirchenbanne sei, ohne die Lossprechung zu erlangen, er das Recht auf die Krone für immer verwirkt habe. — Nun wurde Heinrich eingeschüchtert, und um noch ernsteren Dingen vorzubeugen, eilte er mitten im Winter über die Alpen, um vom Papste die Lossprechung vom Banne zu erhalten. Diese wurde ihm auch von Gregor zu Kanossa (1077) erteilt, nachdem er zuvor einer dreitägigen Kirchenbuße*) sich unterzogen und das Versprechen gegeben hatte, daß er dem Urteile des Papstes sich fügen wolle. Leider hielt Heinrich nicht Wort. Er ließ sich von den schlechten lombardischen Großen sogleich auf seinem Rückzuge wieder gegen den Papst umstimmen und nahm eine drohende Stellung gegen ihn ein; die Reise nach Deutschland, wohin der Papst sich begeben wollte, um Ordnung herzustellen, hintertrieb er. — Die deutschen Fürsten wählten jetzt Rudolph von Schwaben zum Könige, obwohl ihnen der Papst von diesem Schritte abgeraten hatte. Darüber entbrannte nun der furchtbarste Bürgerkrieg. Auf Heinrichs Seite standen alle simonistischen Bischöfe und Äbte. Seine Kriegsscharen richteten entsetzliche Verheerungen an, drangen sogar in die Kirchen ein und entweihten das Heilige. Gregor bemühte sich immer noch, Heinrich zur Be-

*) Nach der damaligen Sitte und Kirchenzucht darf diese öffentliche Buße des Königs nicht befremden. Wie in früherer Zeit Theodosius der Große, so leisteten auch später noch Kaiser und Könige strenge Kirchenbuße, wie Kaiser Ludwig I., ferner Kaiser Otto der Große, der barfuß vor dem Bischofe von Halberstadt Buße that, um die Lossprechung von der Exkommunikation zu erhalten; dasselbe thaten Robert II., König von Frankreich, Sueno, König von Dänemark (im J. 1071) u. a. Übrigens hatte Gregor dem Könige diese Buße keineswegs auferlegt, vielmehr bediente sich Heinrich dieses Mittels, um den Papst zu nötigen, ihm die Lossprechung zu erteilen. Dieser hatte nämlich wegen des Leichtsinns und der Treulosigkeit des Königs allen Grund, mißtrauisch gegen ihn zu sein; weshalb er sich auch vor ihm in das feste Schloß Kanossa zurückgezogen hatte. Nachdem der König jedoch die Buße gethan, ließ der Papst ihn zu sich und gewährte ihm unter väterlicher Ermahnung die Lossprechung. (Vgl. Hergenröther, Kirchengeschichte.)

sinnung zu bringen und sich auf gütlichem Wege mit ihm zu verständigen. Zuletzt, als all sein Bemühen fruchtlos geblieben, sprach er auf einer Kirchenversammlung zu Rom (1080) über ihn aufs neue die Exkommunikation und Absetzung aus. Heinrich dagegen ließ auf einer Synode abtrünniger Bischöfe den unversöhnlichsten Feind Gregors als Gegenpapst erwählen. Er brach mit einem Heere gegen Rom auf und nahm nach einer dreijährigen Belagerung die Stadt ein. Gregor aber, in der Engelsburg eingeschlossen, ließ sich nicht im mindesten einschüchtern. Der tapfere Normannenherzog Robert Guiskard kam noch im rechten Augenblicke dem Papst zu Hilfe, und Heinrich mußte aus Rom zurückweichen. Gregor begab sich seiner Sicherheit halber nach Salerno, wo er (1085) starb. Vor seinem Tode beteuerte er noch, daß er nur für die Verteidigung der Gerechtigkeit diesen schweren Kampf geführt habe. Papst Gregor VII., den die Kirche als Heiligen verehrt, hatte zwar den vollständigen Sieg seiner Sache nicht erlebt, aber er hatte mit unerschrockenem Mute die Bahn gebrochen, und weil auch die folgenden Päpste dem Beispiele Gregors folgten, errangen sie endlich die herrlichen Früchte dieses Kampfes, den sie für die Befreiung der heiligen Kirche Gottes geführt hatten.

Zwar beharrte Heinrich IV. bei seinem ruchlosen Treiben bis zu seinem Ende. Flüchtig und der Krone verlustig starb er zu Lüttich (1106). Sein Sohn Heinrich V., der anfangs für das Wohl der Kirche sich günstig gezeigt hatte, betrat bald die Wege seines Vaters. Er bestand auf der Investitur der Bischöfe, bedrängte den Papst schwer, ja ließ ihn sogar einmal samt den Kardinälen gefangen nehmen und rief auch auf sein Haupt den Bannfluch herab. Nachdem er den Kampf mit der Kirche während der Regierung dreier Päpste Paschalis II. (1099—1118), Gelasius II. (1118—1119) und Kalixtus II. (1119—1124) mit List und Gewalt fortgeführt, ließ er sich endlich durch die liebevolle Ermahnung und Bitte des letztgenannten Papstes zu einem für die Kirche günstigen Vergleiche bewegen. Derselbe wurde zu Worms (J. 1122) abgeschlossen und lautete seinen wichtigsten Bestimmungen nach also: „Der Kaiser übergiebt Gott, dem heil. Petrus und der katholischen Kirche jede Belehnung durch Ring und Stab, gestattet der Geistlichkeit in allen Teilen seines Reiches freie Wahl, sagt der römischen Kirche alle Unterstützung zu und verspricht allen erhobenen Beschwerden Abhilfe; die Belehnung mit den Reichsgütern soll von nun an durch das Reichs-Scepter geschehen." Dieser Vertrag, den man das Wormser oder Kalixtinische Konkordat nennt, wurde dem am Ufer des Rheins versammelten Volke feierlich vorgelesen und von allen Guten mit dem freudigsten Jubel begrüßt.([23])

c) Hierauf erhoben sich Irrlehrer und schürten das Feuer des Aufruhrs erst gegen die geistliche, dann auch gegen die weltliche Obrigkeit: in Frankreich die Albigenser, in Oberitalien die Waldenser, in England die Wiklefiten, in Böhmen die Husiten.

Auch bei der so innigen und allgemeinen Glaubenseinheit der Christen des Abendlandes während des Mittelalters war der neidische Feind der Menschen fortwährend bemüht, diese so schöne Einheit zu zerreißen und den Glauben, welcher der Anfang und die Wurzel aller Gerechtigkeit ist, zu verfälschen oder ganz zu zerstören. Dazu bediente er sich, wie zu allen Zeiten, der falschen Propheten oder Irrlehrer. Schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts verleitete Hochmut und eitler Wissensdünkel einen Mann in Frankreich, Berengar von Tours, zum Unglauben gegen das Dogma von der wirklichen Verwandlung des Brotes und Weines im allerheiligsten Altarssakramente. Nachdem er zuvor schon zweimal vor dem Richterstuhle der Kirche widerrufen, aber jedesmal sich treulos gezeigt hatte, schwur er endlich zu Rom vor Papst Gregor VII. seinen Irrtum ab und starb, wie wenigstens versichert wird, reumütig und im Glauben der Kirche. — In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts traten mehrere fanatische Betrüger auf, welche die gottlosesten Irrtümer predigten, und während sie sich gegen den Reichtum der Kirche zu erheben vorgaben, lebten sie selbst in der schändlichsten Schwelgerei. So im südlichen Frankreich Peter von Bruis, in Belgien Tanchelm, im nördlichen Frankreich Eon oder Eudo von Stella. Ziemlich bald wurde dem frechen Beginnen all dieser Schwärmer ein Ziel gesetzt. — Aber andere Sekten tauchten nun auf, die größere Verbreitung fanden und bedrohlicher für die Kirche wurden. Dies sind die Sekten der Waldenser und Albigenser und später die der Wiklefiten und Husiten. Alle diese trugen deshalb einen höchst bösartigen Charakter, weil sie nicht bloß einzelne Lehrsätze der Kirche bekämpften, sondern die kirchliche Autorität selbst zu vernichten und zugleich die weltliche Autorität zu untergraben suchten.

Die Waldenser nahmen ihren Ursprung von Petrus Waldus, einem reichen Lyoner Kaufmanne, der (ums Jahr 1160) in den Irrtum verfiel, daß gänzliche Armut für jeden notwendig zur Seligkeit sei. Er entsagte daher seinem Besitze, warf das Geld den Bettlern hin und forderte jedermann auf, das gleiche zu thun. Da den Anhängern dieses Irrtums das Lehren untersagt wurde, wandten sie auf sich die Worte der heiligen Schrift an: „Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen" und sagten sich los vom Gehorsam gegen die Kirche. Sie kamen immer weiter

in der Verirrung infolge ihrer Verbindung mit den Katharern und später mit den Husiten und Protestanten. Diese Sekte fand Verbreitung im Süden von Frankreich und in Oberitalien, wo sie noch gegenwärtig eine geringe Zahl von Anhängern hat.

Um dieselbe Zeit griffen die noch schädlicheren Irrtümer der Albigenser in der bedrohlichsten Weise um sich. Die Sekte hat ihren Namen von der Stadt Albi in Frankreich bekommen wegen der vielen Anhänger, die sie in dieser Stadt und in der Umgegend zählte. Dort hatten sich nämlich Sektierer zusammengerottet, welche die Kirche für verdorben erklärten, sich selbst aber Katharer, d. h. die Reinen nannten, obwohl sie den gottlosen manichäischen Irrtümern und einer verderblichen Sittenlehre huldigten. Ihr Bestreben ging dahin, Kirche und Staat zugleich umzustürzen. Weil sie viele verführten, hören wir schon den hl. Bernhard über das große von ihnen angerichtete Verderben klagen: „Die Kirchen sind leer, das Volk ohne Priester, die Sakramente ohne Achtung; so stirbt das Volk ohne Hilfe der Kirche, ohne Buße und Bekehrung" Als sie die Belehrung und Ermahnung der Kirche nicht achteten, ja den päpstlichen Abgesandten Peter von Castelnau ermordeten, ließ Papst Innocenz III. (1209) einen Kreuzzug gegen sie predigen, indem er laut erklärte, „diese Ketzer seien ärger als Sarazenen". Erst nach zwanzigjährigem Kampfe konnte ihr Trotz gebrochen werden. Damit jedoch dieses große Übel der Ketzerei nicht bloß äußerlich überwunden, sondern auch aus den Herzen ausgerottet werde, erweckte Gott, wie bereits oben bemerkt wurde, gerade damals die beiden Orden der Dominikaner und Franziskaner, welche durch Wort und Beispiel der Ketzerei siegreich entgegenwirkten und viele Verirrte in den Schoß der Kirche zurückführten. Auch traf der Papst, um dem im Verborgenen fortschleichenden Sektengeiste kräftig entgegenzuwirken, eine weise und notwendige Maßregel: er setzte die sogenannte Inquisition, das ist ein Gericht ein, welches über die Reinerhaltung des Glaubens wachen sollte. Folgendes Verfahren war vorgeschrieben: alljährlich ein- oder zweimal sollte der Bischof in den von der Ketzerei angesteckten Gegenden die Diöcese bereisen und in jeder Pfarrei zuverlässige und eidlich verpflichtete Männer auswählen, die der Ketzerei nachspüren und dem Bischofe Bericht erstatten sollten. Die zur Anzeige gebrachten Thatsachen sollten dann genau ermittelt, Anklage und Verteidigung gehört, und nach Befund der Sache das Urteil gefällt werden. Die Schuldigen wurden, falls sie hartnäckig in ihrem Irrtum verharrten, der weltlichen Gewalt zur Bestrafung übergeben, weil die Ketzerei auch vor dem weltlichen Gesetze als Verbrechen galt. Den Reuigen hingegen wurde eine leichte Kirchenbuße auferlegt.(24)

Mit demselben Geiste der frechsten Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Autorität, wie die erwähnten Sekten, trat nach der Mitte des 14. Jahrhunderts in England Wiklef, Professor zu Oxford, hervor. Nebst vielen andern Irrtümern behauptete er, wenn der Papst, ein Bischof oder ein Priester sündige, verliere er seine Gewalt, mithin seien alle in einer Todsünde erteilten Weihen oder Taufen ungiltig; Könige und Fürsten müßten, wenn sie in schwere Sünden verfielen, der Regierung entsagen; die weltlichen Herren könnten nach Wohlgefallen die zeitlichen Güter der Kirche nehmen, wenn die, welche sie besitzen, zu sündigen pflegten; alles geschehe durch unbedingte Notwendigkeit; Gott müsse dem Teufel gehorchen u. s. w. — Welches Unheil solche Lehren anzurichten imstande waren, ist klar; und nur zu bald zeigte es die Erfahrung, als umherziehende Prediger dieselben unter das Volk ausstreuten. Es entstand ein blutiger Aufstand; Kirchen wurden geschändet, Kruzifixe und Heiligenbilder zertrümmert, Geistliche und Mönche erschlagen, selbst der Erzbischof Simon von Canterbury und der Großprior der Johanniter fielen unter den Streichen der Sektierer; sogar der König kam in Gefahr. Durch strenge Maßregeln wurde die Irrlehre in England fast gänzlich unterdrückt; aber leider wurde sie bald auf den böhmischen Boden verpflanzt, wo sie noch weit schlimmere Früchte trug.

Junge böhmische Edelleute, die an der Universität Oxford studierten, brachten die gottlosen Lehren Wiklefs in ihre Heimat und verbreiteten sie mit allem Eifer. Einer derselben, Hieronymus von Prag, der sich dabei besonders hervorthat, pflegte zu sagen: „Wer Wiklefs Bücher nicht studiert, dem ist nur die Rinde der Wissenschaften, aber nicht der Kern und die Wurzel bekannt.“ Ein Professor der Prager Universität, Johannes Hus,*) trat an die Spitze dieser neuen Richtung und wurde ein heftiger Verteidiger mehrerer Wiklefitischen Irrlehren. Die gegen Wiklefs Lehren ergangene kirchliche Verurteilung erklärte er für falsch und ungerecht. Er übersetzte die gefährlichste Schrift Wiklefs ins Böhmische und pries öffentlich von der Kanzel Wiklef als einen Mann, bei dem er nach dem Tode zu sein wünsche. Als Rektor der Universität benutzte er seinen ganzen Einfluß, die Wiklefitischen Grundsätze an dieser Lehranstalt zu verbreiten, Grundsätze, die jede kirchliche und weltliche Ordnung umstürzen mußten. Im Zustande der Todsünde, behauptete er, verliere der Mensch alle geistliche und weltliche Gewalt, die er besitze; der Gehorsam gegen die Vorsteher der Kirche sei eine

*) In der czechischen (tschechischen) Sprache ist das s immer geschärft, also sprich: Huß, Hussiten..

Menschenerfindung; selbst Petrus sei nicht das Oberhaupt der Kirche gewesen; Gott habe von Ewigkeit her einen Teil der Menschen ohne Rücksicht auf ihr Verdienst zur ewigen Verdammnis bestimmt; die Kirche bestehe nur aus den zur Seligkeit Vorherbestimmten, und da man ohne göttliche Offenbarung nicht wissen kann, ob ein Papst zur Seligkeit vorherbestimmt sei, so könne man auch nicht wissen, ob er der wahren Kirche oder der Synagoge des Teufels angehöre, u. s. w. Schon die Universität von Paris, welche von Prag aus über diese Lehre zu Rate gezogen wurde, fällte das Urteil, „daß sie ein verderblicher, ärgerlicher Irrtum sei, welcher alle Rebellion, allen Ungehorsam und endlich den Fluch Chams nach sich ziehe". Was von dem Verhalten der Husiten gegen das Einschreiten der geistlichen Obrigkeit zu erwarten war, läßt sich nach all diesem leicht erraten.

Als Hus von dem Erzbischof von Prag zur Untersuchung gezogen wurde, schlug seine Partei öffentlich Schmähschriften auf den Erzbischof an und verhöhnte ihn durch freche Gassenlieder. Auf das Verbot der Predigt achtete Hus nicht und erklärte, der Priester bedürfe keiner Sendung zum Predigen, weder vom Papst noch vom Bischofe. Nun wurde über Hus der große Bann, und über den Ort, wo er sich aufhalte, das Interdikt ausgesprochen. Er aber appellierte an Christum und erklärte damit, daß er niemand auf Erden als Richter anerkenne. Von König Wenzel aus Prag verwiesen, lebte er bei befreundeten Edelleuten und beschäftigte sich mit Abfassung verderblicher Schriften; häufig predigte er bei ungeheurem Zulauf auf offenem Felde und reizte durch die schmählichsten Reden über den Papst, die Kardinäle und die Geistlichkeit das Volk auf. Zu gleicher Zeit wurden seine Irrtümer durch Hieronymus von Prag in Polen und durch einen andern seiner Anhänger in Mähren verbreitet. — Unterdessen wurde zu Konstanz das allgemeine Konzil eröffnet, und auf Betreiben des Kaisers Sigismund mußte Hus dort erscheinen. Die Väter des Konzils behandelten Hus mit großer Schonung und Milde. Als er aus seinen eigenen Schriften der Ketzerei überwiesen war, forderten sie ihn auf, zu widerrufen. Es wurde ihm dazu lange Bedenkzeit gegeben, ihm vorgestellt, daß auch andere große Männer geirrt, aber widerrufen hätten. Vergebens! Alles scheiterte an dem unbeugsamen Starrsinne dieses Mannes. Obgleich exkommuniziert, feierte er doch noch das heilige Meßopfer, hielt Predigten an das Volk und schmähte gegen den Papst. Das Konzil sah sich endlich genötigt, ihn durch feierliches Urteil als einen unverbesserlichen Häretiker zu erklären, entsetzte ihn seiner priesterlichen Würde und degradierte ihn unter den üblichen Ceremonien. Darauf wurde er der weltlichen Gewalt zur Bestrafung übergeben. Noch einmal machte Kaiser Sigismund den Versuch, ihn zum Widerruf

zu bewegen; allein Hus blieb unbeugsam, erklärte das Konzil für eine Versammlung von Pharisäern und starb in großer Hartnäckigkeit auf dem Scheiterhaufen (1415). Dies war nämlich die Strafe, welche das weltliche Gesetz für hartnäckige Ketzerei bestimmte, und wozu Hus selbst sich in Prag öffentlich bereit erklärt hatte, falls er auf dem Konzil der Ketzerei überwiesen würde.*) Dasselbe Los traf im folgenden Jahre seinen Freund Hieronymus von Prag.

Als die Nachricht von Husens Tod nach Böhmen kam, thaten seine Anhänger ihrem Ingrimm keinen Einhalt mehr; in Prag erhoben sie einen wütenden Aufstand, verwüsteten die Häuser der Katholiken, mißhandelten und töteten sogar Mönche und Priester; der Erzbischof entfloh kaum noch dem Tode. Auch auf dem Lande wurden die guten Priester verjagt und ihre Stellen mit Husiten besetzt. Hoch wurde jetzt das Banner der Empörung gegen die Kirche erhoben und jeder rechtmäßigen kirchlichen Autorität Hohn gesprochen. Auf einem Landtage wurde von dem husitischen Adel ein heftiges Schreiben an das Konzil zu Konstanz beschlossen und sofort, von 452 Baronen und Herren untersiegelt, abgeschickt; ein Bündnis wurde eingegangen, gemeinschaftlich die Freiheit der Predigt zu verteidigen, der kirchlichen Gewalt nur, wenn sie der hl. Schrift gemäß handle, zu gehorchen und in allem die Aussprüche der Prager Universität zu beobachten. — Mit der Empörung gegen die Kirche hatte man angefangen, nach einigen Jahren erfolgte die Empörung gegen den Thron. Ziska, der sich an die Spitze der aufständischen Husiten gestellt hatte, berief eine Reichsversammlung von Abgeordneten aller Gegenden Böhmens und zog darauf wie ein Fürst in Prag ein. Dem Könige ward der Gehorsam aufgekündigt; Ziska durchzog an der Spitze drohender

*) Nur mit Unrecht kann man in der Vollstreckung dieser Todesstrafe eine Verletzung des Geleitsbriefes sehen, den Hus von Sigismund empfangen hatte. Derselbe war ihm, wie es schon aus dessen Fassung erhellt, ausgestellt worden, um ihn gegen jedes Unrecht, nicht aber gegen die gesetzliche Strafe, wenn er derselben als schuldig erkannt würde, zu schützen. Hus hatte nämlich auf seiner Reise nach Konstanz die Erbitterung der Deutschen zu befürchten; denn er war die Seele und der Führer der stockböhmischen Partei, welche nicht nur die Deutschen zur massenhaften Auswanderung genötigt, sondern auch viele Deutsche erschlagen hatte. Der kaiserliche Geleitsbrief oder Reisepaß sollte ihn daher gegen etwaige Unbilden oder Mißhandlungen schützen. Daß aber derselbe den Hus auch gegen die nachher erfolgte Verurteilung, gegen die Auslieferung an die weltliche Macht und gegen die Vollstreckung des Todesurteils hätte schützen sollen, das ließ sich damals weder der Kaiser noch das Konzil noch auch Husens Partei einfallen. Selbst in dem bittern und leidenschaftlichen Schreiben, welches nach Husens Hinrichtung der husitisch-gesinnte böhmische Adel an die Kirchenversammlung erließ, ist mit keiner Silbe einer Verletzung des Geleitsbriefes gedacht. Erst später, als der Parteigeist sich bis zu blindem Hasse gesteigert hatte, und jede Waffe willkommen war, wurde auch diese Verleumdung hervorgesucht.

Rebellen das Land, zerstörte die Klöster und richtete entsetzliche Verwüstungen an; vor keinem Greuel, vor keiner Grausamkeit schauderten die Schrecklichen zurück. Besonders schlimm erging es überall, wo Ziska erschien, den Mönchen, und vielen derselben schlug er eigenhändig mit seinem Streitkolben den Schädel gerade an der Stelle ein, wo die Tonsur war. Sehr bald war ganz Böhmen in der Gewalt der Rebellen. Vergebens wurden große Kreuzheere gegen sie aufgeboten, die im Verein mit Kaiser Sigismund gegen sie kämpften. Unter Prokop, Ziskas Nachfolger, fielen sie sogar in Österreich, Ungarn und Deutschland verheerend ein und verbreiteten weithin panischen Schrecken. Nach langen Unterhandlungen gelang es endlich der Baseler Synode, zuerst die gemäßigtere Partei der Husiten, später (1436) auch die übrigen mit der Kirche zu versöhnen. Nur ein kleiner Teil erhielt sich im geheimen in der Absonderung von der Kirche, welcher später den Namen der böhmischen oder mährischen Brüder bekam.

d) So wurde zwar der Kirche der Friede wiedergegeben; und Männer, mächtig durch Wort und Wunderkraft, wie der hl. Vincenz Ferrerius und der hl. Johannes von Kapistran, durchzogen die Länder, den Fürsten und dem Volke Buße predigend.

So oft die Kirche von außerordentlichen Gefahren bedroht ist, gewährt ihr auch Gott außerordentliche Hilfe. Dieses bewährte sich auch zu dieser Zeit, wo Ketzereien großes Unheil anstifteten und eine sittliche Erschlaffung vielfach unter dem Volke und dem Klerus sich eingeschlichen hatte. Gott weckte gewaltige Bußprediger, die Städte und Landschaften durchzogen und Tausende aus dem Todesschlummer weckten. Einiger möge Erwähnung geschehen. Der heilige Vincenz Ferrerius († 1419) durchwanderte nicht bloß fast alle Provinzen Spaniens, seines Vaterlandes, sondern auch Frankreich, Italien, England, Irland und Schottland. Aus allen Städten, zu denen er kam, gingen ihm Bischöfe und Prälaten, Edelleute und Fürsten an der Spitze des Volkes entgegen; selbst Papst Martin V. (1417—1431) und die Könige von Spanien und Frankreich kamen, ihn zu empfangen, wenn er predigte, wo sie sich aufhielten. Die Zahl seiner Zuhörer belief sich nicht selten auf 80 000 Menschen. Er predigte mit so hinreißender Kraft und übermenschlicher Beredsamkeit, daß die größten und verstocktesten Sünder, von Schrecken ergriffen, laut ihre Sünden bekannten. Sogar 25 000 Juden und 8000 Mohammedaner bekehrten sich in Spanien allein zum christlichen Glauben. Solche Bekehrungen waren nicht bloß seiner Predigt, sondern auch der außerordentlichen

Heiligkeit seines Lebens und der ihm von Gott verliehenen Wunderkraft zuzuschreiben. Er besaß wie die Apostel die Gabe der Sprachen, so daß er, wenn er auch nur in seiner Muttersprache predigte, von Menschen aus allen Ländern verstanden wurde. — Eine gleiche Macht in Bekehrung der Sünder wie diesem Dominikaner war einem Franziskaner, dem hl. Johannes von Kapistran († 1456) verliehen, der in den mehr östlichen Ländern wirkte. Losgekauft aus dem Kerker, worin er als Kriegsgefangener schmachtete, trat er in den Orden des hl. Franziskus ein. Als gewaltiger Bußprediger durchwanderte er zuerst die Dörfer und Städte Italiens. Der Eindruck, den sein Wort und sein ganzes Auftreten machte, die wunderbare Umwandlung, die allenthalben durch seine Predigt im Leben der Menschen vorging, erwarben ihm schnell einen Ruf, der über die Grenzen Italiens hinausging. Auf Ersuchen Kaiser Friedrichs III. wurde er vom apostolischen Stuhle nach Deutschland gesendet. Wie ein Gesandter Gottes ward er hier aufgenommen; seine Erscheinung, seine Worte, die Heilungen, die er an den Kranken wirkte, verbreiteten im Volke eine so große Ehrfurcht gegen ihn, daß man sich glücklich schätzte, sein Kleid zu berühren. Obwohl er lateinisch predigte und das Gesagte durch einen Dolmetscher dem Volke mitteilte, hörten ihn alle mit Schluchzen und Thränen. So durchreiste er, Sünder bekehrend und Kranke heilend, Österreich, Mähren und Böhmen, wo 11 000 Husiten in seine Hand die Irrlehre abschwuren, dann Deutschland; hierauf rief ihn König Kasimir, um das große Verlangen seines Volkes zu befriedigen, nach Polen. Überall erschütterten seine Predigten die Menschen zur Buße und Sinnesänderung, zum Aufgeben des Wuchers, der Ungerechtigkeit und anderer Laster; viele entschlossen sich zu einem ganz Gott geweihten Leben. Zuletzt predigte er in Ungarn. Hier war es auch, wo er durch seine Zuversicht dem schon zurückweichenden christlichen Heere wieder Mut gab. Unerschrocken führte er es, mit dem Kreuze in der Hand, gegen die herandringenden Türken und feierte einen glorreichen Sieg. — Neben ihm verdient auch als Bußprediger der heilige Bernhardinus von Siena († 1444) besondere Erwähnung, aus dessen Schule Kapistran hervorgegangen war. Dieser heilige Mann, der den Namen Jesus stets auf seinen Lippen trug, entflammte viele erkaltete Herzen durch das Feuer der göttlichen Liebe, von dem er glühte. Das Wort Gottes glich in seinem Munde einem zweischneidigen Schwerte, womit er die Herzen durchdrang, Wunden der Reue und Zerknirschung schlug und so heilte. Mit diesem glühenden Eifer predigte er in den meisten Städten Italiens. — Ganz in seine Fußstapfen trat bald nach seinem Tode ein anderer Franziskaner, der

gottselige Bernhardinus von Feltre († 1494). Seine Wirksamkeit erstreckte sich über das ganze nördliche und mittlere Italien und umfaßte einen Zeitraum von dreißig Jahren. In den Städten gründete er fromme Vereine, von denen ohne Wucher den Bedürftigen Geld dargeboten und so dem Wucher gesteuert wurde; an allen Orten ließ er schlechte Schriften, alle unsittlichen und abergläubischen Gegenstände auf einen Haufen tragen und sie unter dem Namen „Teufelshaufen" verbrennen; die streitenden Parteien wußte er mit dem Wahlspruche zu vereinigen, den er öffentlich in den Straßen singen ließ: „Pars mea Deus in aeternum", „Meine Partei ist Gott in Ewigkeit." — Um dieselbe Zeit wirkte in den Niederlanden Theodorich von Münster mit apostolischer Kraft. Unermüdlich durcheilte er die Städte und Ortschaften, und Gott verlieh ihm eine Macht, die Sünder zu erschüttern und zu bekehren, die der des hl. Johannes Kapistran ähnlich war. Noch als achtzigjähriger Greis am Tage seines Todes (11. Dez. 1515) hatte er die Kanzel bestiegen und in einer Rede voll Kraft und Salbung auf seinen nahe bevorstehenden Übertritt in die Ewigkeit sich bezogen. An demselben Tage fanden ihn die Brüder auf seiner Zelle in knieender Stellung mit gefaltenen Händen als eine Leiche. — Auch wirkte in jener Zeit kräftig am Heile der Seelen die von Gerhard Groote († 1384) zu Deventer in Holland gestiftete Kongregation, die schnell einen hohen Ruf erlangte und von Holland aus über Westfalen, Sachsen selbst bis nach Süddeutschland eine weite Verbreitung fand. Viele durch Frömmigkeit und segensreiches Wirken ausgezeichnete Männer, zu denen auch der gottselige Thomas von Kempen (1471) gehört, gingen aus ihr hervor. — Zu Köln und Straßburg predigte um die Mitte des 14. Jahrhunderts Johannes Tauler († 1361) mit solchem Eindruck, daß keiner seiner Zeitgenossen glaubte, es vollständig beschreiben zu können.

So sehr auch in dieser Zeit der vielfach eingetretene Verfall der Ordenszucht zu beklagen war, so war dieser Verfall doch keineswegs so allgemein, als man angiebt. Es gab auch damals in den Klöstern noch viele eifrige und berufstreue Männer. Luther selbst bezeugt dieses mit den Worten: „Im Papsttum habe ich unter den Mönchen viele gesehen, so da mit rechtem großem Ernste viele große schwere Werke thaten, dadurch sie möchten gerecht und selig werden" (Walch. VIII. 2458). Fromme Ordensleute waren es auch, die sich dem großen Abfalle noch am kräftigsten entgegenstemmten, weshalb sie so häufig heftig verfolgt und von Luther so bitter getadelt wurden. -- Wir begegnen selbst in dieser Zeit sehr rühmlichen Bemühungen, die Ordenszucht in den Klöstern in

all ihrer Strenge wieder herzustellen. So blühte zu dieser Zeit die Benediktiner-Kongregation, benannt von der hl. Justina. Die Wiege dieser schönen Stiftung war das alte und berühmte Kloster der hl. Justina zu Padua, von dem ein Zeitgenosse rühmt, daß „gleichwie die Kirche dieses Klosters angefüllt sei mit Reliquien der Heiligen, so das Kloster selbst voll von gelehrten und frommen Mönchen". Hier legte der Vorsteher des Klosters Ludovico Barbo den Grund zu jener herrlichen Kongregation, die nicht bloß zahlreiche Klöster des hl. Benedikt, sondern auch andere Orden zur strengeren Observanz zurückführte. Ähnliches leistete in Deutschland die Bursfelder Kongregation, die ums Jahr 1502 neunzig Abteien umfaßte, und deren ernstes Streben es war, den Benediktinerorden nach der ursprünglichen Regel des hl. Stifters zu erneuern. Ein gleiches Bestreben finden wir bei den Frauenklöstern. So glänzte bei den Clarissinnen die hl. Coletta († 1447). Dieselbe gründete einen strengeren Zweig dieses Ordens, der in Savoyen, Frankreich, Burgund u. s. w. günstige Aufnahme fand. Und welches herrliche Zeugnis, daß auch damals der Sinn für die strengste Selbstverleugnung in der Kirche nicht ausgestorben war, giebt uns nicht der hl. Franz von Paula († 1507) und sein Orden „der mindesten Brüder", der trotz seiner außerordentlichen Strenge eine große Verbreitung erhielt.

Der Sinn für heroische Tugenden und christliche Vollkommenheit beschränkte sich aber keineswegs auf die stille Einsamkeit des Klosters; er lebte auch noch in den andern Ständen und schuf selbst die strahlendsten Vorbilder der Heiligkeit. Den Patriarchensitz zu Venedig schmückte der hl. Laurentius Justiniani, der mit hohen Gnadengaben von Gott beschenkt und von einer staunenswerten Hingebung für seine Herde beseelt war († 1455). Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Florenz saß der hl. Antonin, der mit einer heroischen Strenge gegen sich selbst den bewunderungswürdigsten Hirteneifer vereinigte († 1459). In den Straßen Roms erbaute die hl. Franziska Romana, eine Frau vom vornehmsten Stande, durch die Werke der tiefsten Demut und aufopferndsten Nächstenliebe alle Vorübergehenden. In der Schweiz führte der selige Nikolaus von der Flüe ein so himmlisches, von fast allen leiblichen Bedürfnissen so losgelöstes Leben, daß alle Wissenschaft der Welt es nicht zu erklären vermag († 1487). Polen erfreute sich damals zweier seiner schönsten Zierden, des hl. Johannes Kantius († 1473) und des durch seine engelreine Unschuld und staunenswerte Abtötung gleich berühmten königlichen Prinzen Kasimir († 1483).

e) Dennoch glimmte das Feuer unter der Asche; ein frecher, neuerungssüchtiger Schwindelgeist war geweckt, und manche Übelstände trafen zusammen, um denselben zu nähren.

Von verderblichem Einflusse für den christlichen Glauben und die christliche Sitte waren die sogenannten Humanisten. Durch griechische Gelehrte nämlich, die nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (J. 1453) sich nach Italien flüchteten, war ein neuer, an sich löblicher Eifer für das Studium der alten heidnischen Klassiker erwacht, der jedoch bald in eine wahre Manie ausartete. Man ging in der Hochschätzung derselben so weit, daß man, nicht zufrieden, die äußere Form solcher Schriftwerke zu bewundern, auch den Inhalt derselben, ihre unchristlichen und unsittlichen Ideen in sich aufnahm. Mit unglaublicher Prahlerei gebärdeten sich die Pfleger der klassischen Studien, als ob das ganze Heil und jegliche Weisheit bei den alten Heiden zu suchen wäre. Geringschätzig und verächtlich blickten sie auf die alte christliche Wissenschaft. Darob kam es notwendig zum Kampfe zwischen den Geistlichen, als den Hütern der kirchlichen Wissenschaft, und den aufgeblähten Humanisten, als den Rittern des heidnischen Fortschrittes. Die daraus entstehende Abneigung gegen alles Kirchliche ward mächtig geschürt durch Parteischriften, welche jetzt infolge der erfundenen Buchdruckerkunst sich rasch verbreiteten. — Einen für die Religion ebenso schädlichen Einfluß brachte das Jagen nach Reichtum, welches seit dem Aufblühen der Städte und der Vermehrung der Erwerbsquellen allmählich Sitte geworden. Nebstdem hatte die Auffindung eines Seeweges nach dem östlichen Indien, die Entdeckung eines neuen, goldreichen Weltteiles im Westen neben vielen segensreichen Folgen auch jene unheilvolle, daß bei manchen sich die Lust nach Abenteuern regte, und das Sinnen und Trachten ganz dem Irdischen sich zuwendete.

Leider war in diesen schlimmen Zeiten die Hochschätzung der kirchlichen Autorität, die doch vor allem berufen ist, den einreißenden Übeln zu steuern, durch verschiedene traurige Ereignisse geschwächt. Da Rom von Parteien zerrüttet war, weilte der Papst seit 1305 in Frankreich, wo er im Jahre 1309 seine Residenz in der Stadt Avignon aufschlug. Dabei geriet er, mit Einbuße seines Ansehens, unter den Einfluß der äußerst selbstsüchtigen französischen Könige. Indessen fehlte in Italien der Zügel, um die zahlreichen, mit glühendem Hasse sich verfolgenden Parteien im Zaume zu halten. In Deutschland lag der bald übermütige, bald zaghafte Kaiser Ludwig der Bayer in beständigem Hader mit Papst Johann XXII. (1316—1334) und dessen Nachfolgern.

Als endlich Gregor XI. sich zur Freude der Christenheit (1377) wieder in Rom niederließ, gestalteten sich nach seinem Tode die Verhältnisse trostloser denn je. Die Kardinäle wählten den Italiener Urban VI.; nachher aber stellten die zahlreichen französischen Kardinäle einen Gegenpapst, Klemens VII. auf, welcher zu Avignon seinen Sitz aufschlug. Das Auskunftsmittel, welches 1409 das Konzil von Pisa anwendete, verschlimmerte nur noch die Lage der Kirche. Dasselbe erklärte beide Päpste, deren Rechtmäßigkeit bestritten war, nämlich Benedikt XIII., den Nachfolger von Klemens VII., und Gregor XII., den Nachfolger Urbans, für abgesetzt und wählte Alexander V., dem bald Johann XXIII. nachfolgte. Jeder von diesen dreien fand aber seine Anhänger, und so gaben sich drei Kirchenfürsten zugleich für den rechtmäßigen Papst aus. Darin jedoch war die gesamte Christenheit einig, daß *ein* Papst als Oberhaupt die Kirche regieren müsse; nur über den Träger dieser Würde konnte man sich nicht verständigen. Es leuchtet somit ein, daß die Kirche damals ebenso wenig ihren wesentlichen Charakter der Einheit verlor, als dieses bei jeder Erledigung des Stuhles Petri durch den Tod eines Papstes der Fall ist; ebenso wenig, als ein Königreich seinen monarchischen Charakter verliert, wenn man sich zufällig über den Thronerben eine Zeit lang nicht vereinigen kann. Was die Gläubigen betrifft, so konnten sich dieselben mit gutem Gewissen nach dem Urteile ihrer Bischöfe richten, wodurch für ihr Seelenheil der Streit eigentlich von keinem Belange war. Ereignete sich doch der Fall, daß jeder von den Gegenpäpsten Anhänger zählte, die jetzt von der Kirche unter den Heiligen verehrt werden. Auf dem Konzil zu Konstanz wurde endlich die große abendländische Kirchenspaltung durch die Wahl Martins V. (1417) gehoben, indem die drei zweifelhaften Päpste dem allgemeinen Wohle der Kirche nachgeben mußten. Damit waren aber alle der Kirche geschlagenen Wunden noch lange nicht geheilt. Es konnte bei dem ungefähr 40 Jahre lang dauernden Streite nicht ausbleiben, daß in den Augen vieler das päpstliche Ansehen gewaltig sank; die kirchlichen Strafen, welche allzu häufig angewendet wurden, machten allmählich wenig Eindruck mehr. Zum Unterhalte der verschiedenen Päpste und ihrer Höfe mußten in den Ländern ihrer Anhänger drückende Steuern erhoben werden; dazu kam vielfacher Mißbrauch in Besetzung geistlicher Würden. Endlich gereichten einige Päpste ihrer Würde leider nicht zur Ehre.(25) Zwar hätte die Kirche in ihrer nie versiegenden Lebenskraft bei ruhiger Entwicklung alle diese Schäden überwunden, und bereits zeigten sich allenthalben glückliche Ansätze zu einer Besserung von innen heraus. Gleichwohl ist es nach dem Ge-

sagten klar, daß Zündstoff genug vorhanden war, um eine von frevelhafter Hand geschleuderte Brandfackel zum verhängnisvollen Brande werden zu lassen.

f) Es bedurfte daher nur einer Veranlassung, um das Feuer zu einem unheilvollen Ausbruche zu bringen. Diese ergab sich in Deutschland am Anfange des 16. Jahrhunderts. Tausende und Tausende fielen von der katholischen Kirche ab; es erfolgten blutige Kriege, Empörung, sittliches Verderben; die herrlichsten Stiftungen der frommen Vorzeit wurden zerstört, namenloses Elend für Zeit und Ewigkeit bereitet.

Die folgende Geschichte wird all dieses klar zeigen.

Rückblick auf die Geschichte von Konstantins Bekehrung bis zur Glaubensspaltung im 16. Jahrhunderte.

Nachdem wir in der Erzählung der Geschichte unserer heiligen Kirche bei einem neuen Abschnitte angelangt sind, erübrigt noch, einen kurzen Rückblick auf den durchlaufenen Zeitraum zu werfen. Wenn die Geschichte der Kirche in der ersten Periode ihres Bestehens, in den Zeiten ihrer blutigen Verfolgung, schon einen unwiderleglichen Beweis für ihre Göttlichkeit liefert, so ist auch ihre Geschichte in diesem zweiten Zeitraume, dem sogenannten Mittelalter, ebenfalls wieder ein neues herrliches Zeugnis für diesen ihren göttlichen Ursprung. Die Kirche hat von Gott die große Mission empfangen, die Menschheit wieder zu erneuern, sie vom Joche Satans und dem Tode der Sünde zu erretten, zu einem neuen Leben in Gott wiederzugebären und für Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Wenn wir nun sehen, wie getreu sie diese ihre erhabene Mission während des Mittelalters erfüllte, wie durch ihre Hand eine wahre Umgestaltung mit den Menschen vor sich gegangen, unermeßlicher Segen verbreitet worden ist, so können wir nicht umhin zu bekennen, daß wahrhaft eine göttliche Lebenskraft der Kirche innewohne, und daß der Baum nur vom Himmel sein könne, der so reiche himmlische Früchte getragen hat.

Ihrem Berufe getreu, hat die Kirche während dieses Zeitraumes unausgesetzt fortgefahren, das Licht des heiligen Glaubens immer weiter zu verbreiten. Nachdem durch Konstantin das römische Heidentum der Stütze der weltlichen Macht beraubt war, wurde die noch übrige heidnische Bevölkerung des römischen Reiches bald für den Glauben gewonnen. Nun erfüllte die Kirche an andern Völkern mit wahrhaft staunenswertem Erfolge ihre erhabene Mission. Als, wie auf eine höhere Anregung, jene massenhafte

Völkerwanderung sich erhob, und so viele barbarische Völkerschaften das Römerreich überfluteten, that die Kirche einen überreichen Fischfang. Durch ihre himmlische Lehre und die Kraft des göttlichen Geistes, der mit ihr ist, bändigte sie diese rohen, raub- und mordsüchtigen Horden und scharte sie zu der sanften Herde der Gläubigen. Auch damit begnügte sich die Kirche nicht, sondern, dürstend nach dem Heile der Seelen, suchte sie auch jene verwilderten Volksstämme auf, die in den entferntesten Ländern lebten, und durch die unerschrockene Hingebung ihrer hl. Glaubensboten, die selbst ihr Blut und Leben freudig opferten, gelang es ihr, endlich alle Völker Europas zum wahren Glauben zu bekehren und bis nach Afrika und in das fernste Asien das Kreuz Jesu Christi zu verpflanzen. — Seitdem nun aber der hl. Geist von den Herzen der Menschen Besitz genommen hatte, wurde auch durch seine Gnade das Antlitz der Erde erneuert. Verschwunden war der entsetzliche Götzendienst mit all seinen Lastern und Greueln, mit all seinen Menschenopfern,*) und überall kniete man vor den Altären des allerhöchsten Gottes. Ruinen gleich und auf ewig verlassen standen die großen Amphitheater, welche die Römer in allen bedeutenden Städten aufgeführt hatten, und in denen jährlich Tausende grausam verbluteten zum ergötzenden Schauspiele ihrer Mitmenschen. Erlöst sahen sich jetzt die vielen Millionen von Sklaven, die, oft ganz rechtlos und weniger als das Vieh geachtet, auf Märkte zum Verkaufe getrieben, nicht selten unschuldig zum Tode verdammt wurden; sie sahen sich jetzt von ihren Mitmenschen geliebt und als Brüder behandelt. Die tiefe empörende Herabwürdigung der Frauen, wodurch das Heidentum sich gebrandmarkt hat, hörte auf, und die christliche Frau stand in der hohen Ehre, die das Christentum dem Menschen überhaupt zuerkennt. Die Ehe war durch das Sakrament geheiligt. Überhaupt die Zeit der tiefsten Versunkenheit, des allgemeinsten Lebensüberdrusses, einer völligen Auflösung und Fäulnis der menschlichen Gesellschaft, wie sie uns der hl. Paulus im ersten Kapitel des Briefes an die Römer schildert, hatte nun aufgehört, das christliche Zeitalter hatte begonnen. Freude und Friede war durch die Gnade Gottes und durch die frohe Botschaft des Evangeliums in die neubekehrten Herzen eingezogen; christliche Sitte und Tugend fand in Familien und Staaten eine gedeihliche Pflege. Das rühmlichste Denkmal, das sich je ersinnen läßt, hat sich dadurch die Kirche gesetzt, und jedermann darf kniefällig Gott preisen für das Heil, welches durch die Bemühung der Kirche der Welt zu teil geworden ist.

*) Auch der Götzendienst der Germanen war nicht frei von diesen Greueln. S. Greith, Gesch. der altirischen Kirche. S. 340 ff.

Thöricht wäre es, die Wirksamkeit der Kirche zur Beglückung der Völker aus dem Grunde zu mißkennen, weil auch in dem christlichen Mittelalter noch grobe Vergehungen und Gewaltthaten vorgekommen sind. Niemand wird dieses leugnen; allein das bleibt die Schuld jener, die auf die Stimme der Kirche nicht hörten; die Kirche aber hat die Völker zu nichts anderem als zur Tugend und Gottesfurcht, zu zeitlichem und ewigem Glücke zu führen gesucht. Daß dieses ihrer aufopfernden Thätigkeit auch auf bewunderungswürdige Weise gelungen ist, bezeugt die Geschichte mit tausend und abermal tausend Stimmen. — Um nur einige allgemeine und unbestreitbare Thatsachen hier nochmals reden zu lassen, so ist Zeuge dieser fruchtbaren Wirksamkeit vor allem jene Einheit aller Völker des Abendlandes im wahren Glauben, der alle beglückte. Welche Kraft aber dieser Glaube auf die Herzen ausübte, davon zeugen die schweren Opfer, welche man für die Sache Gottes brachte, die edle Selbstverleugnung, womit reumütige Sünder schwere Bußen verrichteten, die begeisterte Aufopferung, womit vielmal ganze Völkerzüge nach dem Orient wallten, sich großen Beschwerden, harter Gefangenschaft und dem Tode aussetzten für die Ehre Jesu Christi. Zeuge von der fruchtbaren Wirksamkeit der katholischen Kirche in jener Zeit sind all die zahllosen Gotteshäuser, Klöster und Schulen, die sie überall erbaut, wodurch sie wie eine liebende Mutter sich in den Wildnissen niedergelassen, die rohen, uncivilisierten Menschen um sich versammelt, sie gelehrt, gepflegt, zu gesitteten Bürgern der Erde und Erben des Himmels gemacht hat. Als lautredende Zeugen der Wirksamkeit der Kirche und der Blüte unserer heiligen Religion stehen da die vielen geistlichen Orden, die damals entstanden, so schnell sich verbreiteten und in allen Ländern ihr segensvolles Wirken entfalteten; ferner die großen Päpste und Kirchenfürsten, die kämpften und duldeten für den Glauben, die ausgezeichneten Gottesgelehrten und Geistesmänner, die durch das Licht der Tugend und Wissenschaft glänzten, die vielen heiligen Männer und Frauen aus hohem und niederem Stande, die uns jene Zeit als herrliche Vorbilder aufgestellt hat. Zeuge von der gedeihlichen Wirksamkeit der Kirche sind die zahllosen, wohlthätigen Anstalten, welche die christliche Liebe damals für jede Gestalt des menschlichen Elendes erfunden und so freigebig ausgestattet hat. Die Heiden kannten solche Anstalten nicht, weil sie von der christlichen Liebe nichts wußten; nur im Schoße der Kirche können dieselben gedeihen.(26) Diese Anstalten sind die herrlichsten Beweise der tiefen Religiösität jener Zeit; aber ebenso zeugen dafür die zahllosen Schenkungen, die Gott gemacht, die majestätischen Dome, die ihm erbaut wurden, der innere Reichtum der Kirchen und die Pracht, womit

der Gottesdienst gefeiert wurde. Leider sind die meisten jener frommen Stiftungen und heiligen Vermächtnisse späterhin gottesräuberisch geplündert oder frevelhaft zerstört worden. — Wenn wir aber noch heute wahre Kultur und Religion besitzen, so vergessen wir nie, daß diese höchsten Güter der Menschheit nur durch die Kirche auf uns gekommen sind, und daß eben die Kirche die von Gott bestellte Hüterin und Bewahrerin dieser Güter ist. Wie Moses ehemals väterlich die Kinder Israels beschwor, in dem gesegneten Lande, wohin sie kommen würden, doch niemals des Herrn zu vergessen, der sie mit mächtigem Arm in dasselbe eingeführt, weil sonst der Fluch sicher über sie kommen werde; ebenso ermahnt uns jetzt die Kirche, uns selbst nicht frevelhafter Weise zu erheben, sondern Gott dem Herrn für seine Wohlthaten stets dankbar zu sein und der heiligen Religion, wodurch er unsere Voreltern aus der Nacht der Barbarei zur christlichen Gesittung geführt hat, beharrlich und von ganzem Herzen anzuhangen.

III. Von der Glaubensspaltung im 16. Jahrhunderte bis auf unsere Zeit.

1. Glaubensneuerungen. Uneinigkeit ihrer Anhänger. Verfolgung der Kirche.

Luthers Abfall von der Kirche. — Seine Irrlehre. — Ursachen ihrer schnellen Verbreitung. — Zwingli. — Calvin. — Die Wiedertäufer. — Ausbreitung der Irrlehre in verschiedenen Ländern und die hierzu angewandten Mittel.

43. a) Martin Luther, Professor zu Wittenberg, ein Mann von heftiger Gemütsart, erklärte sich anfangs gegen den Mißbrauch, welchen Unbesonnene mit dem Ablaß trieben (1517). Bald aber warf er sich eigenmächtig zu einem Reformator oder Kirchenverbesserer auf, zog gegen die geistlichen Obern, besonders gegen den Papst los, dessen oberhirtliche Macht er für Anmaßung und Tyrannei ausgab, die durch ihn ihr Ende finden sollte.

Die Kirche ist in dem neuen Zeitraume fortwährend heftigen Anfeindungen, von Zeit zu Zeit sogar den schwersten Verfolgungen ausgesetzt; doch sichtbar bewährt sich immer wieder die Verheißung ihres göttlichen Stifters: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht

überwältigen." Sie wird von dem Geiste der Lüge angegriffen, aber um so heller erstrahlt an ihr das Kennzeichen der Wahrheit; denn mit unerschütterlicher Treue hält sie fest an dem überlieferten Glauben und giebt von dem göttlichen Vermächtnisse nicht das mindeste preis. Die Neuerung dagegen trägt unverkennbar das Brandmal der Lüge auf der Stirne; denn Christus ist nicht ihr Stifter, der von der Kirche seit jeher einmütig bekannte Glaube ist nicht ihr Glaube, sie selbst verwirft wieder als Irrtum, was sie eben noch als Wahrheit behauptet hatte, und löst sich in tausenderlei verschiedene Meinungen und zuletzt in völligen Unglauben auf. Der Kirche hat die Irrlehre, da diese so viele ihrer Kinder in den bedauerlichsten Abfall hineingezogen hat, einen großen Verlust an Seelen bereitet; jedoch wurde sie auch eben dadurch von bösen Elementen gereinigt und für den Verlust durch zahlreiche Bekehrungen in andern Weltteilen entschädigt. Auch in den gewaltsamen Verfolgungen, welche im Laufe dieses Zeitraumes der Kirche und besonders deren Oberhaupte widerfuhren, hat sich Gott stets derselben angenommen und ihr mehrmal einen glänzenden Triumph bereitet.

Der Mann, welcher im Anfange dieses Zeitraumes jenen so traurigen Abfall herbeiführte, ist Martin Luther. Er war im Jahre 1483 zu Eisleben geboren, gehörte seit 1505 dem Augustinerorden an, wurde im Jahre 1507 Priester, erwarb sich später die Doktorwürde und lehrte dann die Theologie an der neu errichteten Universität zu Wittenberg. Luther war von einer heftigen, reizbaren Gemütsart; von Natur starrsinnig, bestand er hartnäckig auf seiner vorgefaßten Meinung und duldete nicht leicht einen Widerspruch. Im Kloster, in das er eingetreten war, weil ein Freund an seiner Seite vom Blitze erschlagen wurde, übte er zwar ernstlich Werke der Buße und der Frömmigkeit; aber die Eigenliebe, die ihre Befriedigung in einer eitlen Selbstgerechtigkeit suchte, war für ihn eine Quelle peinlicher Unruhe und Unzufriedenheit und legte schon damals in seinem Innern den Keim zu den kläglichen Verirrungen, welche ihm in der Folge eine so traurige Berühmtheit erwarben. — Den ersten verhängnisvollen Schritt, mit seinen irrigen Ansichten hervorzutreten, that Luther am Vorabende des Allerheiligenfestes 1517, wo er, angeblich zur Bekämpfung der mit dem Ablaß getriebenen Mißbräuche, fünf und neunzig Streitsätze an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Damals fand nämlich die feierliche Verkündigung des von Papst Leo X. ausgeschriebenen Ablasses in der Gegend von Wittenberg statt, und das zur Gewinnung des Ablasses vorgeschriebene Almosen sollte als Beisteuer zur Erbauung der Peterskirche dienen, die eben damals in majestätischer Größe über dem Grabe des Apostelfürsten

aufgeführt wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß beim Einziehen solcher Almosen nicht selten bedauerliche Mißbräuche vorkamen.*) Schon mehrere, sowohl allgemeine als besondere Konzilien hatten zur Abstellung derselben heilsame Verordnungen erlassen, die aber leider nicht immer gehörig beobachtet wurden. Solche Mißstände boten Luther, der infolge seiner irrigen Begriffe den Ablaß zwar nicht leugnete, jedoch geringschätzte, eine sehr günstige Gelegenheit dar, sich mit desto größerem Erfolge gegen den Ablaß zu erheben und ihn öffentlich herabzuwürdigen, was in jenen Sätzen geschah; dabei hatte er auch noch andere irrige und anstößige Behauptungen aufgestellt. Luther blieb jedoch bei diesem Schritte nicht stehen. — Ermutigt durch die beifällige Gesinnung einer Menge, die in ihm einen Eiferer gegen Mißbräuche sah, stellte er im folgenden Jahre bei einer öffentlichen Disputation Sätze auf, die schon den Kern seiner ganzen ketzerischen Lehre enthielten, wie z. B.: „Menschenwerke, sie mögen so gut sein als sie wollen, sind doch, einer nicht unbegründeten Meinung nach, nichts anderes als Todsünden". „Der freie Wille, wie er nach dem Sündenfalle beschaffen ist, hat (von Freiheit) nichts mehr als den bloßen Namen, und wenn er thut, was an ihm ist, begeht er eine Todsünde". „Der Glaube macht gerecht ohne die Werke". Bald wagte er es, eine Schrift herauszugeben „an kaiserliche Majestät und den christlichen Adel von des christlichen Standes Besserung", wodurch er sich schon förmlich von der Kirche lossagte. Ihr folgten zwei Werke über die „Messe" und „von der babylonischen Gefangenschaft", in denen er die ganze Lehre von den christlichen Heilsmitteln, wie sie bisher fest geglaubt und in der ganzen Welt gepredigt ward, verwarf.

Indessen hatte der hl. Vater Leo X. (1513—1521) alles versucht, um Luther in Güte auf bessere Wege zurückzuführen. Deshalb hatte er sich gleich anfangs an den Generalobern des Augustinerordens gewendet, dann durch seinen Legaten Cajetan ihn ermahnen lassen, endlich den Kammerherrn Miltiz an ihn gesandt. Luther wollte aber von einem Widerrufe nichts hören. Er hatte zwar, so lange er seine Partei noch schwach sah, um ein strengeres Einschreiten des Papstes abzuwenden, in den demütigsten Ausdrücken und unter der Beteuerung, daß es ihm nur um Abstellung einiger Mißbräuche zu thun sei, an Leo X. geschrieben: „Heiligster Vater, ich werfe mich Dir zu Füßen mit allem, was ich bin und habe; belebe, töte, rufe zurück, bestätige, verwerfe ganz nach Deinem Gefallen. Deine Stimme erkenne ich als Christi Stimme, der in

*) Indessen sind all die schmählichen Geschichten von den berühmten Bußpredigern und namentlich von dem frommen und gelehrten Dominikaner Tetzel einfach Fabeln und Verleumdungen. (Vgl. Katech. für Ermland.)

Dir den Vorsitz führt, durch Dich redet. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, zu sterben." Als aber im Jahre 1520 die päpstliche Bulle erschien, worin 41 Sätze Luthers als ketzerisch verworfen wurden, und ihm, wenn er nicht binnen sechzig Tagen widerrufe, mit der Exkommunikation gedroht wurde, überstieg Luthers Leidenschaftlichkeit jedes Maß und schleuderte die Schrift „wider die Bulle des Antichrist" in die Öffentlichkeit, die an Frechheit alles überbot, was man seither in der Christenheit vernommen hatte. Ja, im Dezember jenes Jahres errichtete er vor dem Thore zu Wittenberg einen Scheiterhaufen und warf, von ausgelassenen Studenten umgeben, die päpstliche Bulle nebst dem kirchlichen Gesetzbuche ins Feuer mit dem hochmütigen Ausspruche: „Weil du den Heiligen des Herrn (Luther) betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." — In seinem Hasse gegen das Papsttum blieb sich Luther bis in den Tod treu. Noch vor seinem Ende setzte er selbst seinem giftigen Groll das Denkmal in den Worten: „Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa!" d. h.: „Eine Pest war ich dir lebend, o Papst, sterbend werde ich dein Tod sein!"

Da der von Luther angezündete Brand immer bedrohlicher wurde, fand der deutsche Kaiser Karl V. sich bewogen, den Urheber der Wirren vor dem nach Worms im Jahre 1521 ausgeschriebenen Reichstage zur Verantwortung zu ziehen. Weil Luther durch die Gunst des mächtigen Kurfürsten Friedrich von Sachsen, sowie durch eine starke Partei des deutschen Adels, besonders der Ritterschaft, sich geschützt wußte, so weigerte er sich, seine irrigen Lehren zu widerrufen, und verlangte, man solle ihn erst aus der Schrift widerlegen. Dies war aber eine ebenso unkatholische als unsinnige Forderung. Daß man die Schrift allein als Glaubensquelle annehmen und die apostolische Überlieferung, die Beschlüsse der Konzilien, die Lehre der Väter und die Übereinstimmung der ganzen Kirche als Glaubensnorm verwerfen solle, dies ist schon an und für sich eine ketzerische Forderung, auf welche katholischerseits niemand eingehen durfte. Wollte man aber Luther wirklich mit Worten der heiligen Schrift widerlegen, so mußte das Bemühen so lange ein ganz fruchtloses bleiben, als man zugab, es stehe jedem frei, die Schrift nach seinem eigenen Sinne auszulegen. Zudem hatte Luther, als er von Dr. Johann Eck, einem ebenso gelehrten als frommen Professor,*) auf der Leipziger Disputation durch Beweise aus der Schrift aufs höchste in die Enge getrieben

*) Vgl. Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters von Johannes Janssen. Bd. 1. S. 56. Freib. bei Herder. Dieses vortreffliche Werk kann nicht genug empfohlen werden.

wurde, bereits die unerhörte Kühnheit, selbst Teile der heiligen Schrift als unbedeutend zu verwerfen und in wahrhaft lästernder Rede den Brief des hl. Apostels Jakobus eine „Stroh-Epistel" zu nennen. Wegen seiner offenbar ketzerischen Gesinnung wurde in Worms die Reichsacht über Luther verhängt, nachdem man ihm noch ein sicheres Geleit von 21 Tagen für den Rückweg bewilligt hatte. Kurfürst Friedrich aber sorgte für die Sicherheit seines Schützlings und ließ ihn insgeheim auf das Schloß Wartburg bei Eisenach bringen, wo er sich gegen ein Jahr aufhielt und mit der Übersetzung der Bibel beschäftigte. Seine Anhänger aber sprengten das Gerücht aus, man habe ihm das freie Geleit gebrochen und ihn gewaltsam entführt. Bevor wir jedoch die Geschichte der Irrlehre weiter fortsetzen, wollen wir diese selbst genauer bezeichnen.

b) Seinen verkehrten Ansichten gemäß verwarf Luther viele Glaubenslehren, welche die Kirche von Christus und den Aposteln empfangen hat. Er schaffte das heilige Meßopfer, das Fasten, Beichten, Beten für die Verstorbenen und manche gottgefällige Übungen ab, erkärte die guten Werke für unnütz und lehrte, daß der Glaube allein gerecht und selig mache. Außerdem öffnete er die Klöster, erlaubte Mönchen und Nonnen, sich zu verheiraten, sprach den Fürsten und Herren das Recht zu, die Stifts- und Klöstergüter einzuziehen und nach Belieben zu verwenden. Endlich brach er das Gelübde der Keuschheit, welches er als Mönch und Priester feierlich abgelegt hatte, und nahm eine Nonne zum Weibe.

Mag auch Luther bei seinem ersten Auftreten gegen Tetzel noch nicht den Willen gehabt haben, sich förmlich von der Kirche loszusagen, mit der kirchlichen Lehre war er dennoch schon geraume Zeit zerfallen, ohne vielleicht zu ahnen, wie weit ihn diese erste Abweichung von derselben führen werde. Die Quelle alles Unheiles war bei ihm, wie schon angedeutet, sein geistlicher Hochmut. Luther wollte gerecht sein durch eigene Kraft; daher sein fruchtloses Abmühen durch Fasten, Wachen, Beten und andere ascetische Übungen. Weil er aber, von sinnlichen Versuchungen und wilden Leidenschaften bestürmt, sich trotz aller Anstrengungen seine Sündhaftigkeit nicht verhehlen konnte, so verfiel er in Mißmut, Trostlosigkeit, Angst und Schrecken vor Gott. „Als ich", erzählt er, „im Kloster in der Kappe steckte, da war ich Christo so feind, daß, wenn ich sein Gemälde oder Bildnis sah, wie er am Kreuze hing, so erschrak ich dafür und schlug die Augen nieder

und hätte lieber den Teufel gesehen.“ Dieser Zustand, der ihn an den Rand der Verzweiflung führte, endigte nun mit dem Umschlage in das Gegenteil. Manche seiner Freunde, denen sein Leiden zu Herzen ging, machten ihn aufmerksam auf die Notwendigkeit des Glaubens an die Vaterhuld Gottes, welcher um der Verdienste und des Todes Christi willen uns die Sünden verzeihe. In diesem Zuspruche allein fand Luther, welchen sogar öfters die Versuchung angewandelt, Hand an sich zu legen, einigen Trost; er umklammerte mit aller Heftigkeit seines Wesens die Worte der hl. Schrift: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Aber nun kam er bald zu einem andern Extreme und redete sich ein, daß er bloß durch den Glauben ohne jede Anstrengung und Mitwirkung von seiner Seite selig werden könne. Seine eigenen Worte geben uns darüber klaren Aufschluß: „Mit solchen Gedanken (Unwillen, Ergrimmen gegen Gott) brachte ich Tag und Nacht zu, bis ich durch Gottes Gnade merkte, wie die Worte an einander hingen, nämlich also: Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelio offenbaret, wie geschrieben stehet: Der Gerechte lebet seines Glaubens. Hieraus habe ich dieselbige Gerechtigkeit Gottes, in welcher der Gerechte durch Gottes Gnaden und Gaben allein aus dem Glauben lebet, verstehen lernen .... Hier fühlte ich alsbald, daß ich ganz und neu geboren wäre, und nun gleich eine weite, aufgesperrte Thür, in das Paradies selbst zu gehen, gefunden hätte.“ Darnach mußte sich nun die christliche Lehre in ihren wesentlichsten Teilen eine gründliche Umgestaltung von ihm gefallen lassen.

Infolge der Erbsünde, so lehrte er, sei der Mensch durch und durch böse; seine Freiheit zum Guten sei ganz verloren, weswegen er nichts anderes als Böses thun könne. Ja, die Sünde stecke so tief in der Natur des Menschen, daß dieselbe auch nach der Taufe im Kinde verbleibe, und auch der Gerechte in jedem guten Werke sündige. Aber durch die Verdienste Jesu Christi, der für uns genuggethan und das Gesetz erfüllt hat, wird die im Menschen stets bleibende Sünde zugedeckt, wenn er durch den Glauben das Verdienst Christi ergreift, indem er unerschütterlich glaubt, daß er durch Jesus Christus gerechtfertigt sei. Von diesem zuversichtlichen Glauben ist also das Heil des Menschen lediglich abhängig; durch denselben werden ihm die Verdienste und die Gerechtigkeit des Herrn zugerechnet, mag er auch noch so viel gesündigt haben und immerfort sündigen — So lautet die irrige Lehre, durch welche sich Luther Trost und Beruhigung verschaffte. Diese Lehre nannte er sein Evangelium; denn welche frohere Botschaft kann es geben, als daß der Mensch nicht durch Buße und Besserung, nicht durch Haltung der Gebote und Ausübung guter Werke, sondern durch einen bloßen Akt des gläubigen Ver-

trauens vor Gott gerecht und seines ewigen Heiles gewiß werde? Und diese Freudenbotschaft, so meinte er, war seit vielen Jahrhunderten verloren gegangen, und die ganze Christenheit hatte, in tiefer Nacht umherirrend, sich vergeblich abgemüht, durch Werke der Gottseligkeit und Selbstverleugnung ihr Heil zu wirken. — Selbstverständlich mußten nun alle christlichen Glaubenslehren, alle kirchlichen Einrichtungen und gottseligen Übungen, mochten sie noch so heilig sein und unwiderleglich von Christus selbst und den hh. Aposteln herstammen, sie mußten alle wegfallen, wofern sie mit Luthers neuem Evangelium sich nicht vertrugen oder neben demselben als überflüssig erschienen. Von heilsamen Bußwerken, von Fasten, von Wallfahrten u. dgl., von der Notwendigkeit, gute Werke auszuüben, seine Sünden zu beichten, konnte keine Rede mehr sein. Denn wenn der Glaube allein selig macht, wozu noch die guten Werke oder gar Werke der Buße und der Selbstverleugnung? Dieselben, meinte in seiner Verblendung Luther, mindern nur die Kraft des Glaubens, thun der Ehre Christi und der Erlösungsgnade Abbruch, nähren den Hochmut und das Selbstvertrauen.

Eine Art von Beichte wollte er zwar noch beibehalten wissen wegen des tröstlichen Zuspruches, welcher dem Beichtenden erteilt wird; aber nicht dem Priester, sondern nur seinem Mitbruder brauche man zu beichten. Daher legen noch heute die Protestanten an manchen Orten ein Bekenntnis ihrer Sündhaftigkeit ab nach einer in Luthers kleinem Katechismus enthaltenen Formel, wobei niemand seine Sünden im besonderen anzugeben hat. Nach Luther hatte aber die Beicht keinen sakramentalischen Charakter, und im Grunde erkannte er in keinem einzigen Sakramente dessen wesentlichen Charakter im Sinne der katholischen Kirche. Denn da Luther keine innere Heiligkeit des Menschen annahm, so konnte er auch den Sakramenten keine Kraft zuschreiben, eine solche zu bewirken. — Die Sakramente hatten demnach nur in sofern einen Wert in seinen Augen, als sie unsern Glauben an die göttlichen Verheißungen weckten und bekräftigten. Dazu erschienen ihm aber nur die Taufe und das Abendmahl geeignet; daher wurden alle übrigen von Christus eingesetzten Sakramente verworfen. Seiner Verordnung zufolge sollte das Abendmahl allen unter beiden Gestalten gespendet werden, und gern hätte er in demselben die wirkliche Gegenwart Jesu Christi geleugnet, nur „um dadurch“, wie er sagte, „dem Papsttum einen Puff zu versetzen“; allein die hl. Schrift sprach ihm allzu deutlich; deshalb verwarf er zwar die Wesensverwandlung des Brotes (die Transsubstantiation), lehrte aber, daß der Leib Christi in, unter und mit dem Brote

genossen werde. — Wiewohl es nach den unverwerflichsten Zeugnissen kirchlicher Schriftsteller feststeht, daß in der ganzen christlichen Kirche von Anbeginn durch alle Jahrhunderte hindurch das hochheilige Meßopfer gefeiert wurde, so entblödete sich Luther dennoch nicht, dasselbe als einen papistischen Greuel zu verwerfen und die Priester und Bischöfe, die dasselbe darbringen, der Abgötterei zu beschuldigen. — Luther predigte ein allgemeines Priestertum: „Alles, was aus der Taufe gekrochen", lauten seine Worte, „dürfe sich rühmen, als Priester, Bischof oder Papst geweiht zu sein". Damit war das Sakrament der Priesterweihe beseitigt, und mit ihr die ganze von Christus gestiftete Kirchenverfassung über den Haufen geworfen. In der von Luther gestifteten Kirche waren alle gleich, alle hatten gleiches Recht, gleiche Gewalt. Niemand brauchte zu gehorchen; denn niemand hatte zu befehlen. Um jedoch Unordnungen und Zügellosigkeit möglichst zu verhüten, sollten die Gemeinden sich verständigen und einen wählen und aufstellen, der predige, taufe und das Abendmahl reiche, die Fürsten aber sollten in kirchlichen Angelegenheiten entscheiden.*) Vergebens versuchte später (im J. 1530) Melanchthon auf dem Reichstag zu Augsburg die Kirchenverfassung wieder herzustellen. Denn „mit welcher Stirne", schrieb er, „wollen wir den Bischöfen ihre Gewalt entreißen? Ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden nach Auflösung der kirchlichen Verfassung; ich sehe, daß nachher eine weit unerträglichere Tyrannei sein wird, als vorher jemals war." Die protestantischen Fürsten und Staatsmänner waren damit aber ebenso wenig einverstanden wie Luther. „Diese Leute", schrieb Melanchthon von jenen, „die nun der Freiheit gewohnt sind und das Joch der Bischöfe einmal von sich geworfen haben, lassen sich ungern das alte Joch wieder aufladen. Nach der Lehre und Religion fragen sie nicht viel, es ist ihnen allein um die Regierung und um die Freiheit zu thun." — Die christliche Ehe entkleidete Luther nicht bloß ihres sakramentalen Charakters, sondern scheute sich nicht, sogar in einer „Predigt vom ehelichen Leben" (J. 1526) Grundsätze aufzustellen, welche dem christlichen Sittengesetze hinsichtlich der standesmäßigen Keuschheit geradezu Hohn sprechen.

Nachdem so Luther alle Autorität der Kirche mit Füßen getreten und über die von Christus gestiftete Heilsordnung sich so freventlich hinweggesetzt hatte, dürfen wir uns nicht wundern,

---

*) „Bei jeder Gelegenheit", sagt Wolfgang Menzel (Geschichte der Deutschen 393), „predigte Luther den Grundsatz, die weltliche Obrigkeit habe in Kirchensachen zu entscheiden. Die bischöfliche Gewalt ging ganz in die Hände der Fürsten über."

wenn er ebenso dreist auch die Verehrung und Anrufung der Heiligen Gottes, die Verehrung ihrer Bilder und Reliquien, das Gebet für die Verstorbenen, was alles bis zu den apostolischen Zeiten hinaufreicht, abzuschaffen wagte. Daß auch der ehelose Stand der Geistlichen und ebenso das Klosterleben und die Ordensgelübde mit seinem neuen Evangelium nicht im Einklang standen, bedarf keiner Erklärung. Nach Luthers Lehre war dies alles unerträgliche Tyrannei, Unnatur, und sofern man hofft, dadurch selig zu werden, gotteslästerliche Übung. Darum solle das kirchliche Cölibatsgesetz abgeschafft, „die Mönchsgelübde nicht nur zerrissen, sondern auch ernstlich bestraft und alle Klöster von Grund aus zerstört werden." — Alle Geistliche, welche in verbotenen Verhältnissen lebten, alle Mönche und Nonnen, die der klösterlichen Zucht und Einschränkung überdrüssig waren, ergriffen die dargebotene Gelegenheit, sich ihrer Bande zu entledigen; diejenigen aber, denen das Joch des Herrn süß war, und die gern im Kloster verbleiben wollten, wurden mit Gewalt hinausgetrieben und die reichen Kirchen- und Klostergüter fielen den Fürsten in die Hände. Den Rat, welchen Luther den Priestern, den Mönchen und Nonnen zu erteilen pflegte, befolgte er bald selbst. Bereits 42 Jahre alt, verheiratete er sich im Jahre 1525 mit einer Cisterziensernonne, Katharina Bora, ungeachtet der heiligsten Verpflichtungen, die er nach reiflicher Erwägung sowohl durch das Ordensgelübde als durch den Empfang der heiligen Priesterweihe feierlich übernommen hatte.*)

Luther hatte sich öfters gerühmt, daß man vor ihm von den christlichen Heilswahrheiten nichts wußte noch verstand; er war daher vollkommen überzeugt, daß sein sogenanntes Evangelium neu und auch der Lehre der ganzen katholischen Kirche widersprechend sei. Dabei konnte er sich aber nicht verhehlen, daß es sehr gefährlich sei, Neuerungen aufzubringen und gegen die ganze Kirche aufzutreten; er selbst berief sich Neuerern gegenüber, die noch weiter gehen wollten als er, zur Aufrechthaltung dessen, was er vom christlichen Glauben beibehalten wollte, auf die einstimmige Lehre der Kirche. „Es ist gefährlich und erschrecklich", schrieb er noch im Jahre 1532, „etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugnis, den Glauben und die Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat." Und noch fünf Jahre vor seinem Tode schrieb er: „Der Kirche Mund ist Gottes Mund; Gott kann ja nicht lügen, also auch die Kirche

*) Über diesen Schritt Luthers waren selbst seine Freunde betroffen; Erasmus aber schrieb spottend: „Vielen scheine die Unternehmung Luthers eine Tragödie; er aber halte sie für eine Komödie, denn alles endige hier immer mit einer Heirat."

nicht.“ Auch mußte es ihm in seinen lichten Augenblicken klar werden, daß unter dem Papsttume die wahre Kirche sei. Dies bekannte er noch elf Jahre nach seinem Auftreten gegen die Kirche in seinem Schreiben an zwei Pfarrherrn von der Taufe: „Ich sage, daß unter dem Papste die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit und viele fromme große Heiligen .... Ist denn nun unter dem Papste die Christenheit, so muß sie wahrlich Christi Leib und Glied sein; ist sie sein Leib, so hat sie rechten Geist, Evangelium, Glauben, Sakrament, Schlüssel, Predigtamt, Gebet, hl. Taufe und alles, was die Christenheit haben soll.“ Kein Wunder also, wenn er selbst bezeugt, daß sein Herz gar oft gezappelt und ihm vorgeworfen habe: „Wie, wenn du irrtest und so viele Leute im Irrtume verführtest, die alle ewiglich verdammt würden?“ Aber diese mahnenden Stimmen eines erschreckten und gequälten Gewissens suchte er immer mit der Vorstellung zu beruhigen, daß es satanische Versuchungen und Einflüsterungen des Erzfeindes seien, die er von sich verbannen müsse.

c) Luther rühmte sich, daß er seine Lehre einzig aus der Bibel schöpfe; aber durch falsche Auslegung derselben irre geleitet, verfiel er bald in die offenbarsten Widersprüche und Irrtümer. So behauptete er, der Mensch habe nicht freien Willen, folglich könne er weder die Gebote halten noch das Böse meiden; die Sünde verdamme den Menschen nicht, wenn er nur fest glaube, u. s. w.

Öfters hat man an Luther die Frage gestellt, mit welchem Rechte er, über Bischöfe und Papst, über alle Konzilien, Väter und Kirchenlehrer sich hinwegsetzend, als Reformator auftrete. Habe er dazu die Sendung von Gott erhalten, so solle er sie durch Wunderzeichen beweisen, wie es die Propheten und Apostel gethan haben. Luther mußte die Billigkeit dieser Forderung anerkennen; denn er selbst hatte dieselbe an jene Sektierer gestellt, die anders lehrten als er, und in seinem Schreiben an den Magistrat von Mühlhausen fordert er denselben förmlich auf, den Neuerern das Predigen zu verbieten, wenn sie ihre Sendung nicht durch Wunder beweisen könnten; auch gab er zu, wenn die Papisten noch länger auf ihren Forderungen beständen, müsse er endlich sich entschließen, auch Wunder zu wirken. — Freilich war dieses nicht so leicht, wie den Worten der heiligen Schrift einen falschen Sinn zu unterschieben und sie gerade das Gegenteil von dem sagen zu lassen, was sie wirklich sagt; denn darin besaß Luther eine Gewandtheit und Dreistigkeit, wie vielleicht kein Irrlehrer vor ihm. Er that also, wie alle Häresiarchen vor ihm thaten: er rühmte sich, seine Lehre einzig aus der Bibel geschöpft zu haben, die das

lautere Wort Gottes sei. Es ist das ja bekanntlich der arglistige Kunstgriff aller Häretiker, welche, wie ein alter Kirchenvater*) sich ausdrückt, um ihre übel riechenden Lehren annehmlicher zu machen, ihnen den Wohlgeruch des göttlichen Wortes beizumischen suchen. Nicht leicht war es allerdings, ihm auf diesem Felde jede Ausflucht abzuschneiden. Bewies man ihm, daß seine Auslegung ganz willkürlich, im Widerspruche mit allen Konzilien und Kirchenvätern sei, so antwortete er, die Worte der Konzilien und Kirchenväter seien Menschenworte, er aber halte sich an Gotteswort. Entgegnete man ihm, es handle sich gerade um das richtige Verständnis des göttlichen Wortes, der Sinn, den er unterstelle, widerstreite ja aller Vernunft; so antwortete er darauf, der Teufel sei es, der die römischen Pfaffen verführe, Gottes Wort mit der Vernunft zu messen; als Christ müsse man der Vernunft den Hals umdrehen, ihr die Augen ausstechen und die Bestie erwürgen. War jedoch der Text der heiligen Schrift zu klar, um leugnen zu können, daß seine Lehre offenbar der Schrift selbst widerspreche, so berief er sich von der Schrift auf Christus selbst, indem er sagte, er frage gar nichts nach allen Sprüchen der Schrift, da er den Meister und Herrn der Schrift auf seiner Seite habe; oder er erdreistete sich sogar, das Buch der heiligen Schrift zu verwerfen oder den Text zu verfälschen. So erlaubte er sich unter anderem,**) um seiner Lehre von der Zulänglichkeit des bloßen Glaubens zur Seligkeit eine Stütze zu geben, in der Stelle Röm. 3, 28 die Einschaltung des Wortes „allein"; und als man ihm dieses zum Vorwurf machte, erwiderte er: „Wenn ein Papist sich viel unnütz machen will mit dem Worte solo allein, so sagt ihm flugs also: Doktor Martin Luther wil's also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding." Solche Autorität maßte der Mann sich an, der die Autorität der Väter, der Konzilien und der ganzen Kirche verwarf!

Wie dürfen wir uns noch wundern, wenn Luther auf diesem abschüssigen Wege noch weiter ging und Grundsätze aufstellte, die ebenso unvernünftig als gotteslästerlich sind und zur Auflösung jeder sittlichen und bürgerlichen Ordnung führen mußten? So trägt er in seinem Buche „von der Unfreiheit des menschlichen Willens"*** die Lehren vor: „Der Wille des Menschen ist wie ein Pferd: sitzt Gott darauf, so geht und will er, wie Gott will; reitet ihn der Teufel, so geht er, wie der Teufel will"; „Gott thut in uns das

---

*) Vincentii Lirin. Common. cap. 25.

**) Mehrere Beispiele von Verfälschung in seiner Bibelübersetzung siehe bei Döllinger, Reformation Bd. 3. S. 139—173.

***) De servo arbitrio ad Erasmum 525.

Böse wie das Gute, und gleichwie er ohne Verdienst selig macht, so verdammt er auch ohne Schuld.“ Und wie Luther einerseits die Unfreiheit des Willens, so lehrte er anderseits die Freiheit und Ungebundenheit von jedem Gesetz. So giebt er über den Galaterbrief Kap. 2. folgende Auslegung: Sagt dir dein Gewissen: du hast gesündigt, so antworte: ja! Sagt es: also wird Gott dich strafen und verdammen; so sprich: nein! — Aber das Gesetz sagt dies? Sprich: das Gesetz geht mich nichts an. Warum? weil ich die Freiheit habe. Dasselbe lehrt er in seinem Buche von der babylonischen Gefangenschaft:* „Ich sage dreist, daß den Christen kein Gesetz kann aufgebürdet werden weder von den Menschen, noch von den Engeln, außer insofern sie es wollen: denn wir sind von allem frei.“ In demselben Buche folgert er aus dem Texte: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden“, daß den Christen die Sünde nicht verdammen kann, wenn er nur glaubt: „So siehst du, wie reich ein christlicher oder getaufter Mensch ist, der sogar, wenn er es will, durch Sünden, seien sie noch so groß, seines Heiles sich nicht verlustig machen kann, außer nur, wenn er nicht glauben will. Denn keine Sünde kann ihn verdammen, außer der Unglaube allein.“** Hiernach begreift sich, wie er aus der Wartburg an Melanchthon schreiben konnte: „Sündige wacker, aber glaube noch wackerer“, und anderes, wogegen die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben.***

d) **Ungeachtet seiner höchst ärgerlichen Lehrsätze gewann doch Luther in kurzer Zeit einen großen Anhang; denn der leichtsinnigen Volksmasse gefiel die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre, und den habsüchtigen Großen kam die Aufhebung der Stifte und Klöster sehr gelegen. Dem Landgrafen von Hessen erlaubte er sogar, zu seiner noch lebenden Frau eine zweite zu nehmen.**

Sowohl der gänzliche Mangel jedweder Berechtigung oder höheren Sendung bei dem Stifter der neuen Lehre, als das offenbar Vernunftwidrige und Gottlose vieler ihrer Grundsätze beweist

*) De captivitate babylonica Ecclesiae — sacram. bapt.

**) Weil das Buch lateinisch geschrieben ist, so fügen wir die Stelle nach dem latein. Wortlaute bei, wie derselbe in zwei der ältesten Wittenberger Ausgaben vor uns liegt: Ita vides, quam dives sit homo christianus sive babtizatus, qui etiam volens non potest perdere salutem suam quantiscunque peccatis, nisi nolit credere. Nulla enim peccata eum possunt damnare, nisi sola incredulitas. Und den Mann, der so schrieb, nahm Kurfürst Friedrich der Weise gegen die Reichsacht in Schutz, weil er der Ketzerei noch nicht überwiesen wäre!

***) Epist. ad. Melancht. an. 1521.

zur Genüge, daß die Ursache, warum dieselbe von Wittenberg aus so rasch nach allen Gegenden hin sich verbreitete, nicht in der Kraft des reinen Wortes Gottes, das Luther predigte, sondern in ganz andern Dingen zu suchen sei. Mag nun auch zur schnellen Verbreitung derselben viel beigetragen haben die oben beschriebene Strömung der Zeit, die Unwissenheit des Volkes und eines großen Teils der Geistlichkeit, auch Luthers kühnes Auftreten und populäre Beredsamkeit sowie sein rastloser Eifer in Verbreitung seiner Lehre, während viele Prälaten und Kirchenfürsten sich träger Ruhe überließen; immer bleibt wahr und die Geschichte bezeugt es, daß die niedrigsten Interessen und Leidenschaften dabei im Spiele waren, und daß vorzüglich diesen die rasche, ungeheure Umwälzung zuzuschreiben ist. Es waren für den sinnlichen Menschen süße, gern vernommene Lehren, wie sie auf Kanzeln und öffentlichen Plätzen durch Wort und Schrift mit ungestümem Eifer gepredigt wurden, nämlich von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, von der Unschädlichkeit der Sünde und der Nutzlosigkeit guter Werke für die künftige Seligkeit, von der Freiheit der Christen, wonach man keiner Anordnung der Kirche zu gehorchen, weder zu beichten noch zu fasten brauche. „O eine feine Predigt war das", schrieb ein Zeitgenosse, der anfangs selbst für die Neuerungen schwärmte, „nicht mehr fasten, nicht mehr beten, nicht mehr beichten, nicht mehr opfern und geben u. s. f. Sollet ihr doch wohl zwei teutsche Lande, nicht eines allein damit geködert und in euer Netz gerücket haben!" Calvin selbst, von dem wir später zu reden haben, macht das offene Geständnis,* daß unter zehn Evangelischen kaum einer anzutreffen sei, der aus einer andern Ursache evangelisch geworden wäre, als um desto freier aller Üppigkeit und Sinnenlust sich hingeben zu können. „Ja, was haben sie gesucht", sagt er an einer andern Stelle,** „als daß sie, von dem Joche des Aberglaubens erlöst, desto freier sich aller Geilheit ergeben möchten. Gotteslästerlicherweise mißbrauchen sie das Evangelium, ihre Schelmenstücke damit zu beschönen. Ich habe selbst solche Gesellen gesehen, welche sich nicht scheuten, ihre Kuppeleien mit dem Evangelium zu beschönen." — Gerade aus diesen so schnell zum Vorschein gekommenen Früchten der neuen Lehre mag man ermessen, welche Triebfedern zu ihrer Verbreitung vor allem mögen mitgewirkt haben. Es liegen auch von protestantischen Zeitgenossen Geständnisse in Menge vor, die beweisen, daß mit dem neuen Evangelium ein schreiendes Sittenverderbnis aller Orten einriß.*** Luther selbst

*) Comment, in ep. Petr. 2, 2.
**) De scandalis p. 118. 127.
***) S. Döllinger, die Reformation.

sah mit eigenen Augen die schlimmen Folgen seiner Lehre und konnte dieselben weder sich noch andern verhehlen. Seine Schriften sind voll von Klagen und Tadel über die allgemeine Verwilderung, die daraus erfolgte. „Die Welt", sagt er,* „wird aus dieser Lehre nur je länger, je ärger, auch loser und freventlicher . . . . Jetzt sind die Leute mit sieben Teufeln besessen, da sie zuvor mit einem Teufel besessen waren." Und wiederum:** „Laster, Untugend, Mutwillen sind so eingerissen und nehmen so überhand, daß sie kein Prediger mehr darf anrühren (tadeln), ohne Gefahr Leibes und Gutes, oder er wird verjagt."

Obgleich aber die neue Lehre eine so anziehende Lockspeise für viele sein mochte, so hatte doch der alte Glaube zu tiefe Wurzeln in den Herzen geschlagen, als daß er so leicht wäre verdrängt worden, wenn das Volk von Anfang gewußt hätte, um was es sich handle. An eine völlige Trennung von der alten Kirche mögen überhaupt nur sehr wenige in den ersten Jahren des Streites gedacht haben. Man sah den Zustand als einen vorläufigen an, bis ein Konzil entscheiden würde. Nichts führte ja Luther häufiger im Munde als die Klage, daß man seine guten Absichten mißkenne, ihn für einen Ketzer ausgebe; weit entfernt, sich von der Kirche trennen zu wollen, appelliere er feierlich an eine allgemeine Kirchenversammlung, welche über seine Lehre zu entscheiden habe; und noch am Anfange des Jahres 1520 schrieb er an den neuerwählten Kaiser Karl, er wolle als ein treuer und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche sterben. Die Neuerer hüteten sich auch wohl, das Volk über den Stand der Sache aufzuklären. Was man abzuschaffen vorgab, das waren abergläubische Dinge und menschliche Zuthaten zu dem reinen Worte Gottes. Durch die bezaubernden Worte „Evangelium", „reines, unverfälschtes Wort Gottes", unter denen das Gift der neuen Lehre verborgen war, wurde das Volk zum Abfall verlockt. Später aber, als es erkannte, wie es in seiner Erwartung getäuscht und irre geführt worden, hatte es zu einem ernstlichen Rückschritt zur katholischen Kirche nicht Entschiedenheit genug. Großer Mut und große Entschlossenheit wäre allerdings auch notwendig gewesen, weil in den protestantisch gewordenen Ländern das Volk unter dem despotischen Drucke seiner Regenten und Obrigkeiten schmachtete.

Hiermit haben wir nun den Hauptgrund für die rasche Ausbreitung des Protestantismus berührt. Denn es ist eine unleugbare Thatsache, daß durch die weltliche Macht nicht bloß die Unter-

---

*) Walch. Ausg. XIII. 19.
**) In einer Predigt wenige Monate vor seinem Tode.

drückung der neuen Lehre nicht verhindert, sondern auch deren Verbreitung mit allem Nachdruck gefördert wurde. Wie schon erzählt worden, war es der mächtige Kurfürst Friedrich von Sachsen, welcher den Neuerungen von Anfang an zugethan war, und ohne dessen Schutz das Übel schon im ersten Keime wäre unterdrückt worden. Sehr bald fand die Neuerung auch noch an andern Fürsten und Gewalthabern mächtige Schirmherren; denn sie sahen in ihr eine erwünschte Gelegenheit, ihre Staaten zu erweitern durch Verwandlung der geistlichen Gebiete in weltliche und durch Einziehung der Kirchengüter ihre Schulden zu bezahlen und sich Reichtum zu verschaffen. Sobald sie sich der neuen Lehre anschlossen, war es ihre angelegene Sorge, die Kirchen- und Klöstergüter einzuziehen, auch den Gottesdienst der alten Kirche abzuschaffen und eine neue Kirchenordnung einzuführen. Die Unterthanen, welche ihrem Glauben standhaft treu blieben, mußten auswandern. Ein sehr merkwürdiges Beispiel von der Unlauterkeit der Absicht, womit die Hochstehenden der Sache der Glaubensneuerer sich anschlossen, giebt uns der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg. Dieser schauderte weder vor dem schmählichen Bruche seiner Gelübde, noch vor dem treulosen Verrat an dem deutschen Orden und an der Kirche zurück und befolgte Luthers und Melanchthons Rat, „die tolle verkehrte Regel aufzugeben, ein Weib zu nehmen und das geistliche Ordensland Preußen in ein weltliches Fürstentum zu verwandeln.“ — Die Hauptstütze jedoch fand der Protestantismus an dem Landgrafen Philipp von Hessen, der im Jahre 1526 sich für die neue Lehre erklärte und nach Einziehung der Kirchengüter, zur Sicherung des Raubes, mit unermüdetem Eifer Bündnisse zwischen den protestantischen Fürsten und Ständen betrieb. Dieser sittenlose und ausschweifende Fürst hatte den Plan gefaßt, neben seiner noch lebenden Gemahlin noch eine zweite zu heiraten; vorher aber begehrte er von Luther, Melanchthon und Bucer ein schriftliches Gutachten, daß eine solche Doppelehe rechtmäßig und dem göttlichen Gesetze nicht zuwider sei. Da er ihnen zugleich zu verstehen gegeben hatte, daß eine Verweigerung seines Begehrens ihn gegen die neue Lehre abgeneigt machen dürfte, so wurde das Gutachten ganz nach dem Wunsche des Landgrafen abgefaßt, und als beschönigende Gründe, die wie ein Hohn auf die neue Schriftauslegung sowohl als auf die Sache des sogenannten reinen Evangeliums klingen, wurden beigefügt, daß das Evangelium nicht verbiete, was im alten Testamente erlaubt gewesen, und daß ihre arme kleine und verlassene Kirche tugendhafter Fürsten bedürfe!

Hieraus erhellt zur Genüge, daß Luther, um das neue Evangelium zu verbreiten, in der Wahl der Mittel nicht leicht Bedenken trug. Scheute er sich doch gleichfalls im Interesse seines Evangeliums nicht, in seiner Schrift „wider den falsch genannten geistlichen Stand" ganz offen die Ermordung der Bischöfe und Ausrottung aller Stifter und Klöster als etwas Erlaubtes darzustellen, „worüber man nur lachen könne", und „alle, die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bistümer verstöret und der Bischöfe Regiment vertilgt werden, als liebe Gotteskinder, als rechte Christen" anzupreisen.*) Und welches Mittel sollte wohl einem Manne zur Verbreitung seiner Lehre noch unerlaubt erscheinen, der die Worte schreiben konnte: „So wir Diebe mit Strang, Mörder mit Schwert, Ketzer mit Feuer strafen, warum greifen wir nicht vielmehr an diese schädliche Lehrer des Verderbens, als Päpste, Kardinäle, Bischöfe und das ganze Geschwürm der Römischen Sodoma mit allerlei Waffen und waschen unsere Hände in ihrem Blute?" Unbedenklich griff derselbe auch, um sich gegen die Vollstreckung des Wormser Ediktes zu sichern, zu dem Mittel, das Volk gegen den Kaiser und die Stände aufzuhetzen, indem er diese nicht bloß mit schonungsloser Heftigkeit angriff, sondern auch alle Christen aufforderte, ihnen keine Hilfe gegen die Türken zu leisten: „Am Ende bitte ich alle lieben Christen", so schließt er die Aufruhrschrift, „wolten helfen Gott bitten für solche elende verblendete Fürsten, mit welchen uns ohn Zweifel Gott geplaget hat in großem Zorn, daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehen oder zu geben, sintemahl der Türk zehenmal klüger und frömmer ist, denn unsere Fürsten sind."**)

e) Auf dem eingeschlagenen Wege folgten Luther bald mehrere nach; ja diese gingen sogar noch weiter als er. Zwingli in der Schweiz leugnete die Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarssakramente. Calvin in Genf lehrte, Gott habe einen Teil der Menschen ohne ihre Schuld zur ewigen Verdammnis voraus bestimmt, deshalb verblende und verhärte er das Herz der Sünder.***) Die Wiedertäufer träumten von einem Reiche Christi auf Erden, in welchem kein Eigentum, kein Gesetz, keine Obrigkeit mehr sein solle. Was Luther in den Kirchen verschont hatte, wurde von Zwingli,

---

*) Siehe bei Riffel, christl. Kirchengesch. der neuesten Zeit, Bd. I. S. 529. u. 691.

**) Siehe bei Riffel, christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Bd. I. S. 482.

***) Instit. relig. christ.

Calvin und andern Sektierern vollends zerstört. Die Bildnisse des Gekreuzigten und der Heiligen, sowohl Gemälde als Statuen, Meisterwerke der Kunst, wurden zerhauen, Orgeln und Altäre zertrümmert, sogar Gräber wurden durchwühlt und die Gebeine der Heiligen mit Füßen getreten und verbrannt.

Sobald man die Autorität der Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte, mußte man etwas anderes an ihre Stelle setzen. Dieses andere, sagte Luther, ist das Wort Gottes, die Bibel; sie allein habe zu entscheiden. Diesen Grundsatz nahmen einstimmig alle Neuerer an; aber es entstand bald Streit über den wahren Sinn der Bibel. Wiewohl nun Luther dieselbe nur nach seinem Sinne wollte erklärt wissen und jeden, der sie anders erklärte, mit einer Flut von Schimpfwörtern überhäufte, ja mit dem Fluche belegte, so mußte er dennoch, wollte er nicht das von ihm gelegte Fundament seines Lehrgebäudes wieder umstoßen, auch jedem Christen das Recht einräumen, selbst in der Bibel zu forschen, dieselbe nach eigener Einsicht zu erklären und sich darnach seinen Glauben zu bilden. So traten bald Schwärmer und Sektierer in Menge auf, lehrten, predigten, sammelten Schüler und bildeten Parteien, die sich für die einzigen Rechtgläubigen ausgaben.*) Viele von ihnen überboten Luther selbst an Ungereimtheit der Lehre. „Die Erbsünde sei des Menschen eigentliche Substanz; durch sie sei derselbe ein vollkommenes Ebenbild nicht Gottes, sondern des Teufels; die guten Werke seien nicht nur entbehrlich, sondern verderblich; der Mensch, einmal von der Gnade berührt, könne gar nicht mehr sündigen, er möge thun, was er wolle.“ Unmöglich ist es, alle die vielen Sekten und ihre gotteslästerlichen Irrtümer aufzuzählen. Nur jene, die sich weiter ausbreiteten und bis auf unsere Tage sich erhielten, sollen genannt werden.

Fast gleichzeitig mit Martin Luther trat in der Schweiz ein abtrünniger Priester, Ulrich Zwingli, als Verkünder einer neuen Lehre auf. Er war zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg (1484) geboren; wurde (1506) Priester, dann Pfarrer in Glarus, später in Einsiedeln, zuletzt Prediger in Zürich. Nach seinem eigenen Geständnis, welches er in einem seiner Briefe an Utinger 4. Dezember 1518 niedergelegt hat, führte er als Priester

---

*) Überall herrschte Zwist und Hader über den Sinn der hl. Schrift. Mit Recht konnte der apostolische Nuntius zu den versammelten Protestanten in Naumburg sagen: „Keine Stadt, ja kein Haus in Deutschland ist frei von theologischem Gezänk. Weiber streiten mit Männern, Kinder mit Eltern über das Verständnis der Schrift. In Gesellschaften, in Wirtshäusern, bei Trunk und Spiel entscheiden Weiber und Kinder über die höchsten Wahrheiten.“

ein ausschweifendes Leben. Hatte er schon in Einsiedeln fromme Gebräuche der katholischen Kirche angefeindet, so schloß er sich in Zürich (1519) noch offener den Neuerern an, indem er in seinen Predigten die hl. Schrift als die einzige Norm des Glaubens hinstellte. Bald ging er noch weiter und hatte die Kühnheit, von dem Bischofe zu Konstanz die Gestattung der Priesterehe zu begehren. Das ernstliche Verbot, solche Neuerungen zu dulden, welches der Bischof dem Rat und dem Kapitel in Zürich zugehen ließ, veranlaßte Zwingli zum förmlichen Bruche mit der katholischen Kirche und zu einer noch ungescheuteren Verteidigung seiner Irrtümer. Denn nun richtete er ein Schreiben an die ganze Schweiz, in welchem er seine gottlosen Lehren offen darlegte und den ehelosen Stand der Priester sogar für eine Erfindung des Teufels erklärte. — In seiner Lehre stimmte er mit Luther großenteils überein, wich jedoch noch weiter als er vom katholischen Glauben ab. Er erklärte geradezu Gott als Urheber der Sünde. Die Erbsünde aber, lehrte er, sei keine wahre Sünde, sondern nur eine Krankheit, und die Taufe wirke nicht deren Tilgung. Die Sakramente galten ihm nur als Zeichen der Gnade, die man vorher schon besitze. Das Abendmahl enthalte nur Brot und Wein, und diese seien nur ein Bild des Leibes und Blutes Christi. Wie die Auserwählung der Kinder Gottes schon vor dem Ursprunge der Welt geschehen sei, so sei auch vor der Schöpfung schon der göttliche Beschluß der Verdammung über die Unglücklichen gefaßt, damit Gott Beispiele seiner strafenden Gerechtigkeit gebe. Heidnische Helden, wie Herkules und Theseus, versetzte er in das Reich der Seligkeit und in die Gemeinschaft mit Christus. Dem Volke räumte er das Recht ein, die Obrigkeit abzusetzen, und versprach ihm Freiheit von Zehnten und allen Abgaben an die Geistlichen. Die weltliche Obrigkeit setzte er in alle Gerechtsame ein, welche bisher den Geistlichen zukamen, und sprach ihr das Recht zu, die Kirchengüter einzuziehen. — Weil der Rat von Zürich die Neuerung eifrig begünstigte, schritt diese um so freier und ungestümer zur Zerstörung jeder katholischen Einrichtung. Die Klöster wurden aufgehoben, ihre Güter für den Staat eingezogen, allen Geistlichen wurde das Heiraten gestattet. Zwingli, der früher nur Duldung für seine Lehre in Anspruch genommen und gegen jede Gewalt in Glaubenssachen protestiert hatte, wollte jetzt den Katholiken in Zürich nicht einmal die Messe gönnen und ruhte auch nicht, bis sie gänzlich abgeschafft war. Alles, was an den katholischen Gottesdienst erinnerte, wurde entfernt oder zertrümmert; die Altäre wurden abgebrochen und durch bloße Tische ersetzt, die Bilder und Sta-

tuen weggeschafft und zum Teil verbrannt; selbst die Orgeln in den Kirchen und das Geläute für die Verstorbenen wurden nicht mehr geduldet.

Zwinglis Anhang mehrte sich indessen rasch. Die Neuerungssucht ergriff bald noch andere, besonders die reicheren und größeren Kantone der Schweiz, welche bereits, wie ein protestantischer Schriftsteller*) sich ausdrückt, „das Sittenverderbnis überschwemmt hatte“, während jene Kantone, die durch Unverdorbenheit und Sitteneinfalt sich auszeichneten, auch ihrem alten katholischen Glauben treu blieben. Um noch weiterem Abfall vorzubeugen und wo möglich die Verirrten wieder zurückzuführen, entschlossen sich die katholischen Kantone, ein Religionsgespräch zu veranstalten und die Protestanten dazu einzuladen, wobei sie jedoch zum voraus erklärten, daß sie in der Treue gegen die Kirche allzeit verharren und sich auch keineswegs das Recht anmaßen wollten, in Glaubenssachen zu entscheiden. Das Religionsgespräch wurde wirklich im J. 1526 zu Baden im Engau zwischen den Vertretern beider Teile abgehalten. Die Sache der Katholiken führte Dr. Eck, Professor zu Ingolstadt, während protestantischerseits Ökolampadius der Hauptwortführer war. Der Sieg war auf Ecks Seite. Von den zwölf Kantonen, welche durch Deputierte vertreten gewesen, erklärten neun, daß Eck die Gegner des Irrtums überführt habe, und untersagten jede Neuerung im Glauben und Gottesdienst. Dennoch breitete sich der Protestantismus immer weiter aus. Die reformierten Kantone, besonders Zürich, erlaubten sich zu diesem Zwecke himmelschreiende Gewaltthätigkeit. Zuerst wurde in den katholischen Kantonen für die Protestanten freie Religionsübung ertrotzt. Kaum hatten sie diese erlangt, so wollten sie den Katholiken die ihrige rauben. Der Pöbel wurde von protestantischen Predigern zu Aufruhr und Empörung gereizt, die katholischen Priester wurden vertrieben, Klöster und Kirchen schändlich verwüstet, sogar die konsekrierten Hostien auf den Boden geworfen und mit Füßen getreten. In Basel bemächtigten sich die zusammengerotteten Haufen des Arsenals, besetzten die Hauptplätze und pflanzten Kanonen in den Straßen auf; die angesehensten Katholiken mußten sich flüchten, und so aller Widerspruch verstummen.

Nachdem Zwinglis Lehre unter so empörenden Greueln in der deutschen Schweiz war eingeführt worden, verbreitete sich in der französischen Schweiz wieder eine neue, nicht weniger verabscheuungswürdige Lehre. Ihr Stifter war Calvin. Zu Noyon in Frankreich (J. 1509) geboren, hatte er schon während seiner

*) Wirz, Helv. Kirchengesch., Bd. 4. S. 466.

Studienjahre im Verkehr mit kirchenfeindlichen Menschen und durch das Lesen von Luthers Schriften das Gift der falschen Lehre eingesogen. Im Jahre 1532 war er in Paris offen zum Protestantismus übergetreten. Nachdem er selbst den Rektor der Universität mit in die Neuerungen hineingezogen hatte, und nun gegen diesen eine Untersuchung eingeleitet worden war, sah sich Calvin selbst bedroht und verließ die Stadt. Nach längerm Umherirren im südlichen Frankreich kam er 1535 nach Basel, wo er im geheimen mit Abfassung seines Hauptwerkes „Lehrbuch der christlichen Religion" beschäftigt war. Später (1536) wurde er Prediger und Professor in Genf, wo bereits durch andere Fanatiker der katholische Gottesdienst abgeschafft und die Irrlehre eingeführt war. Nach zwei Jahren wurde er zwar aus Genf vertrieben, aber nach drei Jahren wieder zurückberufen, und nun blieb er daselbst bis zu seinem Tode (J. 1564).

Calvin stimmte in seiner Lehre mit Luther in manchen Punkten überein. Besonders teilte er mit diesem den Grundirrtum über die Rechtfertigung des Menschen, welche auch nach Calvins Ansicht nicht in einer wirklichen Gerechtmachung des Menschen, sondern nur in der Nichtzurechnung der Sünden besteht. In vielem aber ging auch Calvin noch weiter als Luther. Nach ihm ist in betreff des ewigen Loses der Menschen durch eine absolute Prädestination, d. h. Vorausbestimmung, alles von Ewigkeit festgesetzt, ein Teil der Menschen zur ewigen Seligkeit bestimmt, und diese, nämlich die Gläubigen, sind ihres Heiles unfehlbar gewiß und können es auch durch die schwersten Sünden nicht verlieren; der andere Teil aber, die Verworfenen, sind von Gott ebenso unabänderlich zur Verdammnis bestimmt, damit an ihnen Gottes Gerechtigkeit geoffenbart werde. Diese entsetzliche Lehre suchte er noch durch die gotteslästerlichsten Behauptungen zu erläutern; z. B. Gott habe, damit er Anlaß finde, einen Teil der Menschen zu hassen und zu strafen, nicht bloß den Fall der ersten Menschen angeordnet, sondern nötige die Verworfenen auch, zu der Erbsünde noch wirkliche Sünden hinzuzufügen u. s. w. Im Abendmahl wollte er anfangs zwar noch mehr als Zwingli erblicken; als ihm jedoch (J. 1549) daran gelegen war, sich mit den Zwinglianern zu verbinden, trug er kein Bedenken, mit Zwingli zu lehren, das Abendmahl sei nur ein Bild des Leibes und Blutes Christi. Wie Zwingli hegte auch Calvin den größten Haß gegen alle Ceremonien und verbannte jeden Schmuck aus den Kirchen. Die so entsetzlich schroffen Irrtümer Calvins wurden von dessen Anhängern in der Folge zum Teil gemindert, und so bildeten sich wieder verschiedene neue Sekten. Immer aber bleibt die Verblendung der Menschen

ein Rätsel, welche zu einer solchen Lehre sich bekennen mochten. — Calvin predigte diese Lehre nicht allein, sondern suchte sie auch durch eine wahre Schreckensherrschaft zur Geltung zu bringen. In Genf mußte sich alles unter sein hartes Joch beugen; eine gegen seinen unerträglichen Gewissenszwang versuchte Erhebung der Bürger wußte er durch die strengsten Gewaltmaßregeln zu zügeln. Jeder Widerspruch gegen ihn wurde mit grausamer Härte bestraft. Der spanische Arzt Servede wurde auf seiner Durchreise durch Genf, weil er in seinem Buche die Lehre von der heiligsten Dreieinigkeit verhöhnt und Calvins Schriften getadelt hatte, plötzlich ergriffen, ins Gefängnis geworfen und samt seinem Buche verbrannt. Früher schon war Jakob Gruet, weil er an Calvin Drohbriefe geschrieben, hingerichtet worden; und der Italiener Gentilis, der ihm einen Irrtum in der Lehre über die allerheiligste Dreifaltigkeit vorgeworfen hatte, entging nur durch feierlichen Widerruf dem Tode.

Von Genf aus breitete sich Calvins Irrlehre bald in andere Länder aus. Bei Verbreitung derselben thaten sich die Calvinisten noch mehr als andere Sekten hervor durch ihren fanatischen Haß gegen den katholischen Glauben. Ihnen galt es als ein gottseliges Werk, die katholischen Kirchen und Klöster zu plündern und zu verwüsten und das Heiligste auf die schauerlichste Weise zu verunehren. So warfen die Calvinisten zu Nimes (J. 1561) nebst den Kirchenbüchern, Bildern und Reliquien auch die heiligen Hostien in einen angezündeten Scheiterhaufen, tanzten um denselben und schrieen, sie wollten weder Messe noch Götzen noch Götzendiener. Ähnliche Greuel geschahen an vielen andern Orten sowohl in Frankreich als in den Niederlanden, wohin sich diese Sekte verbreitete. Die katholischen Kirchen wurden auf jede erdenkliche Weise geschändet und viele niedergerissen. Selbst die Toten entgingen nicht der Wut der Calviner; unzählige Gräber wurden aufgebrochen und die Gebeine herausgeworfen aus Haß gegen die katholische Religion, welcher die Verstorbenen angehörten. Solche Frevelthaten wurden nicht etwa bloß von einem aufgeregten Pöbel im Augenblicke plötzlicher Wut ausgeübt, sondern waren ganz im Geiste dieser Sekte, welcher die Vertilgung der katholischen Religion als löblichstes Ziel galt; ihre Prediger stellten sich dabei an die Spitze und feuerten dazu an.

Die ganze Verkehrtheit von Luthers Grundsatz, daß sich jeder die heil. Schrift selbst auslegen könne, offenbarte sich jedoch bei keiner von all diesen Sekten handgreiflicher, als bei jener der Wiedertäufer. Diese hatte sich schon bald nach Luthers Auftreten gebildet und verfiel infolge der freien Bibelforschung auf

die sonderbarsten Ansichten und Schwärmereien. Sie hielt die Zeit für angebrochen, wo ein neues, sich über die ganze Erde erstreckendes christliches Reich gegründet werden müsse, worin weder geistliche noch weltliche Obrigkeit bestehen und allgemeine Gütergemeinschaft stattfinden solle. Mit Berufung auf die Worte der hl. Schrift: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie“ behaupteten diese Sektierer, daß die Kindertaufe unzulässig, und nur den Erwachsenen nach erteilter Belehrung die Taufe zu spenden sei. Weil sie daher jene, die als Kinder schon getauft waren, nochmals tauften, erhielten sie den Namen Wiedertäufer. Es genügte denselben nicht, ihre Ansichten bloß zu lehren, sondern sie wollten das neue Reich alsbald stiften und ausbreiten. Thomas Münzer, das vornehmste Haupt dieser Sekte, wiegelte in Thüringen das Volk auf, legte sich in Mühlhausen die Gewalt eines Regenten bei und führte die Wiedertaufe und Gütergemeinschaft ein; endlich stellte er sich an die Spitze eines Haufens aufrührerischer Bauern, um zur Einführung vollkommener Gleichheit unter den Menschen die Fürsten zu vertreiben und totzuschlagen.

Nach dessen Besiegung und Hinrichtung (J. 1525) zerstreuten sich die Wiedertäufer nach verschiedenen Gegenden, nach Schlesien, Schweden, den Niederlanden und der Schweiz. Da sie überall die weltliche Obrigkeit gegen sich hatten, konnten sie nirgends ihr neues Reich herstellen. Endlich (J. 1533) war es ihnen gelungen, die Stadt Münster in Westfalen, die, von einem lutherischen Prediger irregeführt, sich gegen den Fürstbischof empört hatte, ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Nun glaubten sie, das 1000jährige Reich Christi sei gekommen, in kurzem werde Gott alle Tyrannen von der Erde vertilgen, Münster sei das neue Jerusalem, von welchem die Herrschaft dieses Reiches ausgehen müsse. Ein Zustand, der über alle Beschreibung gräßlich ist, trat ein. Die Prediger der Sekte, die sich für Propheten ausgaben, rannten wie Besessene durch die Straßen und forderten zur Wiedertaufe auf. Kirchen und Klöster wurden geplündert, die Altäre zertrümmert, die Bildnisse der Heiligen mit Füßen getreten. Die Weiber liefen rasend in den Straßen herum, warfen sich kreuzweise auf den Boden, fluchten und beteten. Aller Pöbel aus den benachbarten Städten wurde nach Münster eingeladen und ihm der Genuß aller Güter verheißen. Sogar die Vielweiberei wurde eingeführt, und ungescheut wurden die schändlichsten Ausschweifungen begangen. Unumschränkte Gewalt über alle hatte Johann Matthießen, ein Bäcker aus Harlem, der sich für einen Propheten ausgab. Er ließ alles Geld und Gut zusammenschleppen und zur Verfügung der Gemeinde stellen; alle Bücher, mit einziger Ausnahme der Bibel nach lutherischer Übersetzung, ließ er einliefern

und verbrennen. In seiner rasenden Schwärmerei hatte er die Tollkühnheit, der feindlichen Armee vor die Thore der Stadt entgegen zu gehen, um sie allein mit seinem Stabe zu schlagen, und wurde, als er sich nahte, von den Soldaten niedergestoßen. — Nach ihm übernahm Johann Bockhold, ein Schneider aus Leyden, das Prophetenamt. Bald gab sich auch ein Tuchhändler, Knipperdolling, den Anschein, daß er vom Himmel Aufträge empfange. Er verkündete, ihm sei die Offenbarung geworden, „alles Hohe solle erniedrigt werden." Sogleich fing man an, alle Kirchtürme abzutragen; bald erschien aber die Arbeit zu mühsam und wurde aufgegeben. Ein anderer dieser sog. Propheten kündigte als Befehl des Himmels an, Johann von Leyden solle König über den ganzen Erdkreis werden. Der Schneider nahm sofort diese Würde an, trat in königlichem Prunk auf und nannte sich den „König der Gerechtigkeit überall." Wehe denen, die sich seiner Schreckensherrschaft widersetzten. Johann hatte die Vielweiberei als Gesetz des Himmels, alle bisherigen Ehen aber für aufgelöst erklärt und jeden Andersdenkenden mit dem Tode bedroht. Weil es nun aber doch noch viele ehrbare Bürger gab, die einem so schändlichen Gesetze sich nicht fügten, so bildete sich eine starke Gegenpartei; allein sie wurde besiegt, und nun schlug Knipperdolling, den Johann zu seinem Scharfrichter ernannt hatte, 66 Menschen die Köpfe ab. Zuletzt waren der Stadt, weil sie von dem Feinde eingeschlossen war, die Lebensmittel ausgegangen. Elisabeth, eine von den 17 Frauen des Königs, gab ihm ihr kostbares Geschmeide zurück und bat ihn, mit allen, die den Jammer nicht länger ertragen könnten, die Stadt verlassen zu dürfen; der Grausame schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab und tanzte auf offenem Markte mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Endlich drangen die Soldaten des Fürstbischofs von Münster in die Stadt ein und machten diesem schrecklichen Treiben ein Ende, nachdem es über ein ganzes Jahr gedauert hatte.

f) Obgleich diese Kirchenverbesserer einander bekämpften und sich gegenseitig mit dem Fluche belegten, so griff doch die Lehre eines jeden gewaltig um sich.

Nichts war mehr geeignet, die sog. Reformation in übeln Ruf zu bringen, als die Zänkereien und Feindseligkeiten, die in ihrem eigenen Schoße ausbrachen. Denn wiewohl alle Parteien die freie Bibelforschung als Hauptgrundsatz ihrer Lehre aufstellten, so wollte doch keine eine andere Erklärung der Schrift als allein die ihrige dulden. Daher kam es, daß alle die verschiedenen Parteien sich feindselig gegenüberstanden, einander verdammten, mit giftigem Haß verfolgten und, wo keine andere Waffe zu Gebote stand, sich

wenigstens mit den derbsten Grobheiten und schmählichsten Schimpfwörtern überhäuften.*) Wie schädlich solche Uneinigkeit dem Fortgang ihrer Sache sei, entging den Reformatoren selbst nicht. „Es liegt viel daran", schrieb Calvin an Melanchthon, „daß die Nachwelt unsere Zwistigkeiten nicht erfahre; denn es ist über alle Vorstellung lächerlich, daß wir, die wir der ganzen Welt entgegen sind, schon gleich beim Anfange der Reformation unter uns selbst uneins sind." Das ganze Werk der Reformation drohte daher gleich von Anfang durch innern Zwiespalt zu zerfallen; nur eines konnte dasselbe vom Untergange retten, die weltliche Macht. Luther hatte, weil er dieses deutlich erkannte, seine Kirche der weltlichen Obrigkeit zu Füßen gelegt, und diese hatte sich ihrer in Gnaden angenommen. Die Landesherren verfügten über das in Auflösung begriffene Kirchenwesen, dekretierten über Annahme und Verwerfung von Glaubensformeln; die Prediger mußten sich dazu verstehen, nach denselben dem Volke die Lehre vorzutragen, oder sie wurden von ihrem Amte entfernt. So wurde Luthers Lehre, wenn auch unter mannigfaltigen Veränderungen, durch das Einschreiten der Fürsten vor völligem Untergange bewahrt und unter deren mächtigem Schutz in vielen Ländern ausgebreitet. — Nach dem Vorgange von Kursachsen schlossen sich bald die meisten Fürsten und Magistrate der Städte im mittlern und nördlichen Deutschland der Partei Luthers an, und mit ihnen wurde zugleich ihr Gebiet eine Beute der Irrlehre. Ebenso fielen ihr die deutschen Ordensgebiete Preußen, Livland und Kurland, ferner Dänemark, Schweden und Norwegen und vom südlichen Deutschland die Kurpfalz und Württemberg zu. Auch nach Ungarn und Siebenbürgen war Luthers Lehre eingedrungen, und selbst die Länder der katholischen Fürsten in Deutschland waren nicht unangesteckt geblieben. In der Schweiz dagegen hatte Zwinglis und Calvins Irrlehre Aufnahme gefunden, und auch nach Frankreich, England, Schottland und den Niederlanden wurde die des letzteren verbreitet.

---

*) So schrieb Luther über Zwingli und dessen Gesinnungsgenossen Ökolampadius, sie hätten „ein eingeteufelt, durchteufelt, überteufelt, lästerlich Herz und Lügenmaul". Zwingli dagegen schrieb an Luther: „Wir thun dir nicht Unrecht, wenn wir dich einen Verführer und Christi Verleugner, der ärger ist, als der alte Ketzer Marcion gewesen, schelten und verdammen." Selbst in Luthers eigenem Lager war zwischen ihm und Karlstadt der heftigste Streit ausgebrochen. Als beide zu Jena in der unwürdigsten Weise über das heilige Sakrament mit einander gestritten hatten, ohne sich zu einigen, schied Luther von ihm mit der Verwünschung: „Könnte ich dich auf dem Rade sehen!" worauf Karlstadt erwiderte: „Möchtest du den Hals brechen, ehe du zur Stadt hinauskommst!"

g) Um der Reformation vollends den Sieg zu verschaffen, wurden alle erdenklichen Mittel aufgeboten. Tausend und tausend Flugschriften verbreiteten die irrigen Grundsätze und zugleich die heftigsten Ausfälle und Verleumdungen gegen den Papst und die katholische Geistlichkeit. An manchen Orten fügte man zu all dem noch schreiende Gewaltthat und zwang durch Druck und Verfolgung zum Abfalle vom heiligen, katholischen Glauben.

Wie bei allen Ketzereien, so waren auch hier Lüge und Gewalt die Waffen, deren die Hölle sich bediente, um die Menschen zum Abfalle von der Wahrheit zu verführen. Nach allen Richtungen durchzogen fanatische Prediger, abtrünnige Priester und Mönche die Länder, schmähten über den Papst und die Geistlichkeit, schrieen über Mißbräuche in der katholischen Kirche, beschuldigten sie der Verfälschung und Verunstaltung der christlichen Lehre und entblödeten sich nicht, die katholische Lehre auf das ärgste zu entstellen, die eigene dagegen als die reine, unverfälschte Lehre Christi darzustellen. Sie erfrechten sich, das hl. Meßopfer eine Abgötterei zu nennen und die Katholiken wegen der Verehrung der Heiligen als Bilder- und Götzenanbeter zu verunglimpfen. Was das mündliche Wort nicht vermochte, das sollte durch Verbreitung zahlloser Flugschriften erzielt werden, in denen das Gift der Irrlehre oft in einer für den Pöbel verlockenden, durch Witz und Satire reizenden Form dargeboten wurde. Schonungslos wurden da Kirche, Papst und alles Heilige ins Lächerliche gezogen. Fast in aller Händen waren die Schriften Luthers und seines Freundes, des liederlichen Hutten, die an bitterer Schmähsucht alles überboten, was je in diesem Fache geleistet worden. Solche Spott- und Schmähschriften wurden oft mit schändlichen, Mönche und Papst verhöhnenden Bildern neben Erbauungsbüchern an den Kirchenthüren feilgeboten.

Aber alle diese Kunstgriffe der Lüge reichten nicht hin, einem ganzen Volke sein teuerstes Besitztum, den hl. Glauben, zu entreißen; es mußte vielmehr die himmelschreiendste Gewaltthätigkeit von seiten der despotischen Regenten angewendet werden. „Wir finden nicht“, sagt ein gewichtiger Geschichtsforscher unserer Zeit, „daß eine Bevölkerung eines deutschen Landes sich einmütig für die Reformation Luthers erklärt habe, wenn nicht die Landesobrigkeit, die Territorialhoheit an die Spitze trat. Das ist eine unzweifelhafte Thatsache.“*) Es ist also auch eine nicht zu be-

*) Onno Klopp. Kleindeutsche Geschichtsbaumeister. S. 88. — Keine Schönfärberei vermag dieses Brandmal der Reformation zu tilgen. „Wer immer auf den geschichtlichen Ursprung zurückgeht, der wird überall und in

zweifelnde Thatsache, daß eine allgemeine Begeisterung des Volkes für Luthers Person und Lehre, wie sie protestantischerseits gewöhnlich dargestellt wird, nicht stattfand. Es gab vielmehr noch eine große Anzahl frommer, katholischer Christen, denen die neue Lehre ein Greuel war. Belege für diese Thatsache finden sich überall in Luthers eigenen Predigten, Briefen und Kommentaren in größter Menge. „Es sind auch wohl in der Welt", so schreibt er, „feine, geschickte, gelehrte, weise, fromme und ehrbare Leute; aber je weiser, gelehrter und ehrbarer sie sind, je feinder sie uns werden."*) Wiederholt spricht Luther die Klage aus, daß Adel, Schultheißen, Bürger und Bauern absichtlich darauf ausgehen, die Prädikanten tothungern zu lassen, damit das Evangelium wieder abkomme. „Bei den Papisten", sagt er, „scheint die Sonne, und sie haben alles vollauf. Unsere Pfarrherren aber und Kirchendiener leiden Mangel und sind verachtet." Es mag also nicht gar übertrieben sein, was er noch im J. 1532 behauptete, es stehe in seiner Macht, mit zwei oder drei Predigten alle wieder ins Papsttum zurückzuführen (Walch. VII. 913). Und wie die Neuerungen in Sachsen, der Wiege des Protestantismus, beim Volke entschiedenen Widerstand fanden, so war es auch in andern Ländern. Als der Herzog von Zweibrücken (i. J. 1529) die Reformation einführte, schrieb ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der nachmalige Generalsuperintendent Kaspar Glaser: „Das beklagen wir alle, daß die wenigsten dem Evangelium folgen, daß ein großer Teil des Volkes dasselbe verachtet, daß sogar einige es verfolgen". Solche Züge könnten sich leicht um das Hundertfache vermehren lassen.

Wie kam es also, daß ungeachtet alles Widerstandes von seiten des katholischen Volkes der Protestantismus dennoch in so vielen Ländern den Sieg errang? Nicht anders als durch Gewalt. Statt der verheißenen Gewissens- und Glaubensfreiheit trat, wie Melanchthon vorausgesehen, die unerträglichste Tyrannei ein. Nach dem fluchwürdigen Grundsatze, der damals in Aufnahme kam und sogar reichsgesetzlich wurde: „Cujus est regio, illius et religio", d. h. „Wer über das Land zu gebieten hat, hat auch zu gebieten über die Religion", hing die Religion eines jeden Landes von der

---

jedem einzelnen Territorium dieselbe Thatsache wieder bestätigt finden, nämlich, daß die Einführung des landesherrlichen Kirchentums geschehen ist im Widerspruche mit dem Rechte der Individualität, mit dem Rechte zu beharren in dem anerkannten Glauben der Väter." So die protestantische Schrift: „Der evangelische Oberkirchenrat in Berlin und das Concil." S. 35.

*) Mehrere solcher Stellen nebst andern Belegen für das hier Gesagte finden sich in der Schrift: „Wird Deutschland wieder katholisch werden?" Schaffh. 1859.

Laune des jeweiligen Fürsten ab.*) Gefiel es diesem, zu der neuen Religion überzutreten, so mußte das ganze Land übertreten.(27) Der katholische Gottesdienst wurde streng verboten, die katholischen Priester verjagt, und wer immer sich gegen die neue Ordnung sträubte, der wurde seiner Güter beraubt, aus dem Lande verwiesen oder gar durch Kerker, Hunger, Marter und Todesdrohung besiegt. — Sogar das Gebiet katholischer Regenten wurde von protestantischen Fürsten gewaltsam protestantisch gemacht. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen riß im Jahre 1542 das Bistum Naumburg gewaltthätig an sich, vertrieb den vom Kapitel erwählten frommen und gelehrten Bischof Julius von Pflug und setzte statt dessen einen Lutheraner Nikolaus Amsdorf ein. Um das Maß der Verhöhnung der bischöflichen Würde voll zu machen, wurde dieser Amsdorf von Luther feierlich zum Bischof geweiht. Die weltliche Regierung des Bistums übernahm ein kurfürstlicher Beamte. In demselben Jahre überfielen der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst von Sachsen den eifrig katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig, bemächtigten sich seines Landes und führten in dem geraubten Gebiete mit bewaffneter Hand das Luthertum ein. So wurde das Werk der Reformation durch die weltliche Macht vollendet. „Es ist unstreitig", sagt sogar ein reformierter Theologe, Jurieu, „daß die Reformation durch die Gewalt der Staatenbeherrscher geschehen ist. So ging es in Genf durch den Senat und in andern Teilen der Schweiz durch den großen Rat jedes Kantons; in Holland durch die Generalstaaten; in Dänemark, Schweden, England und Schottland durch König und Parlament. Und die oberste Staatsgewalt blieb nicht dabei stehen, daß sie den Anhängern der Reformation volle Freiheit gab, sie ging so weit, daß sie den Papisten die Kirchen nahm und die öffentliche Religionsübung verbot."

Besonders brutal war die Gewalt in den nordischen Reichen und, wovon später die Rede sein wird, in England, Irland und Schottland. In Dänemark hatte schon im Jahre 1520 der durch Grausamkeit und schandvolles Leben gleich berüchtigte Christian II. aus Begierde nach dem Kirchengut und Eifersucht gegen die höhere Geistlichkeit den Protestantismus einzuführen gesucht und deshalb manche empörende Gewaltthaten gegen Mönche und Bischöfe verübt. Dasselbe Ziel verfolgte auch sein Nachfolger, Friedrich I., durch fortgesetzte Verfolgung der Kirche. Nach seinem Tode jedoch bewirkten die Bischöfe auf dem Landtage zu Kopenhagen (1533), daß die katho-

*) Es ist allgemein bekannt, wie die Pfalz binnen 60 Jahren viermal die Religion ändern mußte. Erst mußte sie lutherisch, dann calvinisch, dann wiederum lutherisch und zuletzt noch einmal calvinisch werden.

liſche Kirche wieder ihre Freiheiten und Rechte zurückerhielt. Doch kaum war Christian III., ein persönlicher Freund Luthers, in den Besitz von Dänemark gekommen, so ließ er an einem Tage (1536) sämtliche katholische Bischöfe ergreifen und ins Gefängnis werfen;* darauf bemächtigte er sich ungehindert der geistlichen Güter, erklärte die katholische Religion als abgeschafft und suchte dadurch das Volk für die Religionsänderung zu gewinnen, daß er ihm Erleichterung in Steuern und Abgaben zusicherte. Bei solchem Vorangehen konnte bereits im Jahre 1546 auf dem Landtage zu Kopenhagen die vollständige Vernichtung der kathol. Kirche in Dänemark in der grausamsten Form publiziert werden: die Katholiken waren aller Ämter und des Erbrechts für verlustig erklärt; den kathol. Geistlichen wurde unter Todesstrafe der Aufenthalt verboten, und wer einen solchen beherbergte, sollte ebenso bestraft werden wie der, welcher einen Räuber und Mörder beherbergte. — Mit gleicher Tyrannei wurde auch in Norwegen und Island, welche Länder damals unter dänischer Herrschaft standen, die kathol. Religion ausgerottet. Die Bewohner Islands erklärten im Jahre 1540 dem Könige von Dänemark, sie wollten lieber ihr Land räumen, als ihren Glauben verlassen. Nur durch die furchtbarsten Gewaltmaßregeln setzte die dänische Regierung die Vernichtung der kathol. Kirche auf dieser Insel durch. Dasselbe gilt auch von Norwegen. Noch jetzt besucht man im Lande eine unterirdische Kirche, deren beinahe unnahbarer Eingang an dem Ufer eines reizenden Sees liegt; man nennt sie „Sanct Michael im Berge." Dahin gingen die Katholiken, um, wie einst in den Katakomben, im verborgenen der hl. Messe beizuwohnen; und hier verlebte der letzte Priester seine letzten Tage, lange nach der Herrschaft Christians III.

Das schwedische Volk hing ebenfalls mit Liebe am katholischen Glauben. Als die vom Könige Gustav Wasa berufenen protestantischen Prediger zu Stockholm von der Kanzel die katholische Religion voll Heftigkeit angriffen, wurden sie mit Steinen aus der Kirche und der Stadt vertrieben; und bewaffnet zog das Volk nach Upsala, um den kathol. Erzbischof gegen die Verfolgung zu verteidigen. Der König aber wußte zuerst durch Hinterlist und Verstellung, dann durch offene Gewalt der Irrlehre den Sieg zu verschaffen. Der Erzbischof Magnus Knut von Upsala und der Bischof Peter Jakobson von Westerås starben als Märtyrer (1527). Zum Hohne drückte man dem einen eine Strohkrone, dem andern eine Inful von Baumrinde auf das Haupt, setzte sie rücklings auf abgemagerte Pferde und führte

---

*) Darüber, daß der König die Bischöfe „ausgerottet habe", bezeugte ihm Luther brieflich sein Wohlgefallen, versprach auch gleich, er wolle „solches, wo er könne, zum besten helfen deuten und verantworten".

sie in diesem Aufzuge durch die Stadt. Nach ihrer Hinrichtung wurden ihre Leichname auf das Rad geflochten und den Raubvögeln zur Speise übergeben. Im Jahre 1529 führte man allenthalben die lutherische Gottesdienstordnung ein, behielt jedoch, um das Volk zu täuschen, einstweilen noch verschiedene katholische Gebräuche bei. Verheiratete protestantische Prädikanten traten in die Stelle der katholischen Bischöfe und legten sich sogar den Namen „Bischöfe" bei. Bei dem Volke erregten solche Änderungen in der Religion und dem Gottesdienste die äußerste Entrüstung, und es drohte sogar ein gefährlicher Aufstand auszubrechen. An vielen Orten erhielt sich noch lange der katholische Glaube und starb nur deshalb, weil die standhaften katholischen Priester vertrieben waren, nach und nach ab. Später gewährte die Bekehrung des Königs Johann III. wieder einige Hoffnung für die Herstellung des katholischen Glaubens, aber der anfängliche Eifer dieses Regenten erkaltete bald, und von seinem Nachfolger Karl IX., welcher den katholischen Neffen der Krone beraubte, wurde die katholische Religion in Schweden völlig ausgerottet; kein Katholik durfte sich ferner im Lande aufhalten. (J. 1595.) Noch im Jahre 1858 mußten 6 Frauen, weil sie katholisch geworden, Schweden verlassen und wurden des Erbrechts für verlustig erklärt.

Auch in Siebenbürgen und Ungarn wurde die Irrlehre durch Gewaltthaten eingeführt.*) Nach Siebenbürgen hatten sie zuerst einige entsprungene Mönche verbreitet. Der städtische Magistrat zu Hermannstadt verhängte die Todesstrafe über alle jene, die binnen 3 Tagen entweder die Irrlehren nicht annehmen, oder die Stadt nicht verlassen würden. Und wirklich wurden diejenigen, die ihrer Religion treu verblieben, unter Schimpfworten und Steinwürfen hinausgejagt. Gleiches that man auch an andern Orten. Die Geistlichen wurden verfolgt, einzelne ihrer Güter beraubt, die widerstrebenden gebrandmarkt und ihnen bei der Haarkrone die Haut abgezogen; dem katholischen Volke wurden protestantische Prediger aufgedrungen, der siebenbürgische Bischof ermordet, die katholische Geistlichkeit durch den Landtag verbannt; die Güter der Magnaten, Bistümer, Klöster und Kirchen wurden in Beschlag genommen, die Unterthanen zur Annahme der Irrlehren gezwungen; und manche haben ihre Kinder für den Fall, daß diese zur katholischen Kirche zurückkehren sollten, aus dem Testamente ausgeschlossen.

Nach Ungarn haben besonders die Deutschen die Irrlehre eingeführt, und weil damals die Könige Ferdinand und Johann Zápolya sich um die ungarische Krone stritten, so wagte keiner von beiden

*) Der Kürze wegen soll hier nur das wenige angeführt werden, was man hierüber in die Religionsgeschichte unseres von der Graner Provinzialsynode angenommenen Katechismus für Ungarn eigens hat einrücken lassen.

gegen die neuen Lehren mit gehöriger Strenge aufzutreten. Sieben Bistümer waren unbesetzt, die weltlichen Herren zogen die geistlichen Güter an sich und wurden, damit sie diese Güter behalten könnten, Protestanten, ja sie zwangen sogar ihre Unterthanen dazu, die sie auch mit der Hoffnung auf Erkämpfung der nationalen Freiheit unter ihre Fahne lockten. Späterhin kam noch der Umstand dazu, daß der größte Teil Ungarns von den Türken erobert wurde. In diesem traurigen Zustande verbreiteten sich die neuen Lehren um so leichter, als die wenigen Bischöfe, ihrer Güter beraubt, nicht genug Priester erziehen konnten. Die noch übrigen und im katholischen Glauben standhaften Geistlichen wurden in Siebenbürgen unerbittlich verfolgt, gepeinigt, ermordet oder verbannt, und die Kirchen mit Gewalt weggenommen. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte man schon 500 Kirchen den Katholiken gewaltsam entrissen, und es gab eine Zeit, wo von den 900 Pfarreien des Graner Erzbistums 800 mit protestantischen Predigern besetzt waren. Aber mit der neuen Lehre verbreitete sich auch gegenseitiger Haß und Elend im Lande.(28)

2. Die Friedensversuche der Kirche von den Irrlehrern zurückgewiesen. Religions- und Bürgerkriege.

Vereinigungsversuche. — Luthers Unversöhnlichkeit. — Konzil zu Trient. — Religions- und Bürgerkriege in Deutschland und andern Ländern. — Die Reformation in England, Irland und Schottland.

44. a) Von seiten der Katholiken wurden mehrere Versuche gemacht und verschiedene Unterhandlungen gepflogen, um den kirchlichen Frieden wieder herzustellen. Aber Luther blieb gegen das Oberhaupt der Kirche, den Papst, unversöhnlich.

Während Deutschland durch den verderblichen Sektengeist immer mehr zerrissen wurde, boten die Katholiken alles auf, dem Übel Einhalt zu thun. Kaiser Karl V. sah mit großer Bekümmernis den Zwiespalt des Reiches und den steigenden Zerfall der katholischen Religion und bemühte sich beinahe 30 Jahre lang auf verschiedenen Reichstagen mit unermüdlicher Geduld und Anstrengung, die Gemüter durch gütliche Übereinkunft zu versöhnen. Aber die Nachgiebigkeit des Kaisers und der katholischen Stände steigerte nur immer die anmaßenden Forderungen der Neuerer. Auf dem Reichstage zu Speier (1529) machten die katholischen Fürsten um des Friedens willen den Vorschlag, „diejenigen Stände, die bisher das Edikt von Worms, in welchem Luthers Lehre und Schriften verboten worden, gehalten hätten, sollten es auch ferner halten, die

andern aber möchten bei den Neuerungen, die sich nicht ohne Gefahr des Aufruhrs abstellen ließen, bis zu der allgemeinen Kirchenversammlung ungefährdet bleiben; doch sollten die Katholiken ihrer Länder auf keine Weise in der Ausübung ihres Glaubens gehindert werden, namentlich auch solle es niemand verwehrt sein, die heil. Messe zu lesen oder zu hören." Diesen so nachgiebigen Vorschlag, in welchem nur Duldung für die Katholiken und ihren Kultus gefordert wurde, nahmen jedoch die protestantischen Stände nicht an und legten beim Kaiser eine förmliche Verwahrung oder Protestation dagegen ein, von welcher sie den Namen Protestanten erhielten. — Im folgenden Jahre wollte der Kaiser das Zerwürfnis auf einem Reichstage zu Augsburg ausgleichen. Die protestantischen Fürsten erteilten dem weit mäßiger gesinnten Melanchthon den Auftrag, in einer Schrift, bekannt unter dem Namen „Augsburger Konfession", ihre Glaubenslehre und die von ihnen der Kirche vorgeworfenen Mißbräuche kurz zusammenzufassen. Die schroffen Lehrsätze Luthers wurden in derselben vielfach gemildert, so daß man in vielen Punkten mit der katholischen Lehre übereinstimmte. Um jedoch die einmal geschehene Trennung von der Kirche zu beschönigen, entblödete man sich nicht, ihre Lehre handgreiflich zu entstellen und derselben Irrtümer aufzubürden, welche sie stets verworfen hat. Die katholischen Theologen ermangelten nicht, in einer Gegenschrift die kirchliche Lehre zu rechtfertigen, aber eine Einigung konnten sie nicht bewirken aus dem einfachen Grunde, weil, wie Melanchthon selbst eingestand, die protestantischen Stände „nicht fürs Evangelium, sondern für ihre Herrschaft stritten". Wegen der gemachten Zugeständnisse mußte sogar Melanchthon manche Kränkungen von den Seinigen und von Luther selbst erfahren. Mit großer Entrüstung schrieb ihm dieser: „Es gefällt mir gar nicht, daß man von Einigkeit in der Lehre handeln will, da diese ganz unmöglich ist, wofern der Papst nicht sein ganzes Papsttum ablegen will."

Auch von einem künftigen Konzil, auf welches Luther in einer eigenen, vor Notar und Zeugen verfaßten Schrift sich anfänglich berufen hatte, wollte er jetzt nichts mehr wissen. Schon im Jahre 1523 hatte er gesagt: „Wenn ein Konzil uns die Spendung des Abendmahles unter beiden Gestalten geböte oder erlaubte, so würden wir dem Konzil zum Trotze nur eine nehmen oder auch gar keine"; und später äußerte er: „Sagt das Konzil ja, so sagen wir nein, und sagt es nein, so sagen wir ja." Luther wußte sehr wohl, daß seine neue Lehre von einer allgemeinen Kirchenversammlung niemals gutgeheißen würde, und nur durch Abschwörung derselben die Einigkeit erzielt werden könnte; darum

ging all sein Bestreben dahin, die Kluft, die seine Partei von der Kirche trennte, noch mehr zu erweitern. — Die Einladung des heiligen Vaters zu einer allgemeinen Kirchenversammlung reizte ihn nur zu heftigerm Ingrimm gegen den Papst, und in dieser Stimmung verfaßte er (im Jahre 1537) die sogenannten schmalkaldischen Artikel, welche von seiner ganzen Partei angenommen wurden und die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche unmöglich machten. Die Messe, hieß es in denselben, sei der größte und schrecklichste Greuel im Papsttum, die Anrufung der Heiligen eine Abgötterei, der Papst der Satan und Antichrist; „alles, was derselbe aus seiner falschen, freveln, lästerlichen und angemaßten Gewalt gethan und vorgenommen habe, sei eitel teuflische Geschichte und Geschäft zu Verderbung der Kirche und zu Zerstörung des ersten Hauptartikels von der Erlösung Christi". Die Versammlung zu Schmalkalden verließ er mit den Abschiedsworten: „Gott erfülle euch mit dem Hasse gegen das Papsttum." Als später die Kirchenversammlung wirklich eröffnet und die Protestanten dazu eingeladen wurden, verfaßte er die unsinnig wütende Schrift: „Das Papsttum vom Teufel gestiftet." Alle Kräfte zu diesem letzten Stoße, den er kurz vor seinem Tode (18. Febr. 1546) gegen Rom führte, gleichsam zusammenraffend, überbot er sich in den unwürdigsten Schmähungen*) und schickte dies Buch in die Welt hinaus mit einem ekelhaft-schmutzigen Titelkupfer, das jeden ehrbaren Menschen tief entrüsten mußte. Dennoch schämten sich die Protestanten nicht, dieses Buch auf dem Reichstage zu Worms (1545), als sie zur Teilnahme an der Trienter Kirchenversammlung waren eingeladen worden, unter die katholischen Stände zu verteilen.

b) Da berief im Jahre 1545 der heilige Vater eine allgemeine Kirchenversammlung nach Trient in Tyrol. Die Lehre der Neuerer wurde geprüft und einstimmig verdammt; zugleich wurden treffliche Vorschriften erlassen über kirchliche Einrichtungen und über Abstellung der Mißbräuche. Durch die ausgezeichneten Leistungen dieses Konzils errang die katholische Kirche neue Schönheit und verjüngte Kraft.

*) In betreff des Konzils sagt Luther in seiner Schrift: „Man sollt den Bapst, Cardinäl und bäpstlicher Heiligkeit Gesindel nehmen und ihnen die Zunge hinten zum Hals herausreißen und an den Galgen annageln. Darnach ließe man sie ein Concilium halten am Galgen oder in der Höll unter allen Teufeln." Das war die Sprache des sogenannten „teuren Gottesmannes", der schmutzigen Zoten, die sich gar nicht nachschreiben lassen, nicht zu gedenken. Wie sehr mußte sogar jedes Gefühl für Anstand und Schicklichkeit erloschen sein, um sich eines solchen Reformators nicht zu schämen!

Nach Beseitigung unzähliger Hindernisse gelang es endlich dem hl. Vater Paul III., das so lange und sehnlich gewünschte allgemeine Konzil den 13. Dezember 1545 in der an der Grenze Italiens und Deutschlands gelegenen Stadt **Trient** zu eröffnen. Unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten versammelten sich die Erzbischöfe und Bischöfe samt den größten Gottesgelehrten der damaligen Zeit. Die gesamte Lehre der Neuerer in betreff der Erbsünde, der Rechtfertigung, der Sakramente überhaupt und eines jeden insbesondere, des hochheil. Meßopfers, des Fegfeuers, der Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien wie auch der Ablässe wurde aufs genaueste geprüft, die entgegengesetzte Lehre der katholischen Kirche auf Grund der hl. Schrift und der bewährten, von den Aposteln herstammenden Überlieferung mit bewunderungswürdiger Klarheit bestimmt und erkärt, und dann nach dem Beispiele aller früheren Konzilien der Bann über jeden ausgesprochen, der sich unterfängt, anders zu lehren, als die vom hl. Geiste geleitete Kirche.*) Auch wurden die weisesten Verordnungen und wohlthätigsten Einrichtungen getroffen zur Beseitigung mancher Übelstände und Mißbräuche, die sich im Verlaufe der Zeit eingeschlichen hatten, zur Erneuerung der kirchlichen Zucht unter der Geistlichkeit und dem christlichen Volke, zur frühen Heranbildung gottseliger und erleuchteter Priester und überhaupt zur Förderung der Frömmigkeit und Tugend unter den Gläubigen. Alle Satzungen und Aussprüche des hl. Kirchenrates tragen so augenscheinlich das Gepräge der heiligen Wahrheit und der von Gott stammenden Weisheit, daß jeder, der frei von böswilligen Vorurteilen dieselben liest, darin den Beistand und die Erleuchtung des hl. Geistes erkennen wird. — Kriegsgefahren und das Ausbrechen der Pest bewirkten mehrere Unterbrechungen, so daß die 25. und letzte feierliche Sitzung erst 18 Jahre nach Eröffnung des Konzils abgehalten wurde. Im Jahre 1563, den 4. Dezember unterzeichneten die 255 anwesenden Väter, darunter 4 Legaten, 2 andere Kardinäle, 25 Erzbischöfe, 168 Bischöfe aus allen Gegenden der Christenheit, die Beschlüsse und Verhandlungen des Konzils. Bevor der Kirchenrat sich auflöste, wurden alle christlichen Fürsten im Namen Gottes aufgefordert, für die allgemeine Annahme und Befolgung der gefaßten Beschlüsse eifrigst Sorge zu tragen und mit dem Beispiele treuer Beobachtung den Völkern vorzuleuchten. Schon mit dem Anfange des folgenden Jahres drückte der Papst Pius IV. durch seine Bestätigung den Verhandlungen des Konzils das Beglaubigungssiegel auf.

---

*) Die Hauptlehrsätze des Kirchenrates von Trient wurden in den drei ersten Bänden dieses Werkes an den betreffenden Stellen angeführt.

Ewig denkwürdig bleibt in den Annalen der Kirche diese großartige Versammlung, sowohl wegen der großen Anzahl der anwesenden, mit hoher Frömmigkeit und Wissenschaft geschmückten Kirchenfürsten, als wegen der vielen von ihr gegebenen Entscheidungen und Verordnungen, wie in gleichem Umfang kein vorhergehendes Konzil sie zu treffen hatte. Höchst wichtig besonders war dies Konzil wegen der schweren Zeit, in der es zusammentrat und worin es zu Gerichte saß über die furchtbaren Irrtümer, die von der Hölle ausgespieen und mit unerhörter Frechheit verbreitet wurden. Hat auch das Konzil die vielen Unglücklichen, die bereits in den Abgrund gezogen waren, durch alle gütigen Versuche leider nicht mehr retten können, so hat es doch der Irrlehre mit unbestreitbarer Autorität das Siegel der Verwerfung in allen Teilen aufgedrückt und damit ihrer Verbreitung einen mächtigen Damm entgegengesetzt; die Gläubigen aber hat es über viele Gegenstände des Glaubens auf das bestimmteste unterrichtet und gegen jede Arglist und Täuschung sicher gestellt. Durch seine heilsamen Verordnungen hat das Konzil sowohl das Unkraut, welches der Feind unter den Weizen gesäet hatte, nach Kräften vertilgt und ausgerottet, als auch, wie nicht zu leugnen ist, neues Leben und neuen Eifer mit einem gesegneten Erfolge geweckt. Noch unsere Zeit und alle nachfolgenden Geschlechter werden dankbar auf das zurückblicken, was der Kirchenrat von Trient gepflanzt hat.*)

*) Wir können es uns nicht versagen, hier die herrlichen Worte mitzuteilen, die das Vatikanische Konzil über die Wirkungen der allgemeinen Konzilien und des Tridentischen insbesondere ausgesprochen hat. „Bevor der Sohn Gottes und Erlöser des Menschengeschlechtes", sagt das genannte ökumenische Konzil in der 3. Sitzung, „unser Herr Jesus Christus, heimkehrte zu seinem himmlischen Vater, hat er die Verheißung gegeben, daß er mit seiner auf Erden streitenden Kirche sein werde alle Tage bis ans Ende der Welt. Darum hat er zu keiner Zeit aufgehört, der geliebten Braut (der katholischen Kirche) zur Seite zu sein, ihr beizustehen, wenn sie lehrt, sie zu segnen, wo sie wirkt, ihr Hilfe zu bringen, wenn ihr Gefahr droht. Diese seine heilbringende Fürsorge aber ist insbesondere in der augenscheinlichsten Weise kund geworden an jenen Früchten, welche der Christenheit aus den allgemeinen Konzilien, und namentlich aus jenem von Trient, wenn es auch in ungünstigen Zeiten abgehalten wurde, in reichlichem Maße erwachsen sind. Daher die genauere Erklärung und fruchtbarere Entwickelung der heiligsten Glaubenslehren, sowie die Verurteilung und Eindämmung der Irrtümer; daher die Wiederherstellung der Kirchenzucht und deren festere Ordnung, die Beförderung des Eifers für Wissenschaft und Frömmigkeit im Klerus, die Errichtung von Anstalten für die Erziehung der Jünglinge zum geistlichen Stande, die Erneuerung endlich des Lebens des christlichen Volkes sowohl durch den sorgfältigeren Religionsunterricht als durch den häufigeren Gebrauch der Sakramente. Daher überdies die engere Vereinigung der Glieder mit dem sichtbaren Haupte und die regere Lebensthätigkeit des ganzen mystischen Leibes Christi; daher die Vermehrung der klösterlichen Genossenschaften und anderer Anstalten der christlichen Frömmigkeit; so wie nicht minder der unermüdliche

c) Wiederholt waren die Protestanten zur Versammlung eingeladen worden; sie selbst hatten anfangs dieselbe zur Beilegung des Streites verlangt, aber sie weigerten sich, in Trient zu erscheinen. So dauerte denn die unglückselige Trennung fort und brachte in ihren Folgen grenzenloses Elend über die größere Hälfte Europas.

Nichts war katholischerseits versäumt worden, um die Protestanten zur Beschickung des allgemeinen Kirchenrates zu bewegen. Die Päpste hatten eigens Legaten nach Deutschland gesandt, um auch die protestantischen Fürsten einzuladen, ihre Theologen nach Trient zu schicken und dort ihre Beschwerden freimütig vorzubringen. Man hatte ihnen Geleitsbriefe für die Reise, Sicherheit und volle Straflosigkeit für die Dauer der Verhandlungen zugesagt. Den Protestanten zu Gefallen hatte man nicht, wie früher beabsichtigt war, eine italienische Stadt, sondern die Stadt Trient, welche auf deutschem Reichsgebiete lag, zur Abhaltung des Konzils gewählt. Da im Verlaufe des Kirchenrates sich einige Hoffnung zeigte, daß protestantische Theologen kommen würden, so verlegten die Väter alsbald eine bereits anberaumte feierliche Sitzung auf einen weiteren Termin. Die Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Die Protestanten wollten, wie sie sagten, ein freies Konzilium, d. h. wenn man die Sache im Grunde betrachtet, wo sie selbst über die Kirche zu Gericht sitzen wollten. Die Kirche hatte mithin das Ihrige gethan. Die Protestanten hatten sich selbst ihrer mütterlichen Obhut entwunden; sie hatten sich sogar von der Kirche unter dem Vorgeben, daß dieselbe von Mißbräuchen strotze und in sich selbst ganz zerfallen sei, förmlich ausgeschieden und zu einer neuen Kirche mit ganz verschiedener Grundlage vereinigt. Nun wollten sie das Christentum zur apostolischen Reinheit zurückführen.

Mit Recht fragen wir: Wie ist ihnen dies gelungen? Hören wir Luther selbst. Im Jahre 1538 gestand er: „Viele sagen,

---

Drang und die glühende bis in den Märtyrertod beharrliche Begeisterung, das Reich Christi weithin über den Erdkreis zu verbreiten."

„Indem wir aber", fährt das Konzil fort, „auf diese und andere bedeutsame Erfolge, welche die göttliche Gnade hauptsächlich vermittels der letzten ökumenischen Synode (zu Trient) zugewendet hat, mit der gebührenden Dankbarkeit zurückblicken, können wir den herben Schmerz nicht unterdrücken über die so traurigen Übel, welche gerade dadurch entstanden sind, daß derselben heiligen Synode Würde und Geltung von so vielen hintangesetzt oder deren höchst weise Beschlüsse außer acht gelassen wurden." Mit diesen letzten Worten sind auch die unseligen Bestrebungen einiger neuprotestantischer sog. Gelehrten, dieses großartige Tridentische Konzil der Verachtung preiszugeben, zum voraus in den Augen aller Gläubigen verurteilt.

der Friede ist gestört, die Welt in Unruhe, die Menschen sind verwirrt in Geist und Sinn, die Religion fällt dahin, die Gottesverehrung wird gestört, der rechtmäßige Gehorsam aufgelöst: was ist Gutes aus dem Evangelium gekommen? Vorhin war alles besser." Welche Antwort giebt Luther? Leugnet er, daß es so sei? Nein. „Du klagst", antwortet er, „daß durch unser Evangelium die Welt aufgewühlt werde? Ich erwidere: Gott sei Dank! Das habe ich gewollt, und weh mir Armen, wenn es nicht geschähe! Denn Christus spricht: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."*) Von den bittern Klagen Luthers und seiner Anhänger über die einreißende Verwilderung der Sitten war schon oben die Rede. Sein Unmut darüber war so groß, daß er sagte: „Es wäre nicht Wunder, daß Gott beide, Thüre und Fenster, in der Hölle aufthäte oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisch Feuer, und versenkte uns allesamt in Abgrund der Höllen, wie Sodoma und Gomorra." Luther hatte durch seine unselige Lehre die Grundpfeiler sittlicher Zucht und Ordnung umgestoßen; nun mußte er selbst mit Grausen und Entsetzen das ganze Gebäude der staatlichen Ordnung in seinen Tiefen erschüttert, eine vollständige Anarchie im Anzuge sehen. Selbst protestantische Schriftsteller der neuesten Zeit gestehen dies offen ein. „Es hat nie eine Revolution gegeben", sagt Droysen, „die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war alles gelöst und in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung .... Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch. Die Revolution in entsetzlichster Gestalt war da."**) Ein anderer protestantischer Geschichtsforscher, Böhmer, schreibt in einem Briefe aus dem Jahre 1846 unbedenklich: „Von der Kirchentrennung datiert all unser Unglück."

d) L u t h e r h a t t e d i e F r e i h e i t g e p r e d i g t, ü b e r K a i s e r, R e i c h s f ü r s t e n u n d B i s c h ö f e g e s c h m ä h t. E s s ä u m t e n d i e B a u e r n n i c h t, s i c h v o n i h r e n H e r r e n f r e i z u m a c h e n. I n z ü g e l l o s e n R o t t e n d u r c h z o g e n s i e d a s L a n d, v e r b r a n n t e n S c h l ö s s e r u n d K l ö s t e r u n d v e r ü b t e n g e g e n A d e l u n d G e i s t l i c h k e i t d i e e n t s e t z l i c h s t e n G r a u s a m k e i t e n. G e g e n h u n d e r t t a u s e n d M e n s c h e n w u r d e n i n d i e s e m s c h r e c k l i c h e n A u f s t a n d e e r s c h l a g e n. A n d e r e R e l i g i o n s k r i e g e

---

*) Seckendorf III. 187. — Dies ist ein neuer Beweis, zu welcher Meisterschaft es Luther im Verdrehen der Bibeltexte gebracht hatte.

**) Sieh bei Onno Klopp. „Kleind. Geschichtsbaumeister" S. 79.

folgten, bis endlich der dreißigjährige Krieg unser blühendes Vaterland aufs gräßlichste verwüstete und zum Schauplatze der entsetzlichsten Greuel machte.

Bald nach Luthers Auftreten zeigte es sich, welche Früchte seine Anpreisung der neuen evangelischen Freiheit beim gemeinen Volke hervorbrachte. Nicht umsonst hatte man es schon zu Worms (1521) ausgesprochen, daß Luthers Lehre den Gehorsam und alles Regiment aufhebe; nicht umsonst hatte Papst Hadrian VI. durch seinen Legaten den in Nürnberg versammelten Fürsten vorhergesagt, daß die Empörung gegen die geistliche Obrigkeit bald auch in einen Aufruhr gegen die weltliche übergehen werde. Die Schriften Luthers, die aufs eifrigste unter das Volk verbreitet wurden und mit heftigen Ausfällen auf den Kaiser, die Reichsfürsten und die Bischöfe angefüllt waren, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Bauern bezogen Luthers Aufforderungen, das Joch der Pfaffen und Mönche abzuschütteln, natürlich auch auf die den Klöstern und Bischöfen schuldigen Dienste, Zehnten und Zinsen.*) In dem Wahne, für das Evangelium zu streiten, hielten sie die Empörung gegen ihre Fürsten, welche man als Tyrannen und Verfolger des Evangeliums geschildert hatte, für rechtmäßig. Diese verderblichen Folgen entgingen Luther selbst nicht. Schon im Jahre 1522 schrieb er: „Ich fürchte, es werde in kurzer Zeit ein Lärm werden, der durch ganz Deutschland alle Fürsten und Obrigkeiten zerstöre". — Im Jahre 1525 kam die wilde Gärung zu vollem Ausbruche. Schnell verbreitete sich der Bauernaufruhr über Schwaben, die Rheingegenden, Franken bis nach Thüringen und Sachsen. Die Bauern rotteten sich in zahlreichen Haufen zusammen, durchzogen sengend, brennend und mordend das Land; die Schlösser der Edelleute, die Klöster und Kirchen wurden geplündert und in Brand gesteckt. In Weinsberg, wohin viele adelige Herren sich geflüchtet hatten, brachten sie den Grafen von Helfenstein mit 23 Adeligen und mehrern Reisigen auf die empörendste Art um. Sie schlossen dieselben auf freiem Felde ein und nötigten sie, in die ihnen vorgehaltenen Spieße sich tot zu rennen, wozu ein Pfeifer aufspielte. — Indes ermannten sich die Fürsten, trieben die Aufrührer zu Paaren und übten schreckliche Rache an den Besiegten. In Franken allein wurden 11 000 derselben erschlagen, in Württemberg 6000, anderwärts in Schwaben 10 000, im Elsaß 20 000. Über 100 000 Bauern sollen in diesem entsetzlichen Aufstande erschlagen oder hingerichtet worden sein. — In Thüringen hatte zu gleicher Zeit Münzer die Bauern und Bergleute aufgehetzt. Sie scharten

*) Vgl. Döllinger, Handbuch d. Kirchengesch. Bd. 2. § 162.

sich in Mühlhausen um ihn, und von da unternahmen sie verheerende Beutezüge in die Umgegend. Vor der Schlacht bei Frankenhausen (im Mai 1525) entflammte Münzer seine Scharen durch eine feurige Rede und versprach, er werde alle Kugeln in seinen Ärmeln auffangen. Nichts desto weniger lichtete das feindliche Geschütz gewaltig die Reihen der Aufrührer, und nun warf sich alles in regellose Flucht. Münzer selbst ward gefangen und endete nach aufrichtiger Versöhnung mit der Kirche durch Henkershand.

Was die Bauern zum Aufruhr reizte, war nicht so sehr der harte Druck, welcher auf ihnen gelastet haben soll, als vielmehr der gewaltige Freiheitsschwindel, der sie infolge der neuen Lehre erfaßt hatte. In den zwölf Artikeln, welche sie aufsetzten, und deren Erfüllung sie von den Fürsten begehrten, steht obenan die Forderung, ihre Prediger sich selbst zu wählen, und diese sollten ihnen das Evangelium lauter und rein predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Lehr und Gebot; und der letzte dieser Artikel lautete: „Diese Artikel soll man annehmen oder aus der Bibel widerlegen.“ Zu Schiedsrichtern verlangten die aufständischen Bauern außer dem katholischen Erzherzoge Ferdinand und dem lutherischen Kurfürsten Friedrich von Sachsen auch Luther, Melanchthon, Zwingli und mehrere andere lutherische Prädikanten. Lutherische Prediger waren es auch, von denen die meisten Heerhaufen der Bauern angeführt und zum Kampfe für die evangelische Freiheit angefeuert wurden; unter dem Namen „christlich-evangelisches Heer“ hatten sich dieselben gebildet. — Als Luther sah, daß seine Lehre durch die schrecklichen Greuel der Bauern in üblen Ruf kam, veröffentlichte er die Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, worin er auffordert, „dieselben heimlich und öffentlich tot zu schlagen, wie die tollen Hunde; er glaube, daß kein Teufel mehr in der Hölle, sondern alle in die Bauern gefahren seien; ein Fürst könne jetzt den Himmel mit Blutvergießen besser verdienen, denn andere mit Beten u. s. w.“ Erasmus sagte ihm jedoch kühn: „Du erkennst die Bauern nicht an, sie erkennen aber dich an. Ihr Aufruhr ist doch nur eine Folge deiner Reformation und eigentlich dein Werk.“

Mit Unterdrückung des Bauernaufstandes war noch nicht aller Same der Zwietracht, den die Reformatoren ausgestreut hatten, erstickt. Die lutherische Kirche hatte sich vom Papst, die lutherischen Fürsten hatten sich vom Kaiser losgerissen. Anders konnte es nicht kommen. War nach Luthers Lehre der Papst der Antichrist, so war der Kaiser der Schirmvogt des antichristlichen Reiches, der erklärte Feind des lauteren Evangeliums. Wollte man das

Volk gegen den Kaiser aufwiegeln, so hatten die protestantischen Fürsten leichtes Spiel, sie erklärten nur, die protestantische Religion sei angefeindet, das Evangelium in Gefahr, und damit war das Volk für sie gewonnen. Ganz richtig sagt daher ein wahrheitsliebender Geschichtsforscher unserer Zeit: „Das deutsche Fürstentum gebrauchte die Lehre Luthers als Hebel, um die Bande des Reiches zu sprengen, als Fahne, unter der man auszog gegen Kaiser und Reich.“*) In der That hatten die protestantischen Fürsten schon in Schmalkalden (1531) ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den Kaiser errichtet; unterstützt vom französischen König Franz I., der mit allem Ernste nach der Kaiserkrone strebte, betrugen sie sich fortan so widerspenstig, daß im J. 1546 der schmalkaldische Krieg ausbrach, der mit dem Siege des Kaisers bei Mühlberg (1547) und der Gefangennahme der feindlichen Häupter, des Kurfürsten Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen, endete. Wenige Jahre später (1552) überfiel aber der treulose und undankbare Kurfürst Moritz von Sachsen, das Haupt der deutschen protestantischen Stände, mit Hilfe des französischen Königs Heinrich II., dem er dafür die Bistümer Metz, Toul, Verdun und Kambrai zusagte, den zu Innsbruck weilenden Kaiser und nötigte ihn zu schneller Flucht nach Kärnthen. Der Kaiser willigte daher in den Passauer Frieden. Ungeachtet dieses den Protestanten so günstigen Vertrages fuhr doch der wilde Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, fort, die Bistümer Würzburg und Bamberg zu verheeren, Klöster und Stifter auszuplündern, „alles“, sagt W. Menzel, „im Namen des Evangeliums“. Er verbrannte die Dörfer samt den Einwohnern und ließ eine Menge Geiseln, worunter 80 angesehene Bamberger waren, in einem Turme teils vor Hunger, teils vor Gestank unter den Leichen, die nicht herausgenommen werden durften, sterben.

Nachdem alle Bemühungen gescheitert waren, den religiösen Streit durch das Konzil oder durch Religionsgespräche beizulegen, suchte man durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) wenigstens die äußere Ordnung wiederherzustellen. Die getroffene Übereinkunft war aber eher ein zeitweiliger Waffenstillstand, als ein ewiger Religionsfrieden zu nennen. Die Satzungen des Vertrages selbst gaben Veranlassung zu endlosen Reibereien. Die Protestanten hatten nur in so fern den Willen, sie zu beobachten, als sie ihnen günstig waren, erlaubten sich daher die empörendsten Übergriffe, und da sie dennoch unaufhörlich klagten, als wären sie die Bedrängten, so kamen auf jedem Reichstage von beiden Seiten Beschwerden über

*) Onno Klopp, „Geschichtsbaumeister“ S. 138.

Verletzung des Religionsfriedens zur Sprache. Die Gärung nahm immer mehr zu. Bald bildete sich sogar mitten im deutschen Reiche, zuerst unter den calvinischen Ständen, eine revolutionäre Partei gegen den Kaiser und die katholischen Stände; dieselbe schloß Bündnisse mit den auswärtigen Mächten, mit Frankreich, Holland, England, und harrte nur auf eine günstige Gelegenheit, um loszuschlagen.

Eine solche gab in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Böhmen, wo die unzufriedenen Protestanten zu offener Empörung schritten, am 23. Mai 1618 die königlichen Räte aus den Fenstern des Schlosses hinabstürzten, der Regierung sich bemächtigten und statt ihres rechtmäßigen Königs Ferdinand II. den kalvinischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Oberhaupt der protestantischen Union in Deutschland, zu ihrem Könige wählten. Nun war der Krieg entbrannt, der sich schnell über ganz Deutschland verbreitete und, von fremden, dem deutschen Reiche feindlichen Mächten aufs eifrigste geschürt und genährt, 30 Jahre lang fortwütete und namenloses Elend über unser Vaterland brachte.

Wohl ist es unbestreitbare Thatsache, daß es denjenigen protestantischen Reichsständen, welche diesen Krieg heraufbeschworen haben, mehr um andere Dinge als um die Religion zu thun war; ihr Plan war, im Bunde mit auswärtigen Feinden die Herrschaft des Kaisers abzuschütteln und die eigene Macht zu vergrößern. Um diese verräterische Absicht zu erreichen, suchten sie dem Kriege den Anstrich eines Religionskrieges zu geben, als hätte es gegolten, das neue Evangelium gegen die Tyrannei des katholischen Kaisers zu verteidigen. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß auch dieser Krieg eine bittere Frucht der unseligen Reformation war. Die Reformation war es, welche den tiefen Riß im deutschen Reiche gebildet, die giftige Zwietracht zwischen den Ständen des Reiches und dessen Oberhaupt gesäet hatte. Diese Zwietracht hat den ehrsüchtigen Schwedenkönig Gustav Adolf nach Deutschland gelockt und ihm sogar Hoffnung gemacht, für sein Haupt die deutsche Kaiserkrone zu erobern. Dieselbe Zwietracht hat die ehrlosen Pläne des französischen Ministers Richelieu begünstigt zur Zerrüttung des deutschen Reiches und zum Sturze des habsburgischen Hauses. — Es ist hier nicht der Ort, den geschichtlichen Verlauf dieses Krieges des weiteren zu erzählen. Niemals ist über Deutschland ein so furchtbares Strafgericht Gottes ergangen. Allzu entsetzlich sind die Greuel und die ausgesuchten Grausamkeiten, die von den wilden Kriegsscharen, besonders den schwedischen, in so langer Zeit auf deutschem Boden verübt wurden. Der Krieg hatte so schrecklich gewütet, daß am Ende desselben die Bevölkerung Deutschlands bis auf die Hälfte, nach andern sogar bis auf ein Dritteil zusammen-

geschmolzen war. Große Städte waren arm und fast entvölkert; in den kleinern fand man oft nur wenige Personen am Leben, und die meisten Dörfer waren niedergebrannt; vor Hunger mußten die Menschen zuletzt zu den ekelhaftesten Speisen greifen. Das ehemals so blühende Land war einer schauerlichen Wüste gleich gemacht! Durch den in Münster im Jahre 1648 geschlossenen westfälischen Frieden kamen mehrere Ländergebiete des deutschen Reiches an die fremden Nationen, welche Deutschland verwüsten halfen, ward der letzte Schatten der kaiserlichen Macht vollends vernichtet, das Band, welches die Stände bisher noch zusammengehalten, zerrissen, und „so der Grund gelegt zur völligen Auflösung des alten ehrwürdigen Staatskörpers, ja zu aller Schmach, zu all dem Unheil, welches sich später über Deutschland in so reichem Maße ergossen hat".*)

e) Auch in den übrigen Ländern, welche die neue Lehre angenommen, entbrannten verheerende Religions- und Bürgerkriege. In der Schweiz fiel Zwingli kämpfend in blutiger Schlacht gegen seine eigenen Landsleute. In Frankreich standen die sogenannten Hugenotten lange Jahre mit verheerender Kriegsmacht im Felde gegen Thron und Altar. In blinder Wut wurden Priester, Mönche und Nonnen scharenweise gemordet, Dörfer und Städte verwüstet, viele Tausend Kirchen, unter diesen prächtige Denkmale der christlichen Kunst, eingeäschert oder niedergerissen. Auch England litt schwer für den Abfall, zu welchem es von seinem Könige Heinrich VIII. gebracht wurde. Dieser sagte sich nämlich von der Mutterkirche los, weil der Papst ihm nicht erlaubte, seine rechtmäßige Gemahlin zu verstoßen und eine andere zu nehmen. Es flossen hier Ströme von Blut; selbst König Karl I., ein Nachfolger des tyrannischen Heinrich, verlor durch Aufrührer, welche sich der reinsten Religionslehre rühmten, auf dem Blutgerüste sein Leben.

Nicht nur Deutschland mußte büßen für den Abfall von der katholischen Religion, überall ging der unheilvolle Same der Zwietracht in religiösen Dingen zur blutigen Saat auf. In der Schweiz erlaubten sich die Zwinglianer die rohesten Gewaltthaten gegen die katholischen Urkantone, hoben allen Verkehr mit denselben auf und schnitten ihnen, „dem Wort Gottes zu Ehre", die Zufuhr an notwendigen Lebensmitteln ab. Diese mußten endlich, nachdem ihre Klagen unerhört geblieben, mit Waffengewalt den

*) Döllinger a. a. O. § 166.

Übermut bändigen. Im Jahre 1531 begegneten sich die feindlichen Heere bei Kappel. Mutig stritt das katholische Hirtenvolk für seinen Glauben und seine Freiheit. Zwingli, der mit wildem Ungestüme zu dieser blutigen Entscheidung gedrängt hatte, suchte die Seinigen zu ermutigen und kämpfte selbst in voller Waffenrüstung. Allein die Züricher wurden in die Flucht geschlagen; der Reformator selbst lag, in seinem Blute schwimmend, auf dem Felde. Auf die Frage, ob er sich durch die heilige Beichte noch mit Gott aussöhnen wolle, antwortete er verneinend und erhielt sofort ohne Zögern den Todesstoß. Sein Leichnam wurde als der eines hartnäckigen Ketzers verbrannt. Erst nach vielem Blutvergießen wurde der äußere Friede wieder hergestellt.

Bald mußte auch **Frankreich** bitter empfinden, welche Früchte ihm der von der Schweiz eingeschmuggelte Calvinismus brachte. Die Anhänger dieser Irrlehre, welche in Frankreich **Hugenotten** hießen, wurden immer kühner und zügelloser, da Margareta von Valois, die Schwester des Königs Franz I. und Königin von Navarra, dieselben begünstigte. Dieses bewog endlich Franz I. und seinen Nachfolger Heinrich II., wiewohl beide die deutschen protestantischen Fürsten kräftig unterstützten, gegen die französischen Hugenotten strenge Maßregeln zu ergreifen und die in ältern Zeiten gegen die damaligen staatsgefährlichen Sekten erlassenen Strafgesetze in Anwendung zu bringen. Darüber konnten sich am allerwenigsten die Häretiker selbst beklagen. Hatte ja Calvin gerade so gegen Andersgläubige gehandelt und in seinem Buche „Getreue Darlegung der Irrtümer des Michael Servede“ selbst gelehrt, daß die Ketzer mit dem Schwerte zu strafen seien; und dasselbe lehrten auch seine Schüler, namentlich der gefeierte Beza, welcher ebenfalls eine eigene fanatische Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben hat. Wie anderswo, so wurde auch in Frankreich die Reformation sehr bald eine erwünschte Gelegenheit zu politischen Umtrieben. Nach Heinrichs II. Tode (J. 1559) wurde von einigen Mitgliedern des hohen Adels, an deren Spitze der Prinz von Condé stand, eine geheime Verschwörung unter sämtlichen Reformierten Frankreichs angestiftet, um die katholische Partei der Guisen aus dem herzoglichen Hause Lothringen zu stürzen und für sich den höchsten Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Infolge dieser Eifersucht kam es vom Jahre 1560 an zu furchtbaren Bürgerkriegen, in denen politischer Haß und religiöser Fanatismus ihre ganze Wut entfalteten, und die mit einzelnen Unterbrechungen bis zum J. 1628, also gegen 70 Jahre lang dauerten; und auch nachher flackerte das unter der Asche glimmende Feuer noch bisweilen zu lichter Flamme empor. Prinz Condé stellte sich

an die Spitze der aufrührerischen Hugenotten, eroberte Städte und verwüstete ganze Provinzen. Es fielen Greuelthaten vor, bei deren Bericht sich die Feder sträubt. Kirchen und Klöster wurden verbrannt, die Gräber der Könige geschändet, die kostbarsten Reliquien der Heiligen verunehrt, Priester und Mönche getötet, nicht selten von den Türmen herabgestürzt. Im Jahre 1562 hieben die Aufrührer zu Blessis bei Tours den Sarg des hl. Franz von Paula in Stücke, und als sie den Leichnam des Heiligen ganz unverwest fanden, schleiften sie denselben durch die Straßen und warfen ihn in ein mit dem Holze eines großen Kreuzes angeschürtes Feuer; ebenso zertrümmerten sie zu Lyon den Sarg des hl. Bonaventura; zu Orthez (in Bearn) wurden 3000 wehrlose Katholiken, auch Frauen, Kinder und Greise auf einmal ermordet. Bei St. Sever befindet sich ein Abgrund, in den von den Hugenotten 200 katholische Priester gestürzt worden sind. Zu Nismes wurden unter vielen andern Schlachtopfern des wütendsten Fanatismus gegen 400 der vornehmsten Katholiken aus ihren Wohnungen oder Kirchen gerissen und eingesperrt, nachts mit kaltblütiger Grausamkeit gemordet und in einen tiefen Brunnen gestürzt. Es geschah dies am Feste des hl. Michael 1567, daher der berüchtigte Name „die Michelade.“ Der hugenottische Baron des Adrets nötigte die katholischen Gefangenen, von den Türmen in die Piken seiner Soldaten hinabzuspringen, und zwang seine eigenen Kinder, ihre Hände in dem Blute der Katholiken zu waschen. Einer der Hauptanführer der Hugenotten, Briquemont, ging in seiner Raserei so weit, daß er ein Halsband von den Ohren ermordeter Priester trug. Alle Mönche der großen Abtei Grand-Champ wurden erdolcht mit Ausnahme eines einzigen, den man lebendig begrub, weil er durch die Flucht sich hatte retten wollen. In der Provinz Delphinat allein ermordeten sie 256 Priester, 112 Mönche und legten unzählige Städte und Dörfer in Asche. Überhaupt darf die Zahl der getöteten Priester und Mönche vom Jahre 1560 an auf nicht weniger als 4000 berechnet werden, und die Zahl der zerstörten Kirchen wird von einigen auf 20000 angegeben. Auch hier möge wiederum bemerkt werden, daß diese Religionskriege von protestantischen Theologen und Predigern nicht bloß gebilligt, sondern auch eifrig angeschürt wurden; Prediger begleiteten das Heer und entflammten die rebellischen Rotten; Beza, nach Calvin das Haupt der Sekte, hatte die zum Überfalle des Königs und zum Morde der Guisen angestiftete Verschwörung für preiswürdig erklärt, den Bürgerkrieg den Häuptern der Hugenotten zur Pflicht gemacht, und die allgemeine Synode der Calviner zu Orleans (1562) hatte den Segen des Himmels auf das Unternehmen

herabflehen lassen. — Durch den Anblick der von den Hugenotten verübten Greuel wurden leider nicht selten auch die Katholiken bis zur äußersten Wut fortgerissen und vergalten durch furchtbare Rache. Nichts ist jedoch unbilliger, als die Religion für die Ausbrüche wilder Leidenschaft, welche sie stets verdammte, verantwortlich zu machen.*)

Denselben Geist der Gewaltthätigkeit offenbarten die Calviner in den Niederlanden. Auch hier entspann sich ein verheerender Krieg, als der spanische König Philipp II. mit unbeugsamer Härte die Häresien bekämpfte und deshalb den strengen Herzog von Alba zum Statthalter dieser Provinz ernannte. Derselbe glaubte den trotzenden Widerstand der Irrgläubigen im Blute ihrer Häupter ersticken zu können; allein der ehrgeizige Prinz Wilhelm von Oranien stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und der hartnäckige Kampf endete mit Losreißung der 7 nördlichen Provinzen von Spanien (1579), was König Philipp III. nach vergeblichem Ringen 1609 mußte gewähren lassen. Schon 1582 verbot Wilhelm von Oranien die Ausübung der katholischen Religion in den sogenannten Generalstaaten, und mit beispielloser Grausamkeit ward von den holländischen Calvinern gegen die Katholiken, besonders aber gegen die Priester und Ordensgeistlichen verfahren. Wo immer Vandermerk oder Sonoi, beide Hauptleute des Prinzen von Oranien, hinkamen, ließen sie alle Priester und Religiosen, deren sie habhaft werden konnten, niedermachen. Von dem ersten dieser beiden Unmenschen wird berichtet, daß er in dem einzigen Jahr 1572 mehr unschuldige katholische Priester und Bauern gemordet, als Alba während seiner ganzen Regierung

*) Dieses gilt insbesondere in betreff des blutigen Ereignisses, das in der Bartholomäusnacht (1572) zu Paris stattfand. Dasselbe ist einer niederträchtigen, grausamen Politik zuzuschreiben, welche durch Meuchelmord sich des einheimischen Feindes, der seit vielen Jahren den Thron gefährdete, zu entledigen hoffte. König Karl IX. hatte, von seiner Mutter Katharina von Medici gedrängt, den Befehl gegeben, den Admiral Coligny, einen der gefährlichsten Führer der Hugenotten, mit seinen vorzüglichsten Anhängern zu ermorden, weil, wie er erklärte, eine Verschwörung derselben gegen den König, die königliche Familie und die Häupter der Katholiken entdeckt worden sei. Als die rohen Leidenschaften einmal entfesselt waren, nahm das Blutbad eine weit größere Ausdehnung an, als der König beabsichtigt hatte, und erstreckte sich auch über andere Städte Frankreichs. Die Zahl der im ganzen Reiche getöteten Calviner, die von schmähsüchtigen Schriftstellern bis ins Ungeheure übertrieben worden ist, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben. Nach einigen beläuft sich dieselbe höchstens auf 2000, nach andern auf 4000, wieder nach andern auf 9000. (Vgl. Civiltà cattol. Ser. 6. vol. 10. pag. 281 seq.) Wenn Papst Gregor XIII. auf die erste Nachricht dem Himmel feierlich dankte, so geschah es, weil ihm wie den übrigen Höfen berichtet worden war, daß der König und das ganze Reich durch die glückliche Unterdrückung einer Verschwörung des Admirals und der Hugenotten gerettet worden sei.

Protestanten hingerichtet habe. Und von Sonoi erzählt nach gerichtlichen Urkunden ein protestantischer Schriftsteller wahrhaft höllische Grausamkeiten, welche derselbe an den katholischen Bauern von Nordholland verübte. Einige derselben habe man, nachdem sie die Ruten und die Folter ausgestanden, in leinene, mit Weingeist getränkte Tücher eingewickelt, habe diese dann angezündet, und so seien sie jämmerlich verbrannt; andere habe man, nachdem sie an den empfindlichsten Stellen mit Schwefel- und Pechfackeln gebrannt worden, durch Schlaflosigkeit ums Leben gebracht, indem man ihnen Wächter an die Seite stellte, welche sie mit Prügeln und andern Werkzeugen der Grausamkeit peinigen mußten, sobald die erschöpfte Natur in Bewußtlosigkeit zu sinken anfing; einigen habe man keine andere Speise als gesalzene Heringe und nicht einen Tropfen Wasser oder sonst etwas zu trinken gegeben, bis sie endlich vor Durst den Geist aufgaben; andere seien von den Wespen zu Tode gestochen oder von Ratten, die man mit ihnen in Kisten einschloß, lebendig gefressen worden.*) Über die 19 Märtyrer von Gorkum, welche am 9. Juli 1572 ihren glorreichen Kampf vollendeten, vgl. Band III. S. 621, n. 31. Diese Verfolgung der Katholiken beschränkte sich nicht bloß auf Holland, sondern dehnte sich auch auf die Kolonien in der neuen Welt aus, wo die Holländer ihre Herrschaft begründeten. Besonders verhaßt waren ihnen die katholischen Priester, welche den Heiden den katholischen Glauben predigten. So wurden 40 Jesuiten, welche zu diesem Ende nach Brasilien segelten, alle auf einmal ins Meer gestürzt, nachdem man sie vorher grausam mißhandelt und verstümmelt hatte.

In England hatte der Abfall von der katholischen Kirche, in den die Nation durch ihren König Heinrich VIII. gestürzt wurde, die traurigsten Folgen. Gegen die deutschen Reformatoren war Heinrich kraftvoll aufgetreten, und Papst Leo X. zierte ihn (1521) mit dem Titel: „Verteidiger des Glaubens". Was die Bemühungen Luthers nicht vermochten über den englischen König, das bewirkte die unwürdigste Leidenschaft. Da der Papst mit Ernst das ruchlose Ansinnen Heinrichs, die rechtmäßige Gattin Katharina von Aragonien verstoßen und eine andere nehmen zu dürfen, von sich weisen mußte, sagte der verblendete Fürst sich (1534) von der Einheit der Kirche los. Es wurde unter Todesstrafe ein Eid vorgeschrieben, wodurch man den König als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen sollte. Der greise Bischof von Rochester, John Fisher, die Zierde des Klerus, und der hochverdiente, tugendhafte Lordkanzler Thomas Morus stellten ihm das Verbrecherische seines Beginnens vor und verweigerten unerschrocken

*) Vgl. John Milner, Briefe an einen Pfründner. S. 82.

den gottlosen Eid. Weder das Alter noch die Verdienste dieser zwei Helden fanden Schonung; sie endeten (1535) auf dem Blutgerüste. Forest, der Beichtvater der Königin Katharina, wurde, weil er den König nicht als Oberhaupt der englischen Kirche anerkannte, sondern schriftlich bekämpfte, durch langsames Feuer verbrannt. Sogar der hl. Thomas Becket, der vor Jahrhunderten als glorreicher Blutzeuge gestorben war, wurde wegen der Standhaftigkeit, womit er die Rechte der Kirche verteidigt hatte, als Verräter erklärt; seine heiligen Gebeine wurden verbrannt, alle Bildnisse von ihm zertrümmert und die Schätze, welche die Verehrung der Gläubigen an seinem Grabe aufgehäuft hatte, geraubt. Nicht bloß die treuen Anhänger der Kirche wurden verfolgt, der grausame Tyrann wütete selbst gegen die Weiber, die er nacheinander heiratete. — Unter Heinrichs minderjährigem Sohne Eduard VI. (1547—1553) wurde der Calvinismus eingeführt. Seine Nachfolgerin, die Königin Maria, Heinrichs katholische Tochter, stellte für die kurze Dauer ihrer Regierung (1553—1558) die alte Religion wieder her.

Eine schwere Zeit für die katholische Kirche in England begann mit der Königin Elisabeth, Heinrichs unehelicher Tochter, die nach Maria den Thron an sich riß (1558). Schon der Sicherung ihres Thrones wegen, der eigentlich der katholischen Königin Maria Stuart von Schottland gehört hätte, schwor Elisabeth der katholischen Religion völligen Untergang. Wer den Eid, wodurch man sie als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen sollte, verweigerte, wurde als Hochverräter behandelt. Die katholischen Priester wurden grausam verfolgt; wer einen derselben beherbergte, wurde hingerichtet. Mit welcher Unmenschlichkeit die Strafe vollzogen wurde, zeigt folgendes Beispiel. Die Frau eines reichen Einwohners von York, Margarita Middleton, hatte einen katholischen Priester in ihrem Hause zur Erziehung ihrer Kinder. Der Gerichtshof der Königin verurteilte sie deswegen zum Tode. Sie wurde auf die Erde hingestreckt, Hände und Füße an Pfähle gebunden, unter ihren Rücken legte man einen spitzigen Stein und auf ihren Körper eine schwere Thür, die man so lange mit schweren Gewichten belastete, bis der Leib zerquetscht und die christliche Dulderin unter den wiederholten Seufzern: „Jesus, Jesus, erbarme dich meiner!“ ihren Geist aufgab. — Bis zum Jahre 1588 waren schon gegen 1200 Katholiken das Opfer ihrer Verfolgung geworden. In den letzten 20 Jahren ihrer Regierung wurden in England allein 142 Priester ihres Glaubens wegen gehenkt, ausgeweidet und gevierteilt; 90 Priester und Laien starben im Gefängnis, 105 wurden auf immer verbannt, 62 angesehene Laien erlitten den Märtyrertod. — Mit derselben Heftigkeit wütete die Verfolgung in dem ganz katholischen Irland. Daselbst wurden neben vielen andern

Opfern 87 Priester oder Religiosen des Glaubens wegen hingerichtet. Im Jahre 1579 wollte man den katholischen Erzbischof von Cashel zur Leistung jenes gotteslästerlichen Eides nötigen. Nachdem man ihn zuerst aufs grausamste gefoltert, ließ man ihm Kurierstiefel anziehen, die mit ungelöschtem Kalk, Wasser u. s. w. angefüllt waren. Diese mußte er so lange an den Beinen behalten, bis diese auf die Knochen verbrannt waren; dann wurde er nach mehreren andern barbarischen Mißhandlungen mit einem seiner Gefährten am Galgen aufgeknüpft, nachdem er zuvor den Wüterich, der ihn also peinigte, binnen 10 Tagen vor den Richterstuhl Gottes eingeladen hatte. Wirklich hauchte derselbe während dieser Frist sein verruchtes Leben unter den schrecklichsten Schmerzen aus. Gewöhnlich zerschlug man den Geistlichen die geschorenen Schädel so lange mit Steinen, bis das Gehirn herausspritzte. Andern steckte man Nadeln unter die Nägel oder riß ihnen dieselben gar aus. Andere spannte man auf die Folter aus oder belastete sie mit Gewichtsteinen. Andern riß man das Eingeweide aus und nötigte sie, es mit Händen zu halten, und riß ihnen mit Striegeln das Fleisch vom Leibe.*) Unter ihrem Nachfolger, dem Sohne der Maria Stuart, Jakob I. (1603—1625), wurden durch das ungestüme Drängen einer fanatischen Partei die Gesetze gegen die Katholiken noch geschärft, und ungeheure Erpressungen vorgenommen; doch waren wegen des milderen Charakters des Königs die Hinrichtungen bei weitem nicht so zahlreich, wie unter der grausamen Elisabeth.

Die Frucht dieser unheilvollen Protestantisierung Englands mußte aber der unglückliche König Karl I. (1625—1649) ernten. Neben der sogenannten Hoch- oder Episkopalkirche, welche den König als ihr geistliches Oberhaupt anerkannte, erhoben sich die Puritaner oder Presbyterianer, die solches verschmähten und alle Überreste des katholischen Kultus beseitigt haben wollten. Diese Sekte gewann immer größeren Einfluß und führte bald einen offenen Krieg gegen den Thron. Der König wurde besiegt und geriet in Gefangenschaft. Der Umsturz schritt immer weiter. Bald bildete sich eine neue Partei, welche auch den Synoden der Presbyterianer alles Recht absprach und für jede Sekte völlige Unabhängigkeit verlangte. An die Spitze dieser sogenannten Independenten trat der heuchlerische und grausame Oliver Cromwell. Bald gewannen sie die Oberhand, bemächtigten sich des Königs und stellten ihn, angeblich als einen Unterdrücker der Freiheit und der Religion, vor die Schranken eines mit Haß und Ingrimm gegen seinen rechtmäßigen König erfüllten Gerichtes. Zum Tode verurteilt, endete Karl I. auf schwarz behängtem Blutgerüst neben seinem Palaste. Unwillkürlich schauerte das Volk zusammen

*) Vgl. Milner. Ebds. S. 81.

ob dieser Missethat; allein die sogenannte „heilige Schar“ Cromwells hielt mit eiserner Hand alles darnieder. — Schrecklich wurde jetzt das Los der armen Irländer. Man entriß ihnen fast alle Ländereien und brachte die Nation an den Bettelstab. Eine barbarische Gesetzgebung machte sie gleichsam zu Leibeigenen ihrer protestantischen Dränger; einmal wurden sogar 20 000 als Sklaven nach Westindien verkauft. Die Ausübung ihrer Religion wurde so erschwert, daß die unerschütterliche Treue, womit sie trotz aller Bedrückung bis auf den heutigen Tag daran festgehalten haben, ans Wunderbare grenzt. — In Schottland war besonders John Knox, ein wütender Fanatiker, bei Ausrottung der katholischen Religion thätig. Im Jahre 1560 beschloß das Parlament die Einführung des Calvinismus und verhängte die Todesstrafe über die Bekenner der alten Religion. Die katholische Königin Maria Stuart konnte den Sturm nicht beschwören; sie rettete nichts als ihren Glauben und flüchtete sich (1568) zu der ebenso heuchlerischen als grausamen Elisabeth von England, welche die Schutzbedürftige arglistig umgarnte und dann in festem Gewahrsam hielt. Nach 19jähriger Gefangenschaft verblutete sie unter dem Henkerbeil.

3. Ausbreitung der Kirche unter den Heiden. Verfolgung. Märtyrer.

Der hl. Franz Xaver, Apostel Indiens und Japans. — Glaubensverbreitung in China. — Christenverfolgungen in Japan und China. — Glaubensverbreitung in Amerika. — Die Mission Paraguay.

45. a) Was die Kirche durch den Abfall in Europa verloren hatte, sollte ihr durch Bekehrung zahlreicher Heiden in andern Weltteilen ersetzt werden. Nach allen Richtungen hin zogen jetzt die Boten des Glaubens und verkündeten mit bewunderungswürdigem Erfolge die Lehren des Heils.

Eines der traurigsten Gemälde in der ganzen Kirchengeschichte stellte sich uns im vorhergehenden Abschnitte dar: die Kirche, die hehre Braut Christi und die heilspendende Mutter der Menschen, von vielen treulos verlassen, geschmäht, geächtet und mit wütendem Hasse verfolgt! Diesem so betrübenden Bilde können wir im gegenwärtigen Abschnitte ein ebenso erfreuliches gegenüberstellen. Von einer andern Seite erscheint uns nämlich die Kirche des 16. Jahrhunderts in einem herrlichen Triumphe und geschmückt mit der Siegeskrone. Denn zu eben jener Zeit, wo die Häresie die katholische Kirche beschuldigte, daß sie dem Irrtume verfallen und der Geist Gottes von ihr gewichen sei, zu eben jener Zeit,

wo Millionen sie verlästerten und mit Haß und Verachtung ihr den Rücken kehrten, gefiel es dem Herrn, sie vor den Augen der ganzen Welt zu verherrlichen und auf die unwiderleglichste Weise darzuthun, daß sie und keine andere die von ihm gestiftete Kirche ist, welcher er die Verheißung gegeben, bei ihr zu bleiben alle Tage bis ans Ende der Welt. Sie zeigt sich uns als jene glorreiche und wundervolle Kirche, von der die Propheten geweissagt, daß der Herr in ihr seinen Thron errichten und herrschen werde von einem Meere zum andern und bis an die Grenzen der Erde. Während die sogenannte Reformation allenthalben nur Früchte des Todes, Zwietracht und Hader, verheerende Kriege, Verfall jeglicher Zucht und guter Sitte hervorbringt, entfaltet die katholische Kirche an allem Guten die gesegnetste Fruchtbarkeit. — Im Osten und Westen, im Süden und Norden tauchen neue Völker auf, denen die frohe Botschaft des Evangeliums noch unbekannt, die noch tief in der Finsternis und im Schatten des Todes liegen. Denn siehe! zu Ende des 15. Jahrhunderts lenkt der Herr die Bahn portugiesischer und spanischer Seefahrer: ein Bartholomäus Diaz erreicht 1486 die Südspitze Afrikas, und hocherfreut nennt der portugiesische König Johann II. jenes von schweren Ungewittern umtobte Vorgebirge das „Kap der guten Hoffnung"; zwölf Jahre später gelangt der Portugiese Vasko de Gama, jenes Kap umsegelnd, auf die Ostseite von Afrika und bis nach Ostindien. Während aber die ungeheuern Länder des Ostens dem christlichen Abendlande zugänglich werden, öffnet sich im Westen eine ganze neue Welt. Der Genuese Christoph Columbus entdeckt 1492 die Inseln Kuba, St. Domingo u. s. w. in Westindien und giebt dadurch den Anstoß zur Entdeckung des amerikanischen Festlandes. Welch ein Feld für die apostolische Thätigkeit! Alle die unzähligen Völker, die Hunderte von Millionen in beiden Halbkugeln harren mit Sehnsucht der rettenden Hand, welche ihnen die Fesseln des Heidentumes abnehmen soll. Denn schwer lastet der Sündenfluch auf ihnen: verwildert und entmenscht leben Millionen unstät in den Wäldern, führen ein Dasein beinahe wie das der unvernünftigen Tiere, reiben sich gegenseitig auf durch wütende Kämpfe, nicht selten durch gotteslästerliche Menschenopfer und haarsträubende Menschenfresserei; jedenfalls aber sind sie in der kläglichsten Abgötterei befangen, wissen nichts von ihrem Vater im Himmel, vom Erlöser, von der Heilsanstalt der Kirche, von den Gnaden und Segnungen des Christentums. Freudig und erhebend ist es, zu sehen, wie nun Hunderte von glaubenseifrigen Missionären aus allen Ländern Europas in ferne Weltteile ziehen, wie sie Mühen und Beschwerden, Gefahren zu Wasser und zu Lande für nichts achten, um unsterbliche

Seelen zu retten. Die Zeit der ersten Apostel scheint wieder aufzublühen; dieselbe Glut der Liebe, derselbe Heldenmut, dieselbe großartige Thätigkeit, derselbe großartige Erfolg, derselbe wunderbare Gnadenbeistand des Himmels kehrt wieder. Bald erschallt das Lob Gottes, der Preis unseres Erlösers in allen Sprachen der Erde. Von den Inseln und von den fernsten Ländern kommen die Völker, um dem Könige der Herrlichkeit ihre Huldigung darzubringen. Aus dem Munde dieser geistig noch Unmündigen hat er sich ein Lob bereitet.

b) Ans Unglaubliche grenzt, was allein der hochbegnadigte Apostel Indiens, der hl. Franz Xaver, gewirkt. Mit glühendem Eifer für das Seelenheil der Heiden durchsegelte er das weite Weltmeer. An fremder Küste gelandet, durchzog er die Straßen der Stadt Goa und rief mit einem Glöcklein die Kinder zum Unterrichte. Freudig kamen sie herbei und hörten dem Gottesmanne zu, der ihnen so rührend vom lieben Heilande erzählte. Zu Hause wiederholten sie, was sie gelernt, und bewogen die Erwachsenen, ebenfalls zu kommen und den heiligen Prediger zu hören. So begann Xaver. Gott krönte seinen Eifer und verlieh ihm, wie den ersten Aposteln, die Kraft, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken, den Stürmen zu gebieten, kurz, die erstaunlichsten Wunder zu wirken. Unermüdet eilte er von Land zu Land, von Insel zu Insel, durch Indien und Japan und bekehrte in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren viele Völkerschaften und Königreiche. Er selbst bezeugt in einem seiner Briefe, daß er in einem Monate zehntausend Heiden die heilige Taufe erteilte.

Eine herrliche Zierde des Apostolates ist der hl. Franz Xaver aus der Gesellschaft Jesu. Derselbe wurde, als der fromme König von Portugal Johann III. Glaubensboten für seine Besitzungen in Indien verlangte, von Papst Paul III. (1534—1549) in der Eigenschaft eines apostolischen Nuntius 1541 dahin abgesandt. Aber nicht bloß einige Provinzen, sondern eine ganze Welt von Völkern und Nationen hatte ihm der Herr bestimmt. In der That entfaltete Xaver in dem Jahrzehnt von 1542—1552 eine apostolische Wirksamkeit, die in ihm ganz deutlich das Gefäß der göttlichen Auserwählung erkennen läßt. Bei seiner Landung in Goa traf er diese Stadt in sittlicher Beziehung furchtbar zerrüttet. Im Einvernehmen mit dem dortigen Bischof wandte er die Glut seines Eifers erst diesen verirrten Schäflein zu. Nachdem er durch Milde und Sanftmut

einmal die Kinder und Sklaven gewonnen hatte, predigte er mit unermeßlichem Erfolge auch öffentlich. Die ärgsten Sünder wurden erschüttert von der Gewalt seiner Rede und hingerissen von dem unwiderstehlichen Zauber seiner Liebe. Ganz Goa erhielt ein neues, erfreuliches Aussehen. Christliche Zucht und Sitte blühten auf zur Verherrlichung des Glaubens vor den Heiden. Nun errichtete er ein Kollegium in der Stadt, um eingeborne Zöglinge zu christlichen Katecheten heranzubilden. Da vernahm er, an der sogenannten Fischerküste befinde sich ein Volksstamm, der zwar großenteils getauft sei, aber vom Christentume bloß den Namen habe. Unverzüglich eilte er dahin und bot seinen Glaubenseifer auf, um diese Verwahrlosten zu musterhaften Christen zu machen. Über diese mühevolle Arbeit schrieb er selbst nach Europa: „Ich durchwanderte die Dörfer, das Glöckchen in der Hand, und versammelte, was mir begegnete, groß und klein, und unterwies sie in der christlichen Lehre. Die Kinder lernten sie leicht auswendig in einem Monate; und wenn sie dieselbe recht wußten, so empfahl ich ihnen, ihre Eltern, ihre Dienerschaft und Nachbarn darin zu unterrichten. An den Sonntagen versammelte ich die Männer und Frauen, die Knaben und Mädchen in der Kapelle: alle erschienen mit einer unglaublichen Freude und einem glühenden Verlangen, das Wort Gottes zu hören." Zuerst erklärte er ihnen das apostolische Glaubensbekenntnis, dann die zehn Gebote; auch lehrte er sie das Gebet des Herrn und den englischen Gruß. Scharenweise entschlossen sich die Leute zu einem christlichen Lebenswandel, und zudem erteilte Xaver so vielen die heilige Taufe, daß ihm oft Stimme und Arm versagten. Nachdem er wiederum eine Zeit lang in Goa gewirkt hatte, wandte er sich nach dem Königreich Travankor. Er fand dasselbe ganz in Abgötterei versunken. Allein er predigte mit solchem Erfolge das Evangelium, daß er in einem Briefe berichten konnte, er habe in einem Monate gegen 10,000 Heiden getauft; man sah nicht selten ganze Dörfer die Taufe empfangen. Der wollüstige König entzog sich zwar der Bekehrung; doch von Bewunderung erfüllt über den außerordentlichen Mann, ließ er verkündigen, man solle dem „großen Vater" ebenso wie ihm selbst gehorchen. Der Küste entlang gründete Xaver 45 Kirchen, und als er das Reich verließ, war es christlich. — Mächtig wurden seine Worte unterstützt durch die Heiligkeit seines Wandels. Trotz der vielen Arbeiten und beschwerlichen Reisen ergab er sich den strengsten Bußübungen. Seine Nahrung war die der ärmsten Volksklasse; während der Nacht schlief er in einer Fischerhütte höchstens drei Stunden, und zwar auf bloßer Erde; den übrigen Teil der Nacht widmete er dem Gebete oder dem Dienste des Nächsten. Das Gebet erteilte ihm Kraft zu seinen übermenschlichen Anstrengungen und Mühen. Gott überschüttete ihn

dabei mit solch überreicher Tröstung und innerer Freude, daß er ihn manchmal bat, damit einzuhalten, indem er wiederholt ausrief: „Es ist genug, o Herr, es ist genug!“

Der Ruf des Heiligen ging durch alle Länder, und es kamen zahlreiche Abgeordnete von heidnischen Stämmen zu ihm, welche ihn zu sich einluden. Auf die Insel Manaar bei Ceylon schickte er einen Priester, und das Christentum machte daselbst glänzende Fortschritte. Umsonst erregte ein tyrannischer König auf Ceylon blutige Verfolgung. Freudig starben 600 bis 700 neuer Christen, darunter selbst der Sohn dieses Tyrannen, für ihren Glauben. Nichts konnte den Siegeslauf der christlichen Religion hemmen. War ein Land für dieselbe erobert und für ihren Fortbestand darin Sorge getragen, dann eilte Xaver wieder zu andern Völkern. Von Vorderindien führte ihn sein Eifer auf die Insel Malakka, in das Land Macassar, auf die Molukkischen Inseln, überall den Samen des Evangeliums ausstreuend, und überall ging dieser Same zu hundertfältiger Frucht auf. Nichts vermochte ihn von der Insel More zurückzuschrecken. Vergebens schilderte man ihm die Arglist und die Grausamkeit dieser Inselbewohner mit den grellsten Farben: sie vergiften die Fremden, nähren sich von Menschenfleisch und verzehren sogar bei festlichen Mahlen ihre eigenen, durch Alter geschwächten Eltern. Xaver erwiderte: „Wären Gold und Edelsteine daselbst zu finden, so würde mancher kühn allen Gefahren trotzen, und da es gilt, unsterbliche Seelen zu retten, sollte ich feige zurückbeben?“ Auch diese rohen Naturen wurden durch die himmlische Milde des Heiligen angezogen und erkannten in ihm einen Boten Gottes. Zwar hatte Xaver Schweres auf diesem öden Eilande auszustehen; allein in großen Strömen ergoß sich die reinste Seelenfreude in sein Herz, und er schrieb nach Europa, auf diesen Inseln, wo alles mangelt, erlösche ihm infolge der unaufhörlich fließenden Thränen beinahe das Augenlicht. Der Herr krönte seine Mühen mit wunderbarem Erfolge. Tolo, die Hauptstadt der Insel More mit 25 000 Einwohnern, ward ganz christlich. — Nun schwebte dem Heiligen ein neues großes Ziel vor und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an. Er hatte von Japan, diesem großen Inselreiche an Asiens Ostküste, Kunde erhalten. Tief schmerzte es ihn, zu hören, diese große Nation, die von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet sei, schmachte noch unter dem Drucke des höllischen Feindes und werde von unzähligen Götzenpriestern oder Bonzen irregeleitet. Mit einem vornehmen Japaner, den er schon früher bekehrt hatte, und zwei Ordensgenossen landete er 1549 in der japanesischen Hafenstadt Cangoxima. Der Unterkönig dieser Provinz zeigte sich ihm sehr günstig und erlaubte die Verkündigung des Evangeliums. Doch bald erregten die Bonzen einen heftigen Sturm. Anstatt aber kleinmütig umzukehren, drang

Xaver weiter in das Innere vor und gründete überall Christengemeinden. Selbst die sittenlose Stadt Amanguchi konnte auf die Dauer der Kraft seiner Predigt nicht widerstehen. Von da aus schrieb er mit freudigem Staunen über diesen Sieg: „Nie in meinem Leben habe ich solche Tröstungen empfunden. Ich sah den Stolz der Bonzen gebeugt und die ärgsten Feinde des christlichen Namens dem Gehorsam des Glaubens in Demut unterworfen." Auch zum König von Bungo gelangte der Ruf von dem „großen Bonzen des Westens", und derselbe lud ihn zu einem Besuche bei seinem Hofe ein. Zur Ehre der Religion begleiteten die Portugiesen den Apostel mit aller Pracht zum Könige, und dieser behandelte nun denselben als seinesgleichen. Der heidnische Fürst hörte mit großem Erstaunen die Lehre des Christentums und gestand, dieselbe stimme in hohem Grade mit der Vernunft überein. Trotz der Wut der Bonzen strömte das Volk scharenweise herbei. Den ganzen Tag mußte Xaver predigen, unterweisen und die scharfsinnigen Einwürfe der Japanesen widerlegen. Als ein berühmter Bonze den Heiligen zu einem öffentlichen Wortstreite herausforderte, überzeugte dieser den gelehrten Heiden so sehr von der christlichen Wahrheit, daß derselbe auf die Knie fiel, unter Thränen und mit zum Himmel erhobenen Händen ausrief: „O Jesus Christus! ewiger und wahrer Sohn Gottes, ich ergebe mich dir und bekenne mit Herz und Mund, daß du bist der allmächtige Gott von Ewigkeit." Darauf bat er die Umstehenden um Verzeihung, daß er sie bisher Lügen gelehrt. Xaver stiftete in dem weiten Reiche zahlreiche Christengemeinden, und es blühte diese junge japanesische Kirche herrlich empor. Die Folge lehrte, daß sie nicht auf Sand gegründet war, sondern auf den Felsen eines unerschütterlichen Glaubens.

So Großes wirkte der hl. Franz Xaver, weil sichtbar die Hand des Herrn mit ihm war. Wie zu den Zeiten der Apostel beglaubigte Gott die Predigten seines Dieners durch erstaunliche Zeichen. Das Wunder, welches am Pfingstfeste zu Jerusalem geschah, wiederholte sich öfters bei der Predigt dieses neuen Heidenapostels. Er redete ganz geläufig Sprachen, die er nie erlernt hatte; ja, bisweilen predigte er in einer Sprache vor Zuhörern aus verschiedenen Ländern und Völkern, und alle glaubten die Laute ihrer Muttersprache zu vernehmen. — Zahllose Bekehrungen geschahen auch wegen der Wunder, so der Heilige an den Kranken wirkte. Zur Zeit einer verheerenden Seuche hatte Xaver eine sehr reiche Ernte. Alle, die sich taufen ließen und gläubig den Namen Jesu anriefen, genasen. Am erstaunlichsten waren jedoch die Totenerweckungen, welche Gott auf sein Gebet wirkte. Um die hartnäckigen Bewohner eines Dorfes in Travankor für das Christentum zu gewinnen, gebot er, das Grab eines den Tag vorher beerdigten Toten zu öffnen. Der Heilige kniete vor dem schon in

Verwesung übergehenden Leichnam nieder und befahl nach einem kurzen Gebete dem Toten, im Namen des lebendigen Gottes aufzustehen. Als derselbe sich augenblicklich gesund und kraftvoll erhob, waren alle tief erschüttert und verlangten die Taufe. Nicht minder merkwürdig ist die Rettung eines fünfjährigen Kindes, des einzigen Sohnes eines Mohammedaners. Dasselbe fiel während der letzten Seefahrt unseres glorreichen Apostels in das Meer. Als Xaver den Jammer des unglücklichen Vaters sah, richtete er an denselben, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt hatte, die Frage: „Versprichst du mir, wenn dir Gott deinen Sohn wieder giebt, an Jesus zu glauben und ein treuer Christ zu werden?" Der Ungläubige versprach es, und nach drei Tagen fand man das Kind vor Sonnenaufgang wohlbehalten auf dem Verdecke.

Nachdem Xaver, wie sein Lebensbeschreiber Bouhours berichtet, das Wort Gottes in einer Ausdehnung von 3000 Stunden verkündigt, 52 Königreiche und Völkerschaften bekehrt, mit eigener Hand eine Million Götzendiener getauft hatte, wollte er das Licht des Glaubens auch noch in die unermeßlichen Länder des chinesischen Reiches bringen. Sein Herz umfaßte die ganze Welt; kein Plan zur Förderung der Ehre Gottes schien ihm zu groß und zu gewaltig. Schon befand er sich auf dem Felseneilande Sancian der chinesischen Küste gegenüber; schon hatte er, uneingedenk der Gefahren, welche damit verbunden waren, Unterhandlungen angeknüpft wegen seiner Überfahrt: da warf ihn ein hitziges Fieber auf das Sterbelager. Von allen verlassen, lag er auf ein wenig Stroh gebettet, in einer offenen Hütte, der rauhen Witterung ausgesetzt. Aus seinem Antlitz lächelte süßer Friede; unter glühenden Stoßseufzern die allerheiligste Dreifaltigkeit und die stets zärtlich von ihm geliebte Himmelskönigin anrufend, hauchte er seinen Geist aus (den 2. Dezember 1552). Wiewohl sein heiliger Leichnam längere Zeit mit ungelöschtem Kalk bedeckt war, fand man denselben doch noch ganz frisch, biegsam und einen himmlischen Wohlgeruch verbreitend, und selbst 200 Jahre nachher war derselbe noch unversehrt. Nach sorgfältiger Prüfung des Lebens, der Tugenden und Wunder des Hingeschiedenen wurde er von der Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und mit dem glorreichen Namen des „Apostels von Indien und Japan" geschmückt. Selbst die Heiden ehrten sein Andenken, Protestanten nannten ihn einen andern Paulus und bedauerten tief, daß er nicht einer der Ihrigen war.

c) Nach dem Tode des hl. Franz Xaver setzten andere Glaubensboten das gottselige Werk fort und führten die Religion Jesu auch in dem unermeßlichen, fremden, bisher unzugänglichen China ein.

Eine ganze Reihe von heldenmütigen Aposteln, in denen der Geist des hl. Franz Xaver fortlebte, führte das von ihm begonnene Werk weiter. Blicken wir zunächst auf Indien, so begegnen uns Männer wie Robert de Nobili, naher Verwandter des Papstes Marcellus II., der selige Johannes de Britto, Sohn des Vicekönigs von Brasilien, die alle Aussichten auf irdische Größe verschmähten, um ihr Leben unter beständigen Mühsalen und Beschwerden dem Heile der armen Heiden zu widmen. In Indien schien es nahezu unmöglich, auch nur einen der Brahminen oder Götzenpriester zu bekehren. Stolz auf ihren Rang und ihre vermeintliche Weisheit, würdigten sie niemand als nur Brahminen ihres Umganges und schienen durchaus unzugänglich für die Gnade des Christentums. Dennoch unternahm es Robert de Nobili, sich die Bekehrung derselben zur Lebensaufgabe zu machen. Mit der Gesinnung eines hl. Paulus, der allen alles wurde, um alle für Christus zu gewinnen, unterzog er sich einer Lebensweise, welche ihm in den Augen der Brahminen die höchste Bewunderung erwarb, ihm selbst aber unglaubliche Entbehrungen auflegte. Durch das Beispiel eines unübertrefflich strengen Büßerlebens und durch eine heldenmütige Ausdauer während 45 Jahren bekehrte er viele der vornehmsten und gelehrtesten Brahminen und taufte eigenhändig über 10 000 Götzendiener. — Johann de Britto taufte öfters an einem Tage 500, manchmal 1000 und einmal 3000 Heiden, wie sein Gefährte es eidlich bezeugte. Die wunderbaren Heilungen, die er und selbst die Neubekehrten wirkten, waren so zahlreich, daß man sich daran gewöhnte und dieselben, um nicht die christliche Wahrheit anerkennen zu müssen, wie zur Zeit der Apostel, einer unbekannten Zauberkraft zuschrieb. So that jener Wüterich, der den Missionär samt einem seiner Schüler aufs grausamste peinigte. Infolge der Mißhandlungen war diesem ein Auge aus der Höhle hervorgetreten. Höhnisch bedeutete der Tyrann dem standhaften Christen, er möge sich an seinen Meister wenden. Dieser machte das heilige Kreuzzeichen über das herabhängende Auge, und sogleich war es geheilt. Aufs höchste stieg das Erstaunen des heidnischen Statthalters, als der Bekenner mit dem so eben noch verletzten Auge las. Weit entfernt aber, hierin die göttliche Macht des Christentums anzuerkennen, lästerte er über die angebliche Zauberei. Johannes de Britto beschloß sein ruhmvolles Apostolat durch den glorreichen Märtyrertod im Jahre 1693 und strahlt jetzt unter der Schar der von der heiligen Kirche Seliggesprochenen. — Unter der Pflege solcher Glaubensboten machte das Christentum Fortschritte, welche selbst protestantischen Schriftstellern das Bekenntnis abnötigten, daß ganz Indien christlich geworden wäre, falls die

Missionäre ihre Wirksamkeit hätten fortsetzen können. Aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde von den Feinden der Religion ein schwerer Schlag gegen die Missionen geführt. Der Marquis de Pombal, Minister von Portugal, setzte 1760 die Vertreibung der Missionäre aus der Gesellschaft Jesu ins Werk: 127 derselben wurden in ein Schiff zusammengepackt und nach Lissabon geführt, wo ein schauerlicher Kerker sie erwartete. Sechzig Jahre waren nun die Christen der ehedem so blühenden Kirche von Indien wie verwaist. Da zeigte sich aber aufs wunderbarste, wie lebensvoll diese Kirche gewesen war. Denn als 1820 neue Glaubensboten diese durch den Schweiß und das Blut so vieler Apostel geheiligte Erde betraten, fanden sie noch über eine Million Christen, welche die harte Prüfung überstanden und ihren Glauben bewahrt hatten.

Noch schwieriger als die Bekehrung von Indien und Japan war die von **China**. Dieses unermeßliche Reich, das über 300 Millionen Bewohner zählt, lag im 16. Jahrhunderte wieder ganz in der tiefen Nacht des heidnischen Aberglaubens und des Götzendienstes. Keineswegs hatte die göttliche Vorsehung diesem unglücklichen Volke das Glaubenslicht so viele Jahrhunderte gänzlich vorenthalten. Nach einer alten Überlieferung, die jedoch nicht verbürgt ist, war der hl. Thomas schon nach China vorgedrungen. Jedenfalls wurde späterhin der christliche Glaube in diesem Reiche nicht bloß gepredigt, sondern er zählte auch viele Anhänger. Laut einer Inschrift, welche 1625 bei Sianfu aufgefunden wurde, und deren Echtheit bis heute niemand mit Erfolg hat bestreiten können, blühte schon im 7. und 8. Jahrhunderte das Christentum in China. Auch im späteren Mittelalter hatte sich, wie schon oben (S. 335) bemerkt worden, der Himmel diesem Reiche gnädig erwiesen und ihm durch Missionäre das Evangelium predigen lassen. In der Hauptstadt Peking residierte ein Erzbischof, der vier Suffraganbischöfe unter sich hatte. Allein abermals wurde die schöne Saat erstickt. Als die Portugiesen im Jahre 1517 an der Küste von China landeten, stießen sie bei ihrem Vorhaben, in das Innere einzudringen, auf den ernstesten Widerstand. Voll Eifersucht und eigensinnigen Stolzes sperrten sich die Chinesen vom Auslande ab und verschmähten jeden Verkehr mit Fremden. Den einzigen Glück versprechenden Anknüpfungspunkt fanden die Missionäre in der hohen Achtung, in welcher die mathematischen Wissenschaften und mechanischen Künste bei den Chinesen standen. Wirklich gelang es 1583 dem berühmten P. **Matthäus Ricci** aus der Gesellschaft Jesu, auf diesem Wege in das Reich einzudringen. Nach unsäglichen Mühen und harten Kämpfen wußte er sich endlich sogar Eingang in die Hauptstadt Peking zu verschaffen. Durch kunstvolle

Geschenke, vor allem aber durch seine tiefe Gelehrsamkeit, verbunden mit seltener Klugheit, gewann er bald die Gunst des mächtigen Kaisers, der jetzt ein Bildnis Jesu Christi im prächtigsten Saale des kaiserlichen Schlosses aufstellte. Nun eröffnete sich für das Christentum ein großartiger Siegeszug; hohe Beamte und selbst drei Prinzen aus der kaiserlichen Familie wandten sich demselben zu. Ricci war 27 Jahre unermüdet thätig am kaiserlichen Hofe, während seine Genossen in der Stadt Peking und in den Provinzen mit großem Erfolge predigten. Als er 1610 starb, zählte man schon über 300 Kirchen. Ausgestreute Verleumdungen setzten aber die christliche Religion großen Gefahren aus; da kam P. Adam Schall S. J. aus Köln. Durch seine mathematischen Kenntnisse und verschiedene Kunstfertigkeiten gewann er in hohem Grade die Gunst des Kaisers, und als 1644 die Tartaren China eroberten, wurde er vom jungen Herrscher aus der neuen tartarischen Dynastie zur ehrenvollen Würde des obersten Mandarins an dem mathematischen Ratskollegium erhoben. Der Kaiser selbst besuchte ihn oft und behandelte ihn als einen väterlichen Freund. Groß war der Aufschwung, den hierdurch das Christentum nahm. In Peking selbst erbaute Schall eine große und prachtvolle Kirche. Schon 1651 gab es über 150 000 Christen, und in den nächsten 12 Jahren verdoppelte sich diese Anzahl. Selbst die Mutter, das erste Weib und der älteste Sohn des Kaisers empfingen die heilige Taufe. Aber nicht auf der Höhe des äußern Glanzes sollte Schall sein Leben beschließen. Während der Minderjährigkeit des Kaisers Cang-hi erhob sich eine fürchterliche Verfolgung. Der 74jährige Schall ward in Ketten gelegt und starb 1666 an den Folgen seiner Leiden. Eine neue Periode des Glanzes kam durch den P. Ferdinand Verbiest, den Ordensbruder und Nachfolger des P. Schall. 1671 erhielt er vom Kaiser Cang-hi Gnade für seine Mitbrüder, und in diesem Jahre allein wurden mehr als 20 000 Chinesen bekehrt. Im folgenden Jahre wurden ein Onkel des Kaisers, einer der angesehensten Generäle und viele andere Vornehme getauft. Der Kaiser nahm auf seinen Reisen stets einen oder mehrere Missionäre mit sich und sorgte für dieselben wie für die Glieder seiner Familie. — Aber harte Prüfungen sollten noch über diese herrlich aufblühende Kirche von China kommen, wie wir bald sehen werden.

d) Wie aufrichtig sich die Heiden bekehrt hatten, bewiesen sie auf glänzende Weise, als in Japan die Christenverfolgung losbrach. Über 1 100 000*) starben

*) Einige Schriftsteller setzen die Zahl auf 1 200 000.

für ihren Glauben und größtenteils unter den allerentsetzlichsten Qualen. Freudig und in festlichem Schmucke, wie zu einem Hochzeitsmahle, eilten selbst zarte Kinder, schwache Greise und vornehme Frauen zum grausamen Martertode.

In Japan blühte das Christentum nach dem Tode des hl. Franz Xaver immer herrlicher empor. In allen Teilen des Reiches entstanden Christengemeinden; überall, selbst in der kaiserlichen Hauptstadt Meako, wurden Kirchen und Schulen erbaut. Die Könige von Bungo, Arima und Omura nahmen mit ihren sämtlichen Unterthanen die christliche Religion an und schickten im Jahre 1582 an Papst Gregor XIII. eine aus ihren nächsten Anverwandten bestehende Gesandtschaft, welche zu Rom aufs feierlichste empfangen wurde. Damals zählte man in Japan schon über 200 000 Christen aus allen Ständen, 250 Kirchen und mehrere Anstalten zur Heranbildung von Priestern. Schon nährte man die Hoffnung, daß ganz Japan das Christentum annehmen werde. Da brach plötzlich die Verfolgung aus, die mehr als ein halbes Jahrhundert fast ununterbrochen wütete. Der Kaiser Taikosama, der sich den Christen zuvor gnädig erzeigt hatte, wurde durch die Weigerung christlicher Jungfrauen, die sich um keinen Preis den Weibern dieses Wüstlings wollten beigesellen lassen, und durch die aufhetzenden Reden der Bonzen, daß die Christen Verächter der Gesetze und Feinde des Thrones seien, plötzlich in Wut versetzt und befahl, daß die Missionäre aus Japan verwiesen, alle Christen, die ihren Glauben nicht verleugnen würden, entweder verbannt oder getötet werden sollten. Ukondono, der christliche Minister des Kaisers, der Verbannung oder Tod einer Verleugnung seines Glaubens vorziehen wollte, wurde sogleich all seiner Güter beraubt und mit seinem alten Vater, der Frau und den Kindern ins Elend verwiesen. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, nur auf einige Zeit seinen Glauben zu verhehlen, bis der Zorn des Kaisers sich gelegt habe; er konnte durch nichts dazu bewogen werden, sondern freute sich und die ganze Familie mit ihm, Gott ein so herrliches Zeugnis des Glaubens ablegen zu können. Der Zorn des Kaisers wurde darauf in etwas besänftigt, loderte aber später wieder desto furchtbarer auf. Am 5 Februar 1597 sah man auf einem der Hafenstadt Nangasaki gegenüber gelegenen Hügel 26 Kreuze aufgerichtet und ebenso viele christliche Glaubenshelden daran befestigt, die auf Befehl des Tyrannen zu diesem Tode verurteilt waren; im nächsten Augenblicke sollten sie alle den Todesstoß durch die Lanze erdulden. Man sah unter ihnen noch schwache Knaben; aber alle starben mit freudestrahlendem Angesichte und mit lauter Stimme

Gott preisend. Sie wurden am Pfingstfeste 1862 feierlich von der Kirche heilig gesprochen. Noch viel heftiger entbrannte die Verfolgung unter Daifusama, dem Nachfolger Taikosamas; und von den drei folgenden Kaisern that es einer dem andern an Unmenschlichkeit zuvor. Einen Hauptteil der Schuld an der langwierigen und schrecklichen Verfolgung trugen die calvinistischen Holländer und die Engländer, die aus Haß des katholischen Glaubens und aus Handelsneid dem Kaiser von Japan einredeten, der König von Spanien wolle sich Japans bemächtigen und wisse dazu kein besseres Mittel, als die Jesuiten vorauszuschicken, um es christlich zu machen. Sie erwiesen auch während der Verfolgung der japanesischen Regierung den Dienst, ihr von der Ankunft der Missionäre und ihrem Aufenthalte in Japan Anzeige zu machen. Trotz der Verfolgung machte das Christentum anfangs noch Fortschritte. Seit dem Tode Taikosamas († 1598) bis zum Jahre 1614 ließen sich mehr als 100 000 Japanesen taufen, und selbst von diesem letzten Jahre an, in dem die Verfolgung aufs neue ausbrach und mit steigender Heftigkeit ununterbrochen fortwütete, betrug viele Jahre lang die Zahl der Täuflinge jährlich einige Tausende. Zuletzt mußte jedoch, da die Blutedikte mit unerbittlicher Strenge vollzogen und oft ganze Scharen von Christen getötet wurden, das Christentum erliegen, und man hatte angenommen, daß es bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts gänzlich ausgerottet gewesen. Mit Ausnahme der Chinesen und Holländer war der Zutritt ins Reich unter Todesstrafe verboten. In den Seehäfen wurde das Bild des Gekreuzigten auf die Erde zum Fußtritte für jeden Ankommenden geheftet, und die Holländer unterzogen sich dieser fluchwürdigen Bedingung. Erst in der jüngsten Zeit konnten sich unter dem Schutze des französischen Konsuls wieder einige Missionäre in Nangasaki aufhalten und sogar eine stattliche Kirche erbauen, welche den 19. Februar 1865 zu Ehren der 26 japanesischen Märtyrer feierlich eingeweiht wurde. Diese Missionäre entdeckten zu ihrem freudigen Erstaunen, daß im Innern von Japan noch ganze Distrikte von katholischen Christen sich befanden, die, bis dahin von Katecheten geleitet, ihren Glauben rein und unverfälscht bewahrt hatten. Pius IX. soll, als ihm dieses gemeldet wurde, Thränen inniger Rührung vergossen und sogleich den Entschluß gefaßt haben, Fürsorge für jene Christen zu treffen. Schon im Jahre 1867 brach eine neue, heftige Christenverfolgung aus, die der japanesischen Kirche wiederum ganze Scharen von Märtyrern gab. Erst seit dem Jahre 1884 ist durch die Erklärnng einer allgemeinen Religionsfreiheit für die katholische Kirche Japans eine gewisse Ruhe und Sicherheit eingetreten.

Wir müssen über die Grausamkeit der japanesischen Christenverfolgung und die herrlichen Beispiele christlichen Heldenmutes, der sich während derselben bekundete, wenigstens noch einiges beifügen. Mehr als eine Million Christen bestand damals die härteste Glaubensprobe, die je ersonnen wurde. Als die gewöhnlichen Martern, Zerfleischen und Verrenken der Glieder, langsamer Feuertod u. s. w. sich als unwirksam erwiesen, um den Abfall der Christen herbeizuführen oder auch nur die Bekehrung zahlloser Heiden zu verhindern, kamen ganz neue, bisher unerhörte Qualen zur Anwendung. Die Bekenner wurden mit Stricken umwunden und dann kopfabwärts in eine tiefe, teilweise mit ekelhaftem Unrat angefüllte und oben dicht verschlossene Grube hinabgelassen. Die unerträgliche Ausdünstung, der furchtbare Blutandrang zur Brust und zum Kopfe, der gewaltsame Nervenreiz und ein schmerzhaftes Zucken der Muskeln, das sich bald einstellte, verursachten die gräßlichsten Todesnöten, die oft 8 bis 10 Tage andauerten. Eine andere Marter bereitete der sogenannte „Höllenschlund". Aus dem Krater eines feuerspeienden Berges entwickelte sich fortwährend eine schwefelartige, äußerst übelriechende und glühend heiße Luft. In diesen Schlund tauchte man die Christen fast zum Ersticken, alsdann übergoß man sie mit heißem Schwefelwasser. Nachdem man oft 14 Tage diese Pein wiederholt hatte, stürzte man sie in den feuersprudelnden Abgrund oder setzte sie, am ganzen Körper mit Geschwüren und Würmern bedeckt, der freien Witterung aus.

Je grausamer die Martern waren, welche die blutdürstigen Tyrannen ausfindig machten, desto wunderbarer muß uns der Mut und die Freudigkeit erscheinen, womit die Christen dieselben erduldeten. Einige, verhältnismäßig sehr wenige Abtrünnige abgerechnet, ertrugen alle Christen, Männer und Frauen, Kinder und Greise geduldig, mutig, ja freudig die fürchterlichsten Peinen. Daher schrieb ein Protestant unserer Tage, von Bewunderung hingerissen über das unvergleichliche Schauspiel jener Christenverfolgung: „Die frühesten Urkunden der Kirche bieten keine Beispiele unwandelbareren Heldenmutes, als die Erzählungen jener Martyrien liefern, denen die Japanesen aller Stände unterworfen waren, da der Tag der Prüfung kam."*) Wohl mochte man die Christen zerschlagen, zerreißen und zertreten, wohl mochte man sie an langsamem Feuer braten, Mütter mit all ihren Kindern auf einmal ins Feuer werfen, von dem Vater einen hoffnungsvollen Sohn nach dem andern, dann die Gattin und ihn selbst zum Tode

---

*) Sieh bei Marshall, die christl. Missionen I. Band. S. 414. Mainz 1863.

fordern: stärker als alles dies machte sie der Glaube und Gottes wunderbare Gnade. Da gehen die einen predigend, singend und jubelnd dem Tode entgegen, andere thun dies mitten aus dem Feuer heraus oder vom Kreuze herab. Mütter schätzen sich glücklich, ihre zarten Kinder in den Armen haltend, sterben zu können, und die Kinder erdulden den schrecklichsten Tod, ohne ein Zeichen des Schmerzes zu geben. Wie mächtig zeigte sich die göttliche Gnade in jenen 50 schwachen Christen, meist Müttern mit ihren Kindern, die auf einmal zum Richtplatze geschleppt wurden! Schon unterwegs jubelten sie mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus, gelobt sei unser Heiland, wir sterben für ihn!“ und noch am Kreuze lobsangen sie alle mit so beseligter Entzückung, als ständen sie bereits in der himmlischen Herrlichkeit vor dem Throne des Lammes. (Andere Beispiele sieh Bd. I. und III.) Allenthalben entstanden Bruderschaften von Gläubigen, welche sich gegenseitig in der Glaubenstreue und im Todesmute bestärkten. Ging es zum Tode, so begleitete eine große Christenschar die Blutzeugen betend und Gott preisend wie zum Triumphe. Während aber so viele sich widerstandslos zum Tode darboten, glaubten im Jahre 1638 die Christen der Provinz Arima, 37 000 Mann stark, um sich nicht sämtlich hinschlachten zu lassen, zur Verteidigung ihres Lebens in die alte Festung Simabara sich zurückziehen zu sollen. Der Holländer Koekebakker schoß mit den Kanonen seines Schiffes die Mauer der Christenburg nieder, und jetzt war es den Heiden möglich, 37 000 Christen an einem Tage niederzumetzeln. Noch heute steht auf deren Grab die gotteslästerliche Inschrift: „So lange die Sonne die Erde erwärmt, soll kein Christ es wagen, nach Japan zu kommen. Allen sei es kund und zu wissen gethan: der König von Spanien, der Christengott, ja selbst der große Gott über uns allen soll es mit seinem Kopfe büßen, wenn er diesem Befehle zuwiderhandelt.“*)

Nicht minder standhaft und heldenmütig als in Japan zeigten sich die Christen in China, als 1722 unter Kaiser Yong-Thing die Verfolgung ausbrach. Wie mit einem Schlage wurden alle Missionäre von ihren Posten vertrieben, mehr als 300 Kirchen entweder vernichtet oder zu weltlichen Zwecken umgewandelt, und über 300 000 Christen der Wut der Heiden preisgegeben. Doch die Christen jeden Standes, Alters und Geschlechtes wetteiferten im freudigen Bekenntnisse ihres Glaubens. Unter den ersten Opfern waren mehrere Verwandte des Kaisers, die in allem Prunke des chinesischen Hofes erzogen waren, und denen früher die höchsten Staatsbeamten nur auf den Knieen zu

---

*) Hist.-polit. Blätter, Jahrg. 1863. Bd. 2. S. 239. 252.

nahen pflegten. Einstimmig weigerten sie sich, der Staatsreligion auch nur äußerliche Huldigung zu spenden. Ihre ganze Familie wurde entadelt und ins Elend verwiesen. Hier in einer wüsten Gegend der Tartarei entfalteten sie während vieler Jahre inmitten der bittersten Armut, der größten Leiden und Beschwerden eine Geduld und Seelengröße, daß viele heidnische Mitglieder der kaiserlichen Familie, nicht zurückgeschreckt durch die Aussicht auf ein gleiches Los, die christliche Religion annahmen. Prinz Johann schrieb von seinem Verbannungsorte also an P. Parennin aus der Gesellschaft Jesu, seinen Freund und Seelenführer: „Unser Wunsch geht nur dahin, daß wir mit Gottes Beistand unsere Fehler bessern, die Tugend üben, uns selbst seinem heiligen Willen gleichförmig machen und bis ans Ende in seinem heiligen Dienste verharren. Dafür möget ihr Gott für uns bitten; das übrige achten wir für nichts." Als der Diener eines andern Prinzen, der seinen Herrn mit schweren Ketten beladen sah, weinte, sagte der Bekenner: „Du kennst die Köstlichkeit der Leiden nicht und bist doch ein Christ! Wisse, daß sie das Unterpfand einer gesegneten Ewigkeit sind. Werde also nicht entmutigt, sondern bleibe, was es dich auch kosten mag, standhaft im Glauben und verlasse niemals den Dienst Gottes." Derselbe Prinz wies einen andern Diener, der ihm Leinwand auf die von der schweren Kette wundgeriebenen Stellen legen wollte, zurecht mit den Worten: „Hörtest du jemals, daß unser Herr in der Nacht seines Leidens sich bemühte, die Fesseln zu lösen, mit denen er gebunden war, oder daß er Binden dazwischen legte, um den schneidenden Schmerz zu lindern?" Von den Leiden der kaiserlichen Prinzessinnen schreibt ihr Seelenführer, P. Parennin, es sei schwer, sich eine furchtbarere oder eine mit mehr christlicher Seelengröße ertragene Prüfung zu denken. „Sie, die immer in Glanz und Überfluß gelebt hatten, fallen in die tiefste Armut, sind ohne Unterstützung von ihren Gatten, ohne Beistand von ihren Verwandten, ohne den Trost ihrer Freunde; vor ihren Augen haben sie beständig den Anblick ihrer zum Tode bestimmten Söhne in Ketten und ihrer noch unglücklicheren Töchter, deren Los schlimmer als der Tod ist, dabei sind sie des einzigen Trostes, des Empfanges der heiligen Sakramente, beraubt. Alles Wehe auszustehen und in einem solchen Meere von Leiden keinen Ton der Klage auszustoßen: gab es selbst in den ersten Zeiten der Kirche etwas Bewunderungswürdigeres, etwas Heldenmütigeres?" Wütend darüber, daß viele Jahre solcher Leiden und Drangsale den Mut der Bekenner nicht zu beugen vermochten, befahl der Kaiser, sie einzeln in kleine, sechs Fuß lange und zehn Fuß breite Gefängnisse oder Gruben einzuschließen, wo ihnen durch eine kleine Öffnung die notdürftigste Nahrung sollte gereicht werden. Bald sank einer nach dem andern leblos dahin, bis

endlich im Jahre 1735 die noch Überlebenden unter dem Jubel des Volkes befreit wurden.

Dieselbe Ausdauer, dieselbe Freudigkeit in den Leiden beseelte die Christen aller Stände. In vielen Provinzen hatte es drei Geschlechter von Märtyrern in einer und derselben Familie gegeben. In der großen Verfolgung, welcher Kaiser Kien-Long 1736 wieder erneuerte, entfalteten mit sehr wenigen Ausnahmen alle eine heldenmütige Standhaftigkeit inmitten der grausamsten Qualen. Umsonst schlug man ihr Antlitz mit Ruten, bis es mit Blut bedeckt war, oder streckte sie auf den Boden hin und zerriß sie mit Peitschen und Stöcken; sie antworteten beständig: „Wir wollen als Christen leben und sterben.“ „Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich mich bewegen werde“, sprach ein Bekenner zu den Henkern, als sie ihn vor der Tortur banden, „ein Christ ist nur zu glücklich, für seinen Glauben zu leiden.“ Während der ganzen Zeit, wo die Henker ihr Werk verrichteten, stand seine Mutter ohne Wanken an seiner Seite, und da sie ihn nun ganz verstümmelt und mit Blut bedeckt sah, umarmte sie ihn zärtlich und rief: „Ach, laß uns eilen, Gott für die Gunst, die er dir erzeigt hat, zu danken.“ Als ein christlicher Arzt beinahe tot geschlagen wurde, bat ihn ein Jüngling, den er aus der Taufe gehoben hatte, um die Erlaubnis, seinen Platz einzunehmen. „Warum, mein Sohn“, entgegnete derselbe, „wolltest du mich der Krone berauben, welche Gott mir bereitet hat?“ Ähnliche Triumphe des Christentums könnten noch unzählige angeführt werden. Von 1722 an bis auf die neueste Zeit war die Annahme der christlichen Religion in China mit Lebensgefahr verbunden. Doch trotz der wütendsten Verfolgungen wurden die Christen immer zahlreicher, und heute giebt es deren doppelt so viel, als beim Beginne der Verfolgung.

e) Auch in Amerika, der neu entdeckten Welt, verbreitete sich das Licht des Evangeliums und stürzte den unerhörtesten Götzendienst mit all seinen Schandthaten und Lastern. Kein Volk auf Erden brachte mehr Menschenopfer, als die Amerikaner. In Mexiko opferte man jährlich gegen 20000, und im Falle man keine gefangenen Feinde hatte, selbst die eigenen Kinder. Unbeschreiblich ist es, was hier die heldenmütigen Missionäre ausgestanden, welche Gefahren ihnen unter den blutgierigen Menschenfressern drohten. Nicht allein die Grausamkeiten und Laster der Eingebornen hatten sie zu bekämpfen, sondern auch die unersättliche Habgier der eingewanderten Europäer. Dennoch gelang das mühe-

volle Werk; fest und dauernd wurde auch hier der christliche Glaube begründet.

Zu derselben Zeit, wo jene heldenmütigen Glaubensboten im fernen Osten so herrliche Erfolge davontrugen, streuten andere im Westen den Samen des göttlichen Wortes aus und hielten eine nicht weniger staunenswerte Ernte. Ein unermeßliches Feld hatte sich hier den Missionären durch die Entdeckung des neuen Weltteils aufgethan. Diese weiten Länderstrecken waren von zahllosen Völkerschaften bewohnt, die sämtlich im tiefsten geistigen Elende schmachteten. Zwar traf man unter diesen Volksstämmen einzelne an, die sich vor den übrigen durch einen gutmütigen Charakter auszeichneten, andere, die sich durch Kunstsinn und vorgeschrittene Entwicklung des Geistes hervorthaten, selbst großartige Tempel und Paläste erbauten; aber höchst traurig sah es durchgängig in sittlicher Beziehung aus. Die Verwilderung der meisten Urbewohner Amerikas glich fast einer völligen Vertierung, und es mußte sogar, weil manche sie nicht als vollberechtigte Menschen anerkennen und behandeln wollten, Papst Paul III. in einer Bulle vom Jahre 1537 sie ausdrücklich für „wahre Menschen erklären, die in ihrer Freiheit und ihrem Besitztum unbehelligt bleiben und nicht zu Sklaven gemacht werden sollten.“ Durch die uralte Gewohnheit, womit sie ihren niedrigen Trieben und Leidenschaften gedient hatten, waren diese immer mehr erstarkt und zur unbeschränkten Herrschaft über sie gelangt. Zur Thätigkeit ließen sie sich nur durch ihre entsetzliche Gefräßigkeit anspornen, und hatten sie auf der Jagd oder in Raubzügen einen Vorrat erbeutet, so überließen sie sich wieder der trägen Ruhe. Schauderhaft ist, was von ihren Sitten und Greuelthaten berichtet wird. Gleich wilden Tieren zerfleischten sie einander in mörderischen Kämpfen und verzehrten mit einer gräßlichen Gier selbst das Fleisch geschlachteter Menschen, oft der eigenen altersschwachen Eltern. Satan, der Feind des Menschengeschlechtes, hatte wahrhaft unter diesem unglücklichen Volke seinen Thron aufgeschlagen, und ihm wurde durch empörenden Götzendienst gehuldigt. In Mexiko, wo die Greuel des abscheulichsten Götzendienstes auf die Spitze getrieben waren, gab es 2000 Götzen. Der Hauptgötze besaß einen Tempel von ungeheurer Größe. Hoch auf einer gewaltigen Pyramide befand sich die Opferstätte, die ringsum mit aufgetürmten Menschenschädeln geziert war. Hier thronte der Abgott — eine scheußliche Fratze — vor dem die Menschenopfer geschlachtet wurden. Fünf Götzenpriester ergriffen das unglückliche Schlachtopfer, schleppten es die Staffeln hinan, schnitten ihm oben den Leib auf, rissen das Herz heraus, erhoben es noch rauchend gegen die Sonne und bestrichen

damit das Angesicht des Abgottes. Der Leib wurde von der Höhe hinabgestürzt und zur Mahlzeit bereitet. Auf diese barbarische Weise wurden jährlich bei 20 000 Menschen, meist Gefangene, oft selbst die eigenen Kinder geopfert. Wer sieht nicht, welche Wunder der Gnade vonnöten waren, um diese kannibalische Roheit zu überwinden und solche Tiger in sanfte Lämmer umzuwandeln? Wahr ist, daß die Menschenopfer bei andern Stämmen seltener waren als in Mexiko; allein im übrigen traf man überall fast dieselbe barbarische Wildheit, dieselbe rohe Sinnlichkeit und Geistesstumpfheit an, welche dem Eingang christlicher Gesittung einen fast undurchdringlichen Damm entgegensetzten. Hatten die Missionäre mit unsäglicher Mühe eine Anzahl Indianer um sich gesammelt, ihre Laster bekämpft und sie zu einem christlichen Leben angeleitet, so geschah es nicht selten, daß sie unwillig das auferlegte Joch wieder abwarfen, sich gegen ihren geistlichen Vater empörten, denselben ermordeten und zu ihrem wilden herumschweifenden Leben zurückkehrten. — Und erwiesen sich einzelne Volksstämme milder und besser geartet, so wurde dafür den Missionären noch von anderer Seite die Arbeit unglaublich erschwert. Dieses neue, fast unbesiegbare Hindernis kam von seiten der europäischen Ansiedler. Von unseliger Habsucht getrieben, kannten sie oft kein höheres Interesse, als auf Unkosten der armen Wilden sich zu bereichern. Mit herzloser Strenge nötigten sie die Eingebornen zu schwerer Arbeit, und anstatt dieselben, wie es in der Absicht der spanischen Regierung lag, mit christlicher Liebe zu behandeln und sie im katholischen Glauben zu unterweisen, verwandelten sie deren Dienstbarkeit in eine unerträgliche Sklaverei. Diese harte Bedrückung, sowie das ärgerliche Leben so vieler Kolonisten erzeugten in den Herzen der Wilden tiefe Abneigung und Erbitterung gegen die Europäer und legten dem Wirken der Missionäre fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

So groß aber immer die Schwierigkeiten waren, die sich dem Bekehrungswerke in der neuen Welt entgegentürmten, und so gewaltige Anstrengungen die Hölle auch machen mochte, jene unglücklichen Völker in der schmachvollsten Knechtschaft zurückzuhalten, so hatte doch nach dem Ratschlusse Gottes die Stunde ihrer Erlösung geschlagen. Sobald die Kunde von dem Elende dieser Völker nach Europa gelangt war, beeilte sich die Kirche, ihnen in jeder Weise zu helfen. Sie sandte ihre Diener, um sie aus der unwürdigen Knechtschaft des Satans zu befreien und ihnen die Freiheit der Kinder Gottes zu schenken.(29) — Sie ergriff auch die Partei dieser Unglücklichen gegen ihre ungerechten Bedrücker. Wiederholt erhob der hl. Vater zu ihren Gunsten seine Stimme und bezeichnete

es als eine Erfindung des Satans, daß man sie in die Sklaverei schlage. Gott weckte zu jener Zeit in den Herzen vieler Männer einen staunenswerten Eifer für die Missionen und die Rettung der Indianer. Rührend ist besonders die Aufopferung, mit welcher sich der Dominikaner und spätere Bischof Las Casas der bedrängten Eingebornen annahm. Zwölfmal durchsegelte er den weiten Ocean, um für seine teuren Pflegekinder Gerechtigkeit zu erlangen. Sein ganzes Leben war ihrem Heile geweiht. Die Nächte brachte er im Gebete zu, und bei Tage suchte er in den Felsenhöhlen und Wäldern die Wilden auf und unterwies sie in der christlichen Religion. Mexiko, Peru und Granada waren der Schauplatz seiner langen eifervollen Wirksamkeit. Noch in seinem 90. Jahre schrieb er ein Buch zur Verteidigung der unterdrückten Indianer. Selbst die Protestanten mußten die hinopfernde Thätigkeit der katholischen Missionäre anerkennen und bewundern. „Nichts macht den spanischen Missionären größere Ehre“, sagt einer derselben,*) „als der unermüdliche Eifer, mit welchem sie die ihnen anvertrauten schwachen Schäflein beschützten. Sie waren Diener des Friedens, welche sich eifrigst bemühten, den Unterdrückern die Zuchtrute aus den Händen zu winden. Ihrer mächtigen Vermittlung verdankten die Indianer alle Verordnungen, welche sie schützten und ihr Schicksal milderten.“

Die Bemühungen der Missionäre waren von dem herrlichsten Siege gekrönt. In Mexiko allein tauften die Dominikaner und Franziskaner von 1524—1540 sechs Millionen Eingeborne; 40 Jahre nach der Ankunft der Spanier gab es daselbst ein Erzbistum, sechs Bistümer und mehrere hundert Klöster. Die Hauptstadt Mexiko hatte 100 Jahre nach der Eroberung 50 Kloster- und Pfarrkirchen, teilweise von nie gesehener Pracht, und erwarb sich den ehrenvollen Beinamen „das amerikanische Rom“. — Gleichen Erfolg ernteten die apostolischen Arbeiten der Missionäre in Brasilien. Auch hier mußten die Einwohner so zu sagen erst Menschen werden, bevor man sie zu Christen bildete. Um die schändliche Menschenfresserei auszurotten, scheuten die Missionäre weder Mühe noch Lebensgefahr, sie entrissen ihnen den blutenden Leichnam und sühnten durch strenge Züchtigung ihrer selbst vor den Augen der Wilden den schrecklichen Frevel. So erweichten sie ihr rohes Gemüt und erregten Abscheu vor solcher Unthat. Barfüßig, sein Kruzifix und den Rosenkranz um den Hals und das Brevier in der Hand, durcheilte Joseph Anchieta aus der Gesellschaft Jesu, der große Apostel Brasiliens, dies ungeheure Land, durchirrte, um seine teuren Wilden aufzusuchen, die

*) Robertson, Geschichte der Entdeckung v. Amerika. Bd. 4.

finstern Wälder, durchschwamm reißende Ströme, erstieg die hohen Gebirge, achtete nicht der zahlreichen Tiger und giftigen Schlangen und hatte keinen Schutz, als die Obhut der göttlichen Vorsehung. Sobald er eines Menschen ansichtig wurde, beschleunigte er seine Schritte, und wenn er sich dem Wilden genaht hatte, streckte er liebend nach ihm seine Arme aus und suchte ihn mit unbegrenztem Seeleneifer unter den Schatten des Kreuzes zu ziehen. Oftmals warf er sich den Wilden, wenn sie seine Worte zurückwiesen, zu Füßen, benetzte sie mit seinen Thränen und wurde ihnen alles, um ihre Seelen zu gewinnen. So wirkte Anchieta 44 Jahre lang in diesem Lande. (Über seine erstaunlichen Wunder vgl. Band I.) Solchem Eifer war es nächst der Gnade Gottes, die ihn begleitete, zu danken, daß das Christentum in Brasilien so herrlich aufblühte. In 50 Jahren hatten, nach dem Geständnisse eines Protestanten, die katholischen Missionäre alle Nationen der Küste von Brasilien entlang, d. h. in einer Ausdehnung von mehr als 2000 Meilen, in Dörfern gesammelt, in denen das geregeltste Leben herrschte. Die Stunden des Tages waren zwischen Arbeit, Unterricht und Gottesdienst geteilt; Fraß, Völlerei und andere Ausschweifungen waren verschwunden; unter allen sah man Fleiß, rührende Tugendbeispiele und erbauliche Gottesfurcht.

Den Westen von Südamerika verherrlichte von 1589 bis 1610 der hl. Franziskus von Solano aus dem Franziskanerorden. Nicht zufrieden mit der reichen Seelenernte, die er in Peru hielt und die ihm den Beinamen des „Apostels von Peru" erwarb, eilte er auch in die südlicheren Provinzen, um dort die Glaubensboten zu unterstützen. Einst rotteten sich mehrere wilde Stämme zusammen und überfielen das christliche Gebiet. Da trat ihnen der apostolische Mann unerschrocken entgegen, und obwohl er in fremder Sprache redete, wurde er von allen verstanden. Durch ein Wunder der Gnade war plötzlich ihr wilder Zorn besänftigt; voll Ehrfurcht näherten sie sich demselben und begehrten von ihm die Taufe. In hohem Grade hatte Gott ihm die Wundergabe verliehen, so daß er nicht allein Kranke heilte, sondern selbst Tote erweckte, auf seinem Mantel über reißende Ströme getragen wurde und durch sein Gebet frisches Quellwasser aus dürrer Erde hervorrief. Neugranada, wo schon im Jahre 1564 ein Erzbistum bestand, erfreute sich in dem hl. Ludwig Bertrand aus dem Dominikanerorden ebenfalls eines großen und wunderthätigen Apostels. Später, vom Jahre 1615 bis 1654, gab diesen Ländern der heilige Peter Claver aus der Gesellschaft Jesu das Beispiel der vollendeten Aufopferung im Dienste der elenden Menschheit. Er hatte sich durch ein Gelübde verbunden, sein ganzes Leben dem leiblichen und geistlichen Wohle der armen Negersklaven zu widmen, und hatte sich damit für immer gleichsam zum Sklaven derselben

gemacht. (Vgl. Band I.) Nach seinem eigenen Geständnisse hat er wenigstens 300 000 dieser Verlassensten aller Menschen getauft. Auch anderwärts, besonders auf den Antillen, wurden so viele Neger zum Christentume bekehrt, daß man sagte, Gott habe die Entführung dieser Armen aus ihrem Vaterlande zugelassen, um sie der Freiheit der Kinder Gottes teilhaftig zu machen. So blieb keine Menschenklasse in Südamerika von den Segnungen des Christentums ausgeschlossen, und nach der Bemerkung des Protestanten Ranke finden wir zu Anfang des 17. Jahrhunderts das stolze Gebäude der katholischen Kirche in Südamerika vollständig errichtet. Es gab 5 Erzbistümer, 27 Bistümer, 400 Klöster und unzählige Pfarrkirchen. Staunend mußte man sagen: Siehe! alles ist neu geworden. In dem ganzen umfangreichen Lande, das noch vor einem Jahrhunderte von Wilden bewohnt gewesen, die vom Menschen nur die äußere Gestalt zu haben schienen, sah man jetzt gesittete Menschen, katholische Christen vom besten sittlichen Wandel. Die Missionäre hatten sie nicht bloß im Christentum unterwiesen, sondern sie auch schreiben und lesen gelehrt, ihnen gezeigt, wie sie säen und ernten, Bäume pflanzen und Häuser bauen könnten. „Der Katholicismus", so ruft zuletzt dieser Protestant aus, „hat in diesen Ländern eine mächtige Wirkung hervorgebracht."

Während die Missionen in den südlichen Ländern Amerikas einen so erfreulichen Fortgang hatten, feierten andere Missionäre auch im Norden dieses großen Erdteils herrliche Triumphe über den Götzendienst und die Wildheit der Eingebornen. In Canada unterstützten besonders zahlreiche Klosterjungfrauen die apostolischen Arbeiten der Missionäre. Rühmend gedenkt ein englischer Protestant ihrer aufopfernden Liebe mit den Worten: „Die erste Geschichte Canadas ist voll von Beispielen des reinsten religiösen Mutes, Eifers und Heldensinnes junger und zarter Frauen, welche allen Annehmlichkeiten der gebildeten Welt entsagten, um Kranken die niedrigsten Dienste zu leisten und zugleich die Segnungen religiöser Belehrung den umnachteten und staunenden Wilden zu spenden." Besonders gefahrvoll war die Mission bei den Huronen. Viele Glaubensboten wurden gräßlich von ihnen verstümmelt und gemartert. Um so eifriger rückten andere nach, und um die Mitte des 17. Jahrhunderts war bereits das ganze Volk der Huronen christlich. Am schwierigsten jedoch von allen war die Mission bei den Irokesen, dem wildesten und blutdürstigsten Stamme. Im März 1649 gelangten die Väter der Gesellschaft Jesu Johann de Brebeuf und Gabriel Lallemand bei diesen zur Krone des Martyriums. Den ersteren banden sie an einen Pfahl, schnitten ihm seine Unterlippe und Nase ab, setzten brennende Fackeln an alle Teile seines Leibes, brannten sein Zahn-

fleisch und stießen endlich ein glühendes Eisen in seinen Hals. Darauf zogen sie ihm, während er noch lebte, die Haut ab. Den zweiten peinigten sie wo möglich noch grausamer. Sie rösteten ihn langsam an einem Feuer von Baumrinden. Dabei gossen sie kochendes Wasser über sein Haupt, um die Taufe zu verhöhnen; sie rissen eines seiner Augen aus und legten eine glühende Kohle in die leere Augenhöhle. Nach siebenzehnstündiger gräßlicher Marter war endlich das Opfer vollendet. Unter ähnlichen Martern hatte schon vor diesen der heldenmütige P. Isaak Jogues aus der Gesellschaft Jesu unter den Irokesen geendet, und noch andere erduldeten nach ihnen den Märtyrertod. Endlich begannen auch diese so rohen Wilden die christliche Religion zu schätzen und zu lieben, und bald offenbarte sich an ihnen die Macht der göttlichen Gnade. Die irokesische Jungfrau, Katharina Tegahkouita, ein Wunder von Unschuld und Abtötung, starb im Rufe der Heiligkeit; manche andere Irokesen beiderlei Geschlechts erlitten mit wunderbarer Geduld und Standhaftigkeit den Märtyrertod. Überhaupt gewährten die indianischen Christengemeinden den erbaulichsten Anblick. „Man könnte", so sagte im Jahre 1688 der Bischof von Quebeck von einer derselben, „dies Dorf für ein Kloster halten, so außerordentlich ist dort selbst das tägliche Leben." Und ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, Charlevoix, bezeugt, daß diese christlichen Indianer „dem ersten Zeitalter des Christentums Ehre gemacht haben würden." Es unterliegt keinem vernünftigen Zweifel, daß alle die wilden Stämme des nördlichen Amerikas das Christentum angenommen hätten, wären nicht, wie in Japan die calvinischen Holländer, so auch hier die calvinischen Engländer den katholischen Missionären feindlich entgegengetreten. Im Jahre 1700 kam von der englischen Regierung der gesetzliche Erlaß, jeder katholische Priester, der die Provinz betrete, solle gehängt werden. Die englischen Behörden scheuten sich sogar nicht, auf das Haupt katholischer Missionäre ansehnliche Summen zu setzen. Für das Haupt des verdienstvollen Paters Rasles aus der Gesellschaft Jesu, der 37 Jahre lang in Armut und Leiden sich dem Heile der Wilden gewidmet hatte, boten sie durch öffentliche Verkündigung 1000 Pfund Sterling (20 000 Mark), und da niemand ihn ausliefern wollte, überfielen sie das Dorf, in dem er sich befand, und erschlugen ihn auf eine barbarische Weise.

f) Besonders blühte die Mission Paraguay in Südamerika. Aus den rohen Urbewohnern, welche mit den wilden Tieren in den Wäldern lebten, welche auf nichts sannen als auf Raub, Mord, Befriedigung der Rachsucht, welche nichts kannten, als schändliche Gier nach Menschenfleisch, Wollust und Trunkenheit, bildeten

die unermüdlichen Priester des Herrn fromme Christengemeinden voll Sittsamkeit und Liebe, voll Unschuld und Frömmigkeit, welche nach und nach ihr verwildertes Land in ein gesegnetes Paradies umschufen.

Den Glanzpunkt der katholischen Missionen bilden die herrlichen Christengemeinden in den ausgedehnten und fruchtbaren Thälern des Uraguay- und Paraguayflusses. „Daselbst“, schrieb 1730 ein würdiger Bischof an Papst Klemens XII., „blüht fast die Frömmigkeit der ersten Christen, und Tempel und Gottesdienst sind in vollem Glanze zur Beschämung der alten Christen, zum Erstaunen der Wilden, zur Verwunderung der Natur, zum Triumphe der Gnade, zum Siegeszeichen des Kreuzes Christi.“ In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begannen die Missionäre von Peru und Brasilien aus das Werk der Bekehrung in diesen Gegenden. Groß, unermeßlich waren die Schwierigkeiten, auf die sie stießen. Sie mußten über Flüsse, Seeen und Moräste in die Wälder zu den Eingebornen dringen. Hatten sie dieselben aufgefunden, so konnten sie nur mit Lebensgefahr ihnen nahen und in Verkehr mit ihnen treten. Dann mußten sie ihr Vertrauen zu gewinnen trachten und daher alle Mittel versuchen, welche sinnreiche Liebe nur erdenken kann. Sie mußten darauf deren unbändigen Hang zu einem freien umherschweifenden Leben bezähmen, ihre Grausamkeit und wilde Natur bändigen, ihnen ihre Trägheit, Unmäßigkeit und alle übrigen Laster abgewöhnen, sie endlich in allem unterrichten, bilden und erziehen, was einem gesitteten Menschen und tugendhaften Christen ziemt und notwendig ist. Dazu wurde nächst der Gnade Gottes, die solche Umwandlung allein bewirken kann, von seiten der Missionäre eine sich völlig hinopfernde Nächstenliebe, die heldenmütigste Geduld und Seelenstärke erfordert. Solche Tugenden trugen dann aber auch die glänzendsten Siege über die keineswegs ganz unempfänglichen Gemüter dieser Wilden davon. Ein Beispiel möge dies lehren. Als bei einem heidnischen Stamme eine ansteckende Seuche ausbrach, begab sich P. Franziskus Diaz, einer jener apostolischen Männer aus der Gesellschaft Jesu, dahin und gewann denselben durch Beweise der hochherzigsten Liebe für das Christentum. Plötzlich stürmten wilde Scharen herbei, ergriffen die Gesunden, die sie antrafen, schlachteten sie und verzehrten ihr Fleisch, besonders Kinder, die sie vor den Augen der Mütter in Stücke zerschnitten. Den Missionär selbst rettete nur der zeitige Mahnruf eines Indianers. Auf die Nachricht von diesem Vorfalle eilten die benachbarten Christen zu Hilfe, besiegten die Mörder und nahmen viele gefangen. Zur Strafe für die schauderhaften Vergehen und zur Warnung für die

anderen wollten die Sieger alle Gefangenen an die Bäume aufhängen; allein P. Diaz beschwichtigte ihren Zorn, trat als Fürsprecher für die Gefangenen auf und bekam sie ganz in seine Gewalt. Er behandelte sie mit herzlicher Liebe, unterrichtete sie im Glauben, und dann schenkte er ihnen die Freiheit. Durch die Klugheit und Liebe des P. Diaz wurden jene Männer die Apostel ihres Stammes. Sie führten alle ihre Stammgenossen dem Missionäre zu, damit er sie unterrichte und taufe. P. Diaz nahm sie erfreut auf und verteilte sie unter die sogenannten Reduktionen oder bereits wohlgeordneten Christengemeinden.

Um die neubekehrten Christen vor dem ansteckenden Beispiele europäischer Abenteurer zu bewahren, hatte der König von Spanien auf die Bitte der Missionäre seinen Unterthanen strenge verboten, sich in den Reduktionen niederzulassen, sie auch nur eigenmächtig zu betreten. Diesem Umstande ist es besonders zuzuschreiben, daß in denselben das christliche Leben so herrlich sich entfaltete und erhielt. Jede Gemeinde war eine große Familie, deren ausschließliche Leitung sowohl in allen weltlichen als geistlichen Angelegenheiten einem oder zwei Missionären anvertraut war; und alle zusammen bildeten unter der Obhut des Königs von Spanien einen christlichen Staat, wie solchen die Welt noch nie gesehen, kaum je geahnt hatte. Inmitten jedes Dorfes von etwa 4000 bis 6000 Einwohnern erhob sich die Kirche, groß genug, um die Gesamtzahl aufzunehmen, und so schön geschmückt, als der wachsende Wohlstand es erlaubte. Zunächst der Kirche befanden sich die öffentlichen Gebäude, das Wohnhaus des Missionärs, die Kornkammer, das Hospiz für die Fremdlinge, das Arsenal, nachdem einmal zur Verteidigung gegen äußere Feinde den Eingebornen der Gebrauch der Feuerwaffen erlaubt worden war. Um diese Gebäude gruppierten sich im Viereck die einstöckigen steinernen Häuser der christlichen Familien. Aus der Feldflur war ein größeres Stück abgesondert, das der Gottesbesitz genannt und gemeinschaftlich angebaut wurde. Aus dessen Ertrag wurden die Abgaben an die Krone von Spanien, die Ausgaben für den Gottesdienst bestritten, die Witwen und Waisen, die Alten und Gebrechlichen unterhalten. Das andere Ackerfeld wurde nach Familien verteilt und von diesen bearbeitet; die Trägen mußten ein größeres Stück des Gottesbesitzes bearbeiten. Die Erzeugnisse der familienweise verteilten Grundstücke wurden in große Vorratshäuser niedergelegt, und die Lebensbedürfnisse an gewissen Wochentagen verteilt. Am Montage erhielten die Frauen und Töchter Wolle, Baumwolle und Seide; das Gespinst daraus lieferten sie am Samstage ab. Für die verschiedensten Handwerke waren passende Werk-

stätten eingerichtet, worin die Fähigen Unterricht und Beschäftigung fanden. Diese Leute, die früher nur mit Bogen und Streitkolben umzugehen wußten, hatten nun, außer den gewöhnlichen Handwerkern, tüchtige Bildschnitzer, Maler und Vergolder; sie gossen Glocken, bauten Orgeln, verfertigten und spielten alle europäischen Musikinstrumente mit Meisterschaft, wußten die feinsten mechanischen Arbeiten aufs genaueste nachzuahmen. Das Tagewerk begann mit gemeinsamem Gesang und Gebet und dem heiligen Meßopfer, das niemand ohne wichtigen Grund versäumen durfte, und es schloß mit Gesang und Gebet, wozu sich alle wieder in der Kirche versammelten. Die Glocken der Kirche verkündeten die Tageszeiten und deren Geschäfte.

Die glücklichen Bewohner dieser Reduktionen kannten keinen Mangel und keine unnützen Bedürfnisse, sie lebten ein kindlich unschuldiges Leben. Der Bischof von Buenos-Ayres, Don Pedro Faxardo, der öfters die Reduktionen besuchte, trug kein Bedenken, an den König von Spanien zu schreiben, „unter diesen zahlreichen indischen Völkerschaften herrsche eine so große Unschuld, daß er glaube, es werde daselbst auch nicht eine einzige Todsünde im Jahre begangen.“ Diese unschuldigen Seelen, so lauten fernere Berichte aus jener Zeit, sehnen sich mit heißem Verlangen nach dem Brote der Engel, so daß fast alle jeden Monat, viele jede Woche, einige noch öfter dasselbe genießen. Dabei befleißigen sie sich einer außerordentlichen Reinheit der Seele, und so groß ist die Zartheit ihres Gewissens, daß sie oft in lautes Schluchzen ausbrechen, wenn der Missionär seine Unterweisung mit der Übung der Reue beschließt und mit eindringlichen Worten die Beweggründe der Reue ihnen vor die Seele führt. In der Beichte vergießen sie oft Thränen über Fehler, die kaum Stoff zur Lossprechung gewähren. Große Sorgfalt wird besonders der Jugend vom zartesten Alter an gewidmet. Die Eltern wiederholen stets ihren Kindern die Lehren der Seelenhirten, geben sich alle Mühe, sie zu wahren Christen heranzubilden, und leuchten ihnen voran durch ihr gutes Beispiel. Daher kommt es, daß sie gewöhnlich ihre Taufunschuld mit sich ins Grab bringen. Unter sich leben alle wie Brüder in Christo zusammen und scheinen nur ein Herz und eine Seele zu haben: sie sind leutselig, freundlich und mild und so liebreich, daß sie der notwendigsten Bedürfnisse sich berauben, um einem Unglücklichen beizustehen. Gegen die Heiden verdoppeln sie ihren Eifer, um dieselben von den Banden des Todes zu befreien, und auf diese macht, wenn sie die Reduktionen besuchen, die hohe Glückseligkeit, die ihnen überall entgegenstrahlt, der süße Friede, die brüderliche Eintracht und sittsame Fröhlichkeit der Christen oft solchen Eindruck, daß sie von diesem seligen Paradiese sich nicht

mehr losreißen können und voll Freude das Christentum annehmen. Zum Schlusse mögen hier noch die Worte des berühmten Geschichtsschreibers **Muratori** stehen*): „Diese Völkerschaften", schreibt er, „die früher den wilden Tieren ähnlich waren, mit denselben in Wäldern, Gebüschen und Höhlen lebten, nur auf Rache und Mord unter sich selbst und gegen ihre Nachbarn sannen, im höchsten Grade nach Menschenfleisch lüstern waren und rückhaltslos der Trunkenheit und Unzucht frönten: diese Ungeheuer und reißenden Wölfe sind jetzt sanfte Lämmer, unschuldige Tauben, und an den allermeisten von ihnen leuchtet eine solche bescheidene Sittsamkeit, eine solche brüderliche Liebe, Andacht und Tadellosigkeit des Wandels, daß sie ein Abglanz der ersten Kirche zu sein scheinen."

4. Religiöse Orden und Genossenschaften. Heilige der Kirche.

Geistliche Orden im 16. und 17. Jahrhundert. (Die Gesellschaft Jesu. Die übrigen Männerorden. Der Kapuzinerorden. Frauenorden.) — Einzelne Heilige dieses Zeitraums. (Karl Borromäus. Franz von Sales. Vincenz von Paul. Petrus Canisius. Andere berühmte Heilige.) — Aus dem 18. Jahrhundert der hl. Alphons Liguori. — Göttliche Bestätigung der Heiligkeit durch unleugbare Wunder.

46. a) **Die heiligen Männer, welche mit solch rastlosem Eifer und oft mit Vergießung ihres Blutes der Bekehrung der Heiden oblagen, gehörten größtenteils geistlichen Orden an. Franz Xaver und die andern, durch welche der Glaube nach China und Paraguay verpflanzt wurde, waren Jesuiten, d. h. Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Dieser Orden, gestiftet im Jahre 1540 von dem heiligen Ignatius von Loyola, einem mit dem glühendsten Eifer für die Ehre Gottes erfüllten Manne, war vorzüglich thätig, den katholischen Glauben zu verbreiten und gegen die neuen Irrlehren zu schützen, weshalb er sich denn auch von seiten der Religionsfeinde unversöhnlichen Haß und schwere Verfolgung zuzog.**

Zu dem vielen Trostreichen und Ruhmvollen, das selbst im Zeitalter der Reformation sich in der katholischen Kirche kund gab, gehört auch der gewaltige Aufschwung, den das Ordensleben nahm. Der Abfall so vieler Mönche und Nonnen mußte zwar die Kirche aufs tiefste betrüben und schweres Ärgernis nach sich ziehen; aber auch dieses Übel lenkte der Herr zum Guten, indem die bestehenden Orden

*) Muratori, das glückliche Christentum v. Paraguay I. T. 11. K.

auf diesem Wege von unnützer Spreu gereinigt wurden. Besonders auffallend zeigte sich jetzt das Walten der göttlichen Vorsehung zum Besten der katholischen Kirche in den vielen neuen Orden, welche der Reihe nach entstanden, um die heilige Kirche unerschrocken und mannhaft zu verteidigen, sie mit großmütigem Eifer auf der ganzen Welt zu verbreiten und durch Ausübung der erhabensten Tugenden ihr neuen Glanz zu verleihen. Wie wir bei Erzählung der Heidenmissionen sahen, waren besonders die Dominikaner und Franziskaner in vielen Heidenländern, namentlich aber in Westindien, Mexiko, Peru und Neugranada mit großem Segen thätig. Sie und eine große Anzahl anderer Ordensmänner, Augustiner, Benediktiner u. s. w. befruchteten mit ihrem Schweiße und nicht selten mit ihrem Blute die Saat des Evangeliums bei heidnischen Völkern. Allein die Ernte war groß und die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zu ihr noch immer gering. Bald sollte aber Hilfe werden durch einen neuen Orden, der sich besonders auch die Bekehrung der Heiden zur Aufgabe setzte und deshalb seine vorzüglichsten Mitglieder durch ein eigenes Gelübde verpflichtete, auf den Ruf des Papstes sich sofort in jede Heidenmission zu begeben. Und dieses blieb keine leere Verpflichtung; bald begegnen uns die neuen Glaubensboten in allen Teilen der Welt. So der hl. Franz Xaver, den wir in Indien und Japan bewunderten, Robert de Nobili, Johannes de Britto und die meisten andern Apostel dieser Länder; ferner Ricci, Schall, Verbiest, welche in China das Christentum verbreiteten, dann die apostolischen Männer, welche die Wildnisse Brasiliens und Paraguays in Paradiese umschufen, der heilige Peter Claver, die erwähnten Missionäre in Canada und unzählige andere, welche in Ausbreitung des Reiches Gottes bei den wildesten Barbaren thätig waren; diese alle waren aus der Gesellschaft Jesu hervorgegangen, welche vom hl. Ignatius von Loyola 1540 gegründet wurde.

Ignatius, 1491 auf dem spanischen Schlosse Loyola aus hochadeligem Geschlechte geboren, widmete sich bei seinem feurigen Charakter und gewaltigen Thatendrange dem Waffendienste. Bei der Verteidigung der spanischen Festung Pampelona gegen die Franzosen 1521 erwarben ihm seine Ausdauer und sein Heldenmut reiche Lorbeeren, und als er schwer verwundet in Feindeshand geriet, behandelten diese den hochherzigen Ritter mit größter Auszeichnung. Zur Heilung seiner Wunde auf das väterliche Schloß gebracht, wollte er sich die Langeweile durch Lesen von Ritterromanen vertreiben. Es fanden sich aber nur Bücher vom Leben Christi und der Heiligen. So griff er nun zu diesen, und je länger er darin las, desto größeres Interesse fühlte er; besonders freute ihn der Heldenmut, womit die Heiligen die eitlen Dinge dieser Welt verachteten und Gott allein zum Ziele ihres Strebens

machten. Er erkannte nun, wie thöricht sein bisheriges Ringen nach Ruhm und Ehre der Welt war. Bitterer Reueschmerz durchdrang seine Seele, und auf das Beispiel der Heiligen blickend, stellte er, wie ehemals Augustin, an sich die Frage: Was jene gekonnt, sollte ich es nicht auch können? Außerordentliche Gnaden des Himmels vollendeten seine Bekehrung, und so gewann die Kirche einen ihrer tapfersten Verteidiger zu eben der Zeit, als Luther sich öffentlich von ihr lossagte. Ignatius erfaßte mit ganzer Seele den neuen Beruf, der sich ihm im Lichte der Gnade als der untrüglich wahre dargestellt hatte; unerschütterlich war daher sein Entschluß, sich ganz dem Dienste der göttlichen Majestät zu weihen. Sobald er von seiner Wunde genesen war, verließ er das väterliche Schloß, begab sich zu dem wunderthätigen Bilde der seligsten Jungfrau von Montserrat und legte da einem frommen Ordensmanne unter vielen Thränen eine Generalbeichte ab. In seinem ritterlichen Geiste hielt er vor dem Bilde der Himmelskönigin eine ganze Nacht hindurch die vor dem Ritterschlage übliche Waffenwache, empfing am Morgen die hl. Kommunion, weihete sich dem Herrn durch das Gelübde der beständigen Keuschheit und hängte seinen Degen am Altare der Gottesmutter auf. Nachdem er seine reiche Kleidung einem Armen geschenkt und sich in das Gewand eines armen Pilgers gehüllt hatte, zog er sich in das Städtchen Manresa zurück. Allda lebte er unerkannt im Spitale, erbettelte von Thür zu Thür seine dürftige Nahrung und führte ein äußerst strenges Leben. Um aber noch ungestörter seinem Bußeifer und der Glut seiner Andacht genügen zu können, suchte er eine benachbarte Höhle auf, wo er durch die härtesten Bußübungen und beständiges Gebet seinen Geist vollends von allen Schlacken der Welt läuterte und demselben eine nie geahnte Schwungkraft zu allem Guten und Edeln verlieh. Vom hl. Geiste erleuchtet, hatte er in den sogenannten geistlichen Übungen oder E x e r c i t i e n das Geheimnis gefunden, durch eine stufenweis vorangehende Beherzigung der christlichen Wahrheiten den gutgewillten Menschen erst durch Betrachtung des Endzieles und der vier letzten Dinge mit tiefem Reueschmerze über die begangenen Sünden und wahrer Bußgesinnung zu durchdringen und dann durch Erwägung der Geheimnisse des Gottmenschen zu dem festen Entschlusse zu bewegen, das künftige Leben ganz nach dem Willen Gottes und dem Vorbilde Jesu Christi einzurichten. Diese Übungen, die später vom römischen Stuhle bestätigt wurden, wirkten von der Zeit ihrer Entstehung an so segensreich unter allen Klassen von Christen, daß schon der hl. Franz von Sales behauptete, das Buch, in welchem der hl. Ignatius jene Geistesschätze niederlegte, habe so viele Seelen gerettet, als es Buchstaben

zähle. — Schon damals schwebte dem heiligen Büßer der Gedanke vor Augen, eine geistliche Kriegerschar zu bilden, welche, Christum den Herrn als ihren Heerführer anerkennend, aus allen Kräften die „größere Ehre Gottes“ befördern sollte. In der Überzeugung, daß für den Diener der Kirche gründliche Wissenschaft eine unumgänglich notwendige Eigenschaft sei, warf er sich mit allem Eifer auf die Erlernung derselben. Zu Barcelona konnte man den 30jährigen Ignatius, den heldenkühnen, hochberühmten Ritter sehen, wie er unter Knaben auf den Schulbänken mühsam die lateinische Sprache erlernte. Nacheinander bezog er die Universitäten Alcala, Salamanka und Paris, um seine philosophischen und theologischen Studien zu vollenden. Überall bemühte er sich, nebenbei Seelen für den Himmel zu gewinnen, und setzte sich deshalb manchen Verleumdungen und Verfolgungen aus: ein Vorspiel der gewaltigen Stürme, die noch später über ihn und seine Stiftung hereinbrechen sollten. An der Universität zu Paris schlossen sich ihm auf das engste mehrere ausgezeichnete junge Männer an: vier Spanier, unter denen der nachherige Apostel Indiens, Franz Xaver, sich befand, ein Portugiese und Peter Faber aus Savoyen, welch letzterer später auch in Deutschland segensreich wirkte. Mit diesen sechs Gefährten legte er am 15. August 1534, dem Festtage der Himmelfahrt Mariä, in der Kirche zu Montmartre die Gelübde der Keuschheit und der Armut ab samt dem Versprechen, nach Beendigung der Studien im heiligen Lande für die Ehre Gottes zu arbeiten, oder falls dieses binnen Jahresfrist nicht möglich wäre, sich dem Papste zu jeder Mission zur Verfügung zu stellen. Die göttliche Vorsehung hatte aber den bereits aufkeimenden Orden, dem sich einstweilen noch drei andere Genossen angeschlossen hatten, nicht für ein Land, sondern für die ganze Kirche und die ganze Welt bestimmt; sie fügte es daher, daß ein gegen die Türken ausgebrochener Krieg Ignazens erstes Vorhaben vereitelte. Nun zogen sie 1538 nach Rom, um dem hl. Vater Paul III. ihre Dienste anzubieten und den Plan der neuen Stiftung, welche den Namen „Gesellschaft Jesu“ erhalten sollte, vorzulegen. Nach Kenntnisnahme des Entwurfes soll Paul III. voll Bewunderung ausgerufen haben: „Wahrhaftig, hier ist der Finger Gottes!“

In der That zeugt die innere Einrichtung dieses Ordens von der höchsten Weisheit seines Stifters. Wir sehen darin das von den weisesten Staatsmännern so vielfach erstrebte, aber niemals erreichte Ideal einer Regierungsform verwirklicht, welche alle Vorteile einer einheitlichen Verwaltung in sich vereinigt, ohne die etwa daraus entspringenden Gefahren und Übelstände zu teilen. Der Ordensgeneral leitet nämlich den ganzen, über alle Länder verbreiteten Orden, um

überall Zucht und Ordnung, Einheit der Gesinnung und des Strebens aufrecht zu erhalten; er trifft Verordnungen, wie Zeit und Umstände es erheischen; er versendet die Mitglieder nach allen Weltteilen, wie es zur Ehre Gottes ersprießlich scheint; er wählt auch sämtliche Obere, wodurch allen Ränken der Ehrsucht ein Riegel vorgeschoben ist; er besitzt mithin alle Vollmacht zur Beförderung des Guten. Würde er sich aber irgend eines Vergehens schuldig machen, ginge er darauf aus, sein Ansehen oder seine Gewalt zu mißbrauchen, so hat der Orden die Befugnis, ihn nicht nur abzusetzen, sondern wie jedes andere Mitglied, das seinem Berufe untreu geworden, aus seiner Mitte auszustoßen. Selbst für den Fall, daß der General in Verwaltung seines Amtes bloß fahrlässig wäre, ist die Vorsorge getroffen, daß der Orden zur Verhütung etwaiger Übelstände selbst einzuschreiten berechtigt ist. Unter dem Orden ist aber hier ausschließlich die Körperschaft der Professen zu verstehen, welche in solchem Falle, wenn er je eintreten sollte, mittels ihrer Abgeordneten sich zu einer Generalversammlung vereinigen würde. So allseitig demnach die Gewalt des Ordensgenerals auch sein mag, so ist sie dennoch weise geregelt und beschränkt. Die höchste Gewalt gipfelt nicht in der Person des Generals, sondern in dem Körper der Professen; dieser allein übt auch die gesetzgebende Gewalt aus. Die Verordnungen des Generals sind zwar giltig und werden genau befolgt, aber Gesetzeskraft erhalten sie nur durch eine Generalversammlung der Professen. Von einer Gefahr, daß hinwiederum diese, wie es in einer sogenannten konstitutionellen Regierung oft zu geschehen pflegt, ihre Befugnisse zu Umtrieben gegen die Autorität des Oberhauptes je mißbrauche, kann keine Rede sein, da, wie aus dem Folgenden erhellen wird, nur Männer von bewährter, lange geprüfter Tugend dem Körper der Professen eingereiht werden, und jeder derselben durch ein eigenes Gelübde sich verpflichtet, weder innerhalb noch außerhalb des Ordens nach irgend einer Würde zu streben, auch jeden, der sich eines solchen Vergehens schuldig machte, den Obern anzeigen zu wollen. „So stellt der Orden," wie richtig bemerkt worden, „das vollkommenste Muster einer wohlgegliederten k o n s t i t u t i o n e l l e n M o n a r c h i e (auf religiöser Basis) dar und verkündet die weisen Grundzüge einer vollendeten Gesetzgebung."*) — Was aber die Gesetzgebung noch mehr als alles andere empfiehlt, ist der Geist der Liebe und einer edlen Freisinnigkeit, welcher dieselbe durchdringt. Nicht aus knechtischer Furcht, sondern im Geiste kindlicher Liebe sollen die Mitglieder Gott dienen; daher wollte der hl. Ignatius nicht, daß seine Regel oder auch der Befehl des Obern an und für sich unter einer Sünde ver-

*) A l z o g, Universalgeschichte der christl. Kirche. § 346.

pflichte, es sei denn, daß der Obere, was kaum vorkommt, ausdrücklich in Kraft des heiligen Gehorsams oder im Namen Jesu Christi befiehlt.

Was nun den Zweck betrifft, den der hl. Ignatius durch seinen Orden erreichen wollte, so ist derselbe kein anderer als die Beförderung der größeren Ehre Gottes. Er wollte eine geistliche und gottbegeisterte Miliz gründen, die nach dem Willen des gemeinsamen Vaters der Christenheit ihre Dienste stets bereit halten sollte zur Bekehrung der Heiden und Irrgläubigen, zum Unterrichte der Jugend, zur Pflege der Wissenschaft, zur Vermehrung des Glaubens, der Tugend und Frömmigkeit unter dem christlichen Volke durch Missionen, Exercitien, Predigten, Katechesen, Beichthören, Besuch der Spitäler und Gefängnisse und andere Werke des Seeleneifers und der Nächstenliebe. Diese Miliz sollte nur aus Männern von gediegener Wissenschaft und lang erprobter Tugend bestehen. Daher wollte der hl. Stifter, daß der Ablegung der Profeßgelübde eine lange Prüfung und sorgfältige Ausbildung in der Ascese wie in der Wissenschaft vorausgehe. Ein zweijähriges Noviziat, das einzig den Übungen der Frömmigkeit und der Selbstverleugnung gewidmet wird, soll den innern Menschen erneuern, in der Gottesfurcht und dem unausgesetzten Streben nach christlicher Vollkommenheit befestigen. Ferner soll nach vollendeten Studien und nach Empfang der Priesterweihe ein drittes Noviziatsjahr dem Geiste vollends eine Richtung nach dem Himmlischen geben und im Herzen den Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen entflammen. So vergehen bis zur Ablegung der Profeßgelübde gewöhnlich 17 bis 18 Jahre des Ordenslebens. Damit aber nicht nur die Professen, sondern alle Glieder der Gesellschaft dem Dienste des Herrn durch das freiwillige Opfer ihrer selbst geweiht seien, hat der hl. Ignatius außer den feierlichen Profeßgelübden noch die Ablegung der drei einfachen Ordensgelübde angeordnet. Dieselbe findet schon nach dem zweijährigen Noviziate statt; der Betreffende gelobt dadurch, wiewohl nicht feierlich, doch unter gleicher lebenslänglicher Verpflichtung Armut, Keuschheit und Gehorsam und wird, wie der heilige Stuhl ausdrücklich erklärt hat, im wahren und vollen Sinne ein Ordensmann.

Nach sorgfältiger Prüfung der Satzungen des neuen Ordens bestätigte 1540 Paul III. denselben, und in der Folge spendete ihm auch das Konzil von Trient seine volle Billigung. Ignatius wurde trotz seines Widerstrebens zum ersten General erwählt und nahm seinen Sitz in Rom, damit er stets in der Nähe des heiligen Vaters weile, dem er sich und seine geistliche Kämpferschar ganz zur Verfügung gestellt hatte. Der junge Orden blühte rasch empor und dehnte seine apostolische Thätigkeit schon während der 15jährigen Leitung seines heiligen Stifters fast über alle europäischen

Reiche, dann über Indien, Japan, Abyssinien und Brasilien aus. Reich an Verdiensten um die Kirche starb Ignatius den 31. Juli 1556. Das letzte Wort, das von seinen sterbenden Lippen kam, war der süßeste Name „Jesus“. Als Denkmäler seines unbegrenzten Seeleneifers hinterließ er außer der von ihm gegründeten Gesellschaft noch andere großartige Stiftungen. Sowohl das römische Kolleg, in welchem fast über alle Zweige des menschlichen Wissens Lehrvorträge gehalten werden, als das deutsche Kolleg in Rom, in welchem talentvolle deutsche Jünglinge zu tüchtigen und eifrigen Priestern herangebildet werden, sind Stiftungen des hl. Ignatius. Wegen seiner heldenmütigen Tugenden und außerordentlichen Verdienste wurde er im Jahre 1622 vom Papst Gregor XV. unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Mit dem Geiste und dem Eifer, den der hl. Ignatius seinen Söhnen eingehaucht hatte, trachteten diese dem großen Auftrage nachzukommen, womit der hl. Stifter sie auszusenden pflegte: „Gehet hin und entzündet alles mit dem Feuer der göttlichen Liebe!“ Sie gründeten in allen Ländern, wo sie sich niederlassen durften, zahlreiche Kollegien, in denen sie die studierende Jugend in Gottesfurcht und Frömmigkeit für die höheren Lebensstände heranbildeten; sie brachten durch Predigten, Missionen und Beichthören das christliche Leben, wo es zu ersterben drohte, wieder zur Blüte; viele von ihnen hauchten als Märtyrer der Liebe im Dienste der Pestkranken ihr Leben aus, andere starben als wirkliche Märtyrer in der blutigen Verfolgung. Nicht bloß die Länder der Heiden: China, Indien und Japan, Nord- und Südamerika, sondern auch mehrere Länder in Europa, wo sie von den Häretikern verfolgt wurden, sind mit ihrem Blute getränkt worden. Im ganzen zählt die Gesellschaft Jesu 800 Märtyrer. Um ihrem Berufe treu zu bleiben und sich als eine Hilfsschar der heiligen Kirche zu erweisen, lag diesem Orden auch notwendig die Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Angriffe der Irrgläubigen ob. Weil daher die Gesellschaft Jesu von Anfang an unablässig bestrebt war, durch alle erlaubten Mittel des Seeleneifers einen mächtigen Damm gegen die Flut der verderblichen Irrlehren aufzurichten, die katholischen Gegenden vor der Ansteckung zu bewahren, die Irrgläubigen zu belehren und zur Einheit der Kirche zurückzuführen, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie auch die Zielscheibe der wütendsten Angriffe und Verfolgungen von seiten aller Feinde der katholischen Kirche wurde. Der Grundsatz, den man sich zwar scheute, mit dürren und nackten Worten auszusprechen, den man aber thatsächlich in der Bekämpfung der Jesuiten befolgte, ging dahin, die Jesuiten seien entweder zu töten, oder wenn sich dies nicht bequem aus-

führen lasse, zu verjagen, oder jedenfalls durch Lügen und Verleumdungen zu unterdrücken; und dieser Grundsatz hat noch bis auf den heutigen Tag in den Reihen der ergrimmten Kirchenfeinde seine Vertreter.

b) Noch andere Orden erweckte Gott, die in Vereinigung mit der Weltgeistlichkeit die Wunden heilen sollten, welche Luther und seine Gleichgesinnten der Kirche geschlagen. Die frommen Väter Kapuziner, welche um diese Zeit aus dem Orden des heiligen Franz von Assisi hervorgingen, arbeiteten vorzüglich in der Seelsorge und zeichneten sich durch liebevollen Eifer und strenges Leben aus. Die Piaristen beschäftigten sich mit dem Unterrichte der Jugend; wieder andere Ordensmänner besorgten die Verpflegung der Kranken.

Wie in dem blühendsten Zeitalter des Christentums, so sproßten auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch andere zahlreiche Orden und geistliche Kongregationen aus dem Schoße der Kirche hervor. Mit heiligem Liebeseifer verbanden sich in allen Teilen der katholischen Welt viele fromme Seelen zur Erreichung der edelsten Zwecke des Menschen, entsagten großmütig der Welt, um durch gemeinschaftliches Wirken Gottes Ehre zu fördern und den Mitmenschen in allen ihren Nöten und Bedürfnissen auf eine ersprießliche Weise zu helfen. Manche dieser frommen Genossenschaften widmeten sich besonders dem apostolischen Berufe und trachteten durch Wort und Beispiel in den Menschen neuen Eifer für Gott und das Heil ihrer Seelen anzufachen; dahin gehören die Kapuziner, die Theatiner, die Barnabiten, die vom hl. Philipp Neri gestifteten Oratorianer, die Lazaristen u. s. w. Andere beschäftigten sich mit der Erziehung und Bildung der Jugend, wie die Piaristen, die Somasker, die Brüder der christlichen Schulen, die vom Kardinal Berulle gegründete Kongregation der Oratorianer u. s. w. Mehrere von diesen Genossenschaften verlegten sich besonders auf tüchtige Heranbildung des Klerus und erwarben sich dadurch unendliche Verdienste; dahin gehört auch das in Deutschland von dem ehrwürdigen Bartholomäus Holzhauser gestiftete Institut der in Gemeinschaft lebenden Weltpriester, welches lange Zeit höchst segensvoll wirkte. Durch das Beispiel eines strengen Büßerlebens wetteiferten besonders die Trappisten mit den alten Anachoreten und erbauten außerdem noch die Mitwelt durch bewunderungswürdigen Fleiß in der Urbarmachung öder Landstriche

und durch ihre schön geregelte Thätigkeit. Noch blühten andere Genossenschaften auf, welche mit heroischer Selbstverleugnung dem Krankendienste sich weihten, so die barmherzigen Brüder, die Krankendiener oder Väter des guten Todes, die Bethlehemiten u. s. w. Viele solcher Kongregationen endlich verbanden mehrere fromme Zwecke zusammen, und so sah man nicht selten jene, die sich vor allem mit dem Seelenheil der Menschen befaßten, in den Spitälern mit dem Krankendienste beschäftigt, während hinwieder die mit der Krankenpflege betrauten Genossenschaften allezeit durch ihr Beispiel und durch ihren tröstenden Zuspruch ein erfolgreiches Apostolat am Krankenbette ausübten. — Nur ungern versagen wir es uns, auf eine Darstellung des herrlichen Wirkens dieser geistlichen Orden und Genossenschaften näher einzugehen, können jedoch nicht umhin, über den hochverdienten Kapuzinerorden, der auch in Deutschland und den benachbarten Ländern große Verbreitung fand, noch einiges beizufügen; mancher von den übrigen Kongregationen wird noch gedacht werden, wenn von ihren heiligen Stiftern gesprochen wird.

Der Kapuzinerorden ist ein Zweig des Franziskanerordens, der sich zur besondern Aufgabe macht, die heilige Armut nach der Regel des hl. Franziskus ihrer ganzen Strenge nach zu beobachten. Sein Ursprung geht bis auf das Jahr 1526 zurück; doch erst im Jahr 1619 erlaubte ihm Papst Paul V. einen eigenen, von dem übrigen Franziskanerorden unabhängigen General zu wählen. Bald blühte der Orden aufs schönste empor, verbreitete fast über alle europäischen Länder die Segnungen seiner apostolischen Wirksamkeit, leistete Großes in Zurückführung der Protestanten in Deutschland und der Calviner in Savoyen und der Schweiz zur katholischen Glaubenseinheit, erwarb sich durch die Leutseligkeit, die Demut und den Eifer seiner Mitglieder die Liebe und das volle Zutrauen des christlichen Volkes und sandte in die fernsten Heidenländer seine Glaubensboten. Im 18. Jahrhundert zählte der Orden 26 000 Mitglieder in 50 Provinzen. — Unter den vielen Gottesmännern dieses Ordens, die sich um unser Vaterland unsterbliche Verdienste erworben haben, leuchten ganz besonders der selige Laurentius von Brindisi und der heilige Fidelis von Sigmaringen hervor.

Wiewohl von Geburt Italiener, wirkte Laurentius dennoch in einer höchst thatkräftigen Weise für die katholische Kirche in Österreich, Böhmen und Bayern, wohin er vom römischen Stuhle wiederholt gesandt ward. Mit Kraft und unerschrockenem Mute bekämpfte er den Irrglauben, und mit einer Weisheit, Milde und Liebe, die ihm alle Herzen gewannen, bekräftigte er die Schwachen und Wankel-

mütigen in der Treue gegen die Kirche. Er war der Schrecken der Häretiker, der Vater der Armen, der Ratgeber der Fürsten. Könige und Kaiser hörten mit Ehrfurcht seine Worte und befolgten willig seine Ratschläge. Daher war er mehrmals von Päpsten an die Höfe der Großen nach Spanien und Deutschland gesandt, um die Interessen der Kirche und die Einigkeit unter den christlichen Fürsten zu befördern, und woran alle menschlichen Versuche und Anstrengungen lange gescheitert waren, das gelang seiner erleuchteten Klugheit und seiner hohen Gottseligkeit. Unter dem demütigen ärmlichen Kleide des Ordensmannes schlug ein wahrhaft großes, heldenmütiges Herz. Manche Züge bewunderungswürdiger Tugend und übermenschlichen Heldenmutes, welche die Geschichte aufgezeichnet hat, müssen wir der Kürze wegen übergehen; doch eine Heldenthat dieses Seligen, welche vor allen höchst glorreich und folgenschwer war, darf hier nicht verschwiegen werden. Der Erbfeind der Christenheit, der Türke, bedrohte im Jahre 1611 durch eine Armee von 80 000 Mann Ungarn mit einem Einfalle. Das christliche Heer, welches der türkischen Streitmacht gegenüberstand, zählte nur 18 000 Mann. In dem Lager der Christen befand sich auch der gottselige Pater Laurentius, welchen der Papst selbst auf dringendes Verlangen des Oberbefehlshabers und aller Generäle zu der christlichen Armee gesandt hatte. Der fromme Ordensmann begeisterte durch eine mutvolle Ansprache die christlichen Streiter und verhieß auf das bestimmteste den Sieg. Dann ließ er die ganze Armee durch gemeinschaftliches Gebet, Fasten und Empfang der heiligen Sakramente zum Treffen sich vorbereiten. Doch als die Generäle das große Mißverhältnis der Streitkräfte erkannt hatten, da rieten selbst die unerschrockensten von ihnen zu einem Rückzuge in das Innere des Landes. Laurentius wurde um Rat gefragt, und abermals riet er zum Angriff mit der bestimmten Verheißung des Sieges. Die Furcht war verscheucht, und das Heer wurde sogleich in Schlachtordnung gestellt. Der Pater erschien in seiner Ordenskleidung mit dem Kreuze in der Hand, zu Pferde an der Spitze des Heeres und entflammte es durch die Kraft seiner Worte zu schnellem, mutigem Angriffe. Der Kampf war fürchterlich. Laurentius geriet für einige Augenblicke in einen feindlichen Haufen. Zwei Hauptleute, die ihn befreiten, beschworen ihn, solcher Gefahr sich ferner nicht auszusetzen und sich hinter die Linien zu stellen. „Ihr irret“, erwiderte er ihnen, „an des Heeres Spitze muß ich sein, da ist mein Platz“; und das Kreuz hoch emporhaltend, rief er: „Vorwärts, meine Brüder, vorwärts! der Sieg ist unser.“ Wirklich war die Schlacht bald entschieden und ein glänzender Sieg von den Christen erfochten, dem binnen wenigen Tagen noch ein zweiter, ebenso glänzender folgte. Unbeschreiblicher Beifall wurde von dem

ganzen Heere dem seligen Laurentius gezollt. Der Herzog von Mercour, welcher unter Erzherzog Mathias als Unterbefehlshaber stand, erklärte laut, Pater Laurentius habe in diesem Feldzuge allein mehr geleistet als das ganze Heer, und daß man nach Gott und der hl. Jungfrau diese zwei Siege dem frommen Ordensmanne zu verdanken habe. — Vieles wäre zu sagen von der außerordentlichen Demut dieses Mannes, von seiner rührenden Bescheidenheit, von einer tiefen Weisheit, vieles von den wunderbaren Gnadenbezeigungen, die ihm zu teil wurden, und den Wundern, die er wirkte. Der Ruf von seiner Heiligkeit war so allgemein, daß das Volk, wenn er n eine Stadt kam, ihm scharenweise entgegeneilte und sich auf die Kniee warf, um den Segen zu empfangen. Zu Mailand fiel sogar der Erzbischof und Kardinal Friedrich Borromäo, der Neffe und Nachfolger des hl. Karl und der Erbe seiner Tugenden, dem Diener Gottes zu Füßen und flehte um dessen Segen für sich und das versammelte Volk. Er besaß in hohem Grade das Vertrauen der Päpste und Kardinäle, der Fürsten und Könige und wurde mit den schwierigsten Sendungen betraut. Dem demütigen Manne aber verursachte nichts eine größere Pein als die Ehrenbezeigungen, womit er überhäuft wurde. Er starb als ein Heiliger im Jahre 1619 und wurde von Papst Pius VI. selig gesprochen. Von den Wundern, welche er in seinem Leben gewirkt hat, werden in seinem Seligsprechungsprozesse 97 aufgeführt.

Für den hl. Fidelis war Deutschland nicht nur der Schauplatz seiner Wirksamkeit, sondern auch die Stätte seiner Geburt. Zu Sigmaringen aus angesehener Familie entsprossen, hatte er sich von zarter Jugend auf durch eine seltene Sittenreinheit, durch tiefe Frömmigkeit und opferwillige Nächstenliebe beständig ausgezeichnet. Mit glänzendem Erfolge hatte er die Rechtswissenschaft studiert und verwaltete bereits mit dem größten Lobe das Amt eines öffentlichen Anwaltes; da faßte er durch den Antrieb der Gnade plötzlich den heldenmütigen Entschluß, in den Kapuzinerorden einzutreten. Daß er wahrhaft vom Geiste Gottes geleitet war, zeigte bald sein erstaunlicher Tugendeifer in dem neuen Berufe. Er war hochgeschätzt und verehrt sowohl von den Ordensbrüdern als von dem Volke, und wie jene ihm bald als ihrem Obern sich mit kindlicher Ergebenheit anvertrauten, ebenso groß war auch die Gewalt, welche er auf die Herzen der Weltleute ausübte. Er wirkte durch sein Wort Wunder von Bekehrungen und führte viele Calviner in den Schoß der Kirche zurück. Auf den Ruf von seiner apostolischen Thätigkeit wurde ihm von Rom aus die schwierige Mission erteilt, die Reformierten des Kantons Graubünden zum katholischen Glauben zurückzuführen. Der Erfolg seines Eifers war höchst günstig, denn auf seine Predigt

schwuren sogleich einige adelige und hochgestellte Personen öffentlich die Irrtümer ab. Bald folgten andere diesem Beispiele, und die schlichten Landleute gewannen den Missionär so lieb, daß sie ihm bereitwillig ihre Kinder an der Hand zuführten, damit er sie im wahren Glauben unterrichte. Doch nun erwachte auch ein höllischer Ingrimm in den Herzen der verstockten Häretiker gegen den eifrigen Apostel, und sie schworen ihm entsetzliche Rache. Fidelis sah bereits alles voraus, sagte mehreren Personen seinen Tod vorher und unterzeichnete von nun an seine Briefe: „P. Fidelis, unwürdiger Kapuziner, gar bald eine Speise der Würmer." Am Tage seines Todes legte er einem seiner Reisegefährten die Beichte ab, brachte das heilige Meßopfer dar und hielt in der Pfarrei Grüsch eine Predigt. Darauf begab er sich zu dem benachbarten Sevis, weil die Bauern ihm sagen ließen, sie würden ihn anhören, wenn er dahin komme. Fidelis ahnte den mörderischen Anschlag, den man gegen ihn geschmiedet hatte. Im Weggehen sagte er zu seinem Gefährten, dem Pater Johannes: „Ich will nun nach Sevis gehen, obgleich ich gewiß weiß, daß sie nicht in Aufrichtigkeit wandeln und viel Arges in ihrem Herzen vorhaben." Während er predigte, überfiel man die Kirche; die nach ihm abgefeuerte Kugel fuhr neben ihm in die Wand. Fidelis warf sich sogleich vor dem Altare nieder und bat Gott um Gnade, den Tod für seinen heiligsten Namen standhaft zu bestehen. Ein mitleidiger Calvinist riet ihm, in der Kirche zurückzubleiben, doch er sagte: „Sei ohne Sorgen wegen meiner, für mein Leben fürchte ich nichts mehr, denn ich habe es Gott befohlen." Auf dem Rückwege überfielen ihn zwanzig Bauern und forderten ihn auf, seinen Glauben abzuschwören. Da er sich standhaft weigerte, schlugen sie ihn tot. Fidelis betete unter den Streichen zu Gott um Verzeihung für seine Mörder. Der Leichnam des Heiligen war kaum noch erkennbar; der linke Teil des Hauptes war ganz zerschmettert; mehr als zwanzig Stiche fanden sich auf seiner Brust; seine linken Rippen waren beinahe alle eingeschlagen; kaum war noch ein Fleck am Leibe ohne Wunden. So starb Fidelis am 24. April 1622. Gott wirkte viele Wunder auf die Fürbitte des glorreichen Blutzeugen, und die Kirche verehrt ihn seit dem Jahre 1746 als Heiligen.

c) Auch weibliche Institute, wie die der Salesianerinnen, Ursulinerinnen, der Frauen vom guten Hirten und der englischen Fräulein, erhoben sich, um junge Mädchen zu einem frommen gottgefälligen Wandel heranzubilden.

Auch unter dem Frauengeschlechte nahm das religiöse Leben vielfach einen sehr erfreulichen Aufschwung. Außerordentlich zahl-

reich sind die weiblichen Kongregationen, welche sich in dieser Zeit bildeten und wegen der Menge derer, die mit heiliger Sehnsucht nach dem gottgeweihten Leben verlangten, sich rasch bevölkerten und nach allen Richtungen verbreiteten. Wer bewundert nicht diese heldenmütigen Jungfrauen, die in der Blüte ihrer Jugend der Welt und ihrem Glanze entsagen, um sich durch ein Leben beständiger Selbstaufopferung einzig dem Dienste Gottes und dem Wohle des Nächsten zu weihen? Gleich ehrwürdig stehen diese Scharen gottbegeisterter Heldinnen da, mögen sie in strenger Abgeschiedenheit von der Welt vor Gottes Angesicht allezeit ihr Opfer und Gebet darbringen, oder öffentlich Gottes Ehre befördern, indem sie dem Herrn ein frommes Geschlecht heranbilden, der Verwahrlosten oder Tiefgesunkenen sich erbarmen, die Kranken voll christlicher Liebe bedienen. Wir heben von den vielen frommen Genossenschaften, welche damals unter dem Frauengeschlechte aufblühten, hier nur die englischen Fräulein und Frauen vom guten Hirten hervor; von einigen andern wird noch die Rede sein, wenn von dem Leben ihrer heiligen Stifter und Stifterinnen gesprochen wird. — Das Institut der englischen Fräulein verdankt der gottseligen Jungfrau Maria Ward seinen Ursprung. Sie war die Tochter eines englischen Edelmanns, geboren im Jahre 1585, mußte aber wegen ihres katholischen Glaubens schon in früher Jugend mit der ganzen Familie aus dem Vaterlande flüchten. Ihren Beruf erkannte sie später darin, daß sie sich einem gottgeweihten Leben widme und im Vereine mit andern gleichgesinnten Jungfrauen die weibliche Jugend zu einem gottgefälligen Leben heranbilde. Ihrem großen, beharrlichen Eifer gelang es, in mehreren Ländern Europas Institute für den gedachten Zweck zu errichten. Noch heute wirkt dieses Institut nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Wallachei, Irland, Indien, Amerika höchst segensreich und erwirbt sich durch sorgfältigen Unterricht und fromme Erziehung der Jugend große Verdienste um Mit- und Nachwelt. — Die Stifterin der Frauen vom guten Hirten war Maria de Combé, eine höchst seeleneifrige Witwe. Sie war in Holland im Schoße des Protestantismus geboren, kehrte aber in Frankreich zur katholischen Kirche zurück und bewies einen bewunderungswürdigen Eifer in Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Das tiefste Mitleid empfand sie mit dem jammervollen Zustande gefallener Frauenspersonen und machte es zu ihrer Lebensaufgabe, durch Gründung eines Instituts ihnen thatkräftige Hilfe zu leisten. Ungeachtet ihrer geringen Mittel brachte sie durch beharrlichen Seeleneifer und unbegrenztes Gottvertrauen das schwierige Werk zu stande und erhielt bald durch Wohlthätigkeit der Gläubigen ein

eigenes Haus nebst einer Kapelle für ihren frommen Zweck. Aufnahme fanden in ihrer Anstalt nicht bloß freiwillige Büßerinnen, welche darin zur Tugend und Arbeitsamkeit herangebildet wurden, sondern auch solche Personen, deren Leben stets unbescholten gewesen war; auch Kinder und Waisen erhielten darin Unterricht und Erziehung. Diese Kongregation blühte in der neuesten Zeit wieder herrlich auf und ist nicht bloß in Europa, sondern auch in Amerika viel verbreitet; mit großer Aufopferung, Geduld und Liebe widmen sich diese frommen Klosterfrauen der Rettung und Besserung der unglücklichsten Personen und erweisen so der Menschheit eine unendliche Wohlthat.

d) Besonders reich war diese Zeit an Helden des Glaubens und der Tugend. Der heilige Karl Borromäus, Kardinal und Erzbischof von Mailand († 1584), gab, während daselbst die Pest herrschte, ein herrliches Beispiel echt christlicher Nächstenliebe, indem er an den gefährlichsten Orten, in Lazaretten und Hospitälern, die Kranken besuchte und all das Seinige, selbst sein Bett für die Leidenden hingab.

Um die unselige Trennung von der Kirche zu rechtfertigen, haben ihre Gegner bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört, dieselbe zu lästern. Die Kirche, hieß es, war entsittlicht, alles höhere Leben war in ihr erstorben, sie war dem Irrtume, der Abgötterei, dem Dienste des Satans verfallen*); eine reine Kirche, auf das reine Wort Gottes gebaut, mußte ins Leben treten. — Wo sind nun, so fragt man mit Recht, bei den von der katholischen Kirche Abgefallenen die großen Tugendhelden, die Heiligen zu finden, an denen man als an den Früchten die wahre Kirche erkennen muß? Die Geschichte, wie wir bereits gesehen, bezeugt laut, daß eben infolge der neuen Lehre die Sittenlosigkeit gleich einem verheerenden Strome sich über die Länder ergoß. Und wenn überhaupt Protestanten an einer besseren Sitte noch festhalten, so geschieht es nur, weil sie lieber ihrer besseren Einsicht und der Stimme ihres Gewissens als den verderblichen Grundsätzen ihrer Sektenhäupter folgen. Heilige finden wir jedoch nirgends als im Schoße der katholischen Kirche. Dies ist eine Thatsache, die ein jeder, der sich zu einem höheren Begriffe der christlichen Tugend zu erschwingen weiß, zugeben muß. Der berühmte Leibnitz, wiewohl Protestant, war aufrichtig genug, dieses in seinem letzten Meisterwerke (System der Theologie) öffentlich auszusprechen:

*) Wie durch und durch erlogen diese Behauptungen der Gegner der Kirche sind, ersieht man aus dem herrlichen Werke von Janssen: „Geschichte des deutschen Volkes u. s. w." Freiburg, Herder.

„Nur in der Kirche allein", schreibt er, „welche den Namen und den Charakter der katholischen beibehalten hat, finden wir jene übermenschlichen Beispiele heroischer Tugend und innerlichen Lebens; hier sehen wir dieselben sogar allenthalben sich kundgeben und gepflegt." Merkwürdig ist es aber, daß gerade zur Zeit jenes großen Abfalles und unmittelbar darauf die Kirche, welche als ganz entartet verschrieen wurde, eine sehr große Zahl der erhabensten Tugendmuster und der heldenmütigsten Beispiele von Heiligkeit aufzuweisen hat; und dieses ist der augenfälligste Beweis für ihre Wahrheit und Göttlichkeit. Solcher Heroen christlicher Heiligkeit wurden im Laufe unserer Erzählung schon mehrere genannt; manche der ausgezeichnetsten bleiben uns noch zu erwähnen.

Zuerst begegnet uns hier der große Erzbischof von Mailand, der hl. Karl Borromäus. Er steht da als eines der glänzendsten Beispiele eines wahren Reformators oder Kirchenverbesserers. Mit richtigem Blicke hielt er nicht etwa einen Mangel in der kirchlichen Lehre, sondern gerade die Abweichung von der Lehre und den Vorschriften der Kirche für die Quelle der Übel. Als Erzbischof von Mailand war er an die Spitze eines Kirchensprengels gestellt, welcher in der That eines solchen Reformators bedurfte. Der Weltklerus war großenteils unwissend und kümmerte sich wenig um die Vorschriften der Kirche, die Klosterzucht war in Verfall, das Volk sittenlos. Was that nun der neue Erzbischof? Er berief sogleich seine 15 Suffraganbischöfe zu einem Provinzialkonzil; da flößte er ihnen allen durch ergreifende Worte den Geist des apostolischen Eifers ein, beratschlagte mit ihnen durchgreifende Maßregeln zur Ausrottung der Mißbräuche und Herstellung der Kirchenzucht und machte es ihnen zur Pflicht, alljährlich in ihren Sprengeln eine Diöcesansynode mit ihren Geistlichen zu halten. Mit unerschütterlicher Festigkeit bestand er während seines ganzen Lebens darauf, daß die heiligen Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient allgemein befolgt und ins Leben eingeführt wurden. So groß war hierin sein oberhirtlicher Eifer, daß er während der 19 Jahre seiner erzbischöflichen Regierung 6 Provinzialkonzilien und 11 Diöcesansynoden versammelte. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf eine durchgreifende Regeneration des Klerus. Außer dem großartigen Kolleg an der Universität Pavia, das er schon früher gestiftet hatte, gründete er zu Mailand drei Seminarien zur Ausbildung von Studierenden und Priestern; ebenso errichtete er an verschiedenen Orten drei Knabenseminarien als Vorschulen für jene höheren Anstalten. Die Klöster machte er wieder zu Stätten der Buße und der Andacht. — Aber auch persönlich weidete er unermüdet seine teuere Herde. Sehr häufig besuchte

er alle Teile seines weiten Sprengels. Die steilsten Gebirge und die wildesten Thäler waren für ihn nicht unzugänglich, wenn sie von Menschen bewohnt wurden. Mit einem Stocke in der Hand kletterte er oft mehrere Stunden Wegs Berg auf, Berg ab; bisweilen mußte er auf Händen und Füßen die Felsen hinanklimmen; oft war er der brennendsten Hitze, oft einer schneidenden Kälte ausgesetzt. Kam er todesmatt am Orte seiner Bestimmung an, so begann er alsbald die Visitation, bestieg die Kanzel, besuchte die Schulen, brachte Trost in die Hütten der Armut und des Elendes, spendete die hl. Sakramente und vollzog die Einweihung von Kirchen. Mit den armen Gebirgsbewohnern genoß er dann Kastanien und Milch und schlief auf Stroh oder auf nacktem Fußboden. So waltete der treue Hirt in dem schweizerischen Teile seines Sprengels, wo der Zustand des armen Volkes wegen der Religionswirren über die Maßen traurig war. Solchem Seeleneifer gelang es aber auch, die Schäflein nicht nur vor dem Gifte der Irrlehre und vor der Ansteckung der Laster zu schützen, sondern auch einen glühenden Tugendeifer in ihren Herzen zu wecken. Die Protestanten selbst staunten diesen Mann, der nichts Irdisches zu haben schien als die körperliche Erscheinung, mit hoher Ehrfurcht an, und im Mesolcinathal bekehrte sich, von seinem Anblicke und seiner Predigt bewogen, die ganze protestantische Gemeinde Gardono.

Dem oberhirtlichen Eifer des heiligen Erzbischofs gaben seine übrigen heroischen Tugenden und sein ganzer wunderbarer Lebenswandel den vollen Nachdruck. In ihm vereinigte sich der glühendste Eifer mit einer wunderbaren Klugheit, die furchtloseste Unerschrockenheit mit einer grenzenlosen Demut, die rastloseste Thätigkeit mit einer stets flammenden Andacht, die äußerste Strenge in Bußübungen mit einer unvergleichlichen Milde gegen reuige Sünder und mit der zärtlichsten Liebe gegen Notleidende und Bedrängte. Als in der Stadt Mailand im Jahre 1572 infolge einer höchst kärglichen Ernte eine furchtbare Hungersnot ausbrach, versorgte er Tausende der Hungerleidenden, verpfändete seine Hausgeräte, machte große Schulden, sammelte Almosen ohne Unterlaß und spendete so Tag für Tag 3000 Armen die erforderliche Nahrung. Während des Jubiläums in Mailand 1575, das er mit der großartigsten Festlichkeit beging, beherbergte und beköstigte er täglich 6000 Fremde. Abends ging er in eine ihrer Herbergen, wusch knieend die Füße der armen Landleute und bediente sie bei Tisch. Im hellsten Lichte strahlte jedoch seine Nächstenliebe bei der schrecklichen Pest, die 1576 Mailand verheerte. Nicht bloß in der Hauptstadt, sondern an allen verpesteten Ortschaften traf er die weisesten Anstalten zur Pflege der Angesteckten wie zur Rettung der Gesunden. Mit

rührender Liebe kam er seinen sterbenden Schäflein zu Hilfe, spendete ihnen Trost, versah sie mit den hl. Sakramenten und fing ihre letzten Seufzer auf. Weil der Mangel an Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken mit der furchtbaren Seuche sich überall mehrte, machte er nicht bloß große Schulden, um die Armen unterstützen zu können, sondern ließ selbst seine geistlichen Gewänder zu Kleidungsstücken verarbeiten, so daß man arme Menschen sah mit den Abzeichen der Kleidung des Kardinals. Einst an einem späten Abende kam er müde vom harten Krankendienste nach Hause. Er begehrte Brot und Wasser, seine einzige Nahrung in dieser Zeit. Der Diener brachte nur Wasser, da weder Brot noch Geld vorhanden sei. Der Heilige hatte vollständig alles, was er besaß, hingegeben und nicht einmal den Strohsack, auf dem er geschlafen hatte, behalten. Welch rührendes Beispiel eines guten Hirten, der voll inniger Liebe den schwergeprüften Schäflein alles ausspendete, und um alle zu versorgen, seiner selbst ganz vergaß! Sein Beispiel ermutigte alle anderen Priester, und die Welt- und Ordensgeistlichen opferten sich hin um die Wette im Dienste der Kranken. (Mehreres I. 875.)

e) Der hl. Franz von Sales, Fürstbischof von Genf († 1622), führte durch die unwiderstehliche Kraft seiner Sanftmut 72000 Savoyer von Calvins Irrlehre zur Wahrheit zurück.

Wie der barmherzige Gott den Glanz seiner heiligen Kirche durch das apostolische Wirken und das hellleuchtende Tugendbeispiel eines hl. Karl Borromäus in Oberitalien wieder herstellte und erhöhte, so wirkte seine Gnade nicht minder Staunenswertes in Savoyen durch den hl. Franz von Sales, Fürstbischof von Genf. Ihm war schon von der zartesten Kindheit an die heilige Religion durch sorgsame Pflege tief in das Herz gesenkt worden. Durch die weise Leitung frommer Lehrer und Seelenführer nahm diese überirdische, himmlische Richtung seines Herzens bereits in der Blüte der Jugend einen so mächtigen Aufschwung zu Gott, daß er schon damals aus eigenem inneren Antriebe seiner gottliebenden Seele das Gelübde der ewigen Keuschheit machte und fest entschlossen war, im heiligen Priesterstande sich Gott zu weihen. Als er später diesen Entschluß jemand mitteilte, und dieser ihm vorstellte, daß er ja als erstgeborner Sohn einer hohen gräflichen Familie berufen sei, eine der ersten Stellungen in der Welt einzunehmen, da sprach er voll fester Entschiedenheit die Worte: „Mögen die Vorteile, welche mir die Welt verspricht, noch so groß sein; was nützt es mir, wenn ich die ganze Welt gewinne

und Schaden leide an meiner Seele? Gott hat mir schon vor langer Zeit einen Haß gegen die Welt und eine so große Liebe zu ihm und Furcht vor seinem Gerichte eingeflößt, daß ich seine Gnade allen Dingen vorziehe.“ — Er war noch nicht ein volles Jahr in den Priesterstand getreten, als er sich zu einem außerordentlich schwierigen Werke des Seeleneifers, zu der Bekehrung der Calviner im Herzogtum Chablais entschloß. Das calvinische Genf hatte sich nämlich gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den Herzog von Savoyen, empört und diesem nebst andern Besitzungen auch jenes Herzogtum entrissen. Mit vandalischer Zerstörungswut gegen alles Katholische war dann der Calvinismus daselbst eingeführt worden. Allein der Herzog von Savoyen eroberte später dieses Land wieder und wünschte nun den katholischen Glauben wieder herzustellen. Als der hl. Franz, um das gottselige Werk zu beginnen, die Landschaft von Chablais betrat und von der Höhe eines Schlosses herab die vielen niedergerissenen Kirchen und Klöster, die verwüsteten Städte und Dörfer sah, wurde seine Seele vom tiefsten Schmerze erfüllt, und er betete mit Thränen: „Herr! die Völker, die sich aufgelehnt haben gegen dich und deinen Gesalbten, haben dein Erbteil angegriffen, deine Tempel entweiht, dein Heiligtum zerstört. Steh' auf und richte selbst über deine Sache, aber richte mit Barmherzigkeit und Schonung!“ Seine Mission in diesen Gegenden war nebst unsäglichen Mühen und Beschwerden auch mit äußerster Lebensgefahr verbunden. Der Heilige aber war mit der Gesinnung eines Apostels in dieses Land gekommen und wollte gern sein Leben zum Opfer hingeben, wenn er nur dies unglückliche Volk retten könnte. Man hatte ihm von seiten der Obrigkeit eine Schutzwache bei seinen Predigten angeboten; er hatte dies aber entschieden abgelehnt und wollte nicht anders als ein Apostel Christi und Bote des Friedens bei diesem Volke auftreten. Die Hand Gottes beschützte ihn in tausend Gefahren auf wunderbare Weise. Sie beschwichtigte plötzlich die Wut der Feinde, wenn sie sich aufgemacht hatten, ihn zu töten. Einmal lauerten ihm gedungene Meuchelmörder an einem Wege auf. Als sie auf ihn zusprangen, redete er sie mit seiner unerschrockenen Gemütsruhe und Sanftmut an: „Freunde! ihr vergreifet euch an dem Unrechten; denn ihr wollet doch nicht einen Menschen morden, der euch nie beleidigt hat, und der jeden Augenblick bereit ist, sein Leben für euch hinzugeben?“ Durch diese Worte waren die Mörder entwaffnet; sie fielen ihm reuevoll zu Füßen und baten ihn um Verzeihung. Der apostolischen Kraft dieses heiligen Mannes, seiner unaussprechlichen Sanftmut und Liebe konnten auch die verstocktesten Herzen auf die Dauer nicht wider-

stehen, und schon nach einigen Jahren feierte er einen der allerglorreichsten Triumphe, die je erlebt worden sind. Der Heilige berichtete über das Ergebnis seiner Mission an den heiligen Vater: „Als ich die Arbeit anfing, waren in 65 Pfarreien kaum 100 Katholiken, und jetzt wird man kaum 100 Reformierte mehr finden." Die Zahl der durch ihn bekehrten Calviner wird auf 72 000 geschätzt.

Der Heilige erschrak, als er bei seiner Rückkehr von der Mission zum Bischofe erkoren wurde, und ließ sich nur durch die dringendsten Bitten und die heilige Pflicht des Gehorsams bewegen, die hohe Würde anzunehmen. Auf den Empfang der bischöflichen Weihe bereitete er sich sorgfältig vor und machte die rührendsten Vorsätze eines einfachen, enthaltsamen und frommen Lebens. Es läßt sich nicht beschreiben, in welchem Grade er bis zum Tode denselben treu gewesen ist. Was er an Einkünften und Vermögen besaß, teilte er mit den Armen, und wo es die Not erforderte, verschenkte er sogar Hausgeräte und Kleidungsstücke. Er war hocherfreut, wenn er auf seinen Visitationsreisen in den armen Gebirgsgegenden der Schweiz mit den Armen das Los der Armut teilte. Er nahm dann nicht selten in der elendesten Hütte auf einem Strohlager seine Herberge. Zu seiner Umgebung sprach er die denkwürdigen Worte: „Ich habe noch keine so schlechte Herberge gefunden, als der Stall zu Bethlehem, noch kein so hartes Bett, als das Kreuz war; dennoch wollte unser Herr und Heiland in jenem geboren werden, auf diesem sterben." Berühmt ist besonders unter den Tugenden dieses Heiligen seine wunderbare Sanftmut; und sie gereicht ihm zu desto größerem Verdienste, als sie bei seinem hitzigen Temperament nur die Frucht einer außerordentlichen Selbstüberwindung und eines langjährigen Kampfes war. (Vgl. Bd. II. S. 617.) Durch die beständige und heldenmütige Übung dieser Tugend hatte er in solchem Maße sich dieselbe zum Eigentume gemacht, daß ihre Liebenswürdigkeit gleichsam über sein ganzes Äußere ausgegossen war, und man in seiner Erscheinung das getreue Ebenbild unseres sanftmütigen Erlösers zu erblicken glaubte. Hierin lag der geheimnisvolle Zauber, den sein bloßer Anblick auf jedermann, ausübte und der seinen Worten und Predigten jene allgemein bewunderte Kraft mitteilte, durch welche die Sünder bekehrt, die Häretiker zum Glauben zurückgeführt wurden. Dieselbe Anmut seines Wesens erkennen wir heute noch aus allen von ihm verfaßten Schriften. Der Heilige lebt darin fort und haucht tausend und tausend Seelen das Wohlgefallen am Guten und die Liebe zur Tugend ein.

Eine schöne Stiftung des hl. Bischofs ist der Orden „der Frauen von der Heimsuchung Mariä", die auch nach ihm „Salesianerinnen" heißen. Der Orden hat sowohl das Streben nach der eigenen Vollkommenheit als die werkthätige Nächstenliebe zu seiner Aufgabe. Die Vorzüge der Geburt sollen bei der Aufnahme in denselben nicht in Erwägung kommen, sondern nur Frömmigkeit, Sanftmut nebst den übrigen Tugenden. Witwen, Gebrechliche und Alte sind von der Aufnahme nicht ausgeschlossen, damit nämlich so die Ordenshäuser der Heimsuchung jenes Gastmahl des himmlischen Bräutigams vorstellen, zu dem auch Kranke, Blinde und Lahme eingeladen waren. Der hl. Stifter wußte dem Orden den Geist echt evangelischer Liebe einzuhauchen, indem er ihn auf die Tugend innerer Demut und Selbstverleugnung gründete. „Wir müssen sterben", pflegte er seinen geistlichen Töchtern zu sagen, „damit Gott in uns lebe; es ist unmöglich, in anderer Weise die Vereinigung unserer Seele mit dem Himmel zu erzielen". Dieser Orden ist im Jahre 1618 von Papst Paul V. bestätigt worden und stiftet heute noch unermeßlich viel Gutes, besonders durch die Erziehung der weiblichen Jugend. Zu seinen herrlichsten Zierden gehört die selige Margareta Alacoque, welche der Heiland zur besonderen Verehrerin seines göttlichen Herzens berief, und welcher er auftrug, diese Andacht unter den Menschen auszubreiten. (Vgl. unten, Seite 462 ff.)

f) Der heilige Vincenz v. Paul († 1660) widmete sein ganzes Leben den Armen und Bedrängten; keine Art und Gestalt des Elendes entging der Kraft und Fülle seiner Liebe. Er errichtete Waisen- und Findelhäuser, stiftete eine Gesellschaft von Missionspriestern für die Belehrung des unwissenden Landvolkes, einen Verein zur Besserung der Galeerensklaven und begründete das so bewunderungswerte Institut der barmherzigen Schwestern zur Verpflegung der Kranken.

Vincenz von Paul, der Sohn armer Landleute, der in seiner Kindheit die Herde hütete, durch fremde Unterstützung studierte, als junger Priester in die Gefangenschaft türkischer Seeräuber geriet (III. 673), dann, durch Gottes gnädige Fügung erlöst und nach Frankreich zurückgeführt, als einfacher Priester hier wirkte, dieser äußerlich so unscheinbare Mann ist das Gefäß der Auserwählung, welches die Kirche verherrlichen, Tausenden und Millionen Rettung bringen sollte; er ist der Held christlicher Liebe, dem alle Jahrhunderte ihre Bewunderung zollen werden, und dessen Größe sogar die furchtbaren Revolutionsmänner von 1789

anerkennen mußten: denn während sie alles Heilige mit dem frechsten Hohne übergossen, verstummte ihr Lästermund diesem Helden christlicher Wohlthätigkeit gegenüber, und sie beschlossen sogar, um sein Andenken zu ehren, in ihrem Pantheon auch seiner Büste einen Platz einzuräumen. Das Leben des hl. Vincenz ist eine lange Kette der erstaunlichsten Liebeswerke. Die göttliche Vorsehung schien ihn zu ihrem Verwalter auserwählt zu haben, damit er sich aller Elenden liebevollst annehme und sie versorge. — Die unglücklichste Menschenklasse, zu deren Retter Vincenz bestimmt war, bildeten ohne Zweifel die zahlreichen Verbrecher und Galeerensträflinge, welche in den düsteren Kerkern oder Schiffsräumen zu Paris und Marseille eingeschlossen lagen. Vincenz wurde vom Könige Ludwig XIII., dem er als ein tauglicher Seelenarzt für diese Unglücklichen war empfohlen worden, zum königlichen Almosenier der Galeeren ernannt. Er begab sich also nach Marseille, um dem neuen Berufe unter den dortigen Gefangenen mit allem Eifer obzuliegen. Aber da fand er nun die ihm anvertraute Herde in grenzenlosem geistlichen wie leiblichen Elende. Sie waren mit schweren Ketten beladen und angeschmiedet, in düsteren, ungesunden Räumen zusammengeschart und mit Ungeziefer bedeckt. Auch die Kranken blieben an die Kette geschmiedet, wurden lebendig schon von Würmern verzehrt und starben oft unversöhnt mit Gott unter gräßlichen Verwünschungen. Als Vincenz das namenlose Unglück seiner Kinder betrachtete, wie sie mit Gott durch schwere Verbrechen ganz zerfallen, von den Menschen als der Auswurf angesehen und mit der schwersten Verurteilung belegt waren, wie in ihrem Herzen nur Wut und Ingrimm fortwährend kochte und sich durch Flüche und Verwünschungen Luft machte, — da vergoß er über die klägliche Lage dieser Armen bittere Thränen. Nun galt es, vor allem das Vertrauen derselben zu gewinnen. Die Tugend und der gotterleuchtete Eifer eines hl. Vincenz verstand es, den Weg zum Herzen dieser Gefangenen zu finden. Voll Geduld und Sanftmut nahm er jede Beleidigung von ihnen hin und zeigte sich um so eifriger in allen Liebeswerken und Dienstleistungen gegen sie, je schnöder und abstoßender sie ihn behandelten. Er war unter ihnen wie ein helfender Engel, voll Freundlichkeit gegen alle, voll Teilnahme mit ihrem harten Lose. So gewann er ihre Herzen, sie sahen ihn nun als ihren geistlichen Vater an und hörten auf seine Worte. „Den Sträflingen, bei denen ich wohne", so schrieb er, „ist nicht anders beizukommen als durch Sanftmut. Wenn ich sie in ihren Leiden beklagt, ihre schweren Ketten berührt und ihnen die ganze Betrübnis bezeugt habe, welche mir der Anblick ihrer unglücklichen Lage verursacht, alsdann hören sie mich an." Seiner Liebe konnten auch

die verstocktesten Sünderherzen auf die Dauer nicht widerstehen; sie bekehrten sich und söhnten sich durch eine zerknirschte Generalbeicht mit Gott aus. Von Marseille begab sich der seeleneifrige Priester nach Paris und wirkte auch in den Kerkern der Hauptstadt wieder dieselben Wunder der Bekehrung. Das väterlich besorgte Herz des hl. Vincenz ruhte nicht, bis er den Gefangenen eine gesündere Wohnung und den Kranken unter ihnen sowohl hier als in Marseille ein Spital verschafft hatte, in welchem für ihre leibliche und geistliche Pflege die beste Sorge getragen wurde.

Zu derselben Zeit, wo Vincenz das Amt des Seelenarztes für die Sträflinge verwaltete, ging ihm die Not einer andern, fast ebenso verwahrlosten Volksklasse zu Herzen, und er beschloß, sich auch dieser anzunehmen. Er sah nämlich in den Städten ganze Scharen von Armen, welche sich auf das Betteln verlegten und einem höchst verderblichen Müßiggange ergeben waren. Diese Leute waren ebenso arm als unwissend in der Religion und lasterhaft. Vincenz flehte für diese Unglücklichen zu Gott und legte mutig Hand ans Werk, um auch diesem Übel abzuhelfen. Er gründete eine Bruderschaft, ließ die Namen der Armen aufzeichnen, ihnen das Almosen bestimmen und alle dann verpflichten, dem Betteln zu entsagen, sich eine Arbeit zu erwählen, dem Religionsunterrichte beizuwohnen und jeden Monat die hl. Sakramente zu empfangen. Später wurde durch die Wohlthätigkeit christlicher Frauen ein großes Hospital für Bettler gestiftet, worin gegen 5000 Aufnahme fanden. Dieses Werk war ebenfalls durch die Bemühung des hl. Vincenz zu stande gekommen, und er hatte dessen geistliche Leitung. Ein anderes Hospital war von ihm für jene alten Leute errichtet worden, denen eine bessere Pflege nötig war; sie fanden in dieser Zufluchtsstätte die beste Versorgung in allen leiblichen und geistlichen Bedürfnissen und gingen wohlvorbereitet dem Tode entgegen. — Eine andere Gestalt des Jammers, welche dem heil. Vincenz zu Herzen ging, war das Los der vielen Findelkinder, die von ihren grausamen Müttern ausgesetzt wurden. Eine Anzahl von 300—400 dieser armen Geschöpfe wurde jährlich in Paris aufgefunden. Da Vincenz sah, daß so viele von diesen Kindern in die Hände mitleidloser Personen gerieten und auf elende Weise hinstarben, eiferte sein liebevolles Herz mehrere adelige Damen an, sich dieser armen Wesen zu erbarmen und Sorge für ihre gute Verpflegung zu tragen. Mit tief ergreifender Beredsamkeit wußte er diese Frauen, da ihnen einmal der Mut ausgehen wollte, für dieses heilige Werk zu begeistern. „Wohlan“, sprach er, „aus Mitleid und christlicher Liebe haben Sie diese kleinen Geschöpfe an Kindesstatt angenommen. Hören Sie auf, ihre Mütter zu

sein, so werden Sie ihre Richter, die über Leben und Tod gebieten. Diese Kindlein werden leben, wenn Sie dieselben behalten, wo nicht, so werden sie sterben. Sprechen Sie das Urteil, ich will die Stimmen sammeln." Die ganze Versammlung zerfloß in Thränen; einmütig ward beschlossen, das heilig begonnene Werk um jeden Preis zu erhalten.

Das wohlthätige Walten dieses heiligen Mannes steigerte sich immer mit der Zunahme oder größeren Ausdehnung einer Not. Die göttliche Vorsehung ließ ihm alsdann die Almosen reichlicher zufließen und vermehrte tausendfach ihren Segen. Am auffallendsten war dies bei seinen reichen Spenden an die armen Lothringer. Der 30jährige Krieg hatte in dieser Provinz seit dem Jahre 1635 die furchtbarsten Verheerungen angerichtet. Viele Dörfer waren fast ausgestorben, Feld und Flur lagen schauerlich verwüstet, Hunger und Krankheit brachten die Menschen zur äußersten Grenze des Jammers, so daß sie, um ihr Leben zu fristen, die allerunnatürlichsten Speisen verzehrten. Während dieser gräßlichen Not strömten wahrhaft die Spenden aus den Händen des hl. Vincenz, dieses Vaters aller Bedrängten, nach jenen Stätten des Jammers. Einer seiner Sendboten machte 50 Reisen nach Lothringen, auf denen er gegen 2 Millionen Fr. überbrachte und wie durch ein Wunder stets von den auflauernden Räubern verschont blieb. Und nicht zufrieden mit solchen Geldspenden, rettete er 160 arme Mädchen nach Paris und unterstützte noch viele andere, die sich ebendahin geflüchtet hatten und im Elende schmachteten. Noch mehrmal kehrte zu Lebzeiten dieses Heiligen eine ähnliche allgemeine Not in andern Gegenden wieder, und immer überschüttete dieser teilnehmende Mann solche Provinzen und Länder mit Wohlthaten. Allen Hilfsbedürftigen war Vincenz Vater und Engel des Trostes. Bei ihm fanden die bedrängten Maroniten auf dem Libanon, die armen Christensklaven in Tunis und Algier, die aus ihrer Heimat vertriebenen Irländer liebevolle Teilnahme und Unterstützung. Seine unerschöpfliche Schatzkammer war die göttliche Vorsehung, auf welche er bei allen Bedürfnissen ein zuversichtliches und nie zu erschütterndes Vertrauen hatte. Wer staunt nicht, wenn er hört, daß durch die Hand dieses armen Priesters gegen 24 Millionen Franken Almosen gingen?

Gottes Vorsehung, die den hl. Vincenz von Paul zum Werkzeuge ihrer Mildthätigkeit auserwählt hatte, wollte keineswegs, daß dieses wundervolle Gestirn sein erquickendes Licht nur auf einige Gegenden und die kurze Zeit eines Menschenlebens beschränke, sondern die Strahlen dieses Lichtes sollten sich immer weiter über die Welt verbreiten und bis in die ferne Zukunft wohlthätig wirken.

Der hl. Vincenz hat zahlreiche Jünger und Jüngerinnen erzogen, welche im Geiste ihres hl. Vaters fortwirken. Ihm verdankt die Kongregation der barmherzigen Schwestern ihr Dasein. Schon frühzeitig gründete der Heilige zur Vervielfältigung seiner guten Werke überall wohlthätige Frauenvereine. Nach langjähriger Prüfung ließ er einige fromme und geistesstarke Mitglieder sich dem ausschließlichen Berufe der Krankenpflege widmen. Es sollten gottgeweihte Jungfrauen sein ohne strenge Klausur und daher von erprobter Tugend. Trotz der Schwäche ihres Geschlechtes und der Größe der Gefahren vertraute er auf den Beistand von oben; er sagte: „Ihr Kloster ist das Haus der Armen; ihre Kapelle die Pfarrkirche; ihre Klausur der Gehorsam; ihr Sprachgitter die Furcht Gottes; ihr Schleier die heilige Eingezogenheit.“ Die einfachen Gelübde legen sie nur auf wenige Jahre ab und erneuern sie wieder. Der Verein wurde im Jahre 1668 von Klemens IX. bestätigt. Die barmherzigen Schwestern sind heutzutage fast überall bekannt und verbreitet; ihr Wirken wird von allen Unbefangenen rühmlichst anerkannt, und es ist daher nicht nötig, diesem allgemeinen Lobe hier noch ein Wort beizufügen. — Wie es von einem so heiligen Manne, wie Vincenz war, nicht anders zu erwarten, hatte er bei all seinen mildthätigen Anstalten vorzugsweise die Rettung der Seelen im Auge; durch Sanftmut und Milde, durch Worte des Trostes und der Ermahnung, durch inniges Gebet sollten die Kranken und Armen dem Laster entwöhnt, für die Tugend gewonnen, zum Empfang der hl. Sakramente vorbereitet werden. Zudem gehörte die Abhaltung von Missionen auf dem Lande und von Exercitien in seinen Häusern zu seiner Lebensaufgabe, und bis in sein hohes Greisenalter unterzog er sich mit großem Eifer und wunderbarem Erfolge diesem Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Auch in dieser Beziehung machte er seine Leistungen dauernd, indem er die Kongregation der Missionspriester stiftete, welche von ihrem Haupthause zu Paris „St. Lazarus“ auch Lazaristen heißen. Neben der eigenen Vervollkommnung ist es Zweck dieser hochverdienten Genossenschaft, das Reich Gottes auf Erden auszubreiten, das gläubige Volk durch die heiligen Missionen zur Tugend anzueifern, allenthalben die Geistlichen in ihrem Amte zu unterstützen und endlich nach Kräften an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Papst Urban VIII. (1623—1644) bestätigte diese Kongregation. Groß ist der Eifer, mit welchem seitdem die Söhne des hl. Vincenz zu ihrem heiligen Tagewerk auszogen, voll und reichlich die Garben, welche diese rüstigen Schnitter in die Scheune des himmlischen Hausvaters sammelten und noch heute unermüdlich einsammeln.

g) In Deutschland, namentlich in Österreich und Bayern, stellte sich der selige Petrus Canisius als mächtiger Damm der Irrlehre entgegen, bekämpfte dieselbe durch Schriften und Predigten und gründete, um den Glauben zu erhalten und zu beleben, Schulen und fromme Anstalten.

Neben den großen Heiligen dieser Periode, welche in den Nachbarländern von Deutschland mit solchem Eifer gottlose Lehren und Ärgernisse bekämpften, Irrende und Sünder voll Sanftmut wieder auf den Weg des Heiles leiteten und sich in Wort und That als echte Hirten und Väter des christlichen Volkes erwiesen, verdient gewiß auch jener apostolische Mann Erwähnung, welcher unserem eigenen schwergeprüften Vaterlande in dieser unheilvollen Zeit zum Schirmer des Glaubens gegeben war. Nicht ohne eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung geschah es, daß in eben dem Jahre, in welchem Ignatius von Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu, dem weltlichen Kriegsdienste entsagte und sich gänzlich den Kämpfen des Herrn weihte, der selige Petrus Canisius zu Nymwegen, einer damals noch deutschen Stadt, das Licht der Welt erblickte (8. Mai 1521). Er war bestimmt, einst unter der Führung von Ignatius in Deutschland selbst die Irrlehre zu bekämpfen, den katholischen Glauben neu zu beleben und zahllose Seelen, ja ganze Länder vom Abfall zu retten. Zur Zeit, als Canisius auf den Kampfplatz trat, sah es um den Zustand der Religion in Deutschland höchst traurig aus. Der Protestantismus entwickelte eine ungemeine Thätigkeit, um sich allerwärts einzuschleichen, die Kanzeln in den Städten, die Lehrstühle an den Universitäten, die einflußreichsten Stellen im Staate zu besetzen. Die Geistlichkeit, welche den Umtrieben entgegentreten sollte, war entmutigt, großenteils unwissend, zum Teil den Neuerungen geneigt. An vielen Orten waren die Pfarreien ohne Hirten oder gar mit solchen besetzt, die offen mit den Pflichten des Priesters brachen. Die deutschen Reichsstände beförderten zum großen Teile eifrig den Protestantismus, setzten dem Kaiser in allen den Schritten, die er zum Besten der Religion that, ihren hartnäckigen Widerstand entgegen und verweigerten sogar allen Beistand gegen die Feinde des Reiches, die Türken, wenn er ihnen nicht neue Zugeständnisse machte. Wenn je, so war damals unserem Vaterlande die Hilfe von oben notwendig, sollte es den wahren Glauben nicht gänzlich verlieren. Zwar hatte der hl. Ignatius gleich anfangs sein besonderes Augenmerk auf Deutschland geworfen und bei verschiedenen Anlässen vier seiner ersten Genossen: Faber, Jajus, Salmeron und Bobadilla hingesandt. Doch ein längeres

erfolgreiches Wirken war diesen Männern in Deutschland nicht vergönnt. Jajus starb frühzeitig, und die übrigen mußten auch andern Ländern ihre apostolische Thätigkeit zuwenden. So harrte denn Deutschland noch eines Apostels, welcher, ausgerüstet mit der Kraft Gottes, der unterdrückten Kirche sich annehmen und ihr einen herrlichen Triumph über ihre Feinde verschaffen würde. Einen solchen Apostel erwählte sich die Vorsehung in dem seligen Petrus Canisius.

Gott hatte ihn von zarter Jugend an durch innere Gnaden an sich gezogen, ihm während seiner Studienjahre einen auserlesenen Seelenführer gegeben, und endlich ihn zu Mainz mit dem sel. Peter Faber bekannt werden lassen. Durch diesen wurde er dann in die Gesellschaft Jesu geführt. Schon als junger Priester hat Canisius zu Köln außerordentliche Beweise seines apostolischen Eifers abgelegt und bereits große Anerkennung eingeerntet. Denn gerade damals hatte der verblendete Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, mehrere Glaubensneuerer nach Köln berufen. Canisius bekämpfte die gottlosen Irrlehren dieser Verführer auf das entschiedenste und besaß bereits ein so großes Ansehen, daß er von Klerus und Volk als Gesandter an Kaiser Karl V. abgeordnet wurde, um dessen Hilfe gegen den treulosen Oberhirten anzurufen. Diesen Auftrag vollzog Canisius mit so glücklichem Erfolge, daß nicht lange darnach jener Mietling — denn ein Hirt war er nicht mehr — vom verdienten Bannstrahle getroffen und von dem katholischen Hirtenstuhle herabgestürzt wurde. Erst 26 Jahre alt, wurde Canisius als ausgezeichneter Gottesgelehrter zum Kirchenrate von Trient gesandt, dann von Ignatius nach Rom berufen, wo er am Altare der hh. Apostel Petrus und Paulus in die Hände des hl. Stifters die Profeßgelübde ablegte und Gott inbrünstig um die Gnade bat, für Deutschlands Heil zu leben und zu sterben.

Im Jahre 1550 war Canisius wieder in Deutschland und entfaltete nun hier während 30 Jahre sein segensvolles Wirken. Wie viel er in dieser langen Zeit zum Besten der Religion geleistet, läßt sich in Kürze nicht sagen. Wir müssen, um uns einen Begriff von seiner Wirksamkeit zu machen, ihn auf allen seinen Reisen begleiten, die Mühen und Anstrengungen sehen, die er es sich kosten ließ, sowie die herrlichen Siege und Erfolge, welche er erntete. Zuerst treffen wir ihn in Bayern. Als Lehrer der Theologie zu Ingolstadt hatte er schnell die allgemeine Bewunderung sich erworben und wurde selbst zum Rektor der Universität erwählt; durch sein Ansehen und Bemühen erwachte wieder die Liebe und Hochschätzung für die theologischen Studien bei der studierenden

Jugend, und der heilige Beruf der Priester gelangte wieder zu Ehren. Auf der Kanzel erschütterte Canisius durch die Kraft seiner Worte auch die verhärtetsten Sünder, weckte unter dem Volke den schlummernden Glauben und entzündete in aller Herzen Eifer für die Religion. Wegen der hohen Bewunderung, die man für Canisius hegte, setzte auch Kaiser Ferdinand unter trostlosen Verhältnissen auf ihn sein ganzes Vertrauen und berief ihn daher nach Wien. Wie tief mußte er hier die vielen und schweren Wunden beklagen, welche die Irrgläubigen der Religion zugefügt hatten! Verderbt waren die Sitten des Volkes, verfallen die Zucht unter den Geistlichen, der Gottesdienst vernachlässigt, die meisten Städte ihrer Seelenhirten beraubt. Die einst blühende Universität hatte seit 20 Jahren nicht einen Priester herangebildet, und die Zahl der unbesetzten Pfarreien in den damals zu Niederösterreich gehörigen Ländern schätzte man auf 300. Um diesen Übeln zu begegnen, bot Canisius durch Wort und Beispiel alle Anstrengung auf. Daher trug er vor allem Sorge, daß in den höhern Schulen die rechte Lehrweise wieder hergestellt und Männer von bewährtem Glauben an die Anstalten berufen wurden. Aber auch des armen Volkes erbarmte er sich. Als er vernahm, wie weit und breit in der Umgegend von Wien die meisten Dörfer aller geistlichen Hilfe beraubt seien, machte er sich auf, wanderte mit unbeschreiblicher Mühe von Ort zu Ort, predigte, erteilte Religionsunterricht und spendete die heiligen Sakramente. Mit Freudenthränen dankte das gute Volk dem Herrn und pries seine Barmherzigkeit, daß er ihm diesen Engel vom Himmel, wie es sich ausdrückte, gesandt habe. Von Wien begab sich Canisius auf Wunsch des Kaisers nach Böhmen, um auch hier die heilige Religion gegen die Angriffe mächtiger und grimmiger Feinde zu verteidigen. Nichts konnte den Diener Gottes erschüttern, weder die unbändige Wut der Häretiker noch ihre Schmähungen noch selbst die Steinwürfe; die Kraft seiner Predigt, seine Geduld, seine Sanftmut und Liebe entwaffneten endlich den Grimm seiner Feinde und führten einen großen Teil des Volkes in den Schoß der Kirche zurück. Auch in Polen mußte Canisius eintreten für die Interessen des hl. Glaubens und den ernsten Kampf mit den Gegnern aufnehmen; und auch dort munterte sein Wort die Niedergeschlagenen wieder auf, beschämte den Übermut der Protestanten, erfüllte den König Sigismund mit Eifer und mit entschlossenem Willen, die Rechte der Kirche zu beschützen, und bereitete so der katholischen Sache einen glänzenden Triumph. Doch wie vieles wäre nun noch zu sagen von seinem langjährigen Wirken bald in Bayern und Österreich, bald in Franken und Schwaben, im Elsaß und Breisgau; von den wichtigen und

schwierigen Gesandtschaften und Aufträgen, womit ihn die Päpste betrauten; von seiner wiederholten Beteiligung an der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient, wo er als erleuchteter Theologe an den Beratungen teilnahm; von den vielen Kollegien, welche er in Deutschland gründete, wodurch er seine Wirksamkeit nicht nur vervielfachte, sondern der Religion auch eine feste, nachhaltige Stütze gab und Segen auf Jahrhunderte hinaus stiftete! Wer staunt nicht über die Thätigkeit dieses einen Mannes, dem wir allenthalben begegnen, wo immer in jener Zeit etwas Großes für die Kirche im deutschen Reiche geschehen sollte, der bald auf den Reichstagen als weiser Ratgeber den katholischen Fürsten zur Seite steht, bald in Religionsgesprächen die katholische Wahrheit mit überlegener Geisteskraft gegen Fälschung schirmt, der so oft auf Reisen ist im Interesse der Kirche, siebenmal nach Rom und zurückeilt, unermüdlich dem Seelenheile der Menschen als Lehrer und Beichtvater sich opfert und doch noch Zeit behält, bedeutende Schriftwerke zur Verteidigung des Glaubens abzufassen? Um der größeren von ihm verfaßten Werke zu geschweigen, sei hier nur seines berühmten Katechismus oder „Inbegriff der christlichen Lehre" gedacht, der Jahrhunderte lang allgemein in Deutschland als Unterrichtsbuch in der Schule und Kirche diente. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn Canisius bei den gefeiertsten Männern seiner Zeit so großes Ansehen genoß, wenn sie ihn „die Säule der nordischen Kirche, den Apostel Deutschlands, sogar den Franz Xaver des Abendlandes" nannten. Selbst seine Gegner spendeten ihm gegen ihre Absicht das herrlichste Lob, indem sie ihm das Zeugnis gaben, daß „ohne ihn ganz Süddeutschland aufgehört hätte, katholisch zu sein." Die letzte Zeit seines Lebens brachte Canisius zu Freiburg in der Schweiz zu, wo er bis in sein hohes Alter apostolischen Werken oblag und sein thatenreiches und heiliges Leben mit einem ebenso heiligen Tode beschloß. Er starb den 21. Dezember 1597, im Alter von beinahe 77 Jahren.

h) Noch leuchteten im 16. und 17. Jahrhunderte durch die Heiligkeit ihres Lebens Johannes von Gott, Johannes vom Kreuz, Thomas von Villanova, Philippus Neri, Cajetan, Petrus von Alcantara, Camillus von Lellis, Joseph von Calasanz, Joseph von Cupertino, Franz Borgia, Pius V., Aloysius Gonzaga, Stanislaus Kostka und viele andere.

Die göttliche Lebenskraft der Kirche, die da jeden Menschen, der sich ihr vollkommen hingiebt, fort und fort durchdringt, heiligt und bis zur staunenswerten Höhe eines gottähnlichen Lebens erhebt,

bezeugen außer den schon genannten Männern noch sehr viele andere Beispiele einer nicht weniger strahlenden Heiligkeit aus der nämlichen Zeit. In Spanien trieb die Glut der göttlichen Liebe den hl. Johannes von Gott, sich ganz und gar für das Wohl seiner leidenden Mitmenschen aufzuopfern. Des Tages pflegte er die Kranken, und abends zog er durch die Straßen, Almosen sammelnd und hilflose Kranke auf seinen Schultern in das Spital tragend. Als das Spital einst in Brand geriet, ging er mitten durch die Flammen und trug die Kranken heraus. Obwohl er eine halbe Stunde lang das brennende Haus durcheilte und das Feuer von allen Seiten hoch aufloderte, entging er durch ein Wunder jeder Verletzung und brachte nicht bloß die Kranken, sondern auch ihre Betten in Sicherheit. Aus den Schülern des Heiligen, welche ihn während des Lebens im Krankendienste unterstützten und eifrig sein Beispiel nachahmten, bildete sich nach seinem Tode (1550) eine religiöse Genossenschaft, welche unter dem Namen der barmherzigen Brüder bekannt ist und von Spanien aus sich nach Italien, Deutschland, Frankreich und bis nach Amerika verbreitete. — Etwas später als der eben genannte Heilige leuchtete in Altkastilien der hl. Johannes vom Kreuz durch den himmlischen Glanz einer unversehrten Unschuld, verbunden mit einem Leben der strengsten Entsagung und Abtötung. Leiden aus Liebe zu Jesus war schon seit dem zehnten Lebensjahre für ihn die süßeste Wonne; dies war die Gnade, um welche er flehte. Als ihm einst Christus erschien und ihn fragte, welchen Lohn er für seine Mühen verlangte, erwiderte er: „Herr, leiden und verachtet werden für dich.“ In Vereinigung mit der hl. Teresia unternahm er die geistige Erneuerung des altehrwürdigen Karmeliterordens und setzte sie trotz aller Anfeindungen und Hindernisse durch. — Fast gleichzeitig mit ihm erblickte in Aragonien der hl. Joseph von Calasanz das Licht der Welt. Nachdem er Priester geworden und bereits wichtige Ämter mit großem Eifer verwaltet hatte, wurde er nach Rom geführt. Hier gründete er eine geistliche Genossenschaft von Priestern zur Errichtung frommer Schulen (piarum scholarum, daher der Name Piaristen) und dehnte dadurch seine segensreiche Thätigkeit über die ganze Welt aus. Trotz aller Widersprüche und Kämpfe blieb er 52 Jahre lang derselbe liebreiche Kinderfreund, und um diesen Kleinen, den Lieblingen des göttlichen Heilandes, ungestört leben zu können, lehnte er voll Demut die Bischofs- und Kardinalswürde ab. — Der hl. Philipp Neri, zu Florenz im Jahre 1515 geboren, verherrlichte Rom durch ein höchst thaten- und wunderreiches Leben und stiftete durch sein apostolisches Wirken so großen Segen in der Hauptstadt der Christenheit, daß er noch heute als ihr Apostel verehrt wird. Einmal, da er am Vorabende des heiligen Pfingstfestes um die Gaben des heiligen Geistes

inbrünstig flehte, erhörte Gott sein Gebet auf eine höchst auffallende und wunderbare Weise. Er fühlte sich plötzlich innerlich von heiligem Feuer ganz durchglüht, so daß er zu Boden sank und die Kleider zur Kühlung öffnen mußte. Die Brust über seinem Herzen war seitdem bedeutend erhöht, zwei seiner Rippen auf der linken Seite sogar gebrochen und erweitert, so daß der Heilige nach dem Zeugnisse der berühmtesten Ärzte natürlicher Weise gar nicht mehr hätte leben können. Dennoch lebte er seitdem noch 50 Jahre in ununterbrochener apostolischer Thätigkeit. Vom heiligen Verlangen nach dem Heile der Seelen getrieben, stiftete er eine geistliche Genossenschaft, welche ihn in den Werken des Seeleneifers unterstützen, die übrige Zeit aber, wie er selbst that, auf die Pflege der Kranken und Notleidenden verwenden sollte. Diese Kongregation erhielt den Namen der Oratorianer von dem Oratorium einer Kirche, wo die Mitglieder sich zu ihrem gemeinschaftlichen Gebete versammelten, ist aber von einer andern gleichen Namens, welche in Frankreich der Kardinal Berulle gestiftet hat, zu unterscheiden. Der hl. Cajetan, von einer vornehmen Familie aus Vicenza entsprossen, war ebenfalls von heiligem Seeleneifer ganz entflammt, so daß man ihm den Namen eines „Seelenjägers" beilegte. In Verbindung mit Johann Peter von Caraffa, Bischof zu Theate (dem späteren Papst Paul IV.), stiftete er (1524) zum Zwecke eifriger Seelsorge und unermüdlicher Übung sowohl der geistlichen als leiblichen Werke der Barmherzigkeit den Theatinerorden, so genannt von Theate, der Bischofsstadt Caraffas. — Ein Wunder der Buße war der hl. Petrus von Alcantara. Im Jahre 1499 in der spanischen Provinz Estremadura von vornehmen Eltern geboren, ahmte er mit heroischer Selbstverleugnung das arme und strenge Büßerleben des hl. Franziskus, in dessen Orden er getreten war, nach, und da er durch sein Beispiel auch in andern einen ähnlichen Eifer für das Leben der äußersten Armut und Abtötung entzündete, machte ihn Gott zum Gründer einer besonderen strengeren Genossenschaft innerhalb des Franziskanerordens, welche von der Kirche die Billigung erhielt. — Den hl. Camillus von Lellis, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Neapolitanischen geboren war, rief Gott durch schwere körperliche Leiden vom Taumel der Welt zurück. Nachdem er einige Jahre als Krankenwärter in dem Hospital des hl. Jakobus zu Rom gedient hatte, faßte er den Entschluß, einen geistlichen Verein von Krankendienern zu stiften. Die Mitglieder fügten zu den drei gewöhnlichen Gelübden noch als viertes hinzu, auch die Pestkranken bedienen zu wollen.

Gleichzeitig mit Luther und dem nämlichen Orden angehörig, lebte in Spanien der hl. Thomas von Villanova, der ein ebenso erleuchteter Lehrer als zärtlicher Vater der Armen war. Als Erz-

bischof von Valencia machte er seinen Palast zu einem Hause der größten Armut und verschenkte kurz vor seinem Tode noch das Bett, auf dem er ruhte, um in der völligsten Armut zu sterben. — Der hl. Joseph von Cupertino, am Anfange des 17. Jahrh. im Neapolitanischen geboren und später dem Franziskanerorden angehörig, gelangte durch das Feuer großer Demütigung zu ganz außerordentlichen Gunstbezeigungen des Himmels. Wenn das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt war, wurde er bisweilen vor allem Volke hoch in der Luft schwebend gesehen, in der andachtsvollsten Haltung dasselbe anbetend. Der protestantische Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, welcher einst auf seiner Reise durch Italien Gelegenheit fand, einer heiligen Messe beizuwohnen, wurde durch den Anblick dieses Wunders so tief erschüttert, daß er den Protestantismus abschwur und zur katholischen Religion zurückkehrte. — Der hl. Papst Pius V. gehörte dem Dominikanerorden an. Außerordentlich war, da er auf den erhabensten Leuchter in der Kirche Gottes gestellt war, seine Festigkeit in Aufrechthaltung der Kirchenzucht, sein Eifer in Ausbreitung des Christentums, seine Liebe zu den Armen und Notleidenden. Den Bemühungen des heiligen Papstes verdankt die Christenheit den glorreichen Sieg über ihren Erbfeind bei Lepanto, am 7. Okt. 1571; denn er stellte der furchtbaren Macht Selims II. sein mit Spanien und Venedig geschlossenes Bündnis entgegen, gab dem Anführer der vereinigten christlichen Flotte, Don Juan d' Austria die geweihte Fahne und segnete selbst die Flotte vor ihrem Auslaufen. Das verhältnismäßig kleine Christenheer erfocht einen schnellen und vollständigen Sieg. Am Tage der Schlacht erkannte Pius V. bei einer Versammlung der Kardinäle durch eine göttliche Erleuchtung plötzlich den glorreichen Sieg und forderte alle zum Danke auf. — In dem hl. Franziskus Borgia, dem ehemaligen Vicekönig von Katalonien und Herzog von Gandia, setzte die Größe seiner Demut und Selbstverleugnung die ganze Bevölkerung Spaniens in Erstaunen, als sie ihn plötzlich von dem Gipfel irdischer Herrlichkeit herabsteigen sah, um das arme Leben Jesu nachzuahmen. Er entsagte allen seinen Würden und Reichtümern, trat arm in die Gesellschaft Jesu, leuchtete allen vor als Muster heldenmütiger Abtötung, tiefster Andacht und flammender Liebe zu Jesus im heiligsten Sakramente, leistete Großes zum Wohle der Kirche und starb im Jahre 1572 als dritter General der Gesellschaft Jesu. — Als den Patron der Jugend hat die Kirche den hl. Aloysius, diesen Engel im Fleische, aufgestellt, in welchem fleckenlose Unschuld und heiliger Bußeifer gleichsam um die Palme streiten. Aus der hohen fürstlichen Familie der Gonzaga entsprossen und Erbprinz der väterlichen Herrschaft, würdigte er allen irdischen Glanz nicht einmal eines Blickes, war arm im Geiste, aber um

so reicher vor Gott. Durch Gottes Gnade wurde er der Welt schon frühzeitig entrissen und in die Gesellschaft Jesu berufen. Mit unbeschreiblicher Seelenfreude entäußerte er sich aller irdischen Habe und erschien zu Rom im armen Ordenshause wie in seiner heißersehnten Heimat. Schon im 24. Lebensjahre aber rief ihn Gott von dieser Erde in die Wohnung des ewigen Friedens als einen Märtyrer der Liebe, indem er an einer Krankheit, die er im Dienste von Pestkranken sich zugezogen hatte, starb. Eines Tages offenbarte Gott der hl. Maria Magdalena von Pazzis dessen himmlische Herrlichkeit; da rief sie staunend aus: „O welch eine Glorie besitzt Aloysius! Nie hätte ich es geglaubt, wenn mein Heiland sie mir nicht gezeigt hätte. Fast will es mir vorkommen, daß keine größere Glorie im Himmel sei, als Aloysius sie hat. Könnte ich doch durch die ganze Welt gehen und kund machen, wie sehr Gott in ihm verherrlicht wird!" — Würdig schließen sich dem hl. Aloysius der hl. Stanislaus Kostka, aus angesehenem, senatorischem Geschlechte Polens, und der hl. Johannes Berchmans, ein Belgier, an, welche beide zu Rom in die Gesellschaft Jesu eintraten, gleich wundervollen Lilien im Garten blühten, aber frühzeitig schon dieser Welt entzogen wurden.

i) Unter dem weiblichen Geschlechte zeichneten sich aus die heilige Teresia, Rosa von Lima, Angela von Brescia, Magdalena von Pazzis, Franziska von Chantal, Katharina von Ricci, die selige Margareta Maria Alacoque.

Auch unter dem Frauengeschlechte strahlten in dieser Zeit sehr viele Beispiele der erhabensten Tugend und einer wahrhaft engelgleichen Heiligkeit und Gottesliebe hervor. Die hl. Teresia von Jesu, im Jahre 1515 zu Avila in Altkastilien geboren, später dem Orden der Karmeliterinnen angehörig, erstieg in dem Feuerofen einer langen und schmerzlichen Läuterung eine ungewöhnlich hohe Stufe der Tugend; sie machte es sich sogar durch ein Gelübde zur beständigen Lebensregel, allezeit nur das Vollkommenere zu wählen. Nebst vielen andern außerordentlichen Gnaden erhielt sie die wunderbare Gunstbezeigung, daß ein Engel Gottes ihr mit einem feurigen Pfeile das Herz, und zwar nicht symbolisch, sondern wirklich durchbohrte und mit einer seraphischen Liebesglut erfüllte. Durch ihren heroischen Eifer und den besonderen Beistand des hl. Joseph, dessen große Verehrerin sie war, setzte sie, wiewohl unter schweren Kämpfen, die strenge Reform des Karmeliterordens durch. Von menschlicher Hilfe ganz verlassen, ja meist trotz des Widerspruches weltlicher Fürsten, brachte sie es durch Gottes Hilfe dahin, daß sie bis zu ihrem Tode 32 Klöster von ihrer Reform gegründet hatte. Von der himmlischen

Weisheit, mit welcher sie Gott erfüllte, zeugen noch heute ihre von allen Geistesmännern hochgeschätzten Schriften, in denen sie sich mit einer erstaunlichen Klarheit und Tiefe über die verborgensten Wege des vollkommenen Lebens verbreitet. — Die hl. Magdalena von Pazzis, zu Florenz im Jahre 1566 von angesehenen Eltern geboren, steht der hl. Teresia, in deren Orden sie trat, würdig zu Seite. Bewunderungswert ist an dieser Heiligen ihre englische Reinheit und Unschuld, da sie fast von der Wiege an den Weg der Vollkommenheit betrat, im zehnten Jahre schon das Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit machte und während des ganzen Lebens nicht einmal den Schatten dessen, was der Reinheit zuwider ist, kannte. Darum war sie auch ein auserlesenes Gefäß der göttlichen Gnade, von der glühendsten Gottesliebe erfüllt. Diese Liebe bewog sie, von Gott die Entziehung aller innern Tröstungen zu erflehen, sich sogar bereit zu erklären, wofern sie die göttliche Liebe nicht verlöre, alle Qualen der Hölle zu dulden, wenn sie durch diese freiwillige Sühnung die Seelen vom ewigen Untergange retten könne. — Schon vor ihr hatte die hl. Katharina von Ricci (geb. 1522) Florenz verherrlicht. Von zarter Kindheit an war ihr Herz in die Betrachtung der Leiden unseres Erlösers ganz versenkt, und schwer konnte sie sich davon trennen. Ihr Leben im Orden des hl. Dominikus war ein beständiges Opfer; nicht bloß legte sie sich selbst mit einer heiligen Strenge gegen ihren Körper schwere Bußen auf, sühnte durch ihre Opfer und ihr heißes Gebet nicht bloß die Sündenschuld anderer, sondern nahm auch mit einer heroischen Liebe gegen die armen Seelen im Fegfeuer deren Leiden auf sich und wurde von Gott gewürdigt, zu gewissen Zeiten die einzelnen Schmerzen unseres göttlichen Heilandes selbst auf wunderbare Weise mitzudulden. — Die hl. Angela von Brescia oder von Merici, in Oberitalien geboren, umzäunte die Lilie der jungfräulichen Unschuld, um sie dem göttlichen Bräutigam in ihrer unversehrten Reinheit zu bewahren, aufs sorgfältigste durch strenge Eingezogenheit und harte Bußübungen von früher Jugend an. Sie ist die Gründerin des verdienstvollen Ordens der Ursulinerinnen, so genannt, weil sie den von ihr gestifteten Verein unter den Schutz der hl. Ursula stellte und ihn mit ihrem Namen schmückte. — Unter den großen heiligen Seelen, die mit wunderbarer Geistesstärke in allen Lebensverhältnissen unbeirrt auf der Bahn der Vollkommenheit fortwandelten, leuchtet besonders die hl. Johanna Franziska Fremiot von Chantal, zu Dijon in Frankreich im Jahre 1572 von erlauchter Familie geboren. Nachdem sie im jungfräulichen wie im ehelichen Stande Gott getreu gedient hatte, wollte die göttliche Vorsehung sie nach dem Tode ihres Mannes zu einem höheren Werke auserwählen. Sie fügte es daher so, daß der hl. Franz von Sales ihr Seelenführer

wurde. Dieser nahm sich ungeachtet seiner vielen schwierigen Amtsgeschäfte mit großer Sorgfalt ihrer geistlichen Leitung an. Bald entdeckte der Heilige in dieser heldenmütigen Dienerin Gottes das taugliche Werkzeug zur Stiftung des Ordens von der Heimsuchung Mariä. Franziska aber, welche durch himmlische Erleuchtung ihren Beruf zum Ordensstande erkannt hatte, entsagte großmütig der Welt, so schwer auch das Opfer, sich von ihrem zärtlich geliebten Vater und ihrem 15jährigen Sohne trennen zu müssen, ihrem Herzen fallen mochte. Gott rief, und sie folgte der Stimme um jeden Preis. Bei ihrem Tode (1641) zählte der von ihr geleitete Orden in verschiedenen Ländern bereits 87 Häuser. — Sechs Jahre nach ihrem Tode erblickte eine ihrer berühmtesten geistlichen Töchter das Licht der Welt, die selige Margareta Maria Alacoque. Sie war zu Lauthecourt in der Diöcese Autun (in Frankreich) am 22. Juli, dem Festtage der hl. Maria Magdalena, im Jahre 1647 von achtbaren Eltern geboren. Schon früh mit Kreuz und Leiden heimgesucht, schloß sich das vom Himmel hochbegnadigte Kind immer enger seinem göttlichen Bräutigam an, indem es frühzeitig durch ein Gelübde seine Jungfräulichkeit ihm weihte. In ihrem 23. Lebensjahre wurde die Selige zu Paray-le-Monial in der nämlichen Diöcese in den Orden der Heimsuchung der seligsten Jungfrau Maria aufgenommen. Bald leuchtete sie allen Ordensgenossinnen voran als ein Muster jeglicher Tugend. Nach dem Breve der Seligsprechung vom 19. August 1864 „glänzte wunderbar ihre Demut, ihre schnelle Bereitwilligkeit im Gehorsam, ihre Geduld in Ertragung jeglicher Widerwärtigkeiten, ihre genaue und pünktliche Beobachtung selbst der kleinsten Vorschriften, ihre fortgesetzte Strenge gegen ihren eigenen Leib, ihr ununterbrochener Eifer im Gebete, dem sie Tag und Nacht oblag, worin sie oft in heilige Verzückung geriet und mit reichlichen Gnadengaben überhäuft wurde . . Nun aber wurde ihr einmal, als sie vor dem allerheiligsten Sakrament inbrünstiger als je im Gebete verweilte, von Christo dem Herrn selbst geoffenbart, daß es ihm sehr wohlgefällig wäre, wenn zur Ehre seines gegen das Menschengeschlecht im Feuer der Liebe entbrannten Herzens eine Andacht eingeführt würde, und daß er ihr die Sorge dafür übertrüge." Auf alle Einwendungen, die seine demütige Magd wegen ihrer Unwürdigkeit und Unwissenheit machte, erwiderte ihr Jesus Christus: „Ich habe dich ungeachtet deiner Unwürdigkeit und Unwissenheit zur Ausführung dieser großen Absicht erwählt, damit man um so deutlicher sehe, daß alles durch mich geschieht." Nachdem ihr Jesus wiederholt erschienen und ihr alle Herrlichkeiten und Segnungen seines göttlichen Herzens geoffenbart, erhielt sie jene berühmte Erscheinung, worin er die Einsetzung eines Festes zu Ehren

seines göttlichen Herzens verlangte. Die selige Margareta teilt dieselbe ihrem Beichtvater P. Claudius de la Colombière aus der Gesellschaft Jesu also mit: „Als ich einst an einem Tage (dem Sonntage) innerhalb der Oktav des Fronleichnamsfestes (1675) vor dem allerheiligsten Sakramente kniete, wurde ich mit ganz besonderen Gnaden bereichert. Da fühlte ich in meinem Herzen einen heißen Wunsch, zu wissen, auf welche Weise ich doch dem Herrn seine großen Wohlthaten erwidern und ihm seine himmlische Liebe mit Gegenliebe vergelten könnte. Da sprach der Herr zu mir: „Du kannst mir deine Liebe nicht besser bezeigen, als wenn du thust, was ich so oft schon von dir begehrt habe.“ Hierauf zeigte er mir sein heiligstes Herz mit folgenden Worten: „Siehe hier dieses Herz, welches die Menschen so sehr geliebt hat, daß es nichts sparte und sich ganz erschöpfte und verzehrte, um ihnen seine Liebe zu beweisen. Zum Lohne empfange ich von den meisten nur Undank durch die Verachtung, die Unehrerbietigkeit, die Sakrilegien und den Kaltsinn, die sie für mich in diesem Sakramente der Liebe haben. Noch schmerzlicher ist es mir aber, daß auch Herzen, die mir geweiht sind, mich also behandeln. — Darum will ich, daß der erste Freitag nach der Oktav des Fronleichnamsfestes zu einem besonderen Feste zur Verehrung meines Herzens geweiht werde.“ Um der schwachen Klosterfrau für ihr schwieriges Werk eine Stütze zu verleihen, wies der Erlöser sie ausdrücklich an ihren Beichtvater, den P. Claudius de la Colombière aus der Gesellschaft Jesu. Bald verbreitete sich die Kenntnis der wunderbaren Vorgänge in Paray-le-Monial durch die ganze Welt. In den Jahren 1697 und 1698 wurden allein 17 Bruderschaften unter dem Titel des heiligsten Herzens errichtet. 1727 zählte man deren in Europa schon über 400, wovon auf Deutschland 83 kamen. 1765 war die Zahl bereits auf 1090 gestiegen. Was den Hauptwunsch des Erlösers betrifft, ein eigenes Fest nach der Fronleichnamsoktav einzuführen, so stieß dasselbe auf sehr große Widersprüche und Hindernisse, die aber alle siegreich überwunden worden sind. Papst Innocenz XII. gestattete am 30. März 1697 für den ganzen Orden von der Heimsuchung, daß am Freitag nach der Fronleichnamsoktav zu Ehren des h. Herzens Jesu die Messe von den 5 Wunden Christi gefeiert werde. Papst Clemens XIII. gewährte am 11. Mai 1765 eine eigene Messe und ein eigenes Offizium zu Ehren des h. Herzens, und Pius IX. hat durch Dekret vom 13. August 1856 das Fest auf die ganze Christenheit ausgedehnt, ja in spätern Jahren dasselbe zu einem höheren Range erhoben. Endlich hat derselbe Pius die heißesten Wünsche mehrerer Hunderte von Bischöfen und fast unzähliger Verehrer des göttlichen Herzens erfüllt und durch ein Dekret vom 22. April 1875 bestimmt, daß am 16. Juni — an welchem Tage 200 Jahre vorher

unser göttlicher Heiland der seligen Margareta Maria Alacoque seinen Willen kundthat, es solle das Fest seines hh. Herzens alljährlich begangen werden — durch die Weihe der gesamten heiligen Kirche an das göttliche Herz Jesu dieselbe dem ganz besondern Schutze dieses mächtigen und erbarmungsvollen Herzens empfohlen werde. — In der neuentdeckten Welt, welche nur zu bald für die Europäer ein Tummelplatz menschlicher Leidenschaften wurde, erwählte sich der Herr in der hl. Rosa von Lima (geb. 1586) eine reine, unschuldvolle Seele, welche durch die Glut ihrer himmlischen Liebe, verbunden mit den martervollsten Bußübungen, die sie alle nach Gottes Willen auf sich nahm, die Missethaten vieler sühnen sollte. Zu ihren freiwilligen Abtötungen schickte ihr Gott noch schmerzliche Krankheiten und lange, furchtbare Trostlosigkeit. Aber in diesem Feuermeere der Prüfung flehte sie nur: „Herr, vermehre meine Leiden, aber auch meine Liebe zu Dir."

Nur eine geringe Anzahl von den vielen Heiligen, welche die Kirche zur Zeit der Reformation oder unmittelbar nach derselben verherrlichten, wurde hier genannt. Der Raum gestattet nicht einmal, die Namen aller anzuführen, welche von der Kirche durch feierliche Selig- oder Heiligsprechung der öffentlichen Verehrung würdig erklärt wurden. Die meisten waren von Geburt Italiener oder Spanier, ein Beweis, daß die herrlichsten Früchte des christlichen Glaubens in eben jenen Ländern reiften, welche vom Pesthauche der Irrlehre unberührt geblieben sind. — Aber außer den zahlreichen Heiligen, welchen die Kirche öffentliche Verehrung erweist, gab es noch unzählbar viele andere, deren Leben und Tod unstreitig auch in hohem Grade heilig war. Viele derselben führten inmitten der Welt ein der Welt ganz abgestorbenes und Gott geweihtes Leben; viele andere verzichteten großmütig auf alle Ehren und Reichtümer und erwählten die Armut des Ordensstandes; viele von ihnen opferten sich für das Wohl des Nächsten in ihrer Heimat durch heldenmütige Werke der Liebe und des Seeleneifers, viele in den Ländern wilder und heidnischer Nationen, und viele starben des glorreichen Märtyrertodes.

k) Im 18. Jahrhundert glänzt unter andern als eine der schönsten Zierden der katholischen Kirche der hl. Alphons Maria Liguori, Bischof von St. Agatha bei Neapel († 1787), welcher zum Unterrichte des Volkes die Kongregation der Redemptoristen oder „des allerheiligsten Erlösers" stiftete.

Im vorigen Jahrhundert verherrlichte in Italien neben vielen andern großen und heiligen Männern der hl. Alphons Maria von Liguori (geb. 1696) die Kirche Gottes durch die glänzend-

sten Tugenden. Nachdem er ruhmvoll seine Studien vollendet und sich bereits als Anwalt den größten Ruf erworben hatte, entsagte er mit einemmal den herrlichen Aussichten, welche die trügerische Welt ihm bot, hängte ähnlich wie der hl. Ignatius den Degen an einem Altare der hl. Mutter Gottes auf und wollte sich fortan als Priester einzig dem Dienste Gottes und dem Seelenheile der Menschen widmen. Er erfüllte sein Vorhaben auf die heldenmütigste Weise. Unermüdlich verwandte er alle seine Kräfte auf die Werke des Seeleneifers. Er eilte von Ort zu Ort, um überall dem Volke in seinen geistlichen Nöten beizuspringen, es über seine heiligen Pflichten zu belehren, die Laster auszurotten, die Liebe zur Tugend und Gottseligkeit zu verbreiten. Weil er ein Mann von gänzlicher Selbstverleugnung, von glühender Andacht zu Jesus und Maria war, so strömten ihm auch die Gnaden Gottes im reichlichsten Maße zu, und selbst die verkommensten Sünder wurden durch seine Predigten bekehrt. Sein unermüdlicher Seeleneifer war es auch, welcher ihn antrieb, alle Zeit, die er erübrigte, auf die Abfassung nützlicher Bücher zu verwenden. Wie viel Gutes er dadurch gestiftet hat und noch überall stiftet, ist allgemein bekannt. Er ist durch seine Bücher über die Pflichtenlehre ein zuverlässiger Führer für den Seelsorger, und für das gläubige Volk ist er immer noch ein Apostel durch seine Erbauungsschriften. Der unbegrenzte apostolische Eifer trieb diesen heiligen Mann auch an, seine segensreiche Kongregation „des allerheiligsten Erlösers“ zu stiften, um in den geistlichen Bedürfnissen dem armen Volke durch häufige Missionen kräftige Hilfe zu verschaffen. Die Mitglieder eiferten auch höchst löblich dem erhabenen Beispiele ihres Stifters nach und ernteten für ihre Arbeiten den Dank aller Gutgesinnten. Durch 30 Jahre stand der hl. Alphons der Genossenschaft als Oberer vor. Die kirchlichen Würden, welche ihm angeboten wurden, lehnte er immer standhaft ab. Da befahl ihm im Jahre 1762 Klemens XIII., das Bistum St. Agatha bei Neapel anzunehmen. Er gehorchte und verwaltete sein bischöfliches Amt mit musterhafter Treue. Doch wünschte er bei vorgerücktem Alter sehnlichst der schweren Verantwortung wieder enthoben zu sein. Pius VI. gewährte ihm endlich die dringende Bitte. Arm, wie er gekommen, zog er aus dem Palaste und bat in einem Hause seiner Kongregation voll Demut um Aufnahme. Er erreichte das hohe Alter von 90 Jahren und wußte selbst die letzten Jahre, in denen er obendrein durch schmerzliche Krankheit schwer niedergebeugt wurde, noch durch Werke des Seeleneifers für die Menschheit nützlich zu machen. So steht er da als das herrlichste Muster dieser Tugend, er, der sogar das Gelübde ge-

than hatte, nie eine Stunde müßig verstreichen zu lassen. Die hohe Heiligkeit seines Lebens wurde nach seinem Tode durch viele Wunder von Gott bestätigt. Nachdem er im Jahre 1839 von Papst Gregor XVI. heilig gesprochen worden, wurde er am 23. März 1871 von Pius IX. als Kirchenlehrer erklärt.

l) Alle diese Heiligen leisteten Großes, wirkten durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott unzählige Wunder und bewiesen, daß der wahre Geist des Christentums, der Geist der Liebe, der Demut, der Selbstverleugnung nicht aus der Kirche entschwunden war, wie leider oft die blinden Gegner unseres Glaubens behaupten.

Die glorreiche Schar der Heiligen, durch welche Gott die Kirche auch in diesem Zeitalter verherrlichte, ist zugleich ein unumstößlicher Beweis für die Wahrheit unserer Religion. Diese Heiligen sind die getreuen Nachbilder Jesu Christi, und in ihrem Wandel finden wir das Leben der ersten Christen und der heiligen Apostel ganz getreu wieder. Schon die Werke, die sie thaten, die hohen Tugenden, die sie ausübten, bestätigten es laut, daß die Lehre, die sie befolgten, die wahre, daß die Sakramente, welche sie gebrauchten, die von Gott eingesetzten und gnadenspendenden seien. Ihr Glaube war aber der heilige katholische Glaube, den sie alle bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen wünschten; die Quellen, aus denen sie das göttliche Leben schöpften, waren die Heilsmittel der Kirche, und ihre Mutter, der sie mit kindlichem Gehorsam und innigster Liebe anhingen, war die katholische Kirche. Ja, alle diese Heiligen waren Kinder der katholischen Kirche, und diese Kinder sind der sprechendste Beweis, daß ihre Mutter, die katholische Kirche, die Braut Christi, die Mutter seiner Auserwählten ist.

Der Beweis für die Wahrheit des katholischen Glaubens, welchen die vielen heiligen Bekenner desselben durch die Heiligkeit ihres Lebens liefern, wird aber noch durch eine ausdrückliche Kundgebung Gottes bekräftigt, nämlich durch die zahllosen Wunder, welche Gott nach ihrem Hinscheiden aus dieser Welt zu Gunsten derjenigen wirkte, die sie in ihren Nöten mit Andacht und Vertrauen anriefen. Selbst der Ungläubige wird vor dieser Besiegelung unseres Glaubens verstummen müssen, sobald er diese W u n d e r nicht mehr für Erdichtung ausgeben kann, sondern sie als eine wirkliche, unbestreitbare Thatsache anerkennen muß. Nun, alle jene Wunder, welche die Kirche bei der Heiligsprechung für wahre Wunder anerkannt hat, sind eben sehr sorgfältig untersuchte und vollkommen verbürgte Thatsachen, wie jedermann, der mit den Akten des Heiligsprechungsprozesses bekannt

ist, zugestehen muß.*) Von den unzähligen Wundern, die hier angeführt werden könnten, dürfte es genügen, zweier aus dem Heiligsprechungsprozesse des hl. Franz von Sales Beispiels halber zu erwähnen. — Hieronymus Genin, ein Knabe von etwa 13 Jahren, ging den 30. April 1623 mit seinem Bruder von ungefähr demselben Alter einen Fluß entlang und stürzte plötzlich in die Tiefe. Im Fallen hörte man ihn laut den hl. Franz von Sales anrufen. Tot und ganz entstellt wurde er nach einiger Zeit herausgezogen. Der Pfarrer, bei dem die zwei Brüder Studien halber wohnten, versprach, im Falle dem Verunglückten das Leben wiedergeschenkt werde, in der Kirche Mariä Heimsuchung zu Annecy, wo Franz von Sales begraben war, an neun aufeinanderfolgenden Tagen die hl. Messe zu lesen. Unterdessen betete man die ganze Nacht bei dem Leichnam, der schon in Verwesung überging und einen Modergeruch verbreitete, daß es kaum auszuhalten war. Am andern Morgen schickte man sich zur Totenfeier an und sang, wie gebräuchlich, die Psalmen. Siehe da! zum größten Erstaunen der Anwesenden streckt der Knabe plötzlich die Arme aus und ruft: „O seliger Franz von Sales!" Der Priester nähert sich, und der Knabe, der seit 26 Stunden tot war, sagt mit fester Stimme: „Der selige Franz von Sales hat mich auferweckt"; dann steht er auf, empfängt seine Kleider und zeigt sich voll Kraft und Leben. Einige Quetschungen verursachten ihm zwar noch Schmerz, kaum hatte er aber am Grabe des Heiligen zu Annecy gebetet, als derselbe augenblicklich verschwand. Bei der amtlichen Untersuchung

*) Mit welcher Strenge man bei dem ganzen, oft viele Jahre dauernden Heiligsprechungsprozesse zu verfahren pflegt, mag folgender Zug darthun. Kardinal Lambertini, der später unter dem Namen Benedikt XIV. die Kirche regierte, war eben mit Durchlesung eines solchen Prozesses beschäftigt, als zwei vornehme englische Protestanten ihn besuchten. Während der Unterredung wurde er plötzlich abberufen. Er bat seine Gäste, auf ihn zu warten, und fügte bei: „Wenn Sie diese Akten prüfen wollen, so werden Sie die Zeit weniger lang finden." Der Vorschlag wurde nicht ungern angenommen, und während der ziemlich langen Abwesenheit des Kardinals wurde alles durchgesehen und geprüft. „Was halten Sie von diesen Verhandlungen?" fragte der Kardinal bei seiner Rückkehr. — „Wenn die Person, von der hier die Rede ist, nicht heilig gesprochen wird, so kann niemand heilig gesprochen werden", antworteten die beiden Engländer. — „Finden Sie also die Beweise hinreichend?" — „Mehr als hinreichend." — „Nun, so wissen Sie denn", versetzte der Kardinal, „daß wir von allen diesen Wundern kein einziges als giltig angenommen haben, weil sie nach unserm Urteile noch nicht genügend erwiesen sind." (Wilmers II., 4. Aufl., S. 469, nach Gaume.) Daraus ersieht man, welche Vorsicht die Kirche anwendet, wenn es sich um eine Heiligsprechung handelt, und wie wenig die Feinde der Kirche berechtigt sind, ihr Leichtgläubigkeit vorzuwerfen. „Im Gegenteile läßt sich behaupten", sagt ein geistvoller, besonnener Gelehrter der neuen Zeit, „daß kein Gerichtshof in Europa, um wenig zu sagen, mit größerer Zurückhaltung ein Verbrechen für erwiesen annimmt, als die Kirche die Hoheit und Wunderkraft ihrer Kinder."

dieses Wunders versicherte er selbst, im Augenblicke, wo er zu sich gekommen, sei ihm der Diener Gottes in bischöflichem Gewande und mit strahlendem Antlitze erschienen, habe ihn voll Milde angeblickt und ihm seinen Segen erteilt. — Nicht minder wunderbar ist die Heilung des blindgebornen Claudius Marmoz. Derselbe besaß nach Aussage mehrerer Ärzte keine Spur von menschlichen Augen, an deren Stelle nur zwei schneeweiße Häutchen sichtbar waren, ohne irgend welchen Anschein von einem Augapfel. Die Eltern brachten 1625 den siebenjährigen Knaben zum Grabe des allgemein verehrten Bischofs Franz von Sales und verrichteten daselbst eine neuntägige Andacht. Als man am neunten Tage die Stelle der Augen mit dem Grabmal in Berührung brachte, rief plötzlich der Kleine ganz freudig: „O mein Gott! ich sehe, ich glaube im Paradies zu sein!“ Bei näherer Untersuchung fand man Augäpfel so deutlich und schön, wie bei Leuten von bester Leibesbeschaffenheit. Bei diesen Wundern sind die Namen derjenigen, an denen sie gewirkt wurden, der Zeugen, welche alle feierlich geschworen, der Ort, das Jahr, der Tag, alles ist genau bekannt; jedermann ist es gestattet, sich darnach zu erkundigen. Wie ist da eine Täuschung auch nur denkbar?*)

Was anders besagen aber solche Wunder, als daß Gott selbst diese seine treuen Diener verherrlichen, sie als Muster der Tugend allen Gläubigen zur Verehrung und Nachahmung aufstellen wolle?

---

*) Umständlich und mit Urkunden belegt, befinden sich diese Wunder erzählt in der Geschichte der Heiligsprechung des hl. Franz von Sales von Abbé de Baudry. (Migne, Oeuvres complètes de S. Fr. de Sales. Tom. I.) Eben daselbst wird auch eine andere, ebenfalls auf die Fürsprache des heil. Franz von Sales bewirkte und in dessen Kanonisationsprozeß enthaltene Totenerweckung erzählt, welche am 28. April 1623 zu Annecy geschah. Die erst 8jährige Franziska Angelika de la Pesse war, auf einem schmalen Stege über einen Bach gehend, ins Wasser gestürzt. Mehr als drei Stunden vergingen, ehe man die Leiche hervorholte, die sich auf dem Grunde des Baches, 20 Fuß unter dem Wasser, verstrickt hatte. Der Körper war ganz aufgeschwollen, das Gesicht verunstaltet und mit dunklen und bläulichen Flecken überzogen. Die herbeigerufenen Ärzte erklärten den Tod für so unzweifelhaft, daß man gar keine Mittel zur Wiederbelebung anwandte, sondern die Leiche auf ein Bett legte und mit einem weißen Tuche zudeckte. Die Mutter des Kindes aber gab ihr Vertrauen noch nicht auf, sondern warf sich auf ihre Kniee und flehte ohne Unterbrechung: „Glorreicher Franz von Sales, meine Tochter! Ich gelobe Dir ein goldenes Herz, wenn ich sie zurückerhalte.“ Mehr denn anderthalb Stunden waren vergangen, seit man den Leichnam in das Haus gebracht hatte; siehe, da öffnet plötzlich das Mädchen die Augen und faltet die Hände. Mehrere Personen, die das Bett umstanden, riefen sogleich: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ Doch das Gesicht des Kindes war noch ganz aufgeschwollen, schwarzfleckig und ungestaltet. Da warf sich die Mutter von neuem vor dem Bette auf ihre Kniee und erneuerte das Gelübde. In demselben Augenblicke verlor sich die Geschwulst, alle Häßlichkeit war verschwunden, das Gesicht war schön wie zuvor, und das Mädchen vollkommen geheilt.

Wie eine mahnende Stimme Gottes rufen sie uns zu: Seid alle treue Kinder der Kirche, wie es die Heiligen gewesen sind, wenn ihr einst an ihrer Herrlichkeit teil nehmen wollet. Womit, dürfen wir demnach fragen, wird wohl die Häresie ihren Widerspruch gegen die Kirche und ihr Verharren darin je rechtfertigen können? Mag es auch manches Ärgernis in der Kirche gegeben haben, mag es jetzt noch solche geben (wie könnte es anders sein, so lange in der Kirche neben ihrem göttlichen Elemente auch das menschliche, und zwar in seinem gegenwärtigen gebrechlichen Zustande besteht?); so hat sich doch zu jeder Zeit die Gegenwart des göttlichen Geistes in der Kirche kundgegeben und unter einem sündhaften Geschlechte tausendfältige Früchte der Gnade und des ewigen Lebens erzeugt. Jeder, der unbefangen die Geschichte befragen will, muß sich daher zu jenem Programme bekennen, welches ein protestantischer Historiker neuerer Zeit für das seinige erklärt hat: „Nicht die Kirche hat gesündigt, sondern es ist an der Kirche gesündigt worden".

5. Ausbreitung des Unglaubens. Französische Revolution.

Die Sekten. — Die Freidenker in England und der Freimaurerbund. — Die Philosophen in Frankreich. — Die Unterdrückung geistlicher Orden, der Gesellschaft Jesu. — Die französische Revolution. (Abschaffung des christlichen Kultus. Götzendienst der Vernunft, Königsmord, blutige Greuel). — Die Wiederherstellung des christlichen Gottesdienstes durch Napoleon I. — Dessen Gewaltthätigkeit und Sturz.

47. a) Schreckliche Ereignisse, vor denen das menschliche Herz erbebt, bleiben uns noch zu erzählen übrig. Gern möchten wir dieselben mit Stillschweigen übergehen, wenn sie nicht höchst belehrend für uns wären. Wie allen menschlichen Dingen, so erging es auch Luthers Lehre; sie alterte, änderte und verwandelte sich; Sekten entstanden über Sekten: Wiedertäufer, Presbyterianer, Episkopale, Quäker, Methodisten, Herrenhuter u. s. w. Jede maßte sich an, nach Luthers Vorgang den Glauben zu verbessern. Endlich schritten freche, gottlose Freigeister zuerst in England, hierauf in Frankreich zum Äußersten und entwarfen den höllischen Plan, die Religion ganz abzuschaffen und den Glauben an Christus völlig zu vertilgen. Unter dem Vorwande, die Menschen aufzuklären, überschwemmten sie die Welt mit einer Flut von Schriften, in denen sie alles, was heilig ist, verhöhnten, den Papst und die Geistlichkeit verleumdeten

und ohne Scheu unverschämte Zügellosigkeit predigten. Nur zu leicht fanden ihre Lehren, in anziehender Sprache und mit blendendem Witze geschrieben, bei Hohen und Niedern Eingang, und furchtbar schnell verbreitete sich der Geist ruchloser Gottlosigkeit.

Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten den Grundsatz von der freien Bibelforschung aufgestellt und damit den Grund zum Verfalle ihrer eigenen Schöpfung gelegt. Bald erkannten sie das Übel, und nun suchten sie der unaufhaltsam fortschreitenden Auflösung einen Damm entgegenzusetzen, indem sie sogenannte symbolische Schriften oder Glaubensbekenntnisse verfaßten, welche alle ihre Anhänger unter dem Drucke eiserner Staatsgewalt verpflichten sollten. Demgemäß übten die Fürsten in vielen Ländern eine unglaubliche Glaubenstyrannei und hielten eine Zeit lang die äußere Einheit aufrecht. Bald fühlte man aber schmerzlich das Unnatürliche und Widersprechende dieses Druckes; man wendete vielfach den Blick wieder nach der katholischen Kirche, und im 17. Jahrhunderte wurden von einigen hervorragenden Männern Einigungsversuche gemacht, die sich aber alle zerschlugen an dem scheinbar harten Opfer, sich der kirchlichen Autorität unterwerfen zu müssen. Da die verschiedenen protestantischen Landeskirchen vielen Einsichtsvolleren und Frömmeren gar nicht gefielen, und bei andern die Sucht, das Bestehende umzumodeln, neue Versuche hervorrief; so bildeten sich Sekten über Sekten, von denen es besonders in Deutschland, England und Nordamerika wimmelte. Alle stützten sich, wie es sich von selbst versteht, auf die Bibel, und die Streitigkeiten über den Sinn derselben waren endlos. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte in Polen Socinus eine Sekte gestiftet, welche selbst die Lehre von der Gottheit Christi und von der allerheiligsten Dreifaltigkeit verwarf. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gründete auch der Schuster Georg Fox in England eine Sekte. Er hielt sich für einen Propheten, verwarf die Sakramente und behauptete, daß in allen Menschen, Heiden, Juden, Christen, ein inneres Licht wohne, das hinreiche, uns zur Seligkeit zu führen. Seine Anhänger verweigern den Militärdienst, den Eid vor Gericht, den Zehnten und tragen ein äußerst schwärmerisches Gepräge. Da sich die Begeisterung bei ihren Andachtsübungen durch Zuckungen und Zittern ankündigte, so erhielten sie den Namen Quäker oder Zitterer. In der Lausitz gründete 1722 Graf Nikolaus von Zinzendorf eine eigentümliche Sekte, von der neu gegründeten Stadt Herrnhut benannt. Er lehrte die sogenannte Blut- und Kreuz-Theologie, indem seine ganze Religion sich fast nur auf die Lehre von der Erlösung beschränkte. Eine äußerlich wohl gegliederte Ordnung sollte die verschiedenartigen Bestandteile seiner Gemeinde

verbinden. Später verdrängte der Handelsgeist den ursprünglichen religiösen Eifer. Die Bekanntschaft mit ihnen bestimmte 1729 den Johann Wesley zu Oxford zur Gründung eines Vereines frommer Männer, von ihrer abgemessenen pedantischen Lebensweise Methodisten genannt. Derselbe behauptete, die Bekehrung vollziehe sich plötzlich und bewirke einen Zustand, in welchem alle unordentlichen Regungen der Sinnlichkeit getilgt seien, und man sich einer völligen Sündenlosigkeit erfreue. Aus ihnen ging 1760 die Sekte der Jumpers (Springer) hervor, welche durch krampfhaftes Aufspringen und Tanzen ihre innere Erleuchtung kund gaben. Schwedenborg, der 1743 die Kirche des neuen Jerusalems stiftete, glaubte göttliche Eingebungen und Erscheinungen zu haben, stand vorgeblich mit den Geistern und den Seelen der Verstorbenen, die ihn in allen irdischen und himmlischen Dingen unterrichteten, in engem Verkehr und rühmte sich, mehrmals in der Hölle gewesen zu sein. Nach ihm giebt es nur eine Person in der Gottheit, die Engel und Teufel sind menschlichen Ursprungs, Christus hat uns nur den Sinn der Bibel geoffenbart, ohne für unsere Sünden genug zu thun, Taufe und Abendmahl sind bloße Gebräuche.

Außerdem entstanden noch zahllose andere Sekten. Allein dieses wirre Treiben, dieses gegenseitige Bekämpfen, das Zwiespalt und bittern Haß nährte, diese häufigen Religionswechsel, welche nicht selten von den Regierungen befohlen wurden, benahmen dem Christentum in den Augen vieler den Charakter der Göttlichkeit. Dabei wurde die katholische Kirche so sehr verschrieen und verunglimpft, so dreist als eine Synagoge des Teufels und ein Reich des Antichrists hingestellt, daß man die christliche Wahrheit bei ihr nicht einmal zu suchen wagte und sich mit Prüfung ihrer Lehre gar nicht befaßte. — Da man also das Christentum nur nach dem jämmerlichen Zerrbilde, welches die Sekten darboten, kannte und beurteilte, so machte man dasselbe für allen Unsinn, welchen die Sektiererei je ausgeheckt, und für alles Unheil, welches sie gestiftet, verantwortlich und wandte sich mit Unwillen vom Christentume weg. In England, wo das Sektenwesen in seiner gehässigsten Gestalt auftrat, bereitete sich dieser Bruch zuerst vor. Schon im 17. Jahrhundert hatte sich dort eine Partei gebildet, welche allem christlichen Glauben förmlich entsagte und nur eine sogenannte Vernunftreligion annahm. Anfangs erkannte man noch an, daß man, um selig zu werden, an Gott glauben, ihn durch Tugend verehren, seine Sünden bereuen und eine Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen erwarten müsse. Es dauerte aber nicht lange, so fand man es bequemer, den Zügel der Religion ganz abzuwerfen, und indem man durch freie Forschung (woher der

Name „Freidenker") sich über verjährte, abergläubische Meinungen zu erheben wähnte, stellte man als reine Lehre der Vernunft das Unvernünftigste, welches der Menschengeist je ersonnen hat, nämlich den Atheismus und Materialismus auf. Schon im Anfange des 18. Jahrhunderts erklärte ein Hauptvertreter dieser Richtung, es gebe keinen persönlichen Gott, keine Freiheit, keine Unsterblichkeit, keine Tugend und kein Laster. — Die antichristliche Lehre sollte aber nicht bloß durch Schriften sich weiterhin verbreiten, sondern auch vermöge eines geheimen, zu demselben Zwecke gemeinsam wirkenden Bundes im Leben sich bethätigen. In dieser Absicht entstand um das Jahr 1717 zu London die erste Großloge des sogenannten Freimaurerbundes. Derselbe setzte sich zur Aufgabe nichts Geringeres, als an die Stelle des vom Sohne Gottes zur Beseligung der Menschen gestifteten Christentums eine Gesellschaft (in der Sprache der Eingeweihten ein Bauwerk, einen Tempel) zu begründen, die zunächst im engern Kreise ihrer Mitglieder und nach und nach auf dem ganzen Erdboden „die allein wahre Kirche der Menschheit bilden soll" ([30]), eine Kirche, die keinerlei Offenbarungslehre, sondern lediglich die Grundsätze der Vernunft, in denen angeblich die ganze Menschheit übereinstimme, anerkennt, und darum alle Menschen ohne Unterschied der Religion in sich vereinigt.

In Frankreich trafen viele Umstände zusammen, welche die Aufnahme jener giftigen Saat, die ihm durch zahlreiche Schriften und durch Befreundung mit den Freimaurerlogen zugetragen wurde, außerordentlich begünstigten. Die Jansenisten, deren Irrlehren vom Papste verworfen waren, schadeten ebenso sehr durch ihre Widersetzlichkeit gegen die kirchliche Autorität, als durch ihre übermäßige Strenge in Verwaltung der hl. Sakramente. Die gewaltigste Macht jedoch, welche den christlichen Glauben von Grund aus unterwühlte, war eine Schar gottloser Philosophen. Unterstützt durch das verderbliche Beispiel des Hofes und vieler Großen, raubten diese dem Volke erst seine Tugend und Schamhaftigkeit, entfremdeten es dem katholischen Glauben und erfüllten es dann mit dem Gifte revolutionärer Lehren. Schon unter Ludwig XIV. (1643—1715) war das Beispiel des Hofes und so vieler aus dem Adel keine Tugendschule für das Volk: der in der höheren Gesellschaft bereits herrschend gewordene frivole Ton verbreitete sich in weitern Kreisen, während freche Schöngeister sich bestrebten, in ihren Schriften das Laster als liebenswürdige Schwäche darzustellen. Noch trauriger gestalteten sich die Dinge unter der Regentschaft des liederlichen Herzogs von Orleans (1715—1723). Seine Umgebung bestand aus den verworfensten Menschen; je wüster die Orgien, je scham- und zuchtloser die Reden und Witze, desto angenehmer. Das Ge-

wissen galt für ein von Kindheit anerzogenes Vorurteil, die Religion für Pfaffenbetrug, die Unsterblichkeit der Seele für ein Ammenmärchen. Nicht besser ging es während der langen Regierung des schwachen und sittenlosen Königs Ludwig XV., der sich von sittenlosen Weibern (Maitressen) beherrschen ließ und an seine verruchten Günstlinge schwere Geldsummen verschwendete. Von Paris und den Schlössern der Vornehmen aus verbreiteten sich Laster und Zuchtlosigkeit bis in die untersten Schichten des Volkes. So wurde derjenigen Partei, welche es auf den Umsturz der Kirche und des Staates abgesehen hatte, der Boden vorbereitet. — An ihre Spitze stellte sich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts Voltaire, der mit glänzender Sprachgewandtheit und außerordentlicher Anlage zu Witz und Satire einen unersättlichen Ehrgeiz, heimtückische Rachsucht, kriechende Heuchelei und unflätige Lasterhaftigkeit verband. Er bildete eine förmliche Verschwörung gegen das Christentum, zog alle einzelnen Kräfte zu diesem Zwecke zusammen, richtete sein Augenmerk, wie ein schlauer Feldherr, auf alle Klassen der menschlichen Gesellschaft und verpflanzte den Unglauben auch in das gemeine Volk. Seine vornehmsten Mitverschwornen waren d'Alembert, der immer zum versteckten Angriff gegen die Religion riet, Diderot, der sich offen als Gottesleugner rühmte, und Damilaville, den Voltaire als förmlichen Gotteshasser schildert. Voltaire spornte seine Anhänger unaufhörlich an, alles aufzubieten, um die „Infame", so nannte er in gotteslästerlicher Weise die katholische Kirche, zu zermalmen. „Fünf bis sechs Männer von Verstand", meinte er, „sollten wohl genügen, um eine Religion umzustürzen, die von zwölf dummen Menschen sei eingeschwätzt worden."

In der That zeigten auch die Verschworenen eine erstaunliche Rührigkeit. Es erschien eine wahre Flut von gottlosen Schriften, welche in blendenden Phrasen alles Heilige in den Kot zogen. Dabei gingen sie mit ausgesuchter Bosheit und Arglist zu Werke Man schmeichelte geschickt den Vorurteilen der Menge, machte die gesamte Religion verächtlich, während man nur gegen Mißbräuche zu kämpfen vorgab, predigte Schonung des Menschenlebens und warf nebenbei die Schuld von allem vergossenen Blute auf die Könige und Priester; zum Feldgeschrei wählte man die Worte: „Vernunft, Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, Brüderlichkeit." Nicht zufrieden mit den unzähligen kleinen Schmähschriften, welche sie nach allen Seiten hin verbreiteten, machten sich die Helden der Aufklärung daran, in einem großartigen Werke ihr neues Licht in Strömen über die Welt zu ergießen. Sie verfaßten in alphabetischer Ordnung ein Dictionär alles Wissenswerten oder die sogenannte Encyklopädie, in der es unverkennbar auf den Um-

sturz der Altäre und des Thrones abgesehen war. Die bestehenden Einrichtungen in Kirche und Staat wurden bald mit Spott und Hohn übergossen, bald durch bittern Tadel gehässig gemacht, die höchsten Wahrheiten hier nur in Zweifel gezogen, dort förmlich geleugnet, die geschichtlichen Thatsachen entstellt, die gottlosen Grundsätze der sogenannten Naturreligion, des Materialismus und der Gottesleugnung, bald offen, bald versteckt gepredigt. — Der verruchte Anschlag gelang nur allzugut. Scheu vor dem Laster, Ehrfurcht vor der Religion galt nunmehr als Zeichen von Geistesschwäche; Wüstlinge und Gottesleugner waren als starke Geister gepriesen. Schon frohlockten die Philosophen in Voraussehung ihres Triumphes. „Alles, was ich sehe", schrieb Voltaire an einen Gesinnungsgenossen, „streut den Samen zu einer Revolution aus, die unfehlbar erfolgen wird, deren Zeuge zu sein ich aber nicht das Vergnügen haben werde. Das Licht ist dergestalt überall ausgebreitet, daß man bei der ersten Gelegenheit losbrechen wird, und dann wird es einen schönen Lärm absetzen. Unsere jungen Leute sind sehr glücklich; denn sie werden schöne Sachen sehen." Welcher Anteil jenem Patriarchen der Ungläubigen an der französischen Revolution zuzuschreiben sei, das haben seine eigenen Bewunderer gestanden. Im August 1790, als Frankreich schon ein Jahr unter der Schreckensherrschaft geseufzt und Ströme unschuldigen Blutes geflossen waren, las man in einer Zeitschrift, dem französischen Merkur: „Die Menschheit ist dem Voltaire zu ewigem Danke verpflichtet. Er hat nicht alles gesehen, was er that, aber er hat alles gethan, was wir sehen. Die aufgeklärten Geschichtschreiber werden darlegen, daß der erste Urheber dieser großen Revolution, welche Europa in Staunen versetzt und nach allen Seiten hin bei den Völkern frohe Hoffnung, an den Höfen aber bange Furcht erweckt, ohne Widerspruch Voltaire ist. Er als der erste hat die vorzüglichste und schreckbarste Stütze der Tyrannei, die religiöse und priesterliche Gewalt, vernichtet. Hätte er das Joch der Priester nicht zerbrochen, nie hätte man jenes der Tyrannen abgeschüttelt." Um jedoch gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß am Ruin der Religion einen bedeutenden Teil der Mitschuld auch Rousseau hat, dessen Schriften, in anziehender, sentimentaler Sprache verfaßt, das tödliche Gift des Unglaubens unter gleisnerischer Form verhüllen und deshalb um so verfänglicher sind.

Aber auch die Gutgesinnten erkannten die Gefahr, erzitterten ob deren Größe und säumten nicht, die Gläubigen von ihrer Schlaftrunkenheit aufzuwecken, auf daß der Feind sie nicht ungerüstet überrasche. Lange vor dem Ausbruche der Revolution rief der Jesuit de Neuville, welcher 1774 aus Gram über die Aufhebung seines

Ordens starb, in feierlicher Predigt, nachdem er die Gottlosigkeit jener Philosophie geschildert: „O heilige Religion! o Thron unserer Könige! o Frankreich! o mein Volk! Nicht nur als Christ, schon als Bürger müßte ich seufzen und nicht aufhören zu weinen über die Schmach, die man euch anthut, und über das traurige Schicksal, welches man euch bereitet. Sie mögen fortfahren, diese schrecklichen Lehren, sich auszubreiten und zu befestigen: ihr verzehrendes Gift wird nicht säumen, die tiefste Grundlage des Staates zu vernichten. Es muß fortan in dem so blühenden Reiche alles sinken, niederstürzen und zermalmt werden. Zu solcher Zerstörung braucht Gott nicht seine Donner und Blitze in Bewegung zu setzen; der Himmel kann es der Erde überlassen, ihn zu rächen und sie zu strafen. Fortgerissen vom Schwindelgeiste und Wahnsinne der Nation, wird der Staat fallen und in einen Abgrund des Verderbens stürzen." Im Jahre 1775 erhob der als apostolischer Prediger bekannte Exjesuit **Beauregard** sogar in der Notre-Dame-Kirche zu Paris mit furchtbarem Ernste und in feierlich prophetischem Tone seine Stimme: „Ja, der König und die Religion sind es, worauf die Philosophen es abgesehen haben; Beil und Hammer sind in ihren Händen. Sie harren nur des günstigen Augenblicks, um Thron und Altar zu stürzen. Ja, o Herr, deine Tempel werden beraubt und zerstört, deine Feste abgeschafft, dein Name gelästert, dein Dienst geächtet werden. Was höre ich, großer Gott! was sehe ich? Statt der heiligen Gesänge, von denen diese ehrwürdigen Hallen zu deinem Lobe erschallten, ertönen schlüpfrige Schandlieder! Und du, schändliche Göttin des Heidentums, schamlose Venus, du kommst hierher, verwegen den Platz des lebendigen Gottes einzunehmen, dich auf den Thron des Allerheiligsten niederzulassen und den ruchlosen Weihrauch deiner neuen Anbeter zu empfangen!" Nutzlos verhallten aber diese Stimmen, und mit furchtbarer Schnelligkeit ging es auf der abschüssigen Bahn des Verderbens vorwärts.

b) Jetzt fühlten sich die Gottesfeinde mächtig genug, ihren greuelhaften Plan ins Werk zu setzen. Zuerst griffen sie die Priesterschaft an, um so, wenn der Hirt geschlagen, leichter die Herde zu würgen. Die geistlichen Güter wurden gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich eingezogen und verkauft, Mönche und Nonnen aus ihren friedlichen Wohnungen gewaltsam vertrieben, die Klöster geplündert und zerstört. Bald erging ein Blutedikt gegen alle ihrem Amte getreuen Priester. Wo man einen von ihnen entdeckte, warf man ihn ins Gefängnis oder knüpfte ihn ohne Umstände an dem nächsten Laternenpfahle auf.

Um die Kirche zu stürzen, glaubten die Feinde Gottes ganz richtig, daß der Anfang mit der Geistlichkeit und zwar zu allererst mit den Ordensgeistlichen zu machen sei. Friedrich II., König von Preußen, der mit jenen gottlosen Philosophen in engster Verbindung stand, hatte selbst dem Voltaire diesen Rat erteilt und zugleich angegeben, wie er leicht auszuführen wäre. „Sind einmal die Klöster, diese Asyle des Fanatismus (der Religion) zerstört“, schrieb er ihm, „dann erkaltet nach und nach der religiöse Eifer beim Volke, und man darf sich mit Erfolg an die übrigen Geistlichen und selbst an die Bischöfe machen; diese sind nach dem Falle der Ordensleute nur kleine Buben, mit welchen die Monarchen nach Gefallen umspringen können.“ Das Mittel, dahin zu gelangen, sei, den Regierungen vorzustellen, wie die Aufhebung der reichen Klöster, Stifter und Abteien das einzige Mittel wäre, die übergroßen Staatsschulden zu decken. „Die Lockspeise“, so fügte er bei, „welche reiche Abteien und gut fundierte Klöster darbieten, ist verführerisch.“ — Vor allem lag es den Wühlern am Herzen, den Orden der Jesuiten zu beseitigen; so lange dieser bestände, urteilten sie, wäre an das Gelingen ihres Planes nicht zu denken, schon aus dem Grunde, weil fast in allen christlichen Königreichen die Erziehung der Jugend in ihren Händen lag; denn wer für sich die Jugend hat, der hat auch die künftige Generation für sich. Daher schrieb d'Alembert an Voltaire: „Sind dieses Jahr die Jesuiten eines gewaltsamen Todes gestorben, so sehe ich im folgenden Jahre die Toleranz begründet, die Priester verheiratet, die Beichte abgeschafft und den Fanatismus zu Grunde gerichtet, ohne daß man es gewahr wird“. Ebenso schrieb Voltaire selbst (1761) an den schamlosen Helvetius: „Haben wir einmal die Jesuiten vernichtet, so haben wir alsdann mit der Infamen (der christlichen Religion) gutes und leichtes Spiel.“ *) Auf die Gesellschaft Jesu entluden sich wie ganze Wolken die giftigen Pfeile des Witzes und der Verleumdung. Außer zahllosen Schriftchen, deren Verfasser

---

*) Merkwürdig sind die Worte eines unverdächtigen Zeitgenossen, des protestantischen Geschichtschreibers Schoell (Cours d' histoire T. 44. p. 71.): „Die Umsturzmänner, welche die Zerstörung der Monarchien beabsichtigten, wollten vor allem die Macht der Kirche zu Grunde richten. Um dieses auszuführen, mußten sie dieselbe isolieren, indem sie ihr die Stütze jenes geistlichen Kriegsheeres entzogen, welches sich der Verteidigung des päpstlichen Thrones besonders gewidmet hatte, nämlich die Jesuiten. Dieses ist die wahre Ursache des Hasses, den man gegen diese Gesellschaft hegte. Daher gab auch der Haß und die Verfolgung dieses Ordens Anspruch auf das Recht, sich Philosoph zu nennen.“ Die Monarchen, die sich zur Verfolgung und Unterdrückung der Gesellschaft Jesu hergaben, waren also nur die willfährigen Werkzeuge in den Händen der Philosophen zur Zertrümmerung ihrer Throne.

reichlich bezahlt wurden, kamen die schändlichsten Gemälde und Kupferstiche in Umlauf. Dabei leisteten die Jansenisten, welche in den Jesuiten die immer schlagfertigen Gegner ihrer falschen Lehre haßten, jenen Philosophen die besten Dienste.

In Portugal, diesem echt katholischen Lande, sollte die Verfolgung beginnen und damit den andern katholischen Reichen das Signal gegeben werden. Hier fand sich der rechte Mann zur Ausführung. Es war der Minister Carvalho, Marquis von Pombal, ein Mann, der zur Befriedigung seiner Herrschsucht und Rachgier vor keinem, auch noch so großem Verbrechen zurückschreckte, der das portugiesische Volk in den größten Jammer stürzte, während dessen Schreckensherrschaft mehr als 9000 schuldlose Menschen, darunter die ansehnlichsten Familien, meist durch grausame Haft ihr Leben einbüßten, kurz ein Mann, dem alle Mittel gut waren zur Erreichung seines Zweckes. Schon war es ihm gelungen, als 1750 Portugal einige spanische Besitzungen in Paraguay durch Tausch erwarb, die dortigen Jesuiten mit barbarischer Grausamkeit von ihren teuern Indianern wegzureißen. Bald fand er Gelegenheit, sie aus ganz Portugal und allen portugiesischen Besitzungen zu vertreiben. Als 1758 auf den schwachen König Joseph Manuel ein Mordanfall gemacht wurde, beschuldigte Pombal die Jesuiten trotz ihrer weltkundigen Unbescholtenheit der Teilnahme, ließ alle ihre Häuser mit Soldaten umstellen und aufs genaueste untersuchen, konnte aber durchaus nichts Verdächtiges finden. Nichts desto weniger wurde das Verdammungsurteil gegen sie ausgesprochen: man erklärte die Mitglieder für Rebellen, Verräter und Feinde des Königs, verwies sie des Landes und verbot allen Unterthanen bei Todesstrafe, sie aufzunehmen. Die Vollstreckung des Urteils geschah mit unmenschlicher Härte. Wie schwere Verbrecher wurden die Mitglieder von Kerker zu Kerker geschleppt, dann auf Schiffe gepackt und an den Küsten des Kirchenstaates hilflos ausgesetzt; 124 behielt man in grausenhaften, unterirdischen Gefängnissen zurück. Um durch ein schauerliches Schauspiel vor den Augen des Volkes seine Maßregeln zu rechtfertigen, ließ Pombal den 72jährigen P. Malagrida, der 30 Jahre lang als wunderthätiger Apostel unter den Wilden Amerikas gewirkt hatte und bei hoch und niedrig im größten Ansehen stand, nach dreijähriger schrecklicher Kerkerhaft dem Gerichtshofe der Inquisition übergeben. Präsident dieses Gerichtshofes war damals der gleichgesinnte Bruder Pombals und seine Mitglieder Pombals Kreaturen. Auf Grund zweier Schriften hin, welche der ehrwürdige Greis im Gefängnisse abgefaßt haben soll, von denen aber die Welt niemals etwas gesehen, ward derselbe als Ketzer und Gotteslästerer zum schmachvollsten Tode verurteilt. Er wurde (1761) gehängt, sein Leichnam verbrannt und die Asche in den Tajo geworfen.

Von diesem Urteil wider den berühmten Missionär, den selbst die Engländer den „Apostel von Brasilien" nannten, sagt sogar Voltaire: „Das Übermaß von Lächerlichkeit und Unsinn sei darin mit jenem des Schrecklichen vereinigt worden." — Auch in Frankreich wurde ein Mordversuch auf den König gegen die Jesuiten ausgebeutet. Am 5. Januar 1757 verübte Robert Franz Damiens diese Schandthat. Derselbe hatte früher bei den Jesuiten gedient, und trotz aller Gegenversicherungen des Mörders genügte das, um den Orden in übeln Ruf zu bringen. Da jedoch alle Anschuldigungen und Verleumdungen nicht hinreichten, die Glieder des Ordens als strafbar hinzustellen, so nahm man zu einem andern Mittel die Zuflucht.*) In Portugal hatte man die Heiligkeit der Ordensregel anerkannt, aber die Glieder als verbrecherisch dargestellt; in Frankreich nun, wo das Ansehen des hl. Stuhles schon tief untergraben war, geschah das Umgekehrte. Das Parlament scheute sich nicht, zu erklären, das Institut, welches die Kirchenversammlung von Trient und eine Reihe von Päpsten gutgeheißen hatten, sei gottlos und billige alle Verbrechen; 1761 verordnete dasselbe die Schließung der Kollegien und verbot die Aufnahme von Novizen. Vergeblich verteidigte eine zahlreiche Versammlung französischer Bischöfe die Jesuiten; vergebens bemühte sich der ausgezeichnete Papst Klemens XIII. (1758—1769) aus allen Kräften, den Sturm, der unheildrohend heraufzog, zu beschwören, stellte dem Könige vor, „daß nur die Feinde der Religion es auf die Vernichtung dieses Ordens abgesehen hätten, weil sie solche als notwendig für das Gelingen ihrer Verschwörung erachteten", und erklärte die Dekrete der französischen Parlamente in einem Konsistorium für nichtig. Die zahlreichen und gediegenen Verteidigungsschriften wurden verboten und verbrannt. 4000 Jesuiten, die ihrem Institute nicht abschwören wollten, wurden 1764 mit rücksichtsloser Härte des Landes verwiesen, ihre Güter eingezogen und teilweise verschleudert, an einigen Orten die Kirchen sogar geplündert und entweiht. Gegenüber dem ungerechten Verfahren der französischen Regierung besaß Klemens XIII. den Mut, 1765 durch eine eigene Bulle das Institut der Gesellschaft Jesu noch einmal feierlich zu bestätigen und zu erklären, „daß es im höchsten Grade sowohl in seinem Zwecke als in seinen Mitteln Frömmigkeit und Heiligkeit atme".

Die neue päpstliche Bestätigung hielt den spanischen Minister d' Aranda nicht ab, auch in Spanien die Vertreibung der Jesuiten durchzusetzen. Den Grundsätzen der französischen Freidenker huldigend,

---

*) Wie wenig die Verleumdung Glauben fand, zeigen die Worte Voltaires in seinem Schreiben an Damilaville: „Ich würde die ganze Welt zum Vorteile der Jesuiten gegen mich aufbringen, wollte ich sie eines Verbrechens anklagen, in Ansehung dessen ganz Europa und Damiens selbst sie gerechtfertigt hat."

trug er kein Bedenken, durch die schändlichsten Umtriebe, namentlich durch unterschobene Briefe den König Karl III., der persönlich den Jesuiten geneigt war, aufs äußerste gegen sie zu erbittern. Mit königlicher Vollmacht ließ er im Jahre 1767 zur nächtlichen Zeit 6000 Jesuiten ergreifen und auf die in Bereitschaft stehenden Schiffe packen, wo sie die härtesten Entbehrungen und Leiden erduldeten, bis sie endlich auf der Insel Korsika gastliche Aufnahme erhielten. Unter Todesstrafe sollte fortan kein Jesuit den spanischen Boden mehr betreten. Zu gleicher Zeit und mit derselben Grausamkeit wurden die Väter des Ordens unter dem herzzerreißenden Jammer der dortigen Christen aus den spanischen Besitzungen Amerikas hinweggeführt und ihren Leidensbrüdern nachgesendet. Neapel und Parma folgten bald mit ähnlicher Härte diesem Beispiele. — Die Feinde der Jesuiten glaubten aber, sich ihres Sieges nicht vollkommen freuen zu dürfen, wenn sie nicht vom Papste selbst die förmliche Aufhebung des Ordens erhielten. Sie fühlten wohl die Ungereimtheit eines solchen Ansinnens an den Vater der ganzen Christenheit. D' Alembert selbst schrieb an den König von Preußen: „Es ist possierlich, einem Papste den Vorschlag zu machen, diese wackere Miliz zu vernichten; es ist dies der Vertrag der Wölfe mit den Schafen, wovon die erste Bedingung war, daß sie ihre Hunde von sich entfernten." Dennoch drängten die bourbonischen Höfe immer heftiger in den Papst Klemens XIV., der auf Klemens XIII. gefolgt war, sie drohten sogar mit Schisma, bis derselbe ihren ungestümen Forderungen nachgab und am 21. Juli 1773 durch ein Breve die Gesellschaft Jesu aufhob „zur Erhaltung des allgemeinen Friedens". Mit einem musterhaften Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche unterwarf sich der Orden, der damals mehr als 22000 Mitglieder zählte, dem Urteile seiner Vernichtung. Der letzte Ordensgeneral Laurentius Ricci starb 1775 im Gefängnisse der Engelsburg unter feierlicher Beteuerung seiner und seines Ordens Unschuld; sein Leichnam wurde auf Befehl des Papstes Pius VI. (1775—1799) mit außerordentlicher Pracht zur Erde bestattet.

Mit dem Orden der Jesuiten war eine „starke Vormauer aller Autoritäten", wie der protestantische Geschichtschreiber Johannes von Müller ihn nannte, gesunken; um so leichter konnte nun der Plan des höllischen Bundes durchgesetzt werden, den frommen König Ludwig XVI. zu entthronen, die Souverainität (Oberhoheit) des Volkes zu proklamieren und mittels des Volkes den unumschränkten Besitz der höchsten Gewalt sich anzumaßen. Dazu hatte man schon längst, im Widerspruche mit der apostolischen Lehre, daß alle Gewalt von Gott komme, dem Volke weis gemacht, daß von ihm allein jegliche Gewalt ausgehe. Nun wurde die Unzufriedenheit des Volkes mit der schlechten Regierung, den hohen Abgaben, der

erdrückenden Staatsschuld rastlos geschürt. Im Jahre 1789 war die allgemeine Gärung bereits soweit gediehen, daß der König eine allgemeine Ständeversammlung des Reiches nach Versailles zusammenberufen mußte, die aus 300 Mitgliedern des Adels, 300 des Klerus und 600 des dritten oder Bürger-Standes zusammengesetzt war. Der dritte Stand maßte sich der Regierung gegenüber immer mehr Rechte an, erklärte sich als Nationalversammlung, und auf den Befehl des Königs, sich aufzulösen, erwiderte er dessen Abgesandten: „Gehen Sie und sagen Sie ihrem Herrn, daß wir nur durch die Gewalt des Volkes hier sind, und daß wir nur durch die Gewalt der Bajonnette auseinandergetrieben werden können.“ In ihren Augen galt der König nur mehr für einen Bevollmächtigten des Volkes, einen öffentlichen Beamten, beauftragt, den souverainen Willen der Nation zu vollstrecken. Anfangs Oktober zog ein wütender Pöbelhaufe aus Paris nach Versailles, besetzte das königliche Schloß, tötete viele Gardisten, drang tobend und lärmend in die innersten Gemächer und nötigte die königliche Familie, gleich Gefangenen in die Hauptstadt zu ziehen. Nun war der Ausbruch der Revolution entschieden. Ludwig sah sich außer stande, den furchtbaren Sturm zu beschwören.

Schon warf man lüsterne Blicke auf das reiche Kirchengut, das der Pariser Klub der sogenannten Jakobiner höhnisch den Brautschatz der Revolution nannte. Vergebens erbot sich die Geistlichkeit edelmütig zu den härtesten Opfern und selbst zur Einschmelzung kostbarer Kirchengefäße. Unter dem Beistande eines Räuberhaufens, der allen Bischöfen und Priestern mit Aufhängen am nächsten besten Laternenpfahle drohte, wurden im November alle Kirchengüter für Nationaleigentum erklärt. Im Juli des folgenden Jahres wurde die ganze Verfassung der französischen Kirche durch eigenmächtigen Beschluß der National- oder sogenannten konstituierenden Versammlung, ohne alle Beteiligung der kirchlichen Autorität, umgestoßen; die 135 Bistümer wurden auf 83 herabgesetzt, die Domkapitel aufgehoben, alle übrigen Kanonikate und Beneficien eingezogen. Die Bestätigung der Bischöfe durch den Papst sollte aufhören, die Bischöfe und Pfarrer sollten von den Wahlversammlungen der Departements, in denen sich auch Calvinisten und Juden befanden, ernannt werden. Das hieß die bürgerliche Konstitution des Klerus, auf welche derselbe schwören sollte. Die nicht schwuren, durften keine geistlichen Funktionen mehr ausüben, und wenn sie dieselben fortsetzten, sollten sie als Störer der öffentlichen Ruhe verfolgt werden. — Nun erwies sich aber, daß die französische Geistlichkeit keine Schar feiler Mietlinge war. Trotz des Mordgeschreies der besoldeten Pöbelhaufen ver-

weigerten fast alle den gottlosen Eid: 125 Bischöfe und über 50,000 Priester besaßen den Mut, sich jeder Gefahr preiszugeben. Ungeachtet dieses Widerstandes schritt man zur Wahl neuer, sogenannter konstitutioneller Bischöfe; ein abtrünniger Bischof, deren es nur vier gab, weihte die vorgeschlagenen und diese die anderen. Papst Pius VI. verwarf die bürgerliche Konstitution und erklärte die Wahl und Einsetzung der neuen Bischöfe für ungiltig. Dafür entrissen ihm die Aufrührer seine französischen Besitzungen Avignon und Venaissin. — Gegen die treuen Priester verfuhr man immer schärfer. Den 26. August 1792 sprach die gesetzgebende Versammlung, welche unterdessen an die Stelle der konstituierenden getreten war, das Verbannungsurteil aus. Dem Pariser Gemeinderat jedoch, welcher damals den größten Einfluß besaß, schien dieses Urteil zu mild, und er verwandelte es in die Todesstrafe. Der schreckliche Danton übernahm die Ausführung. In den Septembertagen ward in Paris unter der Geistlichkeit eine schreckliche Metzelei angerichtet; es fielen 300 Priester, 1 Erzbischof und 2 Bischöfe. Als in der Abtei von St. Germain das Zeichen zur Metzelei gegeben wurde und einige zurückschauderten, schrie einer der besoldeten Meuchelmörder des Gemeinderates ihnen zu: „Ihr fürchtet euch vor Blut? Ihr müßt euch daran gewöhnen." Ähnlich erging es in andern Städten, welche der Pariser Gemeinderat aus blutdürstigem Priesterhasse einlud und antrieb, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Im Februar 1793 erneuerte sich die Verfolgung. Hunderte von treuen Priestern wurden zur Deportation nach Cayenne oder nach Afrika verurteilt, in feuchte Kerker geworfen, zu Zwangsarbeiten verwendet und von allem entblößt auf enge Schiffe gebracht. In zwei Fahrzeugen auf der Rede von Rochefort starben in kurzer Zeit gegen 400 dieser Helden. Solches Wüten nannte man: „Das Blut einiger Verräter vergießen."*)

---

*) Unbeschreiblich ist, zu welchen Greuelscenen der Priesterhaß die Kannibalen verleitete. Unter den zu Rheims grausam ermordeten Priestern war auch der tugendhafte Greis Alexandre, Dechant der Kathedralkirche. Er wurde an langsamem Feuer, wodurch seine Qualen über eine Stunde dauerten, lebendig verbrannt. Zuvor hatte er erst die grausame Verbrennung seines Kollegen, des Abbé Romain, mit ansehen müssen. Während er selbst verbrannt wurde, rissen ihn die Ungeheuer wieder vom Scheiterhaufen, um sich an seinen Schmerzen und Zuckungen zu weiden. Ja, man trieb die Barbarei so weit, daß man Alexandres Neffen zwang, zu dem Märtyrertode seines Oheims das Holz herbeizuschaffen. — Zu den in Lyon hingeschlachteten Priestern gehörte der Abbé Regni, der sowohl wegen seiner Tugend als wegen seiner großen Wohlthätigkeit allgemein verehrt war. Diesem hieb der aufgehetzte Pöbel die Finger ab, riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe, schlug ihm darauf den Kopf ab und bot seine zerstückelten Glieder den Vorübergehenden dar, um sie als Reliquien aufzubewahren.

c) Die christliche Zeitrechnung wurde aufgehoben, die Feier der Sonn- und Festtage abgeschafft, die Kirchen entweiht und verwüstet. Alles, was ans Christentum erinnerte, wurde vernichtet. Der Tollsinn der Menschen ging endlich so weit, die Vernunft als Gottheit auszurufen, ein Schandweib als Sinnbild derselben auf einem Triumphwagen in die Hauptkirche zu führen, dort auf den Hochaltar an die Stelle des Gekreuzigten zu setzen und ihr zu Ehren Lieder zu singen.

Nach dem Plane der Philosophen sollte ganz Frankreich entchristlicht werden, und damit noch nicht zufrieden, strebten sie nach dem, was bereits der lasterhafte La Mettrie als sein Glaubensbekenntnis in die Worte zusammengefaßt hatte: „Die Welt kann nicht eher glücklich werden, als bis sie gottesleugnerisch geworden ist.“ Um welchen Preis sie jenes Ziel erreichen wollten, geht hinlänglich aus ihrem schauerlichen Entschluß hervor, nicht eher zu ruhen, als bis sie „mit den Eingeweiden des letzten Priesters den letzten König erdrosselt hätten.“ Frisch machten sich die Helden der Aufklärung an das Werk, jede Spur des Christentums zu vertilgen. Weil der alte Kalender tief im christlichen Bewußtsein wurzelte und die gnadenreiche Geburt unseres Herrn und Heilandes zum Ausgangspunkte nimmt, so ward er durch einen neuen republikanischen verdrängt, dessen Zeitrechnung mit dem 22. Sept. 1792 als dem ersten Jahre des neuen Heiles begann. Die Feier der Sonn- und Festtage wurde förmlich verboten, und es galt als Verbrechen, sich an diesen Tagen besser zu kleiden. Statt des siebenten sollte jedesmal der zehnte Tag der gebotene Ruhetag sein. Mit rasendem Vandalismus wurden zahllose Kirchen niedergerissen, verbrannt oder in Theater, Fabriken und Ställe verwandelt. Die herrliche Kirche der hl. Genoveva in Paris wurde in ein heidnisches Pantheon verwandelt mit der Überschrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Hierhin wurden die zeitlichen Überreste Voltaire's mit feierlichem Gepränge übertragen; hier fanden auch der scheußliche Marat und andere Revolutionshelden einen Ehrenplatz. Endlich wurden alle Kirchen, selbst die der konstitutionellen Geistlichen geschlossen, jede Art von christlichem Gottesdienste strenge verpönt und durch öffentliches Dekret der Götzendienst der Vernunft eingeführt, deren Priesterinnen und Göttinnen feile Dirnen waren. Am 10. November 1793 wurde die Notre-Dame-Kirche zu Paris auf die gräßlichste Weise entweiht. Eine schamlose Opernsängerin in himmelblauem Mantel, mit phrygischer Mütze geschmückt, halb nackt — das Sinnbild der Vernunftgöttin — wurde auf einem Tragsessel in jenes ehrwürdige Heiligtum geführt

und dort, umgeben von den philosophischen Gesetzgebern, auf dem Hochaltar niedergesetzt, unter den Füßen ein Kruzifix. Man beräucherte sie mit Weihrauch und ließ Hymnen und schändliche Lieder erschallen; wilde Tänze und abscheuliche Ausschweifungen, an der heiligen Stätte begangen, krönten die Huldigungsfeier der neuen Gottheit. Buchstäblich war die Weissagung Beauregard's (S. 475) erfüllt. Diese entsetzliche Gottlosigkeit wiederholte sich nicht bloß in Paris, sondern auch in vielen andern Städten Frankreichs. Zu allem diesem ward an vielen Orten noch gräßlicher Hohn mit dem Heiligen getrieben. Hier erschienen 500 Dirnen mit priesterlichem Gewande bekleidet; dort zog ein Esel, die Bischofsmütze auf dem Haupte, den Vespermantel auf dem Rücken, viele goldene und silberne Kirchengefäße auf einer Schleife. Nicht nur trat man in höllischer Wut das Kruzifix mit Füßen; man raubte auch konsekrierte Hostien und warf sie — zur ewigen Schmach des undankbaren Menschengeschlechtes — unreinen Tieren vor. Offen leugnete man das Dasein Gottes und forderte frech seine Rache heraus. Über den Gottesäckern las man die Inschrift: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf." — Damals reichte es hin, ein Wort der Verehrung gegen das Christentum zu äußern, über einem christlichen Zeichen, etwa einem Heiligenbild, Kruzifix oder Rosenkranz ertappt zu werden, um sofort dem Tode zu verfallen. Nur mit größter Lebensgefahr konnten daher die treuen Priester, die hochherzig genug waren, bei ihren Schäflein zu bleiben, den Sterbenden die heiligen Sakramente spenden; und damit sie dem Späherauge, das alle ihre Schritte überwachte, nicht entgingen, ward jede Verkleidung unter Todesstrafe verboten. Während öffentliche Buhldirnen vom Staate Unterstützung erhielten, wurden Gott geweihte Jungfrauen unmenschlich mißhandelt, manche dem Hungertode preisgegeben, andere scharenweise dem Blutgerichte überliefert.

Auf schauerliche Weise sah man jetzt erfüllt, was die ungläubigen Philosophen längst geschworen und mit höllischer Bosheit angestrebt hatten: die Gottlosigkeit war auf den Altar erhoben, an dessen Stufen die Menschheit ihre tiefste Entwürdigung feierte, das Heilige geschändet, das Christentum geächtet, die Ausübung der Religion als todeswürdiges Verbrechen bestraft, das Laster triumphierte. Dieser glühende Haß gegen alles Heilige, welcher die Revolutionsmänner beseelte, diese satanische Wut, jegliche Spur des Christentums zu vertilgen, ist wohl geeignet, jedermann zu überzeugen, daß die französische Staatsumwälzung das Werk jener gottlosen Freigeister war, welche unter dem Losungsworte „écrasez l'infame!" sich zur Ausrottung der christlichen Religion verschworen hatten. Niemand kannte sie besser als La Harpe, der vor seiner Bekehrung zu dieser Partei gehörte und

Voltaire's Schoßkind war; derselbe schleudert ihnen mit Entrüstung die Worte ins Gesicht: „Ja, ihr Philosophen, die ihr euch rühmt, Beglücker der Menschheit zu sein, ihr habt den Wüterichen das Schwert und die Brandfackel in die Hand gegeben und alle Schranken niedergeworfen, die sie in ihrer Raserei hätten zurückhalten können. Vor welchem Gerichtshofe dürfet ihr Lossprechung erwarten?" „Ihr unsinnigen Philosophen", ruft ein anderer Zeitgenosse*) ihnen zu, „die ihr diese glorreiche Revolution vorbereitet habt und mit den Fortschritten der Vernunft und Aufklärung prahlet, geht aus euern Gräbern hervor und tretet unter die Ruinen und Leichenhaufen und erkläret uns, wie in diesem so gepriesenen Jahrhunderte es möglich gewesen, daß dreißig Tyrannen, die das Morden befahlen, dreimalhunderttausend Henkersknechte haben finden können, um ihre Befehle zu vollziehen? — Eure Schriften sind in ihren Taschen, eure Grundsätze sind auf ihren Lippen, Stellen aus euren Werken glänzen in ihren Berichten auf der Tribüne! Im Namen der Tugend haben sie die größten Räubereien begangen; im Namen der Menschlichkeit haben sie zwei Millionen Menschen hingerichtet; im Namen der Freiheit haben sie hunderttausend Gefängnisse errichtet."**)

d) Mit der Religion war auch Ordnung, Wohlfahrt und öffentliche Sicherheit dahin; selbst der Thron war umgestürzt und zertrümmert. Der fromme und wohlwollende, aber nur zu gutmütige König Ludwig XVI. wurde enthauptet (J. 1793), nach ihm seine Gemahlin und seine Schwester. Zwei Jahre hindurch war Frankreich der Schauplatz der furchtbarsten Greuelthaten, von denen die Geschichte kaum ein Beispiel mehr aufzuweisen hat. In Strömen floß das Blut. Weder Alter noch Geschlecht schützte gegen die Wut der Unmenschen. In der Vendée wurden 500 Kinder, von denen das älteste 14 Jahre zählte, haufenweise erschossen, weil ihre Väter Gott und dem Könige treu blieben. Die Gesamtzahl der in dieser Schreckenszeit Ermordeten wird von einigen auf zwei Millionen angegeben. Und dieses alles geschah unter dem Vorwande, das Wohl der Menschheit zu befördern. Aufklärung war das Losungswort, als man

---

*) Richer-Serisi, Verfasser des Accusateur public.

**) Wer noch glaubt, daß die hohen Steuern, die Staatsschulden oder die Bedrückung des Volkes und dgl. den Greuel der französischen Revolution hervorgerufen habe, der lese den „Triumph der Philosophie" von dem protest. Oberhofprediger Stark, besonders 2. T. XVI., und Barruel, „Histoire du Jacobinisme". Jenes war bloß Veranlassung, der Funke, welcher die von den Philosophen schon längst angelegte Mine zur Explosion brachte.

die Religion abschaffte, Freiheit und Gleichheit, als man mordete. Endlich zitterten die blutgierigen Gewalthaber für ihr eigenes Leben; um der völligen Gesetzlosigkeit zu steuern, ließen sie feierlich verkündigen, die Nation solle wieder an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glauben.

Schon im Jahre 1790 erschien der öffentliche Zustand Frankreichs so trostlos, die Umtriebe der Klubs, besonders der Jakobiner, nahmen so sehr überhand, daß Tausende dem Vaterlande den Rücken kehrten und ihr Heil in der Fremde suchten. Auch der König, der nur mehr einen Schatten seiner Macht besaß, machte mit seiner Familie am 20. Juni 1791 einen Fluchtversuch über die Grenze, wurde aber aufgefangen, nach Paris zurückgeführt und strenge bewacht. Drohende Stimmen über Absetzung des Königs ließen sich bald vernehmen, und als Ludwig sich standhaft weigerte, das Dekret zu unterzeichnen, welches über alle treuen Priester die Verbannung verhängte, stieg die Erbitterung aufs höchste.. Am 10. August 1792 erstürmten nach schrecklichem Gemetzel bewaffnete Haufen das königliche Schloß; vier Tage darauf wurde die königliche Familie in den Tempelturm, ein turmähnliches Schloß der ehemaligen Tempelritter, eingesperrt, auf das strengste bewacht und rücksichtslos behandelt. — Noch war aber das Maß der Greuel nicht voll. So lange der König unter den Lebenden weilte, konnte der bewegliche Volkswille noch zu seinen Gunsten umschlagen. Um sich seiner zu entledigen, ward er als Hochverräter gegen Frankreich und die Nation auf Leben und Tod angeklagt und nach kurzem Prozeß verurteilt. Hatte er sich für die Bändigung der Revolution zu schwach gezeigt, so bewährte er sich im Leiden als christlicher Held. Voll Ergebung in den göttlichen Willen verfaßte er sein Testament, worin er seinen katholischen Glauben und seine Unschuld hoch und teuer bezeugt, seinen Todfeinden Verzeihung giebt und sich der Barmherzigkeit Gottes anempfiehlt. Herzerschütternd war der Abschied von seiner Familie. Doch blieb der König gefaßt und sprach, da der gefühllose Santerre, Kommandant der Pariser Nationalgarde, ihn abholte, mit fester Stimme: „Laßt uns gehen“. Noch denselben Morgen hatte er aus der Hand seines Beichtvaters, der ihm aus besonderer Gnade war bewilligt worden, die heilige Kommunion empfangen. 40 000 Mann standen unter Gewehr und bildeten eine doppelte Reihe, durch die der König fuhr. Es herrschte Todesstille bei der unermeßlichen Volksschar; ein kalter Schauer schien alle zu durchrieseln. An der Blutbühne angelangt, stieg Ludwig mit festem Schritte ihre Stufen hinan. Seine letzten Worte waren: „Franzosen! ich sterbe unschuldig — ich verzeihe

meinen Feinden — ich wünsche, daß mein Tod . . ." Da wirbelten auf Santerres Befehl die Trommeln. Drei Schergen banden den unglücklichen König auf ein Brett, schoben ihn unter das Mordbeil und in einigen Augenblicken war das Schreckliche geschehen. Der mutvolle Priester, der ihm treu beigestanden, rief ihm noch im letzten Augenblick die ermutigenden Worte zu: „Sohn des hl. Ludwig, steige zum Himmel auf!" Der Tag seines Todes (21. Jan. 1793) gehörte fortan zu den öffentlichen Festen. — In demselben Jahre, wo der fromme, seinem Volke so treu ergebene König als Hochverräter von Henkershand hingerichtet wurde, fiel auch, von rächendem Dolche getroffen, sein grimmiger Feind Marat, ein Scheusal der Menschheit, der in seinem Journal „der Volksfreund" den Pariser Pöbel aufgefordert hatte, noch 270,000 Köpfe abzuschlagen; ihm wurde als Märtyrer der Freiheit ein Altar errichtet, *) sein Herz in die kostbarste Urne geschlossen, die man unter den königlichen Gerätschaften antraf und seine Asche in dem Pantheon beigesetzt. So weit ging der Wahnsinn der Menschen!

Frankreich war jetzt eine Republik. Mit königlichem Blute war sie eingeweiht worden, welches Leben sollte ihr noch heilig sein? Am 16. Oktober des verhängnisvollen Jahres 1793 wurde die Königin Maria Antoinette, die würdige Tochter der großen Kaiserin Maria Teresia, auf dem offenen Schinderwagen mit rückwärts gebundenen Händen durch die Straßen zum Tode geführt. Schon drei Monate zuvor hatten die Unmenschen ihr den einzigen Sohn, den jungen Kronprinzen Ludwig XVII., entrissen, um ihn einem wütenden Jakobiner als Schusterlehrling zu übergeben, der ihn auf das härteste behandelte und nach wenigen Jahren unter die Erde brachte. Auch Elisabeth, die fromme Schwester des Königs, „der Engel des Tempelgefängnisses", wurde nicht verschont. Schon lange hatte sie dem Herrn das Opfer ihres Lebens dargebracht, und mit barbarischer Grausamkeit wurde ihr dasselbe erschwert; denn erst wurden 22 Gefährten vor ihren Augen hingerichtet. Allein sicheren Schrittes und mit heiterer Miene bestieg sie das blutüberschwemmte Schafott (10. Mai 1794); bis zum letzten Atemzug hörte sie nicht auf für Frankreich und für ihre Mörder zu beten. Aber nicht nur auf die Lebenden, sondern auch auf die Toten erstreckte sich der wütende Haß gegen das Königtum: 50 Königssärge zu St. Denys wurden aufgewühlt und die Asche zerstreut. — Niemand war mehr seines Lebens sicher. Auf Betreiben des blutdürstigen Marat hatte man ein Revolutionstribunal errichtet, das jeden Verdächtigen sofort als Hochverräter

*) Vgl. Biographie univers. art. Marat.

einkerkern und vor die Gerichte stellen konnte. Gegen eine halbe Million wurde auf solche Weise gefangen gehalten. Die Gerichtsverhandlungen waren eine empörende Verhöhnung aller Gerechtigkeit. Tausende starben vor Gram und Elend im Kerker, Hunderttausende auf der Blutbühne. In Paris war die Guillotine fast unaufhörlich thätig. Täglich sah man eine Anzahl langer Karren die Unglücklichen nach dem Richtplatze führen. Es fielen gebrechliche Greise, die man auf das Schafott tragen mußte, Generale, Minister, Kaufleute, Gelehrte, Priester und Beamte aller Art. Die Revolutionsgerichte der größeren Städte eiferten dem zu Paris nach. Bewaffnete Haufen durchzogen die Provinzen, und mit ihnen wanderte die Guillotine. Die tugendhaftesten und friedfertigsten Bürger wurden unter dem Namen „Aristokraten“ hingerichtet. Den Blutmenschen schien bald die Guillotine zu langsam zu arbeiten. In Lyon und Toulon wurden die Bürger scharenweise mit Kartätschen niedergeschossen, Häuser und Gassen in die Luft gesprengt. In Nantes setzte man die Verurteilten auf Klappenschiffe und ersäufte sie in der Loire. 15 000 sollen teils in dieser Weise, teils in den greulichen Gefängnissen, in denen die Lebendigen mit den Toten zusammengeschichtet waren, umgekommen sein.

Am schrecklichsten litt die Vendée, eine Landschaft im westlichen Frankreich, wo noch fromme, patriarchalische Sitte herrschte. Die Einwohner hatten, um freie Ausübung der katholischen Religion zu erkämpfen,*) die Waffen ergriffen und durch heldenmütige Tapferkeit anfangs glänzende Siege erfochten; aber zuletzt unterlagen sie der Übermacht. Nun kannte die Wut des Siegers keine Grenzen. Das ganze Volk sollte vernichtet werden. Die Republikaner durchkreuzten das Land nach allen Richtungen, steckten die Dörfer in Brand und hieben schonungslos alle, die sie antrafen, nieder, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. Dabei fielen schauerliche Greuelscenen vor. Unter anderem hatte man 500 Kinder beiderlei Geschlechts, wovon das älteste kaum 14 Jahre zählte, vor den Thoren von Bourg-Fumelle aufgestellt, um sie zu erschießen. Da die Kugeln ihnen über die Köpfe flogen, so machten sie sich von ihren Banden los, zerstreuten sich unter ihre Mörder und umklammerten weinend und betend ihre Kniee. Ihr Antlitz, auf dem sich Unschuld und Todesangst abmalten, hätte Tiger erweicht, aber das Herz der Revolutionäre hatte für diese Unschuldigen keine Gnade, kein Erbarmen. Als einige von ihnen sich flüchteten, setzten ihnen die Reiter nach und hieben sie nieder. Ein Soldat ward beim Anblick dieser Jammerscene wahnsinnig, und sofort traf ihn der Tod; ein Offizier bat um Schonung für eine

*) Belege bei Rohrbacher, Histoire de l'église, vol. 27. p. 491.

kleine Gruppe von Kindern; dafür wurde der „Feigling“ in ihre Mitte gestellt und samt ihnen erschossen.*)

Erstarrender Schrecken war über ganz Frankreich gelagert ähnlich wie bei einer Seuche, welche ein ganzes Land überzieht und jeden Tag zahllose Opfer dahinrafft; nur waren die Menschen die Würgengel, Menschen, die unablässig sich rühmten, die „Wiederhersteller der verlornen Menschenrechte“ zu sein. Alles zitterte vor dem blutgierigen Tyrannen Robespierre, der nach und nach seine mächtigsten Nebenbuhler aus dem Wege geschafft und nun als „der große Mann der Republik“ den Gipfel der Macht erstiegen hatte. Doch ihm graute auf dieser Höhe beim Anblick der entsetzlichen Gottlosigkeit, die jede Regierung unmöglich machte. „Wenn es keinen Gott gäbe,“ sprach er in einer öffentlichen Rede, „so müßte man ihn erfinden, und wäre die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit unserer Seele nichts als leere Einbildung, nie hätte der Menschengeist etwas Schöneres als sie ersonnen.“ Er ließ daher dekretieren: „Das französische Volk anerkenne das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele.“ Zu diesem Ende sollte ein Nationalfest gefeiert werden. Am bestimmten Tage erschien Robespierre als Hoherpriester, kostbar gekleidet, Blumen und Ähren in der Hand tragend, und nach einer philosophischen Anrede an die unermeßliche Volksschar steckte er mit einer Fackel die kolossalen Bildnisse, welche die Gottesleugnung, die Selbstsucht und Zwietracht darstellten, in Brand. Dessenungeachtet opferte Robespierre seinem glühenden Ehrgeize noch zahllose Opfer. Der Terrorismus hatte den höchsten Grad erreicht. Endlich aber brach der lang verhaltene Grimm furchtbar wider ihn aus. Sein Ansehen war gebrochen, und als er sich verloren sah, schoß er sich mit einer Pistole durch den Mund, zerschmetterte aber nur seine Kinnlade. Nun ward dieser Gewaltige, der so viele andere kaltblütig in den Tod geliefert hatte, selbst auf dem Henkerkarren mit blutendem Gesicht durch die Straßen geführt. Vor dem Hause, das er bewohnt hatte, hielt der Zug, und eine Schar Weiber führte einen Tanz auf. Als sein Kopf fiel (28. Juli 1794), klatschte die Menge Beifall und stieß die gräßlichsten Verwünschungen aus. — Nun verliefen sich allmählich die Gewässer der blutigen Sündflut. Nach Robespierre's Sturz waren auch seine Anhänger gefallen, und ein Direktorium von 5 Männern erhielt die vollziehende Gewalt. Aber an eine Rückkehr zur christlichen Religion, deren Abschaffung so namenloses Elend hervorgerufen, dachte man

*) Vgl. Accusateur public, n. 12 pag. 265 bei Mérault, Les apologistes de la religion.

noch nicht. Die treuen katholischen Priester wurden sogar neuerdings mißhandelt, eingekerkert, nach Cayenne (einer höchst ungesunden französischen Besitzung in Süd-Amerika) geschleppt. Ein neuer Kult mit heidnischen Festen und Ceremonien ward geschaffen, fristete aber nur ein kümmerliches Dasein und verschwand bald unter dem Spotte des Volkes. — Im Jahre 1797 vollbrachten die französischen Heere glänzende Waffenthaten in Italien, und schon im Anfange des folgenden Jahres wurde der Kirchenstaat erobert und zu schwerer Brandschatzung verurteilt. Der kranke 81 jährige Pius VI. wurde gefangen von Rom hinweggeführt, anfänglich in italienischen Klöstern eingesperrt und dann nach Frankreich gebracht, wo er, arm und verlassen, zu Valence am 29. August 1799 selig im Herrn entschlief. Nach dem Tode Pius VI. träumten viele von einem heidnischen Rom, das auf den Trümmern der päpstlichen Herrschaft errichtet werden sollte, und protestantische Zeitungen jubelten: „die Papisten werden nun keinen Papst mehr bekommen.“ Allein die Vorsehung wachte über die Kirche; sie verlieh damals den österreichischen Waffen in Italien Sieg, und so konnten unter dem Schutze des Kaisers Franz II. sich 35 Kardinäle in Venedig versammeln und den vortrefflichen Kardinal und Bischof von Imola, Chiaramonti, zum Papste wählen (14. März 1800), der sich Pius VII. (1800--1823) nannte und bald unter allgemeinem Jubel in Rom einzog. Ihm war es beschieden, den Triumph der Kirche zu erleben; vorher sollte er aber den dornenvollen Leidensweg seines Herrn und Meisters wandeln.

e) Im Jahre 1799 riß Napoleon als erster Konsul die höchste Gewalt an sich; aber er getraute sich nicht, ein Volk ohne Religion zu regieren. Deshalb stellte er den christlichen Gottesdienst wieder her und schloß mit dem Papste (1801) einen feierlichen Vertrag ab. Doch dieser Friede war nicht von Dauer. Napoleon, vom Glücke verblendet, stellte Forderungen an das Oberhaupt der Kirche, welche dessen Zustimmung nicht erhalten konnten. Die französischen Truppen besetzten Rom, und Papst Pius VII. wurde gefangen fortgeführt (1809). Wie aber Gott schon zehn Jahre früher seine Kirche sichtbar beschützt hatte, als Pius VI. in französischer Gefangenschaft gestorben war, so entzog er ihr auch jetzt seine Gnade nicht. Napoleon wurde von den verbündeten Mächten überwunden und seiner Herrschaft entsetzt, und der Papst zog triumphierend wieder in Rom ein (1814). Ihm folgten auf dem heiligen Stuhle

Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI., Pius IX., und gegenwärtig seit dem 20. Februar 1878 Leo XIII., in der Reihe der Päpste von Petrus an der zweihundertdreiundsechzigste.

Nachdem das Direktorium einige Jahre die Zügel der Regierung geführt, die Republik aber an den Rand des Verderbens gebracht hatte, gelang es 1799 dem jugendlichen, ruhmgekrönten General Napoleon Bonaparte, die bisherige Verfassung zu sprengen und als erster Konsul an die Spitze der Nation zu treten. Er sah wohl ein, wie schwer, ja wie unmöglich es sei, ein religionsloses Volk zu regieren. Deshalb beschloß er, die katholische Religion, in welcher er geboren und erzogen war, im Umfange seiner Herrschaft wieder herzustellen. Es wurden die noch nicht verkauften Gotteshäuser zurückgegeben, die vorhandenen Priester in ihr Amt wieder eingesetzt, die Freiheit des Gottesdienstes gewährleistet. Bald wandte er sich, um die kirchlichen Angelegenheiten gründlich zu ordnen, an den heiligen Vater Pius VII., und 1801 kam ein Konkordat zu stande, nach welchem Frankreich in 10 Erzbistümer und 50 Bistümer eingeteilt wurde. Zu beklagen war jedoch, daß Napoleon ganz eigenmächtig, ohne Wissen des Papstes, dem bereits abgeschlossenen Konkordate noch mehrere Bestimmungen, die sogenannten organischen Artikel, beifügte, welche das Kirchenwesen vielfach der Willkür der Regierung preisgaben. Als Napoleon 1804 die Republik in ein erbliches Kaisertum verwandelte, lud er den Papst zu seiner Krönung nach Paris ein. Zum Besten der Religion unternahm Pius VII. die Reise und ward überall mit höchstem Jubel empfangen. Napoleon setzte aber bei der Krönungsfeier (2. Dezember 1804) sich und seiner Gemahlin die Krone selbst auf das Haupt und ließ sich vom heiligen Vater nur salben. Gleich darauf behandelte er den Papst fast wie einen Gefangenen und dieser erhielt nur mit Mühe die Erlaubnis zur Rückkehr nach Rom. In kurzer Zeit ward die Spaltung gefährlicher. — Der neue Kaiser stellte an den Papst Forderungen, auf welche dieser unmöglich eingehen konnte, unter anderem: er solle die Ehe seines Bruders Hieronymus, welche der Papst als giltig anerkannte, auflösen. Als in der Folge der Kaiser immer anmaßender und gewaltthätiger auftrat und von dem hl. Vater verlangte, er solle die Unterthanen jener Staaten, mit denen er, Napoleon, im Kriege war, aus seinem Lande vertreiben und ihnen allen, namentlich den Engländern, seine Häfen verschließen, erwiderte Pius: „Ich bin Vater der ganzen Christenheit und kann und will niemanden feindlich behandeln“. Der Kaiser suchte mit heftigen Drohungen den Papst zu schrecken; dieser aber antwortete

mutvoll: „Wenn seine Majestät sich im Besitze der Macht fühlen, so erkennen wir dagegen, daß über alle Monarchen ein Gott ist, der die Gerechtigkeit und Unschuld rächt und dem jede menschliche Gewalt unterthan ist." Nun begann die Verfolgung. Im Jahre 1808 rückte der französische General Miollis in Rom ein, bemächtigte sich aller Posten, richtete den Schlund von 8 Kanonen gegen die päpstliche Residenz (Quirinal), verübte allerlei Gewaltthaten und verbannte mehrere Kardinäle. Pius VII. wies standhaft die übermütigen Vorschläge seiner Feinde zurück, wonach er auf die weltliche Herrschaft völlig verzichten und nur auf seine geistlichen Rechte beschränkt sein sollte. Im Mai 1809 dekretierte der Kaiser von Wien aus die Einverleibung des Kirchenstaates in das französische Reich und erklärte Rom für eine kaiserliche und freie Stadt. Dem Papste blieb nun nichts anders zu thun übrig, als von seiner geistlichen Machtvollkommenheit Gebrauch zu machen; was er denn, obwohl mit schwerem Herzen, auch unerschrocken that. Die Exkommunikation wurde gegen die Verfolger der Kirche ausgesprochen und die darüber ausgefertigte Bulle an den drei Hauptkirchen angeheftet. Darauf drangen die Franzosen nächtlicher Weile in den Quirinal, ergriffen den Papst, schlossen ihn in einen Wagen und schleppten ihn mit rastloser Eile über die Alpen nach Grenoble und von da wieder zurück nach Savona im italienischen Gebiete, wo er in strengem Gewahrsame gehalten wurde.

Napoleon befand sich auf dem Gipfel seiner Macht; er hatte Königreiche errichtet und zertrümmert, seine mächtigsten Feinde auf dem europäischen Festlande waren gedemütigt, Millionen tapferer Soldaten gehorchten seinem Winke, und im Hochgefühle seiner Macht spottete er des päpstlichen Bannes: „Glaubt denn der Papst", schrieb er an den Vicekönig von Italien „daß wegen seiner Exkommunikation meinen Soldaten die Gewehre aus den Händen fallen werden?" Da der hl. Vater sich weigerte, den vom Kaiser ernannten Bischöfen die Bestätigung zu erteilen, so berief Napoleon, um in dieser Verlegenheit einen Ausweg zu treffen, im Juni 1811 ein Nationalkonzil nach Paris, welches er aber nach vergeblichen Verhandlungen wieder auflöste. Nun erging im Juni 1812 der Befehl, den Papst nach Frankreich zu bringen. Nach langer und mühsamer Fahrt, selbst während der heißesten Mittagsstunden, gelangte man in später Nacht zu dem Hospiz auf dem Mont Cenis. Hier erkrankte der Greis so gefährlich, daß er die Sterbesakramente empfing. Trotzdem wurde die Reise mit unmenschlicher Härte fortgesetzt, bis er dem Tode nahe, zu Fontainebleau ankam. — Bald kehrte Napoleon aus Rußland zurück, wo die Hand des Herrn den Stolzen furchtbar getroffen und eines der mächtigsten

und glänzendsten Kriegsheere, das je die Erde gesehen, in den Eisfeldern begraben hatte; buchstäblich waren seinen Soldaten die Gewehre aus den vor Kälte erstarrten Händen gefallen. Drohend rückten nun die verbündeten Heeresmassen heran. Mehr als je war es jetzt Napoleon darum zu thun, mit dem Papste ein Übereinkommen zu treffen; er besuchte ihn deshalb persönlich und setzte ihm auf die ungeziemendste Weise zu. Doch Napoleons Stern war am Erlöschen. Die große Völkerschlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813) hatte vollends seinen Sturz entschieden, und schon am 12. April 1814 mußte er in demselben Schlosse Fontainebleau, wo er den Papst so sehr gedemütigt hatte, seine Abdankung unterzeichnen und wurde darauf nach Elba und später nach St. Helena, einer öden Insel im fernen Ocean, abgeführt. Der schwer geprüfte Pius VII. aber zog am 24. Mai 1814 unter großer Feierlichkeit und dem Jubel seines Volkes in Rom ein. Sein Bestreben war es fortan, die schweren Wunden, welche der Kirche geschlagen waren, wieder zu heilen. Zu diesem Ende stellte er auch am 7. August 1814 die Gesellschaft Jesu wieder her. Die Geschichte Pius VII. hat auf das klarste gezeigt, daß auch die größte weltliche Macht es nicht vermag, den Stuhl des hl. Petrus umzustürzen; daß sie vielmehr sich selbst ihr Grab grabe, wenn sie Hand anlegt, um diesen erhabenen, von Gott aufgerichteten Thron niederzureißen.

6. Einwirkung der französischen Revolution auf andere Länder. Wiederaufbau auf dem Gebiete der Kirche.

Verbreitung des Unglaubens in Deutschland. — Unkirchliche Neuerungen. — Gottes Schutz über der katholischen Kirche. — Ihre Ausbreitung in fremden Weltteilen. — Neuer Aufschwung des katholischen Lebens in Europa, insbesondere in Deutschland. — Gefahren für die Kirche in der Gegenwart. — Rückblick über die Dauer der Kirche.

48 a) Durch die greuelvolle französische Revolution wollte die göttliche Vorsehung der Welt zeigen, zu welchem Elende der Abfall von Gott und vom christlichen Glauben führt. Leider wurde diese Warnung nicht allgemein beachtet; und so fand die sogenannte Aufklärung der französischen Freidenker auch in andern Ländern Eingang. Es wurden allenthalben manche altehrwürdige Einrichtungen abgeschafft, Klöster und geistliche Stifte aufgehoben, das Ansehen und der Einfluß der Kirche geschwächt, ihre Rechte geschmälert, ihre

Wohlthaten und Segnungen mißkannt und der freche Unglaube mit seinen verderblichen Grundsätzen auf die Lehrstühle erhoben.

Die Greuel der französischen Revolution waren ein göttliches Strafgericht, das wie eine gewaltige Stimme vom Himmel alle Völker der Erde ermahnte, treu an Gott, an der Religion und an der christlichen Wahrheit zu halten, deren Verleugnung eine der blühendsten Nationen der Welt in die tiefste Schmach, in das jammervollste Elend stürzte. Aber leider fand die mahnende Stimme Gottes nicht die gebührende Achtung. Anstatt die verderbliche Lehre, die in Frankreich Altar und Thron umstürzte, mit Abscheu von sich zu weisen, lieh man ihr williges Ohr und pries sie nicht selten als die heilbringende Weisheit an.

In Deutschland hatte schon vor der französischen Staatsumwälzung die glaubenslose Freidenkerei günstige Aufnahme gefunden; Luther selbst hatte ihr gegen seine Absicht einen empfänglichen Boden vorbereitet. Mit beispielloser Dreistigkeit verwarf der Reformator alle kirchliche Autorität in Erklärung der hl. Schrift und stellte das Princip der freien Forschung auf; dadurch machte er aber zugleich, vielleicht ohne es zu ahnen, die menschliche Vernunft zur Richterin der Glaubenswahrheiten. Denn bald zeigte es sich, daß jeder in der hl. Schrift nur den Sinn fand, den er nach seinem eigenen Gutdünken hineinlegte, daß jeder die Bibel nicht anders sprechen ließ, als wie er es für vernünftig fand. Was Wunder also, wenn man endlich das Recht in Anspruch nahm, auch die höchsten Religionslehren und die ganze christliche Offenbarung vor den Richterstuhl seiner Vernunft zu fordern und nach Maßgabe des menschlichen Verstandes über deren Wert das Urteil zu fällen? Wirklich kam in Deutschland der flache Rationalismus zuerst unter den protestantischen Gelehrten und an protestantischen Universitäten zum Vorschein. Protestantische Theologen scheuten sich nicht, die göttliche Eingebung der hl. Schrift zu leugnen, mehrere Bücher derselben für unecht zu erklären, alle Geheimnislehren zu verwerfen, kurz das Christentum seines ganzen übernatürlichen, göttlichen Charakters zu entkleiden und die Gottheit Christi zu leugnen. Philosophen, wie Kant und Fichte, zerstörten den christlichen Glauben in den Herzen zahlreicher Schüler. Auch die damals unter den Protestanten aufblühende deutsche Literatur trug vielfach diesen unchristlichen Charakter und verbreitete weithin das tödliche Gift des Unglaubens und der Unsittlichkeit. — Nebst diesen antichristlichen Bestrebungen von seiten der Wissenschaft trug noch manches bei, den Geist des Unglaubens zu befördern. Seit dem Jahre 1740 saß auf dem preußischen Throne

Friedrich II., der durch seine glänzenden Siege sich den Beinamen „des Großen“ erwarb. Die Lektüre der französischen Freidenker hatte ihm frühzeitig ihre Denkweise beigebracht; er schloß sich aufs engste an sie an, verkehrte mit ihnen durch häufigen Briefwechsel, berief ihre Häupter nach Berlin, unterstützte sie mit Geld und Rat und stimmte ihnen bei in Verhöhnung des Christentums. Sein Beispiel fand besonders bei vornehmen Ständen Nachahmung, so daß es auch bei uns zum guten Ton gehörte, über Kirche und Religion zu spotten. — Im Jahre 1776 wurde an der Universität zu Ingolstadt von Professor Weishaupt, einem sittenlosen Menschen, der Orden der Illuminaten (der Aufgeklärten) gestiftet. Es war dies eine förmliche, wohl organisierte Verschwörung gegen das Christentum und die auf dasselbe sich stützende weltliche Macht, die jedoch nur den Eingeweihten der höchsten Stufe bekannt wurde. „Alle Religion ist Betrug, alle Fürsten sind Usurpatoren, jeder Hausvater aber ist souverän, und die Vernunft das alleinige Gesetzbuch der Menschen“, war ihr höchster Grundsatz. Der Plan wurde zwar entdeckt und Weishaupt 1786 aus Bayern vertrieben; aber er fand in Gotha bei dem Herzog Ernst günstige Aufnahme. Sein gottloser Bund, welcher schon vorher eine sehr weite Verbreitung besonders im protestantischen Deutschland gefunden hatte, wirkte in Verbindung mit dem deutschen Freimaurerorden noch lange im geheimen fort. Seine Bestrebungen wurden besonders befördert durch die „Deutsche Bibliothek“, von Nikolai in Berlin herausgegeben, ein wahres Arsenal der Hölle, wie der Kardinal Pacca sie nannte. Dieselbe hatte sich zur Aufgabe gemacht, alles, was zur Herabsetzung und Verhöhnung des Christentums gethan und geschrieben wurde, zu beloben und zu empfehlen, hingegen alles, was nur halblaut für dasselbe gesprochen wurde, sofort als Zeichen von Wahnsinn und Dummheit zu brandmarken.

Bei dieser unchristlichen Zeitströmung wirkte auch sehr nachteilig für die katholische Kirche ein Monarch, der vor allen berufen war, ihr Beschützer zu sein. Von falschen Grundsätzen und Ansichten geleitet, unternahm Kaiser Joseph II. nach dem erfolgten Hintritte der unvergeßlichen Kaiserin Maria Teresia religiöse Neuerungen, die allen Feinden der Kirche höchst erwünscht waren. Die katholische Kirche wurde unter die vollendete Vormundschaft des Staates gestellt. Den Bischöfen wurde strengstens verboten, irgend ein Breve oder eine Bulle des Papstes bekannt zu machen, bevor sie der weltlichen Regierung vorgelegt seien; desgleichen sollten die Bischöfe vor der Veröffentlichung ihrer eigenen Erlasse oder Hirtenbriefe jederzeit erst die Erlaubnis des Staates einholen. Die Erziehung und Heranbildung der Geistlichkeit wurde den

Händen der Bischöfe entrissen, indem die bischöflichen Seminarien aufgehoben, und für mehrere Bistümer zusammen sogenannte General-Seminarien errichtet wurden, in denen antikirchliche Lehrbücher als Leitfaden des Unterrichtes dienten, und nicht selten Lehrer und Vorsteher selbst die Religion und Sittlichkeit der Jugend untergruben. Der Kaiser verfügte durch ein eigenhändiges Schreiben die Aufhebung aller geistlichen Orden, die ein beschauliches Leben führten, und beseitigte so mit einem Federstrich 700 Klöster; den noch bestehenden aber wurde die Selbständigkeit und der so notwendige Verband mit dem ganzen Orden dermaßen abgeschnitten, daß sie in sich selbst zerfallen mußten. Noch viele andere für die katholische Religion verderbliche Verfügungen wurden getroffen. Voll des tiefsten Kummers über diese unheilvollen Neuerungen, ermahnte der heilige Vater Pius VI. aufs eindringlichste den verblendeten Kaiser und unternahm sogar im Winter 1782 die beschwerliche Reise von Rom nach Wien, um denselben von seiner gefährlichen Bahn abzubringen. Seit mehr als 300 Jahren hatte kein Papst Deutschlands Boden mehr betreten; die Reise glich einem Triumphzuge, und auch der Einzug in Wien geschah mit großer Feierlichkeit. Der Erfolg jedoch war äußerst gering. Joseph II. fuhr fort, der Kirche in Österreich die schwersten Wunden zu schlagen, die nach langen Jahren noch bluteten und heute noch nicht ganz vernarbt sind. — In seinem kirchenfeindlichen Unternehmen wurde er leider von mehreren deutschen Kirchenfürsten unterstützt. Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier, hatte es in seinem berüchtigten Buche „Febronius" (1763) darauf abgesehen, die Macht des Papstes über die Bischöfe einzuschränken und dafür den weltlichen Fürsten um so mehr Einfluß auf die Kirchenregierung zu gestatten. Selbst der ungläubige Lessing mußte gestehen, daß jenes Buch nur eine unverschämte Schmeichelei auf die Fürsten sei. Im Jahre 1786 veranstalteten sogar die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und der Erzbischof von Salzburg zu Ems einen Kongreß, auf welchem Beschlüsse gefaßt wurden, die mit der Verfassung der katholischen Kirche im grellsten Widerspruche standen, die wesentlichsten Rechte des apostolischen Stuhles verletzten und bei ihrer Durchführung die Kirche in Deutschland von dem allgemeinen Oberhaupte hätten trennen müssen. Zum Glücke scheiterte jedoch dieses vermessene Unternehmen gänzlich an dem ernstlichen Widerspruch, der sich von allen Seiten dagegen erhob.

Es währte aber nicht lange, so erfuhren die deutschen Kirchenfürsten, von denen die hervorragendsten sich eben noch so übermütig gegen ihren rechtmäßigen Obern erhoben hatten, selbst eine tiefe Verdemütigung: die ganze deutsche Kirche erlitt einen furchtbaren

Schlag. Im Lüneviller Frieden (1801) hatte Deutschland große Gebiete an Frankreich abtreten müssen, und es sollten nun die weltlichen Fürsten, welche dadurch eingebüßt hatten, mit den Gütern der Kirche entschädigt werden. Durch den Regensburger Reichsdeputations-Hauptschluß (1803) wurde die schmählichste Beraubung der katholischen Kirche in Deutschland unter dem Namen „Säkularisation" in großartigem Maßstabe durchgeführt. Die drei Kur-Erzbistümer (Mainz, Trier und Köln), 20 Bistümer und eine Menge Abteien, Stifter und Klöster nebst ihren Einkünften wurden weltlichen Regenten ausgeliefert, wofür der Kirche nur ein spärlicher Ersatz geboten wurde. Der feierliche Protest des Papstes Pius VII. gegen dieses an der Kirche begangene Unrecht ward nicht beachtet. Noch empörender als die Säkularisation war die Art und Weise, wie sie in einzelnen Ländern vorgenommen wurde. Mit roher Gewalt verjagte man die Mönche aus ihren stillen Wohnungen, plünderte die Kirchen, profanierte das Heilige. Die Juden tranken einander zu aus den erstandenen Kelchen und trieben ihren Spott mit den heiligen Gewanden. Mit Willkür schaltete die weltliche Macht über die Angelegenheiten der Kirche. Das Ansehen und den Einfluß der Geistlichkeit trachtete man zu vernichten, führte in den Schulen schlechte Bücher ein, stellte laue oder unkatholische Lehrer an und förderte auf alle Weise das Emporkommen des Protestantismus.

b) Doch hat der Allmächtige nicht aufgehört, seine Kirche zu schützen und selbst durch manche unleugbare Wunder zu verherrlichen. Unter dem außerordentlichen Pontifikate Pius IX. (1846—1878) ward das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä erklärt (8. Dez. 1854), und das allgemeine Konzil im Vatikan berufen und begonnen (8. Dez. 1869). Die Einheit der katholischen Kirche erglänzte bei mehrfachen Anlässen im hellsten Lichte. Während der Felsen Petri von allen Seiten bedroht und den heftigsten Angriffen ausgesetzt ist, hat Gott eben diesen Felsen mit neuem Glanz umgeben, indem durch seinen Beistand das genannte vatikanische Konzil in der vierten feierlichen Sitzung (18. Juli 1870) die Unfehlbarkeit des apostolischen Lehrstuhles vor aller Welt für eine von Gott geoffenbarte Wahrheit erklärt hat, die jeder bei Strafe ewiger Verwerfung zu glauben habe.

Wie in Frankreich, so ist auch in Deutschland der Schutz Gottes über seiner Kirche unverkennbar. In Frankreich hatte man

die Kirche mit ungestümer Gewalt niederreißen wollen und deshalb die blutigste Revolution gegen sie heraufbeschworen. Die Revolution verschlang ihre eigenen Kinder, und die Kirche ging geläutert und verjüngt aus der Prüfung hervor. Minder gewaltthätig war in Deutschland die Verfolgung der Kirche, aber ebenso entschieden auf ihren Untergang gerichtet. Sie sollte hier allmählich untergraben, aller Stütze beraubt werden und dann von selbst zusammensinken. Schon hofften die Gegner ihr Ziel erreicht zu haben; und sieh! die katholische Kirche steht vor uns, zwar manchen äußeren Schmuckes beraubt, jedoch in frischer, unversehrter Lebenskraft; ihre Lehre ist noch heute rein und unverfälscht, wie sie dieselbe von den apostolischen Glaubensboten empfangen, und ihr Episkopat, in innigster Verbindung mit dem apostolischen Stuhl, erinnert an die schönsten Zeiten der Christenheit. Die Feinde hingegen, die sich zu ihrer Vernichtung verschworen hatten, müssen ihre eigene Niederlage eingestehen. Die früher vergötterten Genien, deren Triumph man so jubelnd ausposaunt hatte, als wäre, zufolge ihrer Forschungen im Bereiche der Natur und der Vernunft, das Christentum unhaltbar geworden, sie sind samt ihren luftigen Lehrgebäuden bereits vergessen. Und die Regierungen, welche der Kirche feindselig begegneten, sahen sich endlich genötigt, im Einvernehmen mit dem römischen Stuhl die Hand zu reichen, um die der Kirche geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Im Jahre 1817 schloß der König von Bayern, um die kirchlichen Angelegenheiten in seinem Reiche zu ordnen, ein Konkordat mit dem hl. Vater Pius VII.; mit Preußen wurde 1821, mit Hannover 1824 eine Übereinkunft getroffen; Württemberg, Baden, Kurhessen, das Großherzogtum Hessen, Nassau und Frankfurt a. M. pflogen gemeinsame Unterhandlungen mit dem hl. Stuhle, welche endlich, wiewohl erst nach Besiegung großer Hindernisse, 1827 zur Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz führten. Im nämlichen Jahre wurden auch im Königreiche Sachsen die Verhältnisse der Katholiken geordnet. Obwohl in allen diesen Konkordaten die kirchliche Freiheit der Katholiken immer noch sehr beschränkt blieb, so war doch ein bedeutender Schritt zum Bessern geschehen; der große Schaden, welchen das ganze katholische Kirchenwesen, die kirchlichen Anstalten und Seminarien, die Seelsorge und der Unterricht durch die Säkularisation erlitten hatten, war einigermaßen gut gemacht. Mit inniger Freude sahen die vielfach ihrer Oberhirten beraubten Katholiken sich wieder der treuen Obsorge eines Bischofes anvertraut, in geregelter Verbindung mit dem gemeinsamen Oberhaupte und viele ihrer dringendsten Bedürfnisse befriedigt.

Mußte man in dieser unverhofften Wendung der Dinge zum Besten der katholischen Kirche, wie sie nach so verheerenden Stürmen wieder eintrat, das gnädige Walten der Vorsehung über dieselbe mit dankbarem Herzen verehren, so gab sich dieses liebevolle Walten noch auf andere recht auffallende Weise kund. Besondere Hervorhebung verdienen hier die Wunder, welche in der jüngsten Zeit geschehen sind, wodurch der Herr aufs neue bestätigt hat, daß er huldvoll auf seine Kirche blicke und stets bei ihr bleibe. Ohne allen Gerüchten Glauben beizumessen oder dem Urteile der Kirche irgend vorgreifen zu wollen, wer möchte glauben, daß in unseren Tagen keine Wunder mehr vorkommen, und daß alle die öffentlichen Berichte, welche uns solche bestätigen, falsch und lügenhaft seien? Abgesehen von den zahlreichen Wundern, welche die Kirche in dem Heiligsprechungsprozesse mehrerer Diener Gottes als solche anerkannt, wie viele andere wurden nicht außerdem noch in den öffentlichen Blättern gemeldet, die durch unverwerfliche Zeugnisse verbürgt sind? Wie vieles vernahm man nicht durch ganz zuverlässige Mitteilung von den Wundern der hl. Philomena seit der Auffindung ihres hl. Leibes im Jahre 1802 und von denen des hl. Franziskus Xaverius bei der feierlichen Ausstellung seiner heiligen Reliquien in Goa! Wie mächtig und gnadenvoll zeigte sich nicht die jungfräuliche Gottesmutter durch viele offenkundige und Staunen erregende Wunder! Es genüge hier, an die Medaille ihrer unbefleckten Empfängnis, an die Erzbruderschaft von ihrem allerreinsten Herzen in der Kirche „Unserer Lieben Frau von den Siegen" zu Paris, an die wunderbare Bewegung der Augen an dem Gnadenbilde zu Rimini,*) an La Salette, ganz besonders aber an Lourdes**) zu erinnern: der vielen wunderbaren Gebetserhörungen an unzähligen Gnadenorten gar nicht zu gedenken. — Nur eine wunderbare Erscheinung, welche zu ihrer Zeit sehr großes Aufsehen machte, die aber jetzt bereits verschollen ist, möge hier ihren Umständen nach Erwähnung finden. Am Sonntag, den 17. Dezember 1826 ward in dem Marktflecken Migné bei Poitiers die zur Zeit des von Leo XII. ausgeschriebenen Jubiläums gehaltene Mission feierlich beschlossen. Es war abends fünf Uhr, der Himmel ganz rein und blau. Eben hatte man, wie bei dem Schlusse einer Mission dies gebräuchlich ist, ein Kreuz errichtet, und einer der beiden Missionäre

*) Ein Bericht von dieser wunderbaren Erscheinung mit dem Beglaubigungsschreiben des Bischofs von Rimini und dem Breve des hl. Vaters Pius IX., welcher das Bild mit einer goldenen Krone schmücken ließ, findet sich bei Migne, Nouvelle Encyclop. theol. t. 25. p. 806.

**) Vgl. das ausgezeichnete Werk: „Unsere liebe Frau von Lourdes." Herausgegeben von Heinrich Lasserre. Aus dem Französischen von M. Hoffmann. Freiburg, Herder. — Mehr ascetisch ist das schöne Buch: „Novene zu Unserer Lieben Frau von Lourdes." Ebendaselbst 1876.

rühmte vor etwa 3000 Zuhörern die Herrlichkeit des Kreuzes, wobei er jener Sieg verheißenden Erscheinung des Kreuzes Erwähnung that, welche dem Kaiser Konstantin dem Großen zu teil ward. Da strahlte plötzlich über dem Gottesacker, horizontal und gegen 200 Fuß über der Erde, ein gewaltiges Kreuz, ähnlich dem hellglühenden Eisen, mit sehr regelmäßigen und scharfen Umrissen, dessen Länge ungefähr 140 Fuß, Ausdehnung in die Quere 65 und in die Breite 4 Fuß betrug. Die Erscheinung währte eine halbe Stunde. Dann verschwand das Kreuz, indem es sich nicht allmählich verdunkelte und in der Finsternis der Nacht verlor, sondern vom Fuße anfangend zusehends kleiner wurde und gleichsam zerschmolz. Der Eindruck dieser Erscheinung auf die Gemüter der Zuschauer war so außerordentlich, daß sie den geistigen Umschwung der ganzen Ortschaft zur Folge hatte. Aus Dankbarkeit für die himmlische Gunstbezeugung und um deren Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen, beschlossen die Bewohner von Migné, ihre Kirche zu verlängern und ihr die Form eines Kreuzes zu geben. Nachdem der Bischof von Poitiers das wunderbare Ereignis mittelst einer Kommission, zu welcher auch der protestantische Professor der Physik gehörte, aufs genaueste geprüft hatte, berichtete er an den heiligen Vater und übersandte demselben die authentischen Urkunden. Unter dem 18. April 1827 erklärte Leo XII. durch ein Breve dieses Wunder nach eigener Ansicht für echt, bestätigte dieses Urteil einige Monate später, indem er ein eigenes Gedenkfest auf den dritten Adventssonntag einsetzte, übersandte der Kirche von Migné eine Partikel des wahren Kreuzes und verlieh den andächtigen Verehrern derselben einen Ablaß.*)

Von besonderer Bedeutung für die Hebung des kirchlichen Lebens und der Autorität des apostolischen Stuhles waren mehrere Ereignisse unter dem außerordentlich langen und thatkräftigen Pontifikate Pius IX. Im Jahre 1854 erklärte derselbe die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä feierlich als Glaubenssatz. Das neue Licht, in welchem dadurch dieser kostbare Edelstein der Ehrenkrone Mariens erglänzte, gab der Verehrung der Himmelskönigin und damit dem gesamten katholischen Leben einen frischen Aufschwung. Zugleich war dieser Akt des kirchlichen Lehramtes, der auf dem ganzen katholischen Erdkreis freudigen Wiederhall fand, eine großartige Kundgebung des Glaubens an eine übernatürliche Welt, welche die falsche Wissenschaft immer mehr aus dem Bewußtsein der Gläubigen zu tilgen suchte. — Die große und liebenswürdige Persönlichkeit dieses hochbegnadigten Papstes und

*) Ami de la religion 24. Februar 1827. Migne a. a. O. S. 336. Leiß, „Wunderbare Erscheinung eines Kreuzes zu Migné i. J. 1826".

echten Vaters der Christenheit gewann ihm um so mehr die Herzen seiner Kinder, je mehr seine Feinde ihn verfolgten und bedrängten. So kam es, daß bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums 1869, seines fünfundzwanzigjährigen Papstjubiläums 1871 und endlich seines fünfzigjährigen Bischofsjubiläums 1877 sich eine stets wachsende Begeisterung für ihn kundgab, und die Einheit der katholischen Kirche im hellsten Lichte erglänzte. Das wichtigste Ereignis dieses glorreichen Pontifikates war die Zusammenberufung des vatikanischen Konzils. Seit dreihundert Jahren hatte kein solches mehr stattgefunden; um so größer war nun das Interesse, welches Freund und Feind bei dessen Ankündigung und während seines Verlaufes bekundete. Dasselbe wurde eröffnet am 8. Dezember 1869, am Feste und unter dem Schutze der unbefleckt empfangenen Gottesmutter. Zahlreicher als je zuvor waren die Nachfolger der Apostel von allen Teilen der Welt herbeigeeilt, um mit dem Nachfolger Petri unter Leitung des hl. Geistes über das Wohl der Kirche zu beraten. Mit Recht konnte Pius IX. in seiner feierlichen Eröffnungsrede sagen: „Wie vielleicht niemals ein feindseligerer Krieg gegen Christi Reich entbrannt ist, so ist auch keine Zeit gewesen, in der die Einheit der Priester des Herrn mit dem höchsten Hirten seiner Herde mehr erforderlich gewesen wäre, jene Einheit, von der eine so wunderbare Kraft in die Kirche überströmt. Diese Einheit besteht durch besondere Gnade der göttlichen Vorsehung und dank eurer Tugend wahrlich so fest, daß sie ein Schauspiel geworden ist und, wie Wir hoffen, noch mehr und mehr werden wird für die Welt, die Engel und die Menschen". Daß diese Hoffnung keine eitle war, bestätigte der Ausgang; denn trotz der Meinungsverschiedenheit, welche bei den Beratungen betreffs einzelner Punkte hervortrat, waren doch alle ohne Ausnahme einig in demselben Glauben, in derselben Liebe, in demselben Eifer für das Wohl der Kirche und der Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl, einig endlich in der vollkommenen Unterwerfung unter die vom Konzil gefaßten Beschlüsse. Demselben war es leider nicht vergönnt, all die großen und vielseitigen Aufgaben zu erledigen, derentwegen es zusammenberufen worden. Politische Unruhen nötigten den Papst, dasselbe durch eine Bulle vom 20. Oktober 1870 „bis zu einer günstigern und passendern Zeit" zu vertagen. Doch waren die Arbeiten der Konzilsväter keineswegs fruchtlos geblieben. Durch die dogmatische Bestimmung über den katholischen Glauben vom 24. April 1870 wurde die Lehre der Kirche gegenüber den falschen Grundsätzen einer ungläubigen Wissenschaft so klar als möglich dargelegt und die entgegengesetzten Irrtümer über Gott, die göttliche Offenbarung, den

Glauben und dessen Verhältnis zur menschlichen Vernunft im einzelnen verdammt und mit dem Anathem belegt. Eine zweite dogmatische Bestimmung vom 18. Juli 1870 erklärte die katholische Lehre über die kirchliche Regierungsgewalt des Papstes und schloß mit der feierlichen Verkündigung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Dieses Dogma war schon längere Zeit hindurch ein Gegenstand des Angriffes von seiten einer unkirchlichen Presse gewesen und wurde ein Stein des Anstoßes für eine kleine Anzahl glaubensschwacher Katholiken, die von der Einheit der Kirche abfielen, um unter dem Namen von „Altkatholiken" eine neue Sekte zu bilden. Allein der Baum der Kirche ward nur um so kräftiger und lebensfrischer, nachdem der Sturm diese dürren Zweige abgerissen.

c) Eines der größten Wunder ist die fortwährende Ausbreitung unserer Kirche in allen Weltteilen, so mächtige und zahlreiche Hindernisse sich ihr auch überall entgegenstellten. Besonders erfreulich ist dieselbe in Nordamerika. Hier in den Vereinigten Staaten allein haben sich binnen einem Jahrhunderte 12 katholische Erzbistümer, 54 Bistümer, 8 apostolische Vikariate mit Seminarien, Klöstern, Kollegien und andern frommen Anstalten gebildet. Bei einigen Völkern Asiens ist das Blut von Märtyrern der Same neuer Christen geworden. In England mehren sich zusehends die katholischen Gotteshäuser und Klöster, und immer mehr gewinnt die katholische Kirche dort an Ansehen.

Wir sprachen oben von Wundern, wodurch Gott auch in der Gegenwart seine Kirche verherrlicht habe. Eines der großartigsten Wunder ist aber die Ausbreitung der katholischen Kirche trotz der vielfachen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden, trotz der geringen Mittel, über die sie zu verfügen hatte. Gerade im Jahre 1789, wo die Wut ihrer Feinde alle Macht aufbot, die Kirche zu vernichten, errichtete Pius VI. das Bistum Baltimore, das erste in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, das bald die erfreulichsten Früchte trug. Von jener Zeit an sehen wir wie durch einen Zauberschlag eine Menge von Kirchen, Kollegien, Seminarien, katholischen Schulen und Waisenhäusern sich erheben. Neue Bistümer und Erzbistümer folgen rasch auf einander, Klöster verschiedener Orden werden erbaut, die Pfarreien vermehrt, und die Zahl der Gläubigen wächst von Tag zu Tag, und dies nicht bloß durch europäische Einwanderung, sondern auch durch zahlreiche

Bekehrungen.*) Dabei dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß von den eingewanderten Katholiken nur all zu viele der religiösen Gleichgiltigkeit anheimfallen und so für die Kirche verloren gehen. — Die Missionen von Kanada gedeihen trotz aller Schwierigkeiten vortrefflich; auch im Oregongebiet wurden mehrere Indianerstämme bekehrt. Vorzüglich berechtigt die Thätigkeit der Missionäre in Kalifornien und Neu-Mexiko zu den schönsten Hoffnungen.

Ähnliche Fortschritte machte die katholische Religion in Australien. Im Jahre 1842 errichtete Gregor XVI. das erste Bistum zu Sidney; und im Jahre 1866 war die Zahl der Bistümer in jenem Weltteile bereits auf 11 gestiegen. Gegenwärtig finden wir daselbst 6 Erzbistümer, 16 Bistümer und 12 apostolische Vikariate. Es würde zu weit führen, wollten wir die Ausbreitung unserer hl. Religion in den übrigen Ländern im einzelnen mit Zahlen angeben; es mögen als Beweis für das wunderbare Wachstum derselben diese beiden Thatsachen genügen, daß Pius IX. seit dem Antritt seiner Regierung bis zum Jahr 1866 schon 96 neue Bistümer, 4 Erzbistümer und 15 apostolische Vikariate errichtet hatte, und daß in China, wo die christliche Religion noch in diesem Jahrhundert so schrecklich verfolgt wurde, unser hl. Vater Leo XIII. die Anzahl der apostolischen Vikariate bis zum Jahre 1889 um 11 vermehren konnte.

Die großartige Missionsthätigkeit der katholischen Kirche in der neuesten Zeit muß um so wunderbarer erscheinen, als die Kirche nach den eben erlittenen furchtbaren Schlägen der zu einem solchen Werke erforderlichen Kräfte und Mittel sich fast gänzlich beraubt sah. Durch die Säkularisation waren ihr die zeitlichen Güter entzogen, und sie befand sich fast in allen Ländern in einem Zustande der größten Armut. Sie war daher in der Unterstützung der Missionen einzig auf das Scherflein der Witwe angewiesen. Aber noch empfindlicher war der Mangel an apostolischen Arbeitern. Ein großer Orden, welcher so viele Glaubensboten für fremde Weltteile geliefert hatte, war ganz aufgehoben, die übrigen Orden waren bedeutend gelichtet, zahllose Klöster, Priesterhäuser und geistliche Anstalten unterdrückt; und während der Unglaube seinen tödlichen Einfluß überall geltend machte, wurde die Kirche in der Pflege der Religion vielfach gehemmt. — Wer hätte da in kurzem einen so großartigen und vielseitigen Aufschwung des katholischen

---

*) Im Jahre 1884 waren auf dem dritten großen Konzil aller amerikanischen Bischöfe zu Baltimore schon 14 Erzbischöfe und 60 Bischöfe gegenwärtig. Während es zur Zeit der Gründung des ersten Bistums in den Vereinigten Staaten (1789) nur etwa 50 000 Katholiken gab, wird jetzt die Zahl der wirklichen Katholiken auf 8 Millionen angeschlagen.

Missionswesens ahnen können? Augenscheinlich war es Gott, welcher in der Stunde der größten Not zu solchem Werke sowohl das Wollen als das Vollbringen gab. Durch seine Gnade erweckte er in den edlen Herzen zahlreicher Jünglinge jenen unerschrockenen Mut und hochherzigen Opfergeist, welchen der Beruf eines Missionärs in so hohem Grade erfordert. Die Pflanzschulen apostolischer Männer, die Propaganda zu Rom, das Seminar der auswärtigen Missionen zu Paris und andere Anstalten zur Bildung von Missionären füllten sich mit Zöglingen der verschiedensten Länder und Nationen, und bewundernswert war es zu sehen, mit welchem Eifer gerade Frankreich, wo die Revolution am furchtbarsten gewütet hatte, im Werke der Glaubensverbreitung allen Ländern voranging. Bald sah man ein neues Heer heldenmütiger Glaubensboten nach allen Weltgegenden ausziehen, um das von den verdienstvollen Vorgängern schon angebaute und nur mit Thränen geräumte Feld der auswärtigen Missionen wieder einzunehmen, aber auch neue Länder und Inseln für Christus zu erobern. Gott stärkte sie in ihren schweren Mühsalen und Entbehrungen, in allen Gefahren und Verfolgungen und gab dem von ihnen ausgestreuten und oft mit ihrem Blute begossenen Samen einen wunderbaren Segen, indem die Zahl der Christen in den heidnischen Ländern sich nicht bloß erstaunlich vermehrte, sondern auch die Herzen der Neubekehrten durch die Gnade Gottes umgewandelt wurden. Die Briefe der Missionäre selbst, welche in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens mitgeteilt sind, liefern dafür tausendfache Beweise.

Könnte jemand noch zweifeln, daß die so rasche, wenngleich mit unsäglichen Schwierigkeiten verbundene Ausbreitung der katholischen Kirche in den verschiedenen fremden Weltgegenden für ein Wunder der göttlichen Gnade zu halten sei, so dürfte einen solchen auch nur ein oberflächlicher Vergleich mit den protestantischen Missionen davon überzeugen. Menschlicherweise hätte den protestantischen Missionsgesellschaften ihr Vorhaben, durch eine großartige Entfaltung ihrer Thätigkeit die katholischen Missionen in Schatten zu stellen, unfehlbar gelingen sollen. Nicht nur hatten sie von seiten der Religionsfeinde, die in dem Protestantismus nichts anderes als eine Brücke zum Rationalismus sehen, keinen Widerspruch zu erdulden; sie hatten sich auch der Begünstigung der weltlichen Regierungen zu erfreuen, und überdies standen ihnen Geldmittel zu Gebote, die wirklich ans Unglaubliche grenzen. Wer staunt nicht, wenn er vernimmt, daß für protestantische Missionen und Austeilungen von Bibeln und Traktätchen jährlich wenigstens 30 Millionen Mark aus-

gegeben werden.*) Dennoch ist es selbst aus den Geständnissen protestantischer Schriftsteller erwiesen, daß diese ungeheuren Opfer und Anstrengungen nicht nur fruchtlos, sondern dem Christentum auch vielfach sehr nachteilig gewesen sind. Die Verschwendung der Bibeln an die unwissenden Heiden, die sie nicht verstanden, machte das göttliche Wort verächtlich; die auffallende Uneinigkeit der Prädikanten hinsichtlich ihrer Lehre weckte Zweifel und Mißtrauen gegen das Christentum; der Druck, den sie nicht selten um materieller Vorteile willen ausübten, erregte sogar Haß und Abscheu gegen dasselbe. Die Zahl derjenigen, welche sie aus dem Heidentum bekehrten, war eine sehr kleine, und selbst bei diesen wenigen, was für eine Bekehrung war es? Hören wir darüber die bittere Klage eines protestantischen Pfarrers. Nachdem derselbe über die Zahl der von den Prädikanten in verschiedenen Ländern Konvertierten einen genauen Bericht gegeben hat, fährt er fort, von der sittlichen Beschaffenheit derselben also zu sprechen: „Dies traurige Resultat wird aber noch trauriger, wenn wir die sittliche Beschaffenheit dieser Bekehrten näher betrachten. Hier stehen wir vor einem sittlichen Abgrund, wie kein tieferer im ganzen Laufe der Kirchengeschichte sich zeigt, indem die Missionsberichte selbst ausweisen, daß zwischen diesen Bekehrten und den wirklichen Heiden gar kein Unterschied besteht, ja sogar, daß sie noch tiefer als sonst ehrbare Heiden stehen. Die Bekehrten sind meist aus dem niedrigsten Volke, die größtenteils um zeitlicher Vorteile willen übergingen. Ehrlichere Missionäre gestehen das selbst ein." **) Aus dem ungeheuren Kontraste, welchen das Ergebnis der katholischen und protestantischen Missionsthätigkeit bildet, springt sonnenklar in die Augen, wo man das echte Apostolat und die wahre Kirche suchen müsse.

Zu ganz besonderem Ruhme gereicht aber der katholischen Kirche die Ausdauer und Standhaftigkeit der Neubekehrten in den grimmigsten Verfolgungen. Im anamitischen Kaiserreiche, südlich von China gelegen, wütete vom Jahre 1833 an die grausamste Verfolgung fast ununterbrochen bis zum Jahre 1862, wo ein Vertrag mit Frankreich den Christen manche Erleichterungen gewährte. Im Jahre 1884 brach infolge des Krieges mit Frankreich eine neue Verfolgung aus. Die Zahl der Christen, welche hier nur vom Jahre 1859 bis 1862 Verfolgung aller Art erduldet haben, geht weit über hunderttausend. Nach genauen Berichten, welche Pius IX. einziehen ließ, sind im einzigen Jahre 1862 wohl 20 000 Christen zu Sklaven gemacht und 16 000 zu Tode ge-

---

*) Laacher Stimmen, Bd. III, S. 54.

**) S. Westfäl. Kirchenblatt v. J. 1865, Nr. 38, S. 604. Zahlreiche andere Belege sieh bei Marshall.

martert worden. Tausende wurden enthauptet, viele verbrannt, andere lebendig begraben, wieder andere in den Fluß gestürzt oder in das Gefängnis geworfen und da dem Hungertode preisgegeben. Zarte Kinder und Frauen bewiesen ebenso wie die Männer die heldenmütigste Standhaftigkeit; scharenweise gingen sie in den Tod, indem sie weithin Lobgesänge zu Jesus und Maria erschallen ließen. — Nicht minder ruhmvoll ist die Leidensgeschichte der Christen von Korea, das nordöstlich von China liegt. „Die ganze Geschichte dieser Kirche", sagt ein neuerer Schriftsteller, „ist mit Blut geschrieben." Ihr erster Neophyt war ein Märtyrer, ihr erster eingeborner Priester ein Märtyrer, ihr erster Bischof ein Märtyrer, alle ihre ersten europäischen Missionäre waren Märtyrer. „Jeder Christ, der entdeckt und ergriffen wird", so lauten die Berichte der Missionäre aus jenen Gegenden, „muß den Tod erleiden. Viele der Bekehrten verlassen sogleich nach empfangener Taufe ihre Heimat, um in den Bergen eine Zuflucht zu suchen, wo sie arbeiten oder verhungern, je nachdem es die Vorsehung beschließt." — Auch in China zeigten sich die Christen dieses Jahrhunderts nicht unwürdig des ruhmreichen Heldengeschlechtes ihrer christlichen Ahnen. Vergeblich beschloß der wilde und unbeugsame Christenverfolger, Kaiser Kia-King, die christliche Religion im ganzen Reiche auszurotten, und erließ deshalb ein neues Blutedikt gegen die Christen; vergeblich erfand er, um sie zum Abfall zu bringen, neue Foltern und Qualen; die Christen gaben Proben solch heldenmütiger Standhaftigkeit, daß Pius VII. bei der Lesung ihrer Märtyrergeschichte in die Worte ausbrach: „Es ist wie ein Bruchstück aus der Märtyrergeschichte der ersten Kirche." Trotz der fortwährenden Verfolgung vermehrte sich zusehends die Zahl der Christen. Im Jahre 1831 wurden in der einzigen Stadt Peking, so zu sagen unter den Augen des Kaisers, 978 Taufen erteilt. Seither hat sich die Kirche in China eines verhältnismäßigen Friedens erfreut, und das Werk der Bekehrung nimmt einen sehr gesegneten Fortgang.

Werfen wir einen Blick auf die katholische Kirche in Europa, so sehen wir, daß sie auch hier in manchen Ländern trotz allerlei Anfeindungen und Bedrückungen die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat. Am Anfange dieses Jahrhunderts gab es in ganz England nur vier apostolische Vikare, und belief sich die Anzahl der Katholiken nur auf 60000. Seit 1850 wurde die katholische Kirche Englands von einem Erzbischofe und 12 Bischöfen verwaltet, wozu in letzterer Zeit noch zwei weitere Bischöfe kamen; sie zählt mehr als 1350000 Gläubige, besitzt über 1600 Kirchen und Kapellen, darunter mehrere prachtvolle Kathedralen, und sie

gewinnt immer mehr an Ansehen. Unter den Konvertiten befinden sich Männer und Frauen aus den höchsten und angesehensten Ständen des Reiches. Obenan steht die verstorbene Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria. Dann folgen viele Herzöge, Grafen, Barone und andere Würdenträger des Reiches. Auch manche hochgestellte anglikanische Geistliche und Gelehrte ersten Ranges sind unter Darbringung schwerer Opfer in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. „Es ist eine höchst Schrecken erregende Thatsache", sprach in den fünfziger Jahren ein Redner vor einer protestantischen Versammlung in London, „daß in keinem Zeitalter seit der Reformation das Papsttum solche Fortschritte gemacht hat, als in den letzten wenigen Jahren; eine höchst unbehagliche Sache ist es, so viele unserer Landsleute zu jenem Aberglauben übergehen zu sehen, den wir einst zurückgewiesen, und von dem wir träumten, daß er hier niemals wieder Boden gewinnen würde." — In Schottland herrschte lange Zeit der größte Fanatismus gegen die Katholiken; dennoch machte auch hier der katholische Glaube reißende Fortschritte. Am Anfange des Jahrhunderts betrug die Zahl der Katholiken nach amtlichen Ermittelungen 16 000, und gegenwärtig sind deren schon mehr als 340 000. Im Jahre 1878 konnte Papst Leo XIII. die kirchliche Hierarchie in Schottland wieder herstellen. — Auch in Holland ist seit den letzten 40 Jahren das katholische Leben mächtig im Aufschwung begriffen. Nachdem 1830 das gewaltthätige Verfahren gegen die Katholiken zur Losreißung Belgiens geführt, erhielt die Kirche Hollands größere Freiheit. 1853 wurde die Hierarchie geordnet, indem der hl. Vater das Erzbistum Utrecht mit vier untergeordneten Bistümern errichtete. Die Zahl der Katholiken ist seit dem Jahr 1814 bedeutend gewachsen und beträgt jetzt nahezu ein Drittel der ganzen Bevölkerung.

Sind auch die Fortschritte nicht überall so auffallend, haben sogar in einigen Ländern, namentlich in Italien, Spanien, Portugal, Polen die Feinde der Religion höchst beklagenswerte Vorteile errungen, so läßt sich doch allenthalben seit einigen Jahrzehnten ein erfreulicher Aufschwung des katholischen Lebens wahrnehmen. „Man merkt", sagt mit Recht ein berühmter katholischer Kirchenfürst, Dupanloup, „daß die großen christlichen Wahrheiten mehr Boden und Einfluß gewinnen; man fühlt, daß Gottes Hauch die Welt durchweht." Oder ist es nicht, um nur eines zu erwähnen, ein handgreiflicher Beweis des thatkräftigen Lebens der Kirche, daß die geistlichen Orden und Kongregationen in so reicher Fülle aus ihrem Schoße hervorblühen, ihre Thätigkeit mit so regem Eifer entfalten, wie in den glänzendsten Zeitaltern der Kirche? Ein geist-

liches, Gott geweihtes Kriegsheer von mehreren Hunderttausend Streitern führt heutzutage auf der ganzen weiten Erde einen heldenmütigen Kampf zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen gegen den Erbfeind des Menschengeschlechtes, gegen die großen leiblichen und geistlichen Übel, welche dasselbe überall bedrängen. Wohin wir uns wenden, in Europa wie in Amerika, unter der glühenden Sonne Afrikas und in den unzugänglichen Reichen Asiens, unter den menschenfressenden Wilden der Südsee und auf den Eisgefilden der Polarländer, überall erblicken wir diese beherzte Kämpferschar thätig, nichts suchend als Gottes Ehre und den Gewinn der unsterblichen Seelen und jederzeit bereit, Blut und Leben dafür aufzuopfern.

d) Auch in unserm deutschen Vaterlande hat sich vieles wieder zum Bessern gewendet. Klöster und wohlthätige Anstalten sind von neuem ins Leben getreten, um Kranke zu verpflegen, die Jugend zu unterrichten, arme Kinder zu erziehen, reumütigen Büßerinnen eine Zufluchtsstätte zu eröffnen und die Verbreitung des Glaubens zu befördern. Das wissenschaftliche Streben ist mehr christlich geworden, ein neuer Eifer ist erwacht; und immer klarer wird die Erkenntnis, daß nur in der katholischen Kirche Einheit, Friede und ewige Seligkeit zu finden ist.

Überblicken wir insbesondere, was in Deutschland während der letzten 70 Jahre sich Wichtiges für die Kirche ereignet hat, so läßt sich ein neuer, ungewöhnlicher Aufschwung des katholischen Lebens auch in unserm Vaterlande nicht verkennen. Durch zahlreiche Thatsachen und Ereignisse hat uns während dieser Zeit der Himmel seine liebevollste Fürsorge für die katholische Kirche in Deutschland verbürgt, und wir müssen ihm dafür mit der innigsten Freude unsern Dank sagen. Nichts war seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gespart worden, die Kirche in Deutschland niederzutreten. Mit rücksichtsloser Willkür hatte man sie ihrer Güter, ihrer Rechte, ihrer Freiheit beraubt; die Feinde triumphierten bereits und verkündeten laut, daß es mit dem Einfluß der katholischen Kirche in Deutschland für immer dahin wäre: aber sie hatten sich getäuscht, das katholische Volk war seinem heiligen Glauben unerschütterlich treu geblieben, seine Liebe und Verehrung gegen die Kirche war nicht geschmälert. Auch fanden sich noch Männer, welche sich der unterdrückten und vielgeschmähten katholischen Sache kräftig annahmen und sie mutvoll verteidigten. Mehrere Zeitschriften, besonders der seit 1821 herausgegebene „Katholik“,

thaten sich hierin hervor und erzeigten der Kirche dadurch einen wichtigen Dienst. Die Katholiken Deutschlands erlebten sogar die Freude, manche ihrer getrennten Brüder, und unter diesen durch Stand und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Personen, wie den Grafen Fr. Leopold zu Stolberg im Jahre 1800, Friedrich von Schlegel 1803, Karl Ludwig von Haller 1820, den Herzog und die Herzogin zu Anhalt-Köthen 1825 u. a. m.*) in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehren zu sehen. — Eine sehr mächtige Wirkung brachte gegen Ende des vierten Decenniums das bekannte Kölner Ereignis hervor. Die Gefangennehmung des würdigen Erzbischofs Klemens August (20. Nov. 1837) machte ungeheure Sensation nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen katholischen Welt, und namentlich gaben die Katholiken der Rheinlande und Westfalens unverhohlen zu erkennen, wie teuer ihnen die Religion am Herzen liege, und wie sehr sie sich in ihren heiligsten Interessen verletzt fühlten. Das Beispiel des ehrwürdigen Bekenners, der, um nicht die Pflicht des Oberhirten in Hinsicht der gemischten Ehen zu verletzen, sich gefangen von seinem erzbischöflichen Sitze wegführen ließ, und dem am 6. Oktober 1839 der Erzbischof von Posen, Martin von Dunin, mit gleicher Standhaftigkeit folgte, erweckte in den Herzen vieler nicht bloß Bewunderung, sondern auch neuen Mut, für die Interessen der heiligen Religion entschieden zu kämpfen und die religiöse Gesinnung ungescheut zu bethätigen. Bald folgte eine neue mächtige Anregung des religiösen Eifers. Vom 18. August des Jahres 1844 an war von dem Hochwürdigsten Bischof Wilhelm Arnoldi zu Trier († 1864) für einen Zeitraum von sechs Wochen die Ausstellung des hl. Rockes angeordnet worden. Der Zudrang war ungeheuer. Gegen 1100000 Pilger strömten von allen Seiten herzu. Mit einer musterhaften Ordnung zogen sie in die Hallen des alten ehrwürdigen Domes ein. Selbst diejenigen, welche nur aus Neugierde gekommen waren, wurden erbaut. Tief ergriffen durch das großartige Schauspiel der Frömmigkeit, kehrten die Pilger zurück und schilderten den Zurückgebliebenen mit Wärme und Begeisterung die erhebende Feier. Aber auch der Unmut regte sich gewaltig im Herzen derjenigen, welche mit der Kirche und dem in ihr wirkenden Geiste innerlich zerfallen waren. Ein abtrünniger Priester erklärte durch ein Schmählibell offen seinen Widerspruch und rief im Lager der Feinde einen lauten Beifallsjubel hervor. Bald sah sich der schmähsüchtige Apostat zu dem Haupte einer neuen Sekte gestempelt, zählte aber zu seinem Anhange, außer einigen schlechten Katholiken, nur Protestanten.

*) S. Rosenthal, Konvertitenbilder a. d. 19. Jahrh.

Durch alle diese Vorgänge hatte sich das katholische Bewußtsein in unserm Vaterlande bereits bedeutend gekräftigt, als das Jahr 1848 herankam und in den bestehenden Verhältnissen vieles änderte. Mitten unter den politischen Wirren traten die katholischen Bischöfe von Deutschland in Würzburg zusammen und berieten sich über die kirchlichen Angelegenheiten. Viele eifrige katholische Männer erhoben mutvoll ihre Stimme zur Verteidigung der kirchlichen Freiheit. So kam es, daß seit jener Zeit viele unwürdige Schranken fielen, die dem katholischen Leben hemmend im Wege standen. Durch die freiere Wirksamkeit der Kirche und eine viel reichere Entfaltung der Mittel, welche ihr zur Belebung des religiösen Geistes zu Gebote standen, war seit jenem Jahre auf dem katholischen Gebiete ein merklicher Fortschritt geschehen: der Glaube hatte fast überall an Kraft und Lebendigkeit gewonnen und schon viele recht erfreuliche Früchte getragen. Der Klerus, durch das Beispiel der Oberhirten erbaut, würdigte seine große Aufgabe und zeichnete sich durch rühmlichen Eifer aus. Der Ordensstand hatte nicht bloß an Zahl der Mitglieder bedeutend zugenommen, sondern flößte auch Ehrfurcht ein durch Beobachtung einer heiligen Zucht und aufopfernden Thätigkeit. Neue Kongregationen*) waren zu den älteren hinzugetreten und gleich diesen eifrig beschäftigt im Dienste Gottes und der Nächstenliebe. Das Beste der heiligen Religion und die Wohlfahrt der Menschheit wurde wesentlich gefördert durch verschiedene neugebildete Vereine.**) Die Andacht und Frömmigkeit im christlichen Volke wurde angefacht durch häufige Volksmissionen, durch mannigfache Bruderschaften und Sodalitäten, durch außergewöhnliche Festlichkeiten und Jubiläen.

*) So die vom hochsel. Bischof Wittmann gestifteten Schulschwestern (Mutterhaus in München), die Armen-Schwestern des hl. Franziskus und die Schwestern vom armen Kinde Jesus (beide haben ihr Mutterhaus in Aachen), die Schwestern der christlichen Liebe (Mutterhaus in Paderborn), die armen Dienstmägde Christi (Mutterhaus in Dernbach, Diöcese Limburg), die von Klemens August von Droste gestifteten Kranken- oder Klemens-Schwestern in Münster in Westfalen, die Schwestern von dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä (Mutterhaus in Salzkotten bei Paderborn), die Franziskanerinnen von Nonnenwerth und die von Waldbreitbach (Diöcese Trier), die Schul- und Krankenschwestern von der göttlichen Vorsehung (Mutterhaus in Finthen, Diöcese Mainz), die Schwestern vom allerheiligsten Erlöser (Mutterhaus in Niederbronn) u. v. a.; ebenso die Alexianerbrüder in Aachen, die Kranken- oder barmherzigen Brüder in Montabaur (Diöcese Limburg) u. a. m.

**) Zur Ausbreitung und Erhaltung des Glaubens wirkt der Franz Xaverius- und Bonifatiusverein, zur Verteidigung der kirchlichen Freiheit und zur Hebung des katholischen Lebens der Piusverein, zur religiösen und sittlichen Veredlung des Handwerkerstandes der Gesellenverein, und für die Unterstützung der Armen sind die Vincenz- und Elisabethenvereine thätig.

Das wissenschaftliche Streben im theologischen Fache wurde von gefährlicher Abirrung, in die es durch Hermes und Günther geraten war, glücklich zurückgeführt. Noch viele andere Erscheinungen bekundeten einen neuen Aufschwung des religiösen Lebens in unserm Vaterlande. — Da brach in demselben ein gewaltiger Sturm gegen die Kirche los, welcher die derselben zurückgegebene Freiheit wieder vernichten, das allenthalben sich entfaltende religiöse Leben wieder ersticken sollte, der sogenannte Kulturkampf. Es wurden Gesetze erlassen, welche auf Losreißung der deutschen Kirche von Rom hinzielten; und als der wackere Klerus denselben nach Pflicht und Gewissen den Gehorsam verweigerte, wurde mit der schonungslosesten Gewalt gegen ihn vorgegangen. Die pflichtmäßigen Leistungen des Staates an die Kirche wurden eingestellt, die Orden und ordensähnlichen Genossenschaften unterdrückt, kirchliche Konvikte und Seminarien geschlossen. Die Erzbischöfe von Posen und Köln, die Bischöfe von Paderborn, Trier und Münster mußten gleich Verbrechern in den Kerker wandern; Priester ohne Zahl wurden zu Geldbußen, Gefängnis und Verbannung verurteilt; nicht wenige Laien teilten dasselbe Los. Allein Gott war mit den Seinigen; Bischöfe, Priester und Laien standen fest in unerschütterlicher Pflichttreue gegen die hl. Kirche und wurden zu einem Schauspiele der Bewunderung und Erbauung für die Welt. Der edle Freimut, die Kraft und Ausdauer, womit insbesondere die Vertreter des katholischen Volkes im Land- und Reichstage für die Interessen der Religion eintraten, nötigten selbst ihren Gegnern Achtung ab und zwangen dieselben zu friedlichern Gesinnungen. Der Kampf hat nachgelassen, und das katholische Deutschland steht da treu im Glauben, stark und mutig in Verteidigung seiner Rechte, voll Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl wie nie zuvor. Viele der unterdrückten Anstalten sind wieder ins Leben getreten, einzelne der verbannten Orden sind zurückgekehrt, das religiöse Leben, welches mancherorts wegen mangelnder Seelsorge gelitten hatte, hebt sich wieder, und allenthalben arbeitet man mit Eifer an der Heilung der Wunden, welche die Verfolgung der Kirche geschlagen hat. Als im verflossenen Jahre (1891) von dem Hochwürdigsten Bischof von Trier, Felix Korum, eine neue Ausstellung des hl. Rockes angeordnet wurde, strömten nahezu zwei Millionen Pilger mit wunderbarer Begeisterung zum Gewande des Herrn.

e) Wenn anderseits auch viele Christen, gefesselt von der Liebe zu den irdischen Gütern, gleichgiltig gegen Gott und Religion geworden sind, wenn die Kirche gerade in der neuesten Zeit fast überall gedrückt und

verfolgt wird, und der Abfall von Christus bereits große Ausdehnung gewonnen, so soll uns dies an unserm Glauben nicht irre machen, sondern vielmehr in demselben bestärken; denn eben darin erblicken wir die Erfüllung der Weissagungen, die im heiligen Evangelium aufgezeichnet stehen, und der Vorhersagung, daß dereinst ein großer Abfall von Gott und Christo, dem Weltheilande, eintreten werde. (2. Thess. 2, 3. 4; Luk. 18, 8.) Jeder muß daher acht haben, daß er sich nicht verführen lasse, sondern getreu bleibe bis in den Tod, damit er die Krone des Lebens empfange (Off. 2. 10).

Bei all dem Trostreichen und Erfreulichen, welches die Gegenwart hat, dürfen wir jedoch nicht übersehen, daß sich auch sehr vieles Schmerzliche darunter mischt, und der Sieg uns nicht anders als unter der Bedingung eines heißen Kampfes in Aussicht gestellt ist. Mehr als je teilt die Kirche gegenwärtig das Los ihres göttlichen Stifters in seinem sterblichen Leben. Manche hangen ihr zwar mit treuer Liebe und opferwilliger Hingabe an; viele aber, einzig der Genuß- und Vergnügungssucht frönend, leben in einer stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit dahin und kümmern sich weder um Kirche noch Religion; andere hingegen, und ihre Zahl ist nicht gering, brüten Haß und Groll gegen die Kirche und arbeiten rastlos darauf hin, das Christentum wo möglich von Grund aus zu vernichten und auf dessen Trümmern ein neues Heidentum aufzubauen. Die Wut gegen alles Heilige, welche im vorigen Jahrhunderte die Greuel der französischen Revolution erzeugte, ist auch in unsern Tagen wieder mächtig gestiegen. Wenn auch die Feinde der Religion nicht überall so offen auftreten, wie in Italien, wo man den hl. Vater seiner Länder beraubt, die Kirchengüter eingezogen und selbst an dem Vermögen der Anstalt zur Verbreitung des Glaubens sich vergriffen hat, ja jede Gelegenheit aufsucht, um seinen Haß gegen die Kirche und den hl. Stuhl an den Tag zu legen; oder wie in Frankreich, wo eine glaubensfeindliche Regierung auf eine vollständige Entchristlichung der Jugend hinarbeitet; oder auch wie in Belgien, wo eine mächtige Partei von gottlosen Menschen die katholische Kirche bitter anfeindet und sogar einen Bund errichtet hat, dessen Mitglieder sich verpflichten, keinen Priester ihrem Sterbebette nahen zu lassen: so steht doch allenthalben, sowohl in der alten als neuen Welt, ein mit höllischem Ingrimm erfülltes Heer im Kampfe gegen die Kirche. Gleich den Philosophen des 18. Jahrhunderts bedienen sie sich hauptsächlich der Presse zur Verbreitung ihrer verderblichen Grundsätze, streuen zahllose Bücher, Flugschriften, Zeitungsblätter, die mit Lügen, Ver-

leumdungen und Unsittlichkeit jeder Art angefüllt sind, unter das Volk, um es zu verführen und vor allem gegen den Klerus und die kirchliche Autorität aufzuhetzen. Und ebenso wie jene gottlosen Revolutionsmänner suchen sie den Unterricht und den Einfluß auf die Jugend der Kirche völlig zu entreißen, was ihnen leider schon zu sehr in manchen Ländern gelungen ist. Mächtige Hilfe und Unterstützung zur Ausführung ihres ruchlosen Planes bieten ihnen die Geheimbünde, welche über den ganzen Erdboden verbreitet sind und selbst in den höchsten, einflußreichsten Kreisen der Gesellschaft zahlreiche Mitglieder oder Gönner zählen.

Dies alles darf uns aber nicht entmutigen, noch in unserm Glauben irgendwie wankend machen. An uns ergehen nun buchstäblich die mahnenden Worte des hl. Apostels Judas: „Ihr aber, Geliebteste! erinnert euch der Worte, die vorhergesagt wurden von den Aposteln unsers Herrn Jesu Christi, die euch sagten, daß in der letzten Zeit Spötter kommen würden, die nach ihren gottlosen Lüsten wandeln. Das sind diejenigen, welche sich selbst (von der Gemeinschaft der Kirche) trennen, fleischlich sind und den Geist nicht haben. Ihr aber, Geliebteste! bauet euch fest auf euern allerheiligsten Glauben, betet im heiligen Geiste, erhaltet euch in der Liebe Gottes und wartet auf die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben“ (V. 17—21).

Rückblick auf die Dauer der Kirche.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier das Lehrreiche oder zum Beweis für die Göttlichkeit unserer heiligen Religion Dienliche in Betracht ziehen, wozu die Geschichte der drei letztverflossenen Jahrhunderte Anlaß bietet, und namentlich uns in einen ausführlichen Vergleich einlassen zwischen dem Unheile, welches die Häresie anrichtete, und dem Segen, der sich in diesem Zeitraume wieder durch die Wirksamkeit der Kirche verbreitete. Nur eines soll hier, als für unsern Zweck besonders wichtig, eigens hervorgehoben werden. Wie wir nämlich am Schlusse des ersten Abschnittes der Kirchengeschichte einen Rückblick auf die wunderbare Verbreitung und am Schlusse des zweiten auf die Segnungen der Kirche gethan, so wollen wir jetzt am Schlusse der ganzen Geschichte einen Blick auf ihren steten Fortbestand von den Zeiten der Apostel bis auf den heutigen Tag werfen. Denn wie die Verbreitung des Christentums, so ist auch die beständige Fortdauer desselben ein unverkennbares Wunder und ein Beweis, daß Gott

bleibend seine Kirche erhält und beschützt, wie er es verheißen hat. — Seit achtzehn Jahrhunderten besteht die Kirche Gottes und besteht mitten unter den Trümmern mächtiger Reiche, welche sie alle überlebt hat. Sie besteht, wenn sie gleich kein anderes Schwert zur Verteidigung als das des Geistes hat, wenngleich keine stehenden Heere sie schützen, sondern nur wehrlose Priester sie leiten und bewachen. Sie besteht beim beständigen Wechsel, Treiben und Drängen menschlicher Dinge und Ideen, immer unwandelbar dieselbe wie in ihrem ersten Zeitalter; sie bekennt noch denselben Glauben, spendet dieselben heiligen Sakramente, feiert den nämlichen Gottesdienst, hat noch ganz dieselbe Verfassung, das gemeinsame Oberhaupt, den Papst als Nachfolger des hl. Petrus an der Spitze und ihm untergeordnet die Bischöfe als Nachfolger der Apostel und so fort die übrigen Glieder in ihrer alten ursprünglichen Abstufung; kurz, sie besteht noch heute, wie sie gestiftet wurde von ihrem göttlichen Bräutigam, Jesus Christus. Sie besteht endlich, nicht nur auf ein Land oder auf einen Teil der Erde beschränkt, sondern ausgebreitet über den ganzen Erdboden. Aus dem winzigen Senfkorne sehen wir die Kirche zu einem gewaltigen Baume herangewachsen, die ganze Welt überschattend und alle Völker sich labend an ihren segensreichen Früchten. Da sonst nichts Beständiges unter der Sonne ist, wie anders als durch Gottes erhaltende Kraft läßt sich die Stetigkeit der katholischen Kirche erklären? Diese ihr beiwohnende göttliche Kraft muß um so mehr anerkannt werden, wenn man bedenkt, welchen Anfeindungen sie von jeher ausgesetzt gewesen ist.

Kaum hatten die heidnischen Cäsaren aufgehört, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüten, so standen die Irrlehrer des vierten und fünften Jahrhunderts auf, geschützt und begünstigt von den Großen der Erde; alle Kunstgriffe menschlichen Scharfsinnes, alle Waffen einer gewandten Politik wurden von dem Geiste des Irrtums in Anwendung gebracht, um den Sieg über die Wahrheit zu erringen. Allein die Kirche hielt immerdar fest an der apostolischen Überlieferung; die Irrlehren wurden geächtet, machten eine Zeit lang Geräusch und verschwanden. Die Kirche wurde verherrlicht durch eine glänzende Reihe gotterleuchteter Lehrer und Väter, die alle Arglist jener Lügenpropheten aufdeckten und zu Schanden machten. — Bald kamen zahllose Schwärme barbarischer Völker von Norden her und ergossen sich über das ganze Abendland. Unter ihren gewaltigen Stößen sank das römische Weltreich zusammen; die Kirche aber, obgleich schwer bedrängt, stand aufrecht und besiegte die wilden Horden, indem sie dieselben zur Erkenntnis und Annahme der katholischen Wahrheit brachte. — Ein neuer,

noch furchtbarerer Feind tritt auf, der Islam, und wendet seine ganze fanatische Wut gegen die Kirche, um jede Spur des Christentums mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Königreiche und Kaisertümer fallen bei seinem ungestümen Angriffe zusammen; immer weiter drängen die rasenden Kriegsscharen der Moslemin gegen die abendländische Christenheit voran und drohen dieselbe, wie mit einem ungeheuren Netze von Asien, Afrika und Spanien aus sie umspannend, durch die Wucht ihrer Masse zu erdrücken. Da ist es die Kirche, welche die Welt vor dem Zurücksinken in die Barbarei errettet; sie entflammt in den Herzen ihrer Söhne das Feuer der edelsten Begeisterung für ihren Glauben und durch eine lange Reihe der herrlichsten Großthaten wurde die Macht des Islam gebrochen. — In verschiedenen Zeiten des Mittelalters und fort bis in die Gegenwart versuchten anmaßende Fürsten die Kirche zu knechten und zu erniedrigen, Trennung und Spaltung herbeizuführen. Ihre Macht brach sich an dem Felsen, worauf sie gebaut ist; wohl konnten sie eine Zeitlang die Kirche drücken, aber nie unterjochen. — Wie ein schrecklicher Sturmwind umtobten die Irrlehren des sechzehnten Jahrhunderts die Kirche und mehrere Völker des Abendlandes wurden von ihr losgerissen. Allein sie wankte nicht, ihr Glaube ward nicht getrübt; in hellem Lichte strahlte ihre Lehre durch das hl. Konzil von Trient, und erneuert hob sich wiederum die hin und wieder gesunkene Zucht und das christliche Leben und brachte die herrlichsten Früchte von Aufopferung und Heiligkeit hervor. Der durch den Abfall der Protestanten erlittene Schaden wurde ersetzt durch die Bekehrung einer Menge heidnischer Völker. — Den schwersten Sturm hatte sie endlich zu bestehen, als der Unglaube und der in seinem Gefolge stehende Revolutionsschwindel der letztern Zeiten heranrückten, um das ganze Gebäude der Religion mit der gesellschaftlichen Ordnung von Grund aus zu zerstören. Wohl stieß dieser Sturm mit furchtbarer Gewalt an die Kirche Gottes; sie ward aber nicht erschüttert. Kronen fielen von den Häuptern der Fürsten, ihre Thronen wankten oder stürzten zusammen, Reiche gingen zu Grunde; die Kirche trat siegreich aus allen Kämpfen hervor. Wurde auch das geheiligte Oberhaupt derselben wiederholt seiner Residenzstadt Rom entrissen oder selbst durch treulose Unterthanen vertrieben, noch immer ragt über alle Stürme der erhabene Fels hervor, auf den der Herr seine Kirche gebaut hat. Und wenn auch zu keiner andern Zeit das Ansehen des hl. Vaters heftiger angefeindet wurde, als eben heute, so wurde auch seine Stimme nie mit größerer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit vernommen, nie erwies man seiner geheiligten Person größere Achtung und Liebe.

Durch die unveränderliche Fortdauer der Kirche und des ihr von Christus gegebenen Oberhauptes, ungeachtet des unablässigen, hartnäckigen Kampfes, welchen sie gegen den Geist der Welt und die Mächte der Finsternis zu bestehen hat, beurkundet sie wieder recht deutlich ihren göttlichen Charakter und steht in einem schneidenden Gegensatze zu allen im Verlaufe der Jahrhunderte aufgetauchten Sekten. Selbst Protestanten konnten nicht umhin, sie deshalb zu bewundern und diesen so auffallenden Vorzug in der rühmendsten Weise anzuerkennen. Als Beweis mögen hier die Worte eines berühmten englischen Staatsmannes, Macaulay, angeführt werden. „Keine andere Anstalt", sagt er, „die noch aufrecht steht, trägt unsern Gedanken zurück in jene Zeiten, wo noch der Rauch von den Opfern aus dem Pantheon aufstieg, und im Amphitheater die Tiger und Leoparden sich tummelten. Die vornehmsten königlichen Häuser datieren erst seit gestern, wenn man sie mit jener Reihenfolge der obersten Hohenpriester (der Päpste) vergleicht . . . Die Republik Venedig, die weit zurück ins Altertum reicht, entstand nach dem Papsttum, war also im Vergleich mit ihm noch neu. Sie ist lange nicht mehr, und das Papsttum besteht noch; es ist noch da, nicht im Zustande des Verfalles und nicht als Ruine, sondern voll Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch immer bis an die äußersten Enden der Welt Missionäre, die den nämlichen Eifer haben wie jene, welche mit Augustin in der (englischen) Graffschaf Kent ans Land stiegen, Missionäre, die vor den feindlichen Königen noch mit derselben Zuversicht sprechen, wie Papst Leo vor Attila. Die Zahl ihrer Kinder ist jetzt beträchtlicher, als in irgend einem der früheren Jahrhunderte. Was sie in der neuen Welt bereits gewonnen, hat ihre Verluste in der alten mehr als ersetzt. Kein einziges Zeichen deutet an, daß das Ende dieser langen Herrschaft nahe sei. Sie hat den Anfang aller weltlichen Regierungen und aller Stiftungen von Kirchen, die heute existieren, gesehen, und wir möchten wohl behaupten, daß sie dazu bestimmt sei, auch deren Ende zu sehen. Sie war schon groß und geachtet, ehe die Angelsachsen ihren Fuß auf den Boden von Großbritannien setzten, ehe die Franken den Rhein überschritten, als noch die griechische Beredsamkeit in Antiochien blühte, als noch die Bilder im Tempel zu Mekka verehrt wurden. Sie kann also auch dann noch groß und geachtet sein, wenn einst ein Reisender aus Neu-Seeland an einem zerbrochenen Bogen der ungeheuren Brücke von London mitten in unabsehbarer Einöde stehen bleibt, um die Ruinen der St. Paulskirche zu zeichnen."

Schlußwort

über die aus der Geschichte hervorgehenden Beweise für das Christentum.

So haben wir in einem, wiewohl schwachen und der Erhabenheit des Gegenstandes weit nachstehenden Bilde die Geschichte unserer heiligen Religion überblickt und ihr segensreiches Wirken betrachtet von unserm Stammvater Adam an bis auf unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, dann von ihm, dem göttlichen Oberhaupte und Stifter unserer Kirche, bis auf dessen gegenwärtigen Statthalter Leo XIII. Wie schön und herrlich ist die Religion, zu der wir uns bekennen! Alles ruft uns zu: Nur Gott konnte den Menschen eine solche Religion geben.

1. Nein, nicht Menschen haben sie ersonnen; Gott selbst hat sie uns gelehrt und zu halten befohlen. Durch heilige Männer hat er sie im alten Bunde geoffenbart; und im neuen ist sein eingeborner Sohn selbst auf Erden erschienen, genau so, wie die Verheißungen des alten Bundes es vorhergesagt, und er hat seine göttliche Lehre durch zahllose Wunder, besonders durch seine Auferstehung von den Toten aufs herrlichste bekräftigt. Gott hat gesprochen, und gegen sein Wort darf niemand gleichgültig sein; es verachten oder verwerfen hieße sich selbst ewig verwerfen.

2. Die Religion, der wir angehören, zählt nicht erst einige Jahrhunderte, sie reicht im Grunde bis auf den Ursprung der Welt hinauf. Denn die ersten Keime derselben wurden schon im Paradiese gelegt, als Gott dem gefallenen Menschen einen Erlöser verhieß, und der ganze alte Bund mit seinen Opfern und wundervollen Schicksalen war nur Vorbedeutung des neuen, welcher dessen Erfüllung und Vollendung ist. An den Erlöser, der kommen sollte, glaubte der alte Bund; an den gekommenen glaubt der neue. Aber immer ist es der Glaube an denselben Erlöser, also im wesentlichen dieselbe Religion.

3. Wiewohl aber der Ursprung unserer heiligen Religion mit dem Ursprunge des Menschengeschlechts zusammenfällt, und ihre Geschichte gegen sechs Jahrtausende umfaßt; so verliert sich dieselbe doch nicht in dunklen Sagen der Vorwelt, ihre Wahrheit liegt für alle offen am Tage. Denn von dem grauesten Altertume bis auf unsere Zeiten herab bildet sie gleichsam eine unzerreißbare Kette von offenkundigen, weltberühmten Thatsachen und Ereignissen, welche auf das genaueste mit einander und mit allen Denkmalen der Vorzeit, auch mit den Jahrbüchern der Völker wie den Entdeckungen

der Naturforscher übereinstimmen und so vielfach und unumstößlich bezeugt sind, daß, wer sie nicht glauben wollte, überhaupt alle geschichtliche Wahrheit leugnen müßte. Sogar die Geschlechter zählen und nennen wir, wie sie von Adam bis auf Christus einander folgten (Luk. 3. Matth. 1), und alle kirchlichen Oberhäupter oder Päpste von Petrus bis auf den jetzt regierenden heiligen Vater. Welch eine wunderschöne Verkettung und unvergleichbare Reihenfolge!

4. Selbst die hartnäckigsten Gegner unseres Glaubens, die Juden, legen Zeugnis für die Wahrheit desselben ab. Denn in ihren heiligen Büchern bewahren sie sorgfältig aufgezeichnet die ganze Geschichte und alle die Weissagungen des alten Bundes, auf die wir uns berufen, um die Göttlichkeit des Christentums zu beweisen, so daß niemand auf den Gedanken geraten kann, die Christen hätten vielleicht einiges verfälscht oder unterschoben.

5. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß nur durch Gottes mächtigen Beistand die christliche Religion sich über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Die Apostel, welche zuerst dieselbe predigten, waren aus der niedrigen Volksklasse, arm, unangesehen, mit Ausnahme des hl. Paulus sogar ohne wissenschaftliche Bildung. Ihre Lehre vom Kreuze, von Buße, Demut, Abtötung war nicht geeignet, den stolzen, wollüstigen Heiden zu gefallen, die in ihrer schändlichen Götterlehre für alle Laster Entschuldigung, selbst Rechtfertigung fanden. Auch blickten die Reichen und Vornehmen mit Verachtung auf die armen Fischer herab, Witzlinge und Gelehrte verhöhnten sie, und die Mächtigen der Erde wüteten gegen sie mit Feuer und Schwert. Drei Jahrhunderte lang war Verfolgung und Märtyrertod das Los der Christen. Dessen ungeachtet sahen wir, wie die Lehre der armen Fischer den Sieg errang und so als göttlich sich erwies. So rasch verbreitete sich dieselbe, daß bald nach dem Tode der Apostel der hl. Justin vor der ganzen Welt behaupten durfte: „Es giebt kein Volk, weder unter Barbaren noch Griechen noch irgend einem andern bekannten Völkerstamme, unter welchem nicht im Namen des gekreuzigten Christus Gebete und Danksagungen dem Vater und Schöpfer des Weltalls dargebracht werden." Wer anders als der Allmächtige konnte dies unerklärbare Wunder wirken? Treffend ist die Bemerkung des heiligen Kirchenlehrers Augustin: „Wollte man die Wunder leugnen, welche die Apostel gewirkt haben, so wäre dies das größte Wunder, daß die Welt ohne Wunder glaubte."

6. Aber nicht nur gegründet auf Wunder ist die christliche Kirche; ihre Dauer selbst ist ein fortgesetztes, immerwährendes Wunder. Königreiche und Kaisertümer gehen trotz ihrer Macht

im Verlaufe der Zeit unter; das Reich Christi allein überdauert sie alle und wächst immerfort. Nimmt es in einem Weltteile ab, so breitet es sich in einem andern um so mehr aus. Von zahllosen Feinden wird es seit seinem Entstehen von innen und außen bestürmt, furchtbar ist ihre Macht, unversöhnlich ihr Haß; die Kirche Christi dagegen hat keine Kriegsheere, um sich gegen Angriffe zu wehren, kein Schwert, um sich roher Gewalt zu widersetzen. Würde nicht Gottes Arm sie schützen, längst hätte sie der Gewalt und List ihrer Feinde unterliegen müssen.

7. Noch herrlicher erscheint uns die christliche Kirche, wenn wir auf die Wohlthaten und Segnungen hinblicken, welche sie zu jeder Zeit den Völkern spendete. Sie verbannte wilde Roheit, schaffte Sklaverei und Menschenopfer ab, beförderte öffentliche und häusliche Wohlfahrt. Sie gründete milde Stiftungen, zahllose Anstalten zur Versorgung der Kranken und Notleidenden, verbesserte die Gesetze, lehrte Eintracht und Liebe, verbreitete Wissenschaft und echte Aufklärung. Sie kann in Wahrheit der Lebensbaum genannt werden, welchen Gott gepflanzt hat, damit alle Menschen in seinem Schatten friedlich ruhen und an seinen Früchten sich laben. Nie hat eine Nation diesen Lebensbaum verlassen, ohne sich in unbeschreibliches Elend zu stürzen. Wir wissen ja, wie es den ehemals so gesegneten Völkern Asiens und Afrikas ergangen ist, was für Früchte die unchristliche Freidenkerei in Europa hervorgebracht hat. Soll man „den Baum an den Früchten erkennen“ (Matth. 7, 16.); so muß jeder einsehen, daß der christliche Glaube, der nur Glück und Segen verbreitet, Gottes beste Gabe, der Unglaube aber, der nur Unheil stiftet, vom Bösen sei.

8. Diese Kirche nun, die der Allmächtige auf Wunder gegründet hat, ja die selbst ein fortdauerndes Wunder ist, diese Kirche, welche ohne Aufhören die reichlichsten Wohlthaten über die ganze Erde ausgießt, diese kann keine andere sein als die römisch-katholische. Sie und keine andere, wie die Geschichte klar beweist, ist jene Gemeinschaft der Gläubigen, welche Christus zum Heile der Welt gestiftet hat, in welcher die Bischöfe als Nachfolger der Apostel unter der Oberleitung des Papstes, des Nachfolgers Petri, das Lehr- und Hirtenamt in ununterbrochener Aufeinanderfolge ausüben. Unmöglich kann irgend eine Sekte, sie heiße wie sie wolle, die von Christus gestiftete Kirche sein; denn von jeder ist es erwiesen, daß sie erst nach Christus und nur durch Abfall und Lostrennung von der Kirche Christi entstanden ist. An den Sekten sehen wir daher die Worte Jesu früher oder später in Erfüllung gehen: „Jegliche Pflanzung, die nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird ausgerissen werden“ (Matth.

15, 13). Ihr Dasein ist nicht von Dauer. Sie entstehen, machen Geräusch und verschwinden. Aber nicht so die katholische Kirche. Jahrtausende gehen vorüber; nicht schwindet, noch altert sie; denn von ihr gilt die Verheißung des Herrn: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" (Matth. 16, 18).

Bemerkungen zur Geschichte vor Christus.

Mosis Inspiration aus der Schöpfungsgeschichte bestätigt.

1. (Zu § 1.) Von jeher ist die Frage über die Entstehung der Welt und des Menschen aufgeworfen und verschiedenartig gelöst worden. Alle Völkerstämme haben hierüber ihre eigenen Anschauungen, die in der Form alter Sagen oder religiöser Überlieferungen auf uns gekommen sind. Diese Berichte stimmen zwar mehr oder minder darin überein, daß anfangs nur ein wirres Chaos, ein Gemisch von rohen Elementen oder Urstoffen bestand. Wie aber dieses Chaos entstanden, wie dasselbe zu dem herrlichen Weltgebäude sei umgeschaffen worden, oder wie die Gestirne, die Erde und das Meer, die Pflanzen, Tiere, Menschen sich aus demselben entwickelten, darüber geben sie uns entweder keine oder eine nicht nur ungenügende, sondern der gesunden Vernunft geradezu widersprechende Antwort. Bei vielen Völkern begegnen wir schon im grauesten Altertum der Sage, aus dem chaotischen Urstoff habe sich ein glänzendes Ei gebildet, und aus diesem seien Himmel und Erde entsprungen. Von gedachtem Weltei behaupten die Phönizier, die Luft habe es geboren, und als dessen Schale geborsten sei, seien die Ober- und Unterwelt, Sonne, Mond, Sterne, Erde, Meer und das ganze Heer der Götter aus demselben hervorgegangen. Anders lautet die Sage nach den alten Religionsbüchern der Indier, dem Gesetzbuche Manus und den Puranas. Das Gesetzbuch Manus lehrt, in dem goldenen Ei, wozu sich der Same der Urgewässer gestaltete, habe Brama ein ganzes Schöpfungsjahr ruhevoll gesessen, bis er es gespaltet und aus seinen beiden Hälften Himmel und Erde gebildet habe. Dem Wischnu Puranam (Bch. 1. K. 5) zufolge „bildete ferner der göttliche Brama aus seiner Lebenskraft die Vögel; die Schafe gingen aus seiner Brust hervor, die Ziegen aus seinen Muskeln, aus seinem Bauch und seinen Hüften die Ochsen, aus seinen Füßen die Pferde, Elefanten, Maultiere, Kamele und die übrigen Tiere, während den Haaren seines Körpers die Kräuter, Wurzeln und Früchte entsproßten." — Die Entstehung des M e n s c h e n schreibt die griechische Götterlehre nicht einmal irgend einer Gottheit zu; Prometheus, aus dem Titanengeschlecht, soll zuerst den Menschen aus Lehm und Wasser gebildet

und, um die tote Gestalt zu beleben, dem Himmel das Feuer entwendet haben. Zur Strafe ließ ihn Jupiter an den Kaukasus schmieden und von einem Adler zerfleischen. Laut der Darstellung des chaldäischen Priesters Berosus, der unter Alexander dem Großen nach den im Bel-Tempel aufbewahrten Urkunden die Geschichte seines Vaterlandes schrieb, ward der erste Mensch aus Erde und aus dem Blute des Gottes Bel hervorgebracht. Nachdem nämlich Bel das Chaos entwirrt und Licht und Finsternis geschieden hatte, schlug er, wie Berosus berichtet, sich selbst das Haupt ab, mischte sein eigenes Blut mit Erde, und hieraus haben die Götter den Menschen zusammengeknetet.

Welches ist nun die Ursache, daß, während alle übrigen Schöpfungsgeschichten der Vorzeit voll von dergleichen Widersprüchen und sinnlosen Fabeln sind, die Mosaische allein den Forderungen der Vernunft und den Ergebnissen der Naturwissenschaft entspricht? Ist nicht schon dies ein augenfälliger Beweis, daß dem Moses die Quelle göttlicher Offenbarung zu Gebote stand; sei es, daß dieselbe unmittelbar an ihn selbst oder an die ersten Menschen im Paradiese ergangen und durch Überlieferung auf ihn gekommen sei? Hätte Moses die Geschichte erfunden, er würde, um dieselbe glaubwürdig zu machen, sie zweifelsohne den gewöhnlichen Ansichten und Vorstellungen der Menschen angepaßt haben; er würde uns nicht berichten, daß das Licht und die Pflanzen vor der Sonne, daß die Vögel mit den Fischen, vielleicht auch nicht, daß der Mensch erst nach allen übrigen Dingen erschaffen worden sei. Denn stets war man der Meinung, daß ohne die Sonne das Licht nicht bestehen, und keine Pflanze gedeihen könne; auch lag es nahe, die Vögel eher mit den Landtieren als mit den Fischen entstanden zu sehen, da sie nicht wie diese im Wasser, sondern in der Luft und mehrenteils auf dem Festlande leben. Ebenso konnte man sich leicht das Hauptwerk der Schöpfung, den Menschen, zuerst erschaffen denken und dann nach ihm die Pflanzen und Tiere, wie er ihrer etwa bedurfte. Dennoch bezeugen die neuern Forschungen der Wissenschaft, daß Moses eben durch seine Abweichung von der gewöhnlichen Meinung die Wahrheit aussagte: eine Wahrheit, die er natürlicher Weise nicht wissen, nicht einmal erraten konnte. Erst die neuere Zeit gelangte auf wissenschaftlichem Wege zur Entdeckung, daß das Licht nicht vom Sonnenkörper notwendig ausströme, sondern von demselben unabhängig sei, mithin schon früher, als Sonne und Mond bestehen und leuchten konnte. Ja, nach der neuesten, am meisten verbreiteten Ansicht der Naturkundigen über die Bildung der Himmelskörper mußte das Licht vorhanden sein, bevor noch die einzelnen Himmelskörper oder Gestirne von der gemeinsamen Urmasse sich abtrennten und eine festbleibende Form bekamen. Daß aber Moses die Erschaffung dieser Gestirne sowie der übrigen Sternenwelt gerade

auf den vierten Schöpfungstag, d. h. zwischen die Entstehungszeit der Pflanzen- und Tierwelt setzte, zeugt wiederum von wunderbarer Einsicht in die längstverflossenen Bildungsverhältnisse auf unserer Erde. Denn nach den bis jetzt gewonnenen wissenschaftlichen Resultaten wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß schon längst niedere Pflanzen (Algen- und Fucusarten) in den Wassern des Urmeeres vegetierten, ehe die mit schweren Dünsten geschwängerte Atmosphäre hinlänglich gereinigt war, um das Hervortreten des Sonnenlichtes möglich zu machen. Ebenso hat die Untersuchung der verschiedenen Erdschichten dargethan, daß die versteinerten Überreste der Pflanzen- und Tierwelt genau in der Ordnung aufeinanderfolgen, in welcher die Pflanzen und Tiere nach dem Berichte Mosis hervorgebracht wurden. Als älteste Ablagerungen erweisen sich die in die Urschiefer eingebetteten Pflanzenreste, dann gesellen sich zu den Pflanzen die Ablagerungen der im Wasser lebenden Tiere, der Muscheltiere, Korallen und Fische, wie auch Spuren von Vögeln. Fossile Landtiere finden sich nur in der letzten Periode der Erdbildung, in der tertiären Periode, während nachweislich weder in den obern noch in den tiefern Ablagerungen Menschenreste gefunden wurden.

Einheit des Menschengeschlechtes.

Daß Gott, wie die Mosaische Urkunde berichtet, nur ein Menschenpaar erschaffen habe, mithin alle Menschen, die weißen wie die schwarzen, die Bewohner der alten wie jene der neuen Welt von diesem einen Paar abstammen, findet ebenfalls seine Bestätigung in den neueren Fortschritten der Natur-, Sprach- und Erdkunde. Es gilt heute für ausgemacht, daß die Verschiedenheit der Hautfarbe oder die Entfernung Amerikas vom europäischen Kontinente keinen Grund darbieten, die Mosaische Erzählung zu bezweifeln. „Noch nicht 400 Jahre sind es gegenwärtig, daß Portugiesen sich in Indien niederließen. Die Abkömmlinge derselben, welche indische Weiber nahmen, gleichen heutzutage an Schwärze den Negern. Dasselbe bemerkt man an westlichen und nördlichen Asiaten kaukasischen Stammes, die seit mehreren Menschenaltern in Indien leben; auch ohne Heiraten mit eingebornen Frauen sind ihre Kinder so dunkelfarbig wie die übrigen Indier."*) — Hinsichtlich Amerikas ist allgemein bekannt, daß dessen Entfernung vom nördlichen

---

*) Sieh Gfrörer, Urgesch. des menschl. Geschlechtes. Bd. 1. S. 149. Vgl. auch Oskar Fraas: „Vor der Sündflut! Eine Geschichte der Urwelt." 1866. S. 452 ff. — Reusch: „Bibel und Natur." 1862. S. 386 ff. — Dem kolossalen Unsinn, daß der Mensch vom Affengeschlechte abstamme, hieße es zu viel Ehre anthun, auch nur ein Wort darauf zu erwidern. Solche, alle Würde des Menschen und die gesamte christliche Moral von Grund aus vernichtende Phantastereien sind unseres Erachtens für die Wissenschaft eine Schmach, deren Verbreitung und Anpreisung ein Verbrechen.

Asien so gering ist, daß zur Winterszeit, da diese Meeresstrecke alsdann in ein weites Eisfeld umgewandelt ist, die Reise von Asien nach Amerika zu Fuß zurückgelegt werden kann. Es sind sogar Gründe für die Annahme vorhanden, daß Amerika ehemals mit Asien zusammenhing und von diesem Weltteil nur durch Erdbeben losgetrennt wurde. Übrigens ist es gar nicht unmöglich, daß durch einen gewaltigen Sturm selbst von sehr entfernten Weltgegenden Schiffe an Amerikas Küsten verschlagen wurden; dieses widerfuhr noch im Anfange dieses Jahrhunderts etlichen japanischen Schiffen ohne Mast und ohne Ruder. Im Jahre 1500 sollte der Portugiese Cabral mit 13 Schiffen nach Ostindien segeln; er wurde aber durch heftige Sturmwinde bis nach Brasilien getrieben.

Die Geschichte von der Entdeckung Amerikas liefert ein handgreifliches Beispiel von der Gehaltlosigkeit der Einwürfe, die man so gern aus der Natur- und Völkerkunde gegen die biblische Erzählung herholt. Als im letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts Christoph Columbus an den neuentdeckten Küsten Amerikas landete, verbreitete sich das Gerücht, ihm sei es zuerst geglückt, aus der alten Welt in die neue zu gelangen, und da er daselbst schon zahlreiche Völkerschaften vorfand, so folgerte man im Widerspruch mit der hl. Schrift, die Bewohner der neuen Welt könnten unmöglich wie die der alten von Adam und Eva abstammen. Heute würde man sich mit solcher Einwendung nur lächerlich machen. Seitdem die königlich norwegische Gesellschaft der nördlichen Antiquitäten die in dieses Bereich einschlagenden authentischen Urkunden als die Frucht ihrer Arbeit veröffentlicht hat, steht die geschichtliche Thatsache fest, daß die alten Normannen während des 10. und 11. Jahrhunderts die östlichen Küsten von Nordamerika in einer großen Ausdehnung entdeckt und besucht haben. Es kann gar nicht in Abrede gestellt werden, daß im zwölften Jahrhundert in Grönland schon der bischöfliche Sitz von Garda bestand. In der Gegend, wo derselbe angeblich gelegen war, sieht man noch jetzt Ruinen von einer großen Kirche.

Wichtigkeit der alttestamentlichen Vorbilder.

2. (Zu § 3.) Unschwer ließe sich nachweisen, wie nach dem Beispiele der Apostel die gelehrtesten Kirchenväter durch alle Jahrhunderte, vom hl. Klemens, Justinus, Irenäus bis zum hl. Kirchenlehrer Thomas von Aquin, es sich zur Aufgabe stellten, den Reichtum der alttestamentlichen Vorbilder zu verwerten und sie den Gläubigen in ihren ebenso salbungsvollen als beredten Vorträgen und Schriften zu erklären. Sie deuten nicht bloß gelegentlich auf dieselben hin; mehrere von ihnen haben ganze Bücher geschrieben, um sie der Reihe nach anzuführen und die Übereinstimmung des Bildes mit der Wirklichkeit bis in die kleinsten Züge

zu verfolgen. So that der hl. Augustin (Civ. Dei l. 15. 16. 17. Contra Faust. l. 12), Cyrillus von Alexandrien (Glaphyror. in Genes.), Isidor von Sevilla (Quaest. in Gen.), Beda (Commentar. in Pentat. etc.), und schon der Brief des Barnabas, der, wenn nicht vom Apostel dieses Namens, so doch von einem der ersten Väter herrührt, enthält kaum anderes als Aufzählung und Erklärung der alttestamentlichen Vorbilder. Selbst die jüdischen Schriftgelehrten sowohl vor als nach Christus erkannten in der hl. Urkunde einen höhern, typischen Sinn.*) Der berühmte Philo, der zu Alexandrien um die Zeit Christi und der Apostel lebte, verglich diesen typischen Sinn mit der Seele, den buchstäblichen mit dem Körper. Die meisten Werke, die wir noch von ihm besitzen, sind nur eine Erklärung der Vorbilder, die er in den Personen, Sachen und Begebenheiten der Mosaischen Bücher sah. Es darf demnach wohl befremden, daß in unsern Tagen die alttestamentlichen Vorbilder noch immer nicht die verdiente Anerkennung und Verwertung gefunden haben. Diese Vorbilder liefern einen offenkundigen Beweis, daß die Religion Christi in Wahrheit einem Baume gleicht, dessen mächtige Wurzeln zurückgreifen bis in den geheiligten Boden des Paradieses; daß im Grunde das alte und neue Testament nur eine Religion bilden. Treffend ist der Vergleich der beiden Testamente mit zwei zusammenstimmenden Chören, welche beide die Geheimnisse, die Herrlichkeiten und die Größe Jesu Christi besingen. Das alte Testament mit seinen Bildern und Prophezeiungen zeugt für die Wahrheit der Geheimnisse des neuen, und die Geheimnisse des neuen Bundes bestätigen die Göttlichkeit der Bilder und Prophezeiungen des alten. Nicht minder schön ist der Gedanke des hl. Augustin (Brief 55 n. 29), wenn er ausruft: „Verkünden nicht die beiden so genau übereinstimmenden Testamente die heilige Wahrheit gleich zwei Seraphim, die den Allerhöchsten preisend einander zurufen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth?"

Ueber die Lebensjahre der Patriarchen.

3. (Zu § 4.) Daß die Bibel bei der Angabe der patriarchalischen Lebensdauer Jahre verstehe, die den unsrigen entsprechen, nämlich von zwölf Monaten, und diese zu je dreißig Tagen, geht deutlich hervor aus deren Bericht über die Dauer der Zeit, welche Noe mit seiner Familie in der Arche zubrachte. — Weil in unserer Zeit manchen die Angabe Mosis übertrieben schien, wollten einige unter Jahren Monate gemeint wissen; hieraus würde aber folgen, daß die Lebensdauer der Erzväter jetzt noch in tausend Fällen übertroffen würde, daß Henoch schon im fünften Jahre einen Sohn erzeugte, daß Abraham nur 14 Jahre gelebt hätte, während

*) S. den Nachweis bei Patrizi: Interpretatio Scripturar. sacrar. l. 1. c. 10. a. 3.

die hl. Schrift von ihm sagt, er sei in hohem Alter und voll an Tagen gestorben. Die Ungereimtheit dieser Meinung ist so einleuchtend, daß jede weitere Entgegnung überflüssig ist. Nichts ist thörichter, als die heutigen Zustände und Erfahrungen zum unfehlbaren und einzigen Maßstabe dessen zu nehmen, was früher bestand oder bestehen konnte. Oder wer dürfte gemäß diesem Verfahren es für möglich halten, daß Pflanzengattungen, die in einem früheren Zeitalter zu riesigen Bäumen von 100 Fuß Höhe heranwuchsen, jetzt nur mehr als Gras oder winziges Moos vorkommen? Dennoch haben uns die Versteinerungen Überreste solch riesenhafter Bäume aufbewahrt. — Auch heute noch treffen wir besonders in nördlichen Erdstrichen und Inseln, wie Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Schottland infolge einfacherer Lebensweise ein Lebensalter von 112 und mehr Jahren gar nicht so selten, gelegentlich sogar ein Alter von 170 bis 180 Jahren. So weisen z. B. die russischen Kirchenlisten von 1801 bis 1804 über 2890 Menschen auf, die 100 bis 150 Jahre alt wurden; so starb im Jahre 1724 ein Wallache, der 185 Jahre zählte, und auch unter den Arabern in der Wüste kommen nahe an 200jährige Menschen vor. Wenn demnach selbst bei uns solche Thatsachen feststehen, warum sollte Moses keinen Glauben verdienen, wenn er uns berichtet, daß namentlich in den vorsündflutlichen Zeiten die Menschen ein Alter von mehreren Jahrhunderten erreichten? — Übrigens ist Moses nicht der einzige, der uns solches berichtet. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus beruft sich (Altertümer Bch. 1. K. 3) in eben dieser Frage auf das Zeugnis aller Heiden, sowohl Griechen als Nichtgriechen, welche über die Altertümer Schriftwerke verfaßt haben. „Denn sowohl Manetho", sagt er, „der über Ägypten geschrieben hat, als auch Berosus, welcher die chaldäische Geschichte erzählt, und Mochus, Hestiäus und Hieronymus der Ägypter, die über Phönizien berichten, pflichten mir alle einstimmig bei. Selbst Hesiod und Hekatäus, Hellanikus und Akusilaus, Ephorus und Nikolaus überliefern, daß die Alten tausend Jahre lebten."

Bestätigung der Sündflut aus den Ergebnissen der Wissenschaft.

4. (Zu § 4.) Die Wirklichkeit einer gewaltigen Flut, die plötzlich über die Erde hereinbrach, ist, auch abgesehen von der Erzählung Mosis, durch zahlreiche Spuren, welche sie auf der Oberfläche des Erdballs hinterließ, unbestreitbar erwiesen. Erstaunt und überführt durch eigene Nachforschungen, schreibt der gelehrte Pallas*): „Diese großen Knochen, die bald zerstreut, bald skelettweise, bald zu Hunderten in der Erde liegen, haben mich, wenn ich sie betrachte, so wie sie vorliegen, vor allem zu der

*) Voyage dans la haute Asie.

Überzeugung gebracht, daß wirklich über unsere Erde eine Flut gekommen, deren Wahrscheinlichkeit mir so lange unbegreiflich war, bis ich jene Weltgegenden durchreiset und mit eigenen Augen alle die Beweise für jenes denkwürdige Ereignis gesehen habe." In Übereinstimmung hiemit sagt der berühmte Naturforscher Cuvier, „daß, wenn je etwas in der Geologie erwiesen ist, es die Behauptung sein muß, daß die Oberfläche unserer Erde einst das Opfer einer großen und plötzlichen Revolution wurde, deren Datum nicht viel weiter, als an fünf- oder sechstausend Jahre zurückgehen kann". Liefern auch die neuesten Forschungen der Geologen keinen sichern Beweis, daß die gewaltige Überschwemmung, die so zahlreiche Spuren auf der Oberfläche des Erdballs hinterließ, keine andere, als die in der Bibel geschilderte Sündflut sei, so haben sie doch auch andererseits keine Thatsache aufzuweisen, welche mit dem Berichte Mosis in Widerspruch stände. Um so tiefer hat sich aber das Andenken an jenes furchtbare Ereignis, wie schon S. 49. 50 angedeutet, dem Geiste des Menschen für immer eingeprägt. „Es gewähren," sagt Humboldt, welcher in den Äquinoctialgegenden dieselben Sagen der Sündflut wieder traf, wie sie andere durch ganz Asien und das nördliche Afrika verbreitet fanden, „diese altertümlichen Sagen, die wir gleich den Trümmern eines großen Schiffbruchs über den Erdball zerstreut antreffen, jedem Forscher der Geschichte des Menschen das höchste Interesse. Dieselben Thatsachen, nur wenig abweichend je nach dem örtlichen Colorit, sind uns in den verschiedensten Sprachen überliefert. Auf den großen Festlanden wie auf den kleinsten Inseln des stillen Oceans ist es jedesmal der nächste Berg, auf den sich die Überreste des Menschengeschlechts flüchteten, und das Ereignis der großen Flut wird in dem Maße jünger, als die Völker ungebildeter sind. Keinem Vernünftigen wird einfallen, diese Sagen als Erzeugnisse spielender Phantasie anzunehmen. Woher die merkwürdige Übereinstimmung, wenn nicht ein thatsächliches Ereignis zu Grunde läge?" (Osk. Fraas a. a. O. S. V. Einleitung; vgl. Reusch a. a. O. S. 296 ff.)

Die Vereitlung des Turmbaues eine Belehrung Gottes.

5. (Zu § 5.) Nicht ganz vergeblich war diese Belehrung, die Gott den Menschen durch Vernichtung ihres eigenmächtigen Unterfangens erteilte. Plato spricht nur im Sinne des ganzen Altertums, wenn er in seiner berühmten Schrift über die Gesetze (Bch. 4. S. 125. stereotyp. Ausg.) sagt: „Es ist eine ganz wahre Behauptung, daß Staaten, die nicht eine Gottheit, sondern einen Sterblichen zum Gründer haben, unmöglich Unfällen und Drangsalen entrinnen". So mangelhaft nämlich bei den alten Völkern die Kenntnis des wahren Gottes auch war, so haftete doch tief in ihrem Geiste die Überzeugung, daß der gute Erfolg aller

wichtigen Unternehmungen von der Huld und dem Beistande der Gottheit abhange. Daher die ängstliche Sorgfalt, womit sie bei dergleichen Angelegenheiten das Orakel um Rat befragten; daher die zahlreichen Opfer und feierlichen Gelübde, um von der Gottheit einen guten Erfolg zu erlangen; daher auch der Gebrauch der römischen Feldherrn, bei Belagerung einer Stadt deren Schutzgötter zu beschwören, die Stadt und ihre Tempel zu verlassen und den Römern Huld und Gnade zuzuwenden, da sie überzeugt waren, anders die Stadt nicht einnehmen zu können. Die merkwürdige Beschwörungsformel führt M a c r o b i u s (Saturnal. 3. 9.) an.

Die Ereignisse zu Babel, bestätigt durch die Wissenschaft.

6. (Zu § 5.) Was Moses vom babylonischen Turme, der Verwirrung der Sprache und der Scheidung des Menschengeschlechtes berichtet, findet auch in den neuen Entdeckungen der Altertumsforscher seine Bestätigung. In betreff des b a b y l o n i s c h e n T u r m e s ist es höchst wahrscheinlich, daß heute noch Überreste von demselben sich vorfinden. Auf der rechten Seite des Euphrat nämlich, wo früher das alte Babel oder Babylon, jetzt aber das Dorf Hillah steht, erhebt sich unter gewaltigen Trümmerhaufen ein fast dreihundert Fuß hoher pyramidenförmiger Hügel von Schutt und Ziegelsteinen. Den untersten Teil desselben bildet eine langhingestreckte Plattform von etwa 60 Fuß Höhe; darauf ist ein kegelförmiges Mauerwerk von 200 Fuß Höhe gebaut, und auf dieses folgt ein turmähnlicher, 35 Fuß hoher Aufsatz. Alle diejenigen, welche den Bau gesehen und untersucht, vereinigen sich in der Behauptung, daß der oberste Teil, der die Spitze bildet, vom König Nabuchodonosor herstammt, der um das Jahr 600 vor Chr. regierte; die Plattform aber mit dem darauf stehenden Mauerwerk in einem viel früheren Zeitalter, wo die Baukunst noch keine so hohe Stufe erreicht hatte, aufgeführt worden sei. Wichtige Gründe sprechen nun dafür, daß diese unteren Teile wirklich Trümmer des in der hl. Schrift erwähnten babylonischen Turmes seien. Es spricht dafür erstens der Umstand, daß die Steine des Mauerwerkes gebrannte Ziegel und großenteils mit Asphalt oder Erdpech verkittet sind. Das stimmt ganz mit der Erzählung der hl. Schrift überein, wonach beim Beginne des Baues „einer zum andern sagte: Kommet, lasset uns Ziegel machen und sie im Feuer brennen. Und die Ziegel brauchten sie für Steine und Erdpech für Mörtel" (1. Mos. 11, 4).*) Einen überraschenden Beweis liefert ferner die von Nabuchodonosor herrührende Inschrift,

*) Es verschlägt nichts, daß die Ziegel der langhingestreckten Basis nur an der Sonne getrocknet sind, und nur beim untern Teil des auf ihr gebauten Mauerwerkes Asphalt, beim übrigen aber roter Ton als Mörtel verwendet worden ist. Die hl. Schrift sagt nirgends, daß der ganze Bau mit gebrannten Ziegeln und Asphalt aufgeführt wurde; sie schließt die Annahme

welche im Mauerwerk des Turmes aufgefunden wurde. Es war nämlich zur Zeit des babylonischen Reiches ein stehender Gebrauch, bei Aufführung monumentaler Bauten dauerhafte, auf thönerne Cylinder eingedrückte Urkunden einzumauern, welche über die Entstehung des Baues Aufschluß gaben. Laut einer solchen in neuerer Zeit entdeckten und von den ersten Gelehrten entzifferten Denkschrift heißt es: „Nabuchodonosor, König von Babylon, Knecht des seienden Wesens, Statthalter der Götter, ist der Wiederhersteller der Pyramide und des Turmes." Das Gebäude selbst nennt er „Haus der sieben Erdlichter (unserer sieben Hauptplaneten), bleibendes Denkmal von Borsippa" (d. h. von der Sprachverwirrung). Von der Geschichte desselben sagt er dann: „Dasselbe hat ein früherer König vor 42 Menschenaltern errichtet, es aber nicht zur Vollendung gebracht. Schon von dem Tage der (Sünd-) Flut an verließen es die Menschen, da sie Worte aussprachen ohne Ordnung. Dessen Platz habe ich nicht verändert, seinen Eckstein nicht angetastet." *) — Jener frühere König, welcher der Inschrift zufolge den Bau unternommen, wird nicht ohne Grund für Chams Enkel, Nimrod, gehalten, der gemäß der hl. Schrift in den Zeiten nach der Sündflut anfing, ein Gewaltiger zu sein auf Erden, das Reich Babylon gründete und vermutlich am Bau des Turmes den größten Anteil nahm. Es stimmt dieses auch mit dem Namen „Birs Nimrud" (Palast des Nimrod) überein, welchen die Eingebornen bis auf den heutigen Tag den erwähnten Überresten des Turmes beilegten; und der von Nabuchodonosor angegebene Zeitraum von 42 Menschenaltern führt uns, wenn man wie gewöhnlich jedes Menschenalter zu 35 Jahren annimmt, eben zu jenem Zeitpunkt (ungefähr zum Jahre 270 nach der Sündflut), in welchem nach der hl. Schrift sowohl der babylonische Turm mag gebaut, als auch von Nimrod das babylonische Reich gegründet worden sein.

Nicht minder günstig lauten die Zeugnisse der wissenschaftlichen Fortschritte für die Scheidung des Menschengeschlechtes, indem sie zum unzweifelhaften Ergebnisse führen, daß Mittelasien, von wo aus nach dem Berichte Mosis die Völker in alle Weltgegenden sich zerstreuten, die Wiege des Menschengeschlechtes sei, und von daher die Stammväter der über die ganze Erde ausgebreiteten Völkerschaften in die jetzige Heimat gezogen seien. Es vereinigen sich, um diese Er-

nicht aus, daß die Basis schon aufgeführt war, etwa gegen die Überschwemmung des Euphrat, als die Nachkommen Noes die Ziegel im Feuer brennen lernten und zum Entschlusse kamen, auf die bereits vorhandene Plattform einen riesigen Turm zu bauen; wobei sie sich anfangs des Asphaltes bedienten, diesen aber in der Folge mit rotem Ton vertauschten, der in jener Gegend häufig, da hingegen der Asphalt nur in größerer Entfernung und vielleicht nicht einmal in ausreichendem Maße sich vorfand.

*) Sieh Kaulen, Sprachverwirrung zu Babel, Kap. 14.

rungenschaft der Völkerkunde zu bekräftigen, die Geschichte, die Sprache, die Sitten, religiösen Gebräuche und Überlieferungen der verschiedensten Nationen des Erdballes: eine Bekräftigung, welcher der unchristliche Wissensdünkel mit all seinen blendenden Trugschlüssen nichts anzuhaben vermag. (Sieh Stolberg, Gesch. der Relig. B. 1. Beil. 3. — Gfrörer, Urgeschichte des menschl. Geschl.)

Über Palästinas Lage und Beschaffenheit.

7. (Zu § 6.) Kanaan, auch Palästina oder das heilige Land, das Land der Verheißung genannt, war im Norden durch das Libanongebirge von Phönizien und Syrien getrennt, im Osten von der syrischen Wüste und im Süden von der Wüste des steinigen Arabiens umgeben, auf der Westseite endlich vom mittelländischen Meere bespült. Im heiligen Lande sollte der wahre Glaube bis zur Ankunft des Messias sich rein erhalten, und nach derselben die frohe Botschaft des Evangeliums von dort ausgehen in alle Teile der Welt. Dazu war es durch seine Lage wie geschaffen.*) Denn wiewohl durch jene natürlichen Schranken von der heidnischen Welt abgesondert und zunächst auf sich selbst angewiesen, setzten es doch hinwiederum das mittelländische Meer, die Landenge von Suez und mehrere damals besuchte Handelsstraßen in den Stand, mit Europa, Afrika und dem innern Asien leicht in Verkehr zu treten. Es zeichnete sich keineswegs durch geographische Größe aus, wohl aber durch eine wunderbare Fruchtbarkeit, durch den Reichtum verschiedener Naturerzeugnisse. Der hl. Hieronymus sagt, demjenigen, der Judäa in seiner ganzen Ausdehnung durchreist, bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß es das fruchtbarste aller Länder sei, und die heilige Schrift bezeichnet dasselbe als ein von Milch und Honig fließendes Land. Daher konnte es auch eine im Verhältnis zu seinem Ländergebiete unglaublich große Bevölkerung aufnehmen und ernähren. Unter David fanden sich in den jüdischen Stämmen außer Levi und Benjamin, mehr als anderthalb Millionen streitbarer Männer (1. Chron. 21, 5. 6), und zur Zeit seiner höchsten Blüte zählte das Land gegen 7 Millionen Einwohner. In gegenwärtiger Zeit jedoch ist dieses ehemals so blühende und herrliche Land unter dem Druck der türkischen Herrschaft zu einer wahren Einöde herabgesunken. Es soll nur noch 300,000 Einwohner besitzen.

Ob nur die in den Schriften des N. T. erklärten Vorbilder Geltung haben.

8. (Zu § 8.) Wiewohl die hl. Schrift nirgendwo angiebt, daß Joseph ein Vorbild Jesu Christi sei, so lehren es doch die hl. Väter mit auffallender Übereinstimmung und großem Nachdrucke. Ohne demnach mit der Väterlehre in Widerspruch zu geraten, läßt sich diese Wahr-

*) Sieh Mislin, Die hl. Orte. 2. Bd. K. 21. — Gratz, Bibl. Erd- und Länderk. 4. Abschnitt 1. Abtl.

heit nicht bestreiten. Die Ähnlichkeit der Lebensgeschichte Jesu mit jener des Joseph ist zudem bei unbefangener Betrachtung so einleuchtend, daß sie sich unmöglich verkennen läßt. Mit Recht sagt Stolberg (Religionsgesch. Bd. 1. § 49): „Joseph ward auf eine solche (auf so treffende und vielfältige) Weise Vorbild Jesu Christi, daß dem Unglauben kein Raum gelassen wird, über weit hergesuchte Anwendung zu hohnlächeln oder die Übereinstimmung vieler Umstände seinem Götzen, dem Ungefähr, zuzuschreiben." — Auf wie viele herrliche, von den Kirchenlehrern allgemein anerkannte Vorbilder müßten wir Verzicht leisten, besäßen nur jene Wert und Gültigkeit, welche die Apostel uns als solche bezeichnet und erklärt haben! Mit den Vorbildern verhält es sich ähnlich wie mit den evangelischen Parabeln. „Der Herr", sagt der hl. Papst Gregor (Hom. 15. über die Evangel.), „hat uns einige derselben erklärt, um die Gläubigen zum emsigen Forschen nach der Bedeutung auch dessen, was er nicht selbst enthüllen wollte, anzuregen." „Ebenso", bemerkt der hl. Augustin (Rede 352), „hat der hl. Paulus (1. Kor. 10, 1—4) uns mehrere Vorbilder aufgezählt, aber nur eines erklärt, indem er beifügte: „„Der Fels aber war Christus."" Durch den Aufschluß über dies eine gab er uns zu verstehen, daß die Deutung der übrigen Vorbilder unserem Fleiße vorbehalten sei." — Die hierbei erforderliche Sicherheit gebietet uns jedoch, willkürliche Erklärungen zu vermeiden und uns wie in andern Stücken so auch hier der einstimmigen Väterlehre anzuschließen. Wollten wir z. B. nach eigenem Gutdünken in dem mit aufgehobenen Händen betenden Moses (2. Mos. 17, 11) ein Vorbild des am Kreuze mit ausgespannten Armen betenden Christus erblicken, so hätte diese unsere Ansicht wenig Gewicht. Großes Ansehen gewinnt sie aber, sobald wir die namhafte Anzahl der Väter ins Auge fassen, die hierin sämtlich übereinstimmen: Barnabas nämlich, Justin, Cyprian, Maternus, Ephrem, Gregor von Nazianz, Hieronymus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien, Maximus, Theodoretus u. a. m.*) — Allerdings stimmen bei manchen Vorbildern nicht alle Züge mit dem Vorgebildeten überein; es ist dieses aber kein hinreichender Grund, dieselben zu verwerfen, wenn eine Anzahl angesehener Väter sie als solche anerkennen; denn sonst müßten wir folgerichtig auch Vorbilder verwerfen, welche in den Evangelien oder in den Briefen der Apostel als solche bezeichnet sind. Nach Matthäus (2, 15) war der Auszug des Volkes Israel aus Ägypten ein Vorbild Jesu Christi, den Gott aus jenem Lande mit Joseph und Maria nach Palästina zurückrief;

*) Dem hier gegebenen Winke gemäß haben auch wir unserer Erklärung der Vorbilder die Lehre der Väter zu Grunde gelegt. Der beschränkte Raum dieses Werkes gestattet jedoch nicht, die zahlreichen Väterstellen wörtlich anzuführen.

ebenso war nach Paulus (a. a. O.) der Fels, dem Moses in der Wüste durch Berührung mit seinem Stabe Wasser entlockte, ein Vorbild des Heilandes, der über die ganze Welt in Strömen seine göttliche Gnade ergoß. Wer möchte aber behaupten, daß sämtliche Umstände dieser Vorbilder auf Jesus Christus passen? Christus zog nicht durch das rote Meer, von einem feindlichen Kriegsheer verfolgt; er ist nicht ein harter, lebloser Stein, auf ihn paßt nicht der dem Orte, wo das Wunder geschah, beigelegte Name „Massa" oder „Meriba" („Zank" oder „Versuchung"; 2. Mos. 17, 7).

Über die Glaubwürdigkeit der Wunder Mosis.

9. (Zu § 10. S. 55.) Einer alten Überlieferung zufolge geben heute noch die am roten Meer wohnenden Araber einem gewissen Thale, das sich durch eine kleine Bucht ins Meer verläuft, den Namen „Straße der Kinder Israels", wie Shar, ein gelehrter Engländer, es bezeugt, der es an Ort und Stelle selbst vernommen. Es würde zu weit führen, wollte man hier die noch vorhandenen Zeugnisse alter Schriftsteller, namentlich der griechischen und römischen, aufzählen, um daraus die Wahrheit dieses und anderer Wunder zu bestätigen, die Moses berichtet. Zu diesem Behufe möge man Rohrbachers Geschichte der katholischen Kirche, Bch. 6, nachsehen. Übrigens haben wir schon (I. 55) gezeigt, daß Moses unmöglich die wunderbaren Thatsachen, die er aufzählt, erdichten konnte, und daß man, ohne Christum und die Apostel zu lästern, die Wahrhaftigkeit seiner Schriften nicht in Zweifel ziehen kann. Die Freidenker unserer Tage haben zwar vielfach versucht, die zahlreichen und oft so erstaunlichen Wunder auf eine natürliche Weise zu erklären. Es trat aber dadurch die Unredlichkeit ihrer Absicht um so mehr an den Tag. Eine Widerlegung derselben entspräche nicht dem Zwecke dieses Buches, wäre zudem überflüssig. Der Wahrheitsliebende bedarf ihrer nicht; wer aber sein Auge hartnäckig der Wahrheit verschließt, dem nützt sie nichts.

Ob auch das jüdische Volk die Vorbilder verstand.

10. (Zu § 11. S. 69.) Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, wie nützlich und heilsam die Opfer auch für das rohe, unwissende Volk waren, dessen Blick nicht in die Tiefe des in ihnen verborgenen Geheimnisses zu dringen vermochte. Nach der Lehre des hl. Thomas (1. 2. q. 103 a. 2) lag jedoch deren hohe Bedeutung hauptsächlich darin, daß sie ein feierliches Bekenntnis, eine Beteuerung des Glaubens an den künftigen Welterlöser in sich schlossen und dadurch besonders geeignet waren, diesen Glauben unter dem Volke lebendig zu erhalten und zu bekräftigen. Solch ein öffentliches Bekenntnis waren die Opfer schon dadurch, daß sie Jehovah, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, dargebracht wurden. Indem nämlich das Volk seinen Glauben an Jehovah kund gab, bekannte es

zugleich seinen Glauben an die von demselben gegebene Verheißung eines künftigen Welterlösers. Diese Eigenschaft kam den alttestamentlichen Opfern aber vorzüglich aus dem Grunde zu, weil sie das welterlösende Opfer Jesu Christi vorbildeten. — Man wende dagegen nicht ein, daß deren symbolischer Sinn nicht erkannt, also auch durch den Glauben nicht erfaßt werden konnte. Es ist die wohlbegründete Lehre des hl. Augustin (Contra Faust. l. 4. c. 2), daß Moses wie auch die Erzväter durch Offenbarung des göttlichen Geistes in das Verständnis der alttestamentlichen Vorbilder eingeführt waren. Und warum sollten wir dieser Lehre des großen Kirchenvaters nicht beistimmen, da dieselben nach dem Zeugnisse der Schrift die Zukunft in prophetischem Geiste durchschauten, und der Herr schon zu Abraham gesprochen hatte: „Kann ich Abraham verbergen, was ich thun will, da er zum großen und überaus mächtigen Volke werden wird, und in ihm gesegnet werden sollen alle Völker der Erde?" (1. Mos. 18, 17.) Von jenen gotterleuchteten Männern ging aber das Verständnis der Vorbilder mittels der Überlieferung auch auf die Nachkommen, namentlich auf das von Gott verordnete Lehramt über. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß im alten Bunde gleichwie im neuen neben der Schrift noch eine mündliche Überlieferung, Tradition, bestand, um die erstere zu erklären und zu ergänzen.*) Durch den Unterricht, welchen die Hausväter ihren Kindern (5. Mos. 32, 7) und die Priester oder Schriftgelehrten in den Synagogen dem Volke erteilten, wurde diese traditionelle Lehre zum Gemeingut. Auf solche Weise konnte auch das gemeine Volk wenigstens eine dunkle Kenntnis des geheimnisvollen Sinnes der Opfer haben. Jedenfalls wurde dasselbe durch den vielfachen und bedeutungsvollen Opferritus auf die Ahnung irgend eines verborgenen Geheimnisses geführt; und hatte es auch keine klare Kenntnis von dem darin vorgebildeten Erlösungswerke Jesu Christi, so glaubte es dasselbe doch einschlußweise (implicite), insofern es nämlich überhaupt alles glaubte, was die Synagoge glaubte und lehrte. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Christen, der die geoffenbarten Wahrheiten nicht alle ausdrücklich kennt, aber alles glaubt, was die Kirche glaubt und zu glauben vorstellt.

Was von den Opfern, das kann auch von den übrigen Vorbildern oder doch von den meisten derselben gesagt werden. Wenn auch nicht alle Israeliten, so kannten doch einige ihren symbolischen Sinn und waren imstande, die andern davon in Kenntnis zu setzen. So sagt der hl. Augustin (Rede 352 n. 3) in betreff des Manna, daß „es in der Wüste Israeliten gab, die verstanden, was sie aßen, denen Christus im Herzen lieblicher schmeckte als das Manna im

*) Vgl. Becanus, Analogia veteris ac novi Testam. c. 1. q. 7. Allioli, Altertümer der Hebr. Abtl. 2. § 89 ff.

Munde"; und vom Wasser, das aus dem Felsen floß, „daß es den Gläubigen derselbe Trank war, der es uns ist, nämlich derselbe Christus: ihnen, Christus der kommen sollte, uns, Christus der gekommen ist." War auch dieser geheimnisvolle Sinn manchen Israeliten unbekannt, so sollte dennoch diese wunderbare Speise, wie alle die großen und erstaunlichen Wohlthaten, die Gott durch Moses und die Erzväter seinem Volke erteilt hat, deren Sehnsucht nach dem verheißenen Messias steigern, da sie die feste Überzeugung hegten, durch denselben noch viel herrlichere Gnaden und Wohlthaten zu erhalten. Als daher Christus mit fünf Broten 5000 Menschen gespeist hatte, waren die Juden damit noch nicht zufrieden und sprachen zu ihm: Moses gab unsern Vätern in der Wüste 40 Jahre Brot vom Himmel, und doch war er nur ein Prophet; was wirkest du nun für Zeichen, daß wir sehen und glauben, du seiest der Messias, der Sohn Gottes? (Joh. 6, 30. 31.)

Über den Zeitraum der Richter.

11. (Zu § 14. S. 88.) Wenn es heißt, die Hohenpriester und die Richter hätten über 400 Jahre lang die höchsten Würden bei dem Volke Israel bekleidet, so wird damit nicht behauptet, daß die Zeit der sogenannten Richter für sich allein länger als 400 Jahre dauerte. Vielmehr wird hier der ganze Zeitraum von Stiftung der Theokratie auf dem Berge Sinai bis auf die Einführung des Königtumes bezeichnet. Es gilt demnach die Jahreszahl wohl genau von den Hohenpriestern, aber nicht ebenso von den Richtern, wenn man unter diesem Namen nicht auch Moses und Josue miteinbegreifen will. Für diese Zeitrechnung von mehr als 400 Jahren bürgen Petavius und die gelehrten Verfasser de l'art de vérifier les dates. Ganz Sicheres läßt sich jedoch darüber nicht feststellen, weil der Zeitraum der Richter, wie Haneberg (Gesch. der bibl. Offenb. S. 198) sehr wohl bemerkt, „aller chronologischen Fixierung sich entzieht."

Zeugnisse heidnischer Schriftsteller bezüglich des Messias.

12. (Zu § 20. S. 121.) Die Stelle aus Tacitus (Hist. 5, 13) lautet: „Man war allgemein der Überzeugung, daß es in den alten Büchern der Priester stände, um diese Zeit würde der Orient die Oberhand erlangen, und aus Judäa würden die Herren der Welt hervorgehen." Suetonius aber schreibt (in Vesp. 4): „Der ganze Orient wiederhallte von der uralten und beständigen Sage, daß nach dem Beschlusse des Schicksals aus Judäa die Herren der Welt hervorgehen würden." Die Kenntnis vom künftigen Heilande scheint nicht nur durch Bekanntschaft mit den Juden und deren Schriften, sondern auch durch die Weissagungen der Sibyllen zu den Heiden gelangt zu sein. Einen Beleg hierfür liefert die vierte Ecloge des römischen Dichters Virgil, der sich auf die Cumäische Sibylle beruft, indem er 30 Jahre vor Christus die

Ankunft eines himmlischen Sprößlings und die Rückkehr des goldenen Zeitalters besingt: „Schon ist herangenaht das letzte Zeitalter des Cumäischen Liedes (d. h. das von der Cumäischen Sibylle geweissagte Zeitalter); von neuem beginnt die große Reihe der Jahrhunderte. Schon kehrt zurück die Göttin des Rechts, es kehren zurück die Tage des goldenen Zeitalters; schon wird ein neuer Sprößling vom erhabenen Himmel gesandt, . . . mit dem das eiserne Zeitalter endet, und rings auf dem Erdkreis ein goldenes Geschlecht aufblühet. . . . Unter seiner Herrschaft werden getilgt die Spuren unserer Verschuldung, wird die Erde erlöst vom ewigen Schrecken. Ein göttliches Leben wird er empfangen und in Frieden den Erdkreis beherrschen u. s. w." Manche andere Zeugnisse, auch von sibyllinischen Weissagungen, führt Lüken an in seinem Werke: „Die Traditionen des Menschengeschlechtes" (§ 65—76). — In betreff der messianischen Sagen unter den Chinesen genüge es hier, den Bericht des Jesuiten Duhalde anzuführen. In seiner sehr geschätzten, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeiteten „Beschreibung des chinesischen Reiches" (Bd. 2. S. 387) erzählt er: „Laut einer von den Chinesen allgemein anerkannten Überlieferung hörte man den Konfucius (den berühmten chinesischen Weisen, geboren im J. 551 v. Chr.) oftmals wiederholen: „„Im Abendlande ist der wahre Heilige zu finden."" Man weiß zwar nicht, wen er eigentlich dadurch bezeichnen wollte. Aber gewiß ist, daß 65 Jahre nach der Geburt Jesu Christi Mingti, der 15. Kaiser aus der Familie Han, betroffen eben so sehr durch die Worte dieses Philosophen als durch das Bild eines Menschen, das sich ihm als vom Abendlande herkommend während des Schlafes darbot, zwei Große des Reiches ebendahin absandte mit dem Befehle, nicht eher wieder zu kommen, als bis sie den Heiligen, den ihm der Himmel zu erkennen gegeben, würden aufgefunden und dessen Gesetz erlernt haben. Durch die Gefahren und Beschwerden der Reise abgeschreckt, zogen jedoch die Abgesandten nicht weiter, als bis in eine Gegend Indiens, über die man nichts Sicheres weiß. Hier fanden sie das Götzenbild eines Menschen Namens Foë, der ungefähr 500 Jahre vor der Geburt des Konfucius die Indier mit seiner ungeheuerlichen Lehre angesteckt hatte, erlernten die abergläubischen Gebräuche dieses Landes und verbreiteten, nach China zurückgekehrt, den Kult des Götzen."

Bemerkungen zur Geschichte Jesu Christi.

Der Blutbefehl des Herodes nicht unglaublich.

13. (Zu § 21. S. 130.) Solche Mordbefehle, die uns heutzutage fast unmöglich scheinen, waren, bevor das Christentum mildere Sitten einführte, nichts Unerhörtes. Wir finden sie, wie bekannt, unter den ägyptischen (2. Mos. 1.) und den persischen (Esth. 3.) Königen und unter den römischen Kaisern. Selbst der

hochgepriesene Kaiser Titus trug kein Bedenken, als er zu Berytus ein Fest zu Ehren seines Vaters Vespasian beging, Tausende von Juden durch wilde Tiere zerreißen zu lassen. (Josephus de bello Jud. l. 8. c. 3.) Von Herodes berichtet auch die Profangeschichte, daß er seiner Grausamkeit und Eifersucht keine Schranken setzte. Opfer derselben waren drei seiner Söhne, seine eigene Gemahlin Marianne und der ganze makkabäische oder asmonäische Regentenstamm. Zu Jericho ließ er 40 Jünglinge, weil sie den römischen Adler vom Thore des Tempels weggerissen hatten, lebendig verbrennen.

Über Wertschätzung der Lehre Jesu.

14. (Zu § 22. S. 137.) Von Jugend auf mit der Lehre des Heilandes vertraut und in derselben unterrichtet, wissen wir insgemein ihre Erhabenheit nicht zu würdigen, die unzähligen Güter, die uns mit ihr zu teil geworden, nicht gebührend zu schätzen. Es geht uns mit ihr wie mit den Reizen, den Schönheiten, dem Überflusse an Wohlthaten, die Gott in der sichtbaren Schöpfung um uns ausgebreitet hat. Weil sie etwas Gewohntes, Alltägliches sind, fallen sie uns nicht mehr auf, unser Sinn hat sich so an sie gewöhnt, als wenn es so sein müßte und anders nicht sein könnte. Allein wie wäre es, wenn wir aus einem kalten und finstern Kerker, in dem wir ohne Ahnung eines Erfreulichern gelebt, plötzlich herausgeführt, uns mitten in die Lieblichkeit eines schönen Frühlingsmorgens, mitten in die Pracht, in den Reichtum, in die Wonnigkeit eines Sommerabends gestellt sähen! Wie ganz anders würde dieses Licht, diese Wärme uns berühren; wie ganz anders würde die Fülle dieser Farben, dieses Duftes uns überströmen? — Um die ganze Wohlthat der Lehre Jesu zu würdigen, müßten wir im Heidentum gelebt, müßten wir die ganze Leere, die Trostlosigkeit, den Jammer und die Marter der gänzlichen Ungewißheit über die wichtigsten Dinge, die uns betreffen, mit unserm Herzen durchgemacht haben. Wie ganz anders würde uns dann die Lehre des Christentums lauten, mit welcher Dankbarkeit, mit welcher Befriedigung würden wir den ganzen Reichtum, der mit ihr und in ihr unser geworden, überschauen, bewundern und an unser Herz drücken!

Nehmen wir nur die Lehre, die uns nun zunächst liegt, die Lehre, welche die Grundlage aller zeitlichen Wohlfahrt und das Grundprincip der christlichen Gesellschaft bildet, die Lehre, daß alle Menschen ohne Ausnahme Kinder Gottes, Kinder eines Vaters im Himmel, alle mithin Brüder einer Familie sind, die sich gegenseitig achten und lieben, die mit ganzer Hingabe des Herzens aneinander hangen sollen. Wie viel kannte das Heidentum von dieser Lehre? Ja, wie konnte es auch nur ahnen, daß Gott in seiner Liebe zu uns so weit gehen sollte, das, was wir dem geringsten, ärmsten Menschen

thun, so anzuschreiben, so zu belohnen, als wäre es ihm selber erwiesen? Wo finden wir im ganzen Heidentum auch nur ein bewährtes Beispiel jener heldenmütigen Nächstenliebe, die nicht bloß das Besitztum, sondern selbst das Leben für die leidende, hilfsbedürftige Menschheit, für Feinde wie für Freunde hinzugeben und zu opfern imstande ist, wie wir das täglich im Christentume geübt und gehalten sehen? Man wird vergebens suchen. Dagegen ist es unglaublich und empörend, wie sehr die Würde und das Recht des einzelnen im heidnischen Gesetz übersehen, verkannt, ja geradezu mit Füßen getreten war. Der Mensch galt nicht mehr denn ein Tier, oft noch weniger; und dies Wegwerfen, dies Herabwürdigen des Menschen strafte kein Gesetz, nein, es schwieg, billigte, ermächtigte förmlich dazu. Und die Lehrer und die Weltweisen, die Philosophen des Heidentums, was sprachen sie dazu? Sie hatten nichts dagegen einzuwenden. — Man denke nur an die römischen Amphitheater, denen man in der alten Welt allenthalben begegnet. Was hatten die für eine Bestimmung? Was für Scenen boten sie? Der Mensch muß sich mit einer Bestie blutig reißen, Hunderte, Tausende von Menschenleben werden an einem Tage abgeschlachtet — das alles zum Vergnügen von Menschen. Man erwäge, überblicke einmal das unmenschliche Sklavenjoch, das so schreckbar auf den größeren Teil der Heidenwelt drückte! Die gebildeten und aufgeklärten Staaten machen hierin keine Ausnahme. Im Gegenteil, Attika, das gebildetste Ländchen in Griechenland, zählte auf 20 000 Bürger 400 000 Sklaven, also 20 Sklaven auf 1 Freien, die Sklavinnen gar nicht mitgerechnet. In Korinth soll die Zahl der Sklaven noch größer gewesen sein, und in Rom gab es Reiche, die deren zehn- bis zwanzigtausend besaßen. Und wie stand der Sklave gegenüber seinem Herrn? Vor dem römischen Gesetz, das mit den römischen Waffen allmählich allenthalben das herrschende wurde, war der Sklave rechtlos, seinem Herrn blind preisgegeben. Dieser durfte ihn ungestraft mißhandeln, peinigen, töten; gegen den Herrn Klage erheben, war keinem Leibeigenen gestattet, an einen Vertrag appellieren unerhört, rechtswidrig. Ja, was für ein Unterschied ist nach der Meinung des scharfsinnigen Aristoteles zwischen einem gemeinen Werkzeug und einem Sklaven? Nur der, daß dieser Leben, jenes kein Leben hat. „Der Sklave ist ein lebendiges Werkzeug", das ist seine Definition vom Sklaven. (Polit. 1. 3.) — Und bei den übrigen Nationen, dachte man da besser von der Würde und den Gerechtsamen des einzelnen? Man schließe von einem Beispiel auf viele andere. Das Gesetzbuch der Perser (Vendidad-Sade), das dem gefeierten Religionsstifter Zoroaster zugeschrieben wird, beschäftigt sich mehr mit den Pflichten der Menschen gegen die Hunde als gegen andere Menschen. Einem Hunde schlechte Nahrung

geben, einen Hund gefährlich verwunden, sind Sünden, die mit 200 und 800 Schlägen gebüßt werden müssen. Ebenso weiß man, in welcher Verehrung heute noch in Indien die Kuh steht. Eine Kuh töten ist ein größeres Verbrechen, als Vater und Mutter ermorden. Aber einen Paria töten, der sich erfrecht, die Schwelle eines Brahminenhauses zu betreten, das ist gegen kein Gesetz, das versteht sich von selbst, dagegen hat niemand etwas zu sagen. Dieses eine nur aus den tausend Unwürdigkeiten, Entehrungen und Ungerechtigkeiten, die mit diesen Menschen getrieben werden. Und diese Parias, sind sie vielleicht nur vereinzelte Bettler, die vor dem ganzen Volke verschwinden? Sind sie Unheilbare und Aussätzige, die das Leben des Nebenmenschen bedrohen? Nein, sie bilden den vierten Teil der Gesamtbevölkerung Indiens. Sie sind berechtigte Menschen wie alle andern.

Damit ist gewiß nicht geleugnet, daß in den Gesetzen und Einrichtungen der Heidenwelt, in den Schriften ihrer Weisen viel Schönes, Wahres und der Menschenwürde Entsprechendes enthalten ist. Aber was mit der Lehre Jesu verglichen werden könnte, sucht man vergebens. Es sind hier gar nicht die göttlichen Geheimnisse gemeint, die selbstverständlich nur der Sohn, der von Ewigkeit im Schoße des Vaters ist, uns offenbaren konnte. Nein, selbst die Wahrheiten, die der Vernunft zugänglich sind, die Sittenlehre, welche in der Natur des Menschen und in seinem Verhältnisse zum Schöpfer liegt, ist öfters durch die handgreiflichsten Irrtümer entstellt oder wenigstens so unsicher, so schwankend hingestellt, daß man auf den ersten Blick erkennt, der Verfasser habe nichts weniger als eine feste Überzeugung davon gehabt. — Zweifeln und Schwanken, das ist, wenige Fragen abgerechnet, das Charakteristische des heidnischen Geistes. Was sagt z. B. nicht der erleuchtete Plato in seinem Timäus über Gott! „Den Bildner und Vater des Weltalls zu finden, ist schwer, und wenn man ihn gefunden hat, ist es unmöglich, ihn für alle verständlich auszusprechen.“ In seinem Musterstaat vollends schlägt er Einrichtungen vor, die jedes Familienleben, diesen Keim des gesunden Staates, unmöglich machen, die aller Sitte und Menschlichkeit zuwider sind. Um der Übervölkerung zu wehren, wird Aussetzung oder Tötung geistig oder körperlich mangelhafter Kinder gefordert. Darin finden wir auch Aristoteles und den Gesetzgeber Lykurg mit ihm einig. — Cicero, der im Besitze aller erzielten Resulate heidnischer Forschung stand, schließt seinen herrlichen Vortrag über die Unsterblichkeit der Seele mit folgendem trostlosen Gedanken ab: Ist Unsterblichkeit eine Täuschung, so ist es doch eine liebliche. Im Leben tröstet und erhebt sie, und nach dem Tode braucht man sich ihrer nicht zu schämen. (Senect. c. 23.) Varro, der gelehrteste Römer seiner Zeit, sagt nach

dem Zeugnisse des hl. Augustin (Civ. Dei. 19, 1), es ließen sich nicht weniger als 288 Meinungen über die Bestimmung des höchsten Gutes oder des letzten Zieles aufzählen, die alle mehr oder weniger auseinander gingen.

So endigte die heidnische Wissenschaft nach Verlauf von 4000 Jahren mit einem fast gänzlichen Bankerott an der Wahrheit. Doch warum gehen wir so weit, um Belege für unsere Sache zu suchen? Sind die großen Geister unserer Zeit, welche die christliche Wahrheit verlassen, glücklicher? Bringen sie es weiter als ein Heide vor Christus? Hören wir eine der gefeiertsten Größen: „Das ganze Leben des Menschen ist der größte Unsinn. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind! Aber es ist und bleibt dem Denker rätselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein." Und was ist ihm die Gottheit? Nichts anderes als die Natur: eine große und mächtige Kraft, welche schaffend, erhaltend, vernichtend wirkt. „Es ist dieselbe, welche wir heute, je nach ihren verschiedenen Äußerungen, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Licht, Feuer, Lebenskraft nennen." Nicht wahr, das klingt wie eine Stimme aus tiefem Heidentum? Wer sollte es glauben, daß es die Stimme unseres berühmten Naturforschers, des „Geistesfürsten" moderner Wissenschaft, Alexanders von Humboldt ist?*)

Bemerkungen zur Geschichte nach Christus.

Auftreten des Papsttums in den ersten Zeiten.

15. (Zu § 30. S. 176.) In seinem äußeren Erscheinen gewährte das Papsttum in den ersten Zeiten des Christentums allerdings einen ganz andern Anblick als in den spätern Jahrhunderten. Von einem unansehnlichen Anfange ausgehend und in gewaltigen Kämpfen um ihr Bestehen ringend, beschränkte sich damals die Kirche in ihrem äußern Auftreten auf das unumgänglich Notwendige. Vor der Pracht und Herrlichkeit der römischen Weltstadt verschwand der oberhirtliche Stuhl der armen und verfolgten Jünger Jesu. Wir haben uns daher Petrus nicht zu denken als geschmückt mit den glanzvollen Abzeichen der päpstlichen Würde, als Besitzer von ausgedehnten Ländereien oder als weltlichen Fürsten. Welcher Vernünftige möchte aber daraus den Schluß ziehen, als wären die Päpste, indem sie in der Folge aus dem Dunkel eines verborgenen Lebens hervortraten, frevelnd von der apostolischen Einfachheit abgewichen, oder als wäre eine weltliche Herrschaft zur gehörigen Verwaltung ihres Amtes überflüssig, vielleicht gar zweckwidrig? Eine

*) In seinen Memoiren (Leipzig bei Schäfer). Vgl. Katholik. Juli 1863. S. 109.

aufmerksame Beobachtung der verschiedenen Zeitumstände wird uns im Gegenteil überzeugen, daß die allmähliche Ausbildung einer irdischen Macht durch die Verhältnisse geradezu geboten war. Denn so lange heidnische Kaiser die Welt regierten, war keine Gefahr vorhanden, daß dieselben in die geistliche Gerichtsbarkeit der Päpste eingriffen und für sich die Rechte in Anspruch nahmen, welche nur dem apostolischen Stuhle zukommen. Wie häufig aber sah sich die Kirche durch derartige Anmaßungen in die höchste Gefahr versetzt, als einmal Kaiser und Könige in ihren Schoß eingetreten waren! Sollte demnach die geistliche Leitung und Regierung der Kirche nicht vielfach und zum größten Schaden und Ärgernisse der Gläubigen beeinträchtigt, gehemmt und gestört werden, so mußten die Päpste eine von jeder auswärtigen irdischen Macht unabhängige Stellung gewinnen. Sie mußten, um nicht der Willkür eines weltlichen Regenten preisgegeben zu werden, mit der geistlichen Gewalt auch die weltliche vereinigen, mußten selbst weltliche Regenten werden. Als weltlichen Fürsten aber, die mit den Monarchen verkehren müssen, durfte ihnen auch die gebührende Auszeichnung nicht fehlen; der Besitz eines angemessenen Hofstaates, von Palästen, von Thron und Krone war eine notwendige Folge dieser ihrer neuen Stellung. Und wem ist zudem unbekannt, wie wenig die Welt geneigt ist, die Sachen bloß im Geiste des Glaubens zu betrachten, wie sehr hingegen äußere Macht und Würde auf sie einzuwirken pflegt?

Aber nicht nur der Welt, sondern auch den Bischöfen der Kirche gegenüber traten für die Nachfolger Petri teilweise andere Verhältnisse ein. Der Umstand, daß jeder Apostel die Gabe der Unfehlbarkeit besaß, vermöge der alles, was derselbe lehrte und verordnete, der Lehre Jesu und der Wohlfahrt der Kirche nur entsprechend sein konnte, hatte selbstverständlich auch Einfluß auf die Ausübung der kirchlichen Obergewalt. Brauchte ja Petrus demzufolge nicht über die andern Apostel zu wachen, ihnen als Vorstehern einzelner Christengemeinden von seinem apostolischen Lehrstuhle herab nicht Belehrungen, Verordnungen oder Gesetze zu geben, wie es den Päpsten heute zu thun obliegt, damit allenthalben Einigkeit und Übereinstimmung in Zucht und Glauben herrsche. Die Unfehlbarkeit der Apostel ist aber nicht auf jeden Nachfolger derselben, jeden Bischof übergegangen. Nach deren Tode war nur die Gesamtheit der Bischöfe in Vereinigung mit ihrem gemeinsamen Oberhaupte, dem Papste, im Besitze der Unfehlbarkeit. Ein Bischof kann also nur in dem Maße Unfehlbarkeit beanspruchen, als sein Glaube und seine Lehre in vollkommenem Einklange steht mit jener des Nachfolgers Petri; nur unter dieser Bedingung sind die Bischöfe, mögen dieselben zu einem Kirchenrate zusammentreten oder nicht, unfehlbar. Daher berichtet uns auch die

Geschichte, wie die Päpste von jeher zur Zeit der Gefahr in ihrer Eigenschaft als Nachfolger Petri mit allem Ernste, sogar mit Androhung kirchlicher Strafen auftraten, um die Einheit der Lehre und der Kirchenzucht aufrecht zu erhalten. So erhob schon der hl. Papst Klemens gegen Ende des ersten Jahrhunderts in einem Briefe voll apostolischer Weisheit und Liebe seine oberhirtliche Stimme, als in Korinth in betreff der rechtmäßigen Seelenhirten ein Zwist ausgebrochen war. So gebrauchte am Ende des zweiten Jahrhunderts Papst Viktor sein erhabenes Ansehen, als die Bischöfe Kleinasiens einen Streit erregten über die Frage, an welchem Tage das hohe Osterfest zu begehen sei. Ebenso war es Papst Stephanus, welcher um die Mitte des folgenden Jahrhunderts den Bischöfen Afrikas gegenüber die entstandene Streitfrage entschied, ob die Taufe auch von Ketzern und Apostaten giltig erteilt werden könne. Derartige Beispiele ließen sich aus den vier ersten Jahrhunderten noch manche anführen. In Ausübung dieser höchsten schiedsrichterlichen Gewalt beriefen sich die Päpste nicht darauf, daß sie ihren bischöflichen Sitz in der Welthauptstadt hatten, sondern auf die von Christus dem Apostelfürsten Petrus verliehene Vollmacht, die ganze Kirche zu leiten und zu regieren: eine Vollmacht, welche rechtmäßig auf sie vererbt worden sei; und im Hinblick auf dieses ihr unveräußerliches Recht fanden dieselben auch Gehorsam und demütige Unterwerfung bei den Bischöfen, Priestern und Laien der gesamten Christenheit.

16. (Zu § 36. S. 227.) Um Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir das Gesagte kurz erläutern. Im Texte wird die Lehre der Monotheleten, wonach in Christo nicht zwei Willen, entsprechend den zwei Naturen, sondern nur einer, nur eine gottmenschliche Wirksamkeit wäre, eine falsche genannt; und doch sprechen ganz rechtgläubige Schriftsteller auch von einer gottmenschlichen Wirksamkeit. So schreibt z. B. Bischof Martin von Paderborn in seinem weit verbreiteten vorzüglichen „Lehrbuch der kath. Religion" also: „Endlich folgt aus der hypostatischen Vereinigung der beiden Naturen in Christus, daß alle Handlungen wie alle Leiden Christi von unendlichem Werte und Verdienste sind, weil sie sämtlich theandrische oder gottmenschliche Handlungen sind und auf die göttliche Person des Logos als das bewegende Princip derselben müssen zurückgeführt werden." (10. Aufl. Bd. 2. S. 133.) Zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruches teilen wir aus P. Wilmers vortrefflicher „Geschichte der Religion" (4. Aufl. S. 306) folgende Stelle mit: „Gottmenschliche (θεανδρική) Thätigkeit" kann in einem richtigen und irrigen Sinne verstanden werden. In einem irrigen Sinne wird es verstanden, wenn angenommen wird, daß die Thätigkeiten der beiden Naturen so zu einer einzigen, von der göttlichen und der menschlichen Thätigkeit verschiedenen dritten

gemischt werden, wie nach der Lehre mancher Eutychianer die zwei Naturen in Christus zu einer einzigen, dritten Natur geeinigt oder vermischt werden sollten. — In einem richtigen Sinne [wie es Bischof Martin in der oben mitgeteilten Stelle seines Lehrbuches thut] wird der Ausdruck verstanden, wenn damit gesagt werden soll, daß die göttliche Thätigkeit in Christus der menschlichen Thätigkeit, während diese doch von der menschlichen Natur vollzogen wird, eine höhere Kraft verleiht, wie z. B. dann geschah, wenn Christus durch Berührung (menschliche Thätigkeit) Kranke heilte (göttliche Thätigkeit). Die Monotheleten gaben dem Ausdrucke, wenn sie sich auf ihn beriefen, den ersten Sinn und behaupteten eine Verschmelzung beider Thätigkeiten zu einer [einzigen, von der göttlichen und menschlichen Thätigkeit verschiedenen] dritten [deshalb wird im Texte diese Lehre eine falsche oder Irrlehre genannt], während die Katholiken, unter ihnen der hl. Sophronius (Mönch zu Alexandria und später Patriarch zu Jerusalem, ebenso Bischof Martin von Paderborn) von einer wahrhaft menschlichen Thätigkeit reden, welcher durch den Einfluß der göttlichen eine höhere Kraft verliehen wird." (Wir empfehlen das Studium dieser „Geschichte der Religion" (6. Aufl. Münster 1892) recht sehr. Besonders gründlich ist die zur Zeit des vatikanischen Konzils so lebhaft besprochene Angelegenheit des Monothelismus und das Verhältnis des Papstes Honorius zu demselben dargestellt.

Was die sogenannte Honorius-Frage betrifft, so hat ein Ungenannter im Jahre 1870 bei Pustet darüber eine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: „Die Honorius-Frage. Eine kritische Beleuchtung der Schrift des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg." Darin ist diese Frage gründlich und vollständig behandelt. Indem wir bezüglich der Ausführung auf die Broschüre selbst verweisen, stellen wir hier nur das Resultat seiner gründlichen Forschung zusammen.

I. Honorius hat
   1. keine Entscheidung ex cathedra erlassen;
   2. in seinen Briefen keinen Glaubens-Irrtum gelehrt;
   3. aber dadurch gefehlt, daß er die entstehende Häresie nicht gleich im Keime erstickte.

II. Das sechste allgemeine Konzil, vom 7. November 680 bis zum 16. September 681 zu Konstantinopel gehalten,
   1. hat sich nicht angemaßt, über Honorius zu Gericht zu sitzen: es hatte dazu die Erlaubnis des Papstes Agatho (678—681);
   2. es hat Honorius verurteilt,
   a) nicht als hätte er der Kirche eine falsche Lehre ex cathedra vorgetragen;

b) wahrscheinlich auch nicht deshalb, als wäre er persönlich in einen Irrtum verfallen;
c) sondern weil er als oberster Hirte der Kirche seine Schuldigkeit nicht that.

III. Papst Leo (682—683) hat die Verurteilung des Honorius nur insofern bestätigt, als dadurch seine Nachlässigkeit, sein Nicht-Einschreiten verurteilt wird.

Wertschätzung der Mönchsorden in neuester Zeit. 17. (Zu § 38. S. 269.) In neuerer Zeit haben die Verdienste der Mönchsorden um die Menschheit wieder vielfach Anerkennung gefunden. Spott und Hohn reichen nicht mehr hin, dieselben zu verdunkeln oder gar zu verwischen. Man ist, wofern nicht Vorurteil das Auge trübt, zur Einsicht gekommen, daß Industrie und Handel allein nicht imstande sind, die menschliche Gesellschaft zu beglücken und jenen wohlthätigen Einfluß zu ersetzen, den ehemals die Klöster auf die Gesittung der Völker, auf die Pflege der Wissenschaft, auf die Entwickelung der Künste, auf den Anbau des Bodens, auf die Linderung der Not, kurz auf den Wohlstand der Länder ausübten. Durfte doch selbst in England, wo die Blüte der Industrie und des Handels den höchsten Reichtum erzeugte, vor nicht sehr langer Zeit ein berühmter protestantischer Staatsmann, Disraeli, schreiben: „Ihnen (den Mönchen) hatte man es zu verdanken, daß das Land damals herrlich dastand, und das Volk stolz war auf sein Land. Jetzt dagegen sehen wir England in zwei Nationen gespalten, die einander so fremd sind, als wenn sie verschiedene Zonen oder Planeten bewohnten. Diese beiden Nationen heißen: Reiche und Arme". Und um diese sich feindlich gegenüberstehenden Nationen zu versöhnen, ist in demselben England der Protestantismus ernstlich bemüht, das ihm ehemals so verhaßte Mönchstum auf seinen eigenen Boden zu verpflanzen. Bekannt ist, daß ein Protestant, ein gewisser Bruder Ignaz, schon unternommen hatte, Genossenschaften nach den Regeln des hl. Benedikt zu stiften.

Über den Verfall der Wissenschaften. 18. (Zu § 41. S. 318.) Die Weltgeschichte hat kein Beispiel aufzuweisen, wo die Wissenschaft sich auf der einmal erstiegenen Höhe immerfort erhalten hätte. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß auch die scholastische Theologie in ihrem kühnen Fluge endlich ermattete, und nachdem sie den Höhepunkt des menschlichen Denkens erreicht, wieder zu sinken begann, indem sie häufig in eitle Wortkrämerei und nutzlose Zänkereien verfiel. Doch war dieser Mißbrauch nie allgemein, und es fehlte niemals an Männern von gründlicher Gelehrsamkeit, welche denselben tief beklagten und auf Verbesserung der Lehrmethode drangen. So unter den Deutschen Nikolaus von Cusa, Kardinal und Bischof von Brixen († 1464)

unter den Franzosen der Kanzler an der Pariser Universität, Johannes Gerson († 1429), unter den Italienern nebst andern Päpsten Äneas Sylvius, der im Jahre 1458 den römischen Stuhl bestieg und als Papst Pius II. 1464 starb; derselbe war einer der gelehrtesten Päpste. — Auch war jenes Zeitalter keineswegs unfruchtbar an Männern, welche durch Predigten und geistliche Schriften den christlichen Unterricht beförderten, die Frömmigkeit unter allen Ständen belebten. Von andern Nationen zu schweigen, seien hier nur der verdienstvolle Johann Tauler († 1361), der unvergleichliche Thomas von Kempen († 1471), Heinrich Suso († 1365 zu Ulm) und der berühmte Prediger zu Straßburg Geiler von Kaisersberg († 1510) erwähnt. Selbst die exegetischen Studien fanden eifrige Beförderer. Dieses beweisen manche biblische Werke jener Zeit, namentlich der gelehrte Kommentar über die ganze heilige Schrift von Nikolaus v. Lyra (gest. zu Paris 1351), in welchem eine seltene Kenntnis des Hebräischen sich kundgiebt; desgleichen der noch reichhaltigere vom Bischof von Avila Alfonsus Tostatus, ein Werk in 24 Foliobänden von wahrhaft stupender Gelehrsamkeit, welches dem Verfasser († 1454) die Grabschrift erwarb: Hic stupor est mundi, „Dieser ist das Staunen der Welt." Vor allem verdient aber hier Erwähnung die Complutenser Bibel-Polyglotte, welche der berühmte Kardinal Ximenes mit ungeheuern Kosten veranstalten ließ. — Überhaupt war, auch abgesehen von dem Aufblühen der humanistischen Studien, von denen später die Rede sein wird, die Achtung und der Eifer für die Wissenschaften keineswegs erloschen. Dafür zeugt schon die Thatsache, daß gerade in den letzten zwei Jahrhunderten vor der sogenannten Reformation mehr als 50 Universitäten gestiftet wurden. Im ganzen zählte Europa vor dem Jahre 1517 sechsundsechzig Universitäten, von denen sechzehn Deutschland angehörten. Dennoch entblödete sich Luther nicht, von jenem Zeitalter zu schreiben: „Es war kein Doktor in aller Welt, der den ganzen Katechismus, das ist das Vater unser, zehn Gebote und Glauben gewußt hätte, schweige, daß sie ihn sollten verstehen und lehren, wie er denn jetzt, Gott Lob, gelehrt und gelernt wird, auch von jungen Kindern; des berufe ich mich auf alle ihre Bücher, beide, Theologen und Juristen. Wird man ein Stück Katechismus daraus recht lernen können, so will ich mich rädern und ädern lassen." — In solch unverschämter Weise wird noch heute das Mittelalter verhöhnt, um im Gegensatze zu demselben die Errungenschaften der sogenannten Reformation aller Welt anzurühmen. Doch ist nicht zu verkennen, daß das Studium der mittelalterlichen Kunst und Wissenschaft schon viele Vorurteile gegen die katholische Kirche beseitigt hat. „Das blöde Geschrei über die Finsternis des Mittelalters", bemerkt Seb. Brunner in seinem Buche über

die Kunstgenossen der Klosterzelle, „ist jetzt nur mehr ein Shiboleth für den verwahrlosten Litteraturpöbel aller Konfessionen geworden, der, wie er selbst nur von giftigen Phrasen und Schlagwörtern aufgeschwollen ist, auch das Volk nur mit Phrasen und Schlagwörtern zu füttern weiß." Es kann hier nicht genug das Werk des Herrn Professors Dr. Johann Janssen empfohlen werden: „Die Geschichte des deutschen Volkes" (Freiburg, bei Herder), besonders der erste Band. Das Werk gründet sich fast durchweg auf eigene Quellenstudien. Ein protestantischer Kaufmann aus Hessen schrieb nach Erscheinen der 1. Abteilung des 1. Bandes, der vom Zustande der Kirche unmittelbar vor der Reformation, also am Ende des Mittelalters handelt, dem Verfasser und bat ihn, eine Volksausgabe davon erscheinen zu lassen, und schlug den Titel vor: „Wie wir Protestanten bisher belogen und betrogen worden sind", nämlich in den sogenannten Geschichtswerken, wo so viel über die große Finsternis des Mittelalters und zur Zeit der sogenannten Reformation zu lesen ist. Der Protestant erbot sich, 60 Mark für diese wohlfeile Volksausgabe beizusteuern.

Über Intoleranz des Mittelalters.

19. (Zu § 41. S. 320.) Man beschuldigt das Mittelalter der Intoleranz und der Geistestyrannei: es habe keine dem kirchlichen Glauben widersprechende Lehre geduldet, somit der Denkfreiheit des Menschen schmähliche Fesseln angelegt. Diese Beschuldigung ist eben so ungerecht als unvernünftig. Das Mittelalter wußte sehr wohl, daß die Gedanken außerhalb des Bereiches menschlicher Gerichtsbarkeit liegen. Niemals hat sich dasselbe angemaßt, einen Irrlehrer seiner Gedanken wegen vor seinen Richterstuhl zu ziehen und ein Urteil zu fällen, das nur Gott zusteht. Mit vollem Rechte hat es aber nicht geduldet, daß man Irrlehren veröffentliche, verbreite, Schwache und Einfältige zu denselben verführe, und hat solches Unterfangen auch strenge bestraft. Dem Mittelalter war die christliche Religion, wie billig, das kostbarste Kleinod, das höchste Gut, von dem zeitliche und ewige Wohlfahrt abhänge. Die Obrigkeit erkannte es als eine ihrer heiligsten Pflichten, dieses höchste Gut zu wahren, ihre Unterthanen vor jeder Beeinträchtigung desselben zu schützen. In diesem Sinne schrieb Papst Honorius III. (1216—1227) an König Ludwig von Frankreich: „Wenn weltliche Mächte und Vorstände die Räuber und Diebe verfolgen, wirst du, der du den Thron des Reiches behauptest, dein Land von Ketzern nicht reinigen, welche die Seelen, die weit köstlicher sind, als jede Habe, rauben und mit sich fortschleppen?" Auch war in dem mittelalterlichen Staatensystem das Christentum die Grundlage der Staatsverfassung; Gesetze, Einrichtungen, obrigkeitliche Gewalt hatten in demselben ihre Wurzel und Kraft. Darum machte sich jeder, der eine frevelnde

Hand an das Christentum legte, eines Verbrechens gegen die öffentliche Ordnung schuldig, und die Bestimmung der Todesstrafe für einen solchen Fall ist nichts mehr und nichts weniger, als wenn die heutige Gesetzgebung Todesstrafe über den Hochverrat verhängt. Das Mittelalter kannte aber kein anderes Christentum als das, welches mit der von Christo gestifteten Kirche entstanden ist, in ihr fortlebt, wirkt und die Menschheit durch die der Kirche anvertrauten Heilsmittel zur Seligkeit führt. Ihm war also Christentum und katholische Kirche eins und dasselbe, das eine so heilig wie das andere; sich gegen die katholische Kirche auflehnen, ihre Lehren verfälschen oder verhöhnen, hieß bei allen eben so viel, als sich gegen das Christentum auflehnen, die von Christus gegebene Lehre verfälschen, verhöhnen. Dieses ist vor allem bei den strengen Strafen der damaligen Zeit gegen die Häretiker im Auge zu behalten. Die Kirche selbst hat niemals über einen Häretiker blutige Strafe verhängt. Wenn die kirchliche Behörde jemanden als der Häresie schuldig erklärte und ihn dem weltlichen Gerichte zur Bestrafung überlieferte, so that sie es immer mit den Worten, „daß es seiner schone und ihm das Leben nicht nehme." Nach dem damaligen Staatsrechte aber war Ketzerei ein Staatsverbrechen, weil wegen des innigen Verbandes zwischen Kirche und Staat die weltliche Gewalt ihre eigenen Grundpfeiler durch dieselbe gefährdet sah.*) Und der Geist wie die Geschichte der meisten Häresien beweisen, daß die Befürchtung dieser Gefahr nur allzusehr begründet war.

Über Judenverfolgung.

20. (Zu § 41. S. 321.) Der katholischen Kirche die Judenverfolgungen schuld geben, welche im Mittelalter in einigen Ländern stattfanden, verrät grobe Unwissenheit oder boshafte Verleumdungssucht. Es ist vielmehr eine unleugbare Thatsache, daß die katholische Geistlichkeit und namentlich die Päpste zu jeder Zeit die verfolgten Juden in Schutz nahmen. Diese Thatsache fand eine glänzende Anerkennung von seiten der Juden selbst, als am 30. Oktober 1806 Napoleon I. die Rabbiner zu einer feierlichen Synode versammelt hatte. In einer Rede, welche der jüdische Abgeordnete Isaak Samuel Avigdor hielt, wurde dieselbe durch zahlreiche Beispiele aus dem Verlaufe der christlichen Jahrhunderte bestätigt. „Um die Mitte**) des 7. Jahrhunderts", so sprach der Redner, „verteidigte Gregor der Große (590—604) die Juden und nahm sie in der ganzen christlichen Welt in Schutz. Im 11. Jahrhunderte widerstanden die spanischen Bischöfe mit der größten Entschiedenheit dem Pöbel, der sie niedermetzeln wollte; und Papst Alexander II. (1061—

---

*) Vgl. Alzog, Kirchengesch. § 237.

**) Genauer: „Am Anfange" . . .

1073) beglückwünschte sie aufs anerkennendste wegen dieses weisen Verhaltens. In demselben Jahrhunderte wurden die in den Diöcesen von Uzés und Clermont in überaus großer Zahl vorhandenen Juden durch die Bischöfe mächtig beschützt. Der hl. Bernhard verteidigte sie im 12. Jahrhunderte gegen die Wut der Kreuzfahrer. Ebenso beschützten sie Innocenz II. (1130—1143) und Alexander III. (1159—1181). Im 13. Jahrhunderte schützte sie Gregor IX. (1227—1241) in England, Spanien und Frankreich gegen großes Unheil, das ihnen drohte; er verbot unter Strafe der Exkommunikation, Gewissenszwang gegen sie anzuwenden oder ihre Feste zu stören. Klemens V. (1305—1314) that noch mehr; er beschützte sie nicht bloß, sondern erleichterte ihnen auch die Mittel, sich zu unterrichten. Klemens VI. (1342—1352) gewährte ihnen zu einer Zeit, da man sie im ganzen übrigen Europa verfolgte, eine Freistätte in Avignon. Gegen die Mitte des nämlichen Jahrhunderts hinderten es die Bischöfe von Speier, daß sich die Schuldner der Juden, unter dem so oft wiederholten Vorwande des Wuchers, gewaltsam ihren Verpflichtungen entzogen. In dem folgenden Jahrhunderte schrieb Nikolaus II. (1447—1455) an die (spanische) Inquisition, um sie zu hindern, die Juden zur Annahme des Christentums zu zwingen. Klemens XIII. (1758—1769) beruhigte die jüdischen Hausväter, die das Schicksal ihrer Kinder bekümmerte, welche man oft aus den Armen der Mütter gerissen. Man könnte leicht eine ungeheure Menge solcher Werke der Liebe anführen, die von seiten Geistlicher, welche ihre Pflichten als Menschen und Christen kannten, gegen die Israeliten in verschiedenen Zeiten geübt wurden." Nachdem dann der Israelite Avigdor es beklagt hatte, daß das israelitische Volk noch nie seine Dankbarkeit für so große Wohlthaten äußern konnte, lud er die Versammlung ein, bei gegenwärtiger Gelegenheit ihre Dankgefühle feierlich auszusprechen.

Die ganze Versammlung zollte nicht nur dem Redner ihren Beifall, sondern legte auch in dem Sitzungsprotokolle vom 5. Februar 1807 die folgende Erklärung nieder: „Die Abgeordneten der jüdischen Synode aus dem Kaisertume Frankreich und dem Königreiche Italien, welche den 30. März vorigen Jahres ausgeschrieben wurde, beschließen, durchdrungen von Dank für die Wohlthaten, welche von seiten des christlichen Klerus im Laufe der frühern Jahrhunderte in den verschiedenen Ländern Europas den Juden zu teil wurden; — ebenso voll Erkenntlichkeit für den Schutz, welchen verschiedene Päpste und andere Geistliche im Laufe der Zeiten in den mancherlei Ländern den Israeliten erwiesen, als noch Barbarei im Bunde mit Vorurteilen und Unwissenheit sie verfolgte und austrieb aus der menschlichen Gesellschaft; — daß der Ausdruck dieser Gesinnungen aufgezeichnet und in dem Protokolle dieses Tages niedergelegt werde, auf daß es

zum immerwährenden und urkundlichen Zeugnisse der Dankbarkeit diene, welche die Israeliten dieser Versammlung für diese Wohlthaten hegen, die ihre Vorfahren von den Geistlichen der verschiedenen Länder Europas empfangen haben. Sie beschließen des weitern, daß eine Abschrift dieser Kundgebung Sr. Excellenz dem Minister des Kultus eingeschickt werde." (Vergleiche Procès-verbal des séances de l'assemblée des députés professant la religion juive p. 169 angeführt von Cretineau-Joly: La Revolution en face de l'église. Tom. I. pag. 359 ff.)

Vertrauen auf das Gebet der Mönche.

21. (Zu § 41. S. 326.) Außer diesen materiellen Vorteilen, welche man gern den Klöstern zuerkennt, giebt es einen andern, den unsere frommen Voreltern sehr wohl zu schätzen verstanden, dessen Wert aber unser glaubensloses Zeitalter übersieht, weswegen er hier besondere Erwähnung verdient; es ist dies der Segen des Himmels, den die gottseligen Bewohner der Klosterzellen durch ihre kräftige Fürbitte über Länder und Völker herabflehten. Zur Zeit des christlichen Mittelalters war man allgemein der Überzeugung, daß Gottes gnadenvoller Segen es sei, der die öffentliche wie die private Wohlfahrt begründe; ein Kloster aber betrachteten die Menschen als eine von der Erde zum Himmel reichende Leiter, auf welcher die Gebete der Menschen zu Gott emporgetragen, die Gnaden des Himmels auf die Erde herniedergebracht würden. Darum galten auch Ordensleute, die bloß dem beschaulichen Leben sich weihten, dennoch als höchst nützlich für die übrige Menschheit, und es pflegten auch Päpste, Könige und Kaiser sich ihrem Gebete zu empfehlen. Welches Vertrauen man auf die dankbare Fürbitte solcher frommen, gottgeweihten Ordensleute hatte, möge ein Beispiel zeigen. Graf Ranulph von Chester befand sich in einer großen Sturmesnot auf dem Meere. Da fragte er die Schiffsleute: „Wie weit ist's an der Zeit?" „Zehn Uhr", sagten sie. Der Graf ermunterte das Schiffsvolk, bis Mitternacht tapfer zu arbeiten, und dann sollten sie ihn wecken. Um Mitternacht tritt der Schiffshauptmann vor den Grafen mit der Trauerbotschaft, er möchte seine Seele Gott empfehlen, die Matrosen seien ermattet, die Todesgefahr steige mit jedem Augenblicke. Da machte der Graf sich auf, griff selbst zum Steuer, und bald legte sich der Sturm. „Warum", fragte jetzt der Hauptmann, „wolltet Ihr erst um Mitternacht helfen und habet doch mehr vermocht, als wir alle?" „Um Mitternacht", erwiderte der Graf, „stehen an der heiligen Stätte, die meine Vorfahren und ich gestiftet, die Mönche zum Gebete auf; ich vertraute, um ihrer Fürbitte willen werde Gott mir die erforderliche Kraft schenken." (Bei Hurter, Innocenz III. Band III. 451.)

Entbindung vom Gehorsam. 22. (Zu § 42. S. 341.) Wie man auch über diese Entbindung vom Gehorsam heutigen Tages urteilen mag, der Charakter Gregors VII., seine tiefe Gottesfurcht und unbesiegbare Gerechtigkeitsliebe, sowie seine letzten Worte im Angesichte des Todes: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung“, — sind uns Bürge dafür, daß er im Bewußtsein des ihm zustehenden Rechtes so handelte. In Anerkennung dieses Rechtes hatten die bedrückten Sachsen sich schon früher an den Papst gewendet, damit er dem Reiche einen würdigen Verwalter gebe, haben die Fürsten in der Folge dem Könige Heinrich erklärt, daß, wofern er nicht innerhalb eines Jahres vom Banne entbunden würde, er der Krone verlustig sein solle. Übrigens ist es erwiesen, daß die Kaiser und Heinrich IV. selbst dem Papste das Recht zuerkannten, Könige und Kaiser ihrer Würde zu entsetzen für den Fall, daß sie in Häresie verfielen. Wer aber in der anberaumten Frist die Lösung vom Banne nicht nachsuchte, galt als Verächter der katholischen Kirche, mithin als Häretiker oder doch der Häresie verdächtig. Schon aus letzerem Grunde allein erhellt, daß das Verfahren des Papstes Gregor nicht nach dem Maßstabe unserer Zeit zu beurteilen sei. „Nach den Ideeen des Mittelalters“, sagt Ritter (Kircheng. 5. Aufl. Bd. I. 517), „besaßen die Fürsten ihre Reiche nur als von Gott empfangene Lehen. Auflehnung gegen Gott oder gegen seine Kirche machte sie also zu Hochverrätern und beraubte sie ihres Lehens. Das Urteil darüber falle dem Papste zu, als Stellvertreter Christi oder Gottes Statthalter auf Erden. Die Eidesentbindung der Unterthanen von seiten der Päpste war mithin nur eine natürliche Folge des Bannes. Von diesem hier angegebenen Standpunkte aus muß man das damalige Verhalten der Päpste gegen die Fürsten beurteilen.“

Macht der Päpste im Mittelalter. 23. (Zu § 42. S. 342.) Seitdem Gregor VII. mit starker Hand die Fesseln der Kirche zerrissen, entwickelte sich immer großartiger ihre innere Lebenskraft und ihr segensreicher Einfluß auf alle Verhältnisse der christlichen Staaten. Im vollsten Sinne des Wortes stand der Papst an der Spitze der Christenheit, war als oberster Schiedsrichter in allen Streitigkeiten anerkannt und übte das Amt eines Friedenstifters zwischen Fürsten und Völkern; der Papst war die Seele aller großen Unternehmungen, des Schönsten und Größten, was jene Zeit hervorgebracht hat. Dies zeigte sich auf eine besonders glänzende Weise unter der Regierung Innocenz III. (1198—1216), eines eben so willensstarken als sittenreinen Papstes, welcher den apostolischen Stuhl auf den höchsten Gipfel der Macht erhob. Er verwaltete das Amt eines Oberhirten der Christenheit ungeschmälert über die gesamte Herde, über hoch und niedrig, von

einem Ende der christlichen Welt bis zum andern. — Wollte jemand dem Papste daraus einen Vorwurf machen, der erwäge die erhebende Schilderung, die uns der ebenso unbefangene als gründliche Geschichtschreiber Hurter, damals noch protestantischer Antistes, von der tiefen Bedeutung dieses päpstlichen Ansehens giebt (Bd. III. S. 61): „Allerdings stand die dreifache Krone über allen Kronen der Erde, wehte das Panier der Kirche hoch erhaben über alle Paniere; denn es war dasjenige des gekreuzigten Christus. Ihm aber galt doch jede dargebrachte Huldigung, jede bezeigte Ehre, jeder geleistete Gehorsam. In seinem Namen wurden Befehle erlassen, um seinetwillen Nachachtung derselben gefordert, Verschmähung des sichtbaren Hauptes auf das unsichtbare bezogen. Das bändigte die Gewaltigen; das zog Schranken um die Willkür; das gab dem Rechte einen Wächter, seiner Erhaltung eine Bürgschaft. Der apostolische Stuhl übte eine durch die Majestät der Religion und die Kraft des Glaubens geheiligte oberherrliche Gewalt über die Könige zum Wohle der Völker und über die Völker zum Schutze der Könige: eine mildere, wohlthuendere, als diejenige, welche diese jetzt materiell ihren Kriegsknechten übertragen haben, und von der sie am Ende nur Empörung oder in minder schlimmem Falle Erlöschung ihrer hohen Bedeutung ernten. Über der Ordnung in den Ländern, über der Sicherheit, welche jetzt die Polizei mit so vielen Gewaltmitteln mühsam aufrecht erhält, wachten die Päpste und achteten sich als diejenigen, welche aller Recht beschirmen sollten. „„Da der apostolische Stuhl““, schreibt König Leo von Armenien an Innocenz, „„allen beisteht, die, in welcher Not es sei, zu ihm ihre Zuflucht nehmen, so suchen alle, welche Unrecht und Unterdrückung erdulden, Hilfe bei ihm, als bei der Quelle alles Trostes, bei dem Beschützer des Rechts und der Billigkeit, welcher Milch den Unmündigen, starke Speise den Erwachsenen und Gerechtigkeit den Gewaltleidenden je nach Bedürfen darreicht.““ Einzig unverrückbar auf die Überzeugung einer von Gott anvertrauten höchsten Stelle in der Christenheit, einer schweren Verantwortung gegen den Herrn der Kirche gestützt, konnten die Päpste dieses Jahrhunderts gegen Kaiser und Könige auftreten mit einem Ernste, mit einer Festigkeit und Unverzagtheit, die uns, welchen jeder Begriff von einer bloßen geistigen Macht abhanden gekommen ist, in Staunen setzt. Nie ist aber zu irgend einer Zeit weder geglaubt, noch hervorgestellt worden, daß die weltliche Macht in materieller Beziehung ein Ausfluß der geistlichen, oder der Papst der oberste Lehensherr aller Kronen und Scepter sei, sondern nur ein Ephorat (Vorsteheramt) in geistiger Beziehung, hervorgehend aus dem Begriffe einer allgemeinen Kirche, ward in Anspruch genommen. Nicht eine weltliche Herrschaft sollte ihrem Haupte zustehen, wohl

aber eine Pflicht, Königen und Völkern die Wege zu zeigen, welche der Ewige auch ihnen vorgezeichnet. Hoch über allem Hinfälligen schwebend, sollte es dem Mißbrauche menschlicher Gewalt, der Übertretung göttlicher und natürlicher Vorschriften ein Ansehen entgegenstellen, welches höher, heiliger und unanfechtbarer wäre, als jeder richterliche Ausspruch."

Inquisition. 24. (Zu § 42. S. 344.) Daß die Kirche das Recht und die Pflicht habe, über die Reinheit des Glaubens und der Sitten zu wachen und die zu diesem Zwecke erforderlichen Maßregeln zu treffen, bedarf keines Beweises; es liegt dies in dem ihr von Christus erteilten Auftrage. Sie der Ketzerverfolgung oder gar blutiger Hinrichtungen anklagen, heißt, sie blind oder böswillig verleumden. „Die Kirche", sagt das Konzil vom Lateran vom Jahre 1179, „verabscheut die blutigen Hinrichtungen." Niemals hat sie derartige Strafen verhängt, noch weniger vollzogen. Nur vom weltlichen Arme gingen solche aus. Wenn Päpste oder Konzilien des Mittelalters zur Strenge gegen die Häretiker aufforderten, so geschah es nur, als alle Versuche, sie durch Güte zurückzuführen, mißglückt waren, und die kirchliche sowohl als die bürgerliche Ordnung durch die Umtriebe der Neuerer schwer gefährdet war; denn niemanden gebührt das Recht, unter dem Vorwande von Gewissens- oder Glaubensfreiheit Aufruhr gegen weltliche und geistliche Obrigkeit zu predigen. Häufig stellt man es so hin, als seien die Sektierer des Mittelalters harmlose Leute gewesen, die ruhig nach ihrer Überzeugung hätten leben wollen und bedauernswerte Opfer der Verfolgungssucht der Kirche geworden seien. Die Geschichte bezeugt das Gegenteil. Nicht bloß bargen die Sekten jener Zeit unter dem religiösen Gewande gar häufig lasterhafte Thaten, sondern verbreiteten auch Grundsätze, die Kirche und Staat gleichmäßig untergruben. — Von der römischen Inquisition ist die spanische zu unterscheiden. Diese nämlich war kein rein kirchliches Institut, sondern unterstand in hohem Grade dem Einfluß der weltlichen Gewalt. Auch sie war eine durchaus berechtigte, ja geradezu notwendige Einrichtung. „Es handelte sich um Sein und Nichtsein des christlichen Spaniens", sagt der Protestant Anton Huber.*) Zahlreiche Juden und Mauren nämlich, die sich äußerlich zum Christentum bekannten, sonst aber dem Judentum oder Mohammedanismus ergeben blieben, benutzten ihre zum Teil einflußreiche Stellung (manche waren sogar Bischöfe), um Kirche und Staat in schwerer Weise zu schädigen. Sie begingen greuliche Schandthaten am Heiligsten und zettelten Verschwörungen an gegen die christlichen Herrscher. Nachdem

---

*) Über spanische Nationalität und Kunst im 16. u. 17. Jahrhundert. Ein Vortrag, Berlin 1852.

die Mittel der Milde fruchtlos gegen dieselben angewendet worden, errichteten Ferdinand und Isabella im Jahre 1481 mit Erlaubnis des Papstes Sixtus IV. das Inquisitionsgericht. Es läßt sich nicht leugnen, daß dessen Beamte, welche vom Könige ernannt wurden, sich manche Härte zu schulden kommen ließen. Allein die Kirche war jederzeit bemüht, solche Mißbräuche abzustellen. Manche Urteile der Inquisition wurden sogar vom Papste kassiert und Inquisitoren mit dem Banne belegt. (Gründlich ist dieser Gegenstand behandelt in Hefeles „Leben des Kardinals Ximenes“ und in Wetzers Kirchen-Lexikon.) Beachtenswert ist, daß die Blütezeit der spanischen Literatur in das Zeitalter der Inquisition fällt, und daß die größten Geister in der Regel die Lobredner derselben waren. (Belege dafür bei Hefele, der Kardinal Ximenes, Kap. 18.) Hören wir von Anwendung der Folter, so ist nicht zu übersehen, daß diese damals bei der Unzulänglichkeit der Gesetze in allen Gerichten stattfand, und daß gerade bei der Inquisition ihr Gebrauch beschränkter war, als in andern katholischen und protestantischen Ländern. Jedenfalls ist das harte Verfahren der Inquisition und ebenso die Anzahl der durch sie gefallenen Opfer, unter denen es nicht bloß Abtrünnige, sondern viele andere Verbrecher gab, böswillig übertrieben worden. O'Connell durfte selbst öffentlich behaupten, daß die Verfolgungen der Königin Elisabeth gegen die Katholiken Englands alles überbieten, was die spanische Inquisition während der langen Dauer ihrer Existenz verschuldet habe. Auch ist oft schon bemerkt worden, daß Spanien durch die Inquisition vor den blutigen Religionskriegen, welche die Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts (Sieh oben Seite 377—386, 393—404.) über manche Länder herbeiführte, bewahrt wurde. Die Autos da fe der Inquisition stehen in keinem Vergleiche mit den Unmenschlichkeiten, welche die von der Kirche Abgefallenen an den der Kirche treu gebliebenen Gläubigen ausgeübt haben. Die von unsern Romanschreibern so schauerlich ausgemalten Autos da fe (Glaubenshandlungen), unter denen man sich gewöhnlich nur den Feuertod denkt, waren am häufigsten nichts anderes als ein Akt der Begnadigung unter kirchlichen Ceremonien. Wer immer — auf die öffentliche Verkündigung der Gnadenfrist hin — sich freiwillig stellte, wurde freigesprochen. Unter den von den größten Gegnern der Inquisition aufgezählten Prozessen endigen nur äußerst wenige mit der Todesstrafe, und hier ist wiederum zu erwägen, daß nicht nur Ketzerei, sondern auch Mord, Kirchenraub, unnatürliche Laster und Verbrechen aller Art der Inquisition verfielen. Niemand durfte gefangen gesetzt werden, wenn sein Verbrechen nicht schon durch hinlängliche Beweise erwiesen war. Was von geheim ausgeführten Verhaftungen erzählt wird, ist Fabel und böswillige Erfindung. Dem Angeklagten wurden

die Mittel der Verteidigung in einem so ausgedehnten Umfange gestattet, wie wohl bei keinem andern Gerichte. Zudem war die Behandlung der Inquisitionsgefangenen eine sehr humane und trug wesentlich dazu bei, daß auch in den weltlichen Gefängnissen bedeutende Milderungen eintraten.

Beschuldigung des Papsttums wegen einzelner Päpste. 25. (Zu § 42. S. 353.) Gab es im Laufe der Jahrhunderte auf dem Stuhle des hl. Petrus auch einige wenige Päpste, welche diesem erhabensten Sitze nicht zur Ehre gereichten, so verdienen diese selbst um so weniger eine Rechtfertigung, je heiliger das Amt ist, das sie bekleideten. Zu bemerken ist jedoch, daß von den Gegnern auch manche Päpste auf das ungeziemendste angeschwärzt und verleumdet worden sind, deren Leben und Handlungsweise über jeden Tadel erhaben ist. Der wirklich unwürdigen Päpste giebt es nur sehr wenige; sie bilden nur eine traurige Ausnahme in der langen Reihe ehrwürdiger und heiliger Männer, die den Stuhl Petri geziert haben, und mit Recht können wir den leidenschaftlichen Gegnern des Papsttums zurufen: Zeiget uns einen andern Thron auf Erden, den so viele Regenten geziert, so wenige entehrt haben. Daß aber unter so vielen würdigen Nachfolgern des hl. Petrus auch einige unwürdige sich gefunden haben, deren Fehler übrigens nur allzu oft weit übertrieben werden, das wird weniger befremden, wenn man beachtet, daß jene Unwürdigen nur den Ränken einer herrschenden Adelspartei oder doch fremden Einflüssen ihre Erhebung verdankten. Ganz thöricht aber wäre es, aus der Unwürdigkeit einiger Vertreter dieses apostolischen Amtes den Schluß ziehen zu wollen, das Papsttum selbst tauge nichts, oder sei nicht von Gott gestiftet; oder darf man behaupten, das Amt des Hohenpriesters im alten Testamente sei nicht von Gott gestiftet gewesen, weil es Hohepriester gab, die es entehrten? Man wird vielmehr hierin einen besonderen Schutz der Vorsehung erkennen, die über dem Papsttum waltet, daß keiner dieser Päpste, deren Leben mit ihrem Glauben nicht im Einklange stand, auch nur im mindesten dem Glauben zuwiderlaufende Lehren verbreitet hat. Ist doch der Mensch so geneigt, nach seines Herzens Gelüsten sich eine Überzeugung zu bilden und diese dann auf andere zu verpflanzen. Selbst die sonstigen kirchlichen Maßregeln dieser Päpste sind durchaus tadellos. Sieht es ferner nicht einem Wunder ähnlich, daß der ganze Erdkreis mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit auf die Befehle eines Mannes achtete, dessen Leben ihm anstößig war? Wohl mußten die Völker die festeste Überzeugung von der göttlichen Sendung desjenigen haben, dessen Wandel mit seiner hohen Sendung in grellem Widerspruche stand. Andere Reiche zerfallen, wenn unwürdige Herrscher auf dem Throne sitzen, warum findet auf die Kirche allein diese Regel keine Anwendung? Die Antwort liegt in den Worten: „Du bist Petrus,

und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen."

Heidnische und christliche Nächstenliebe.

26. (Rückblick. S. 356.) Einen tiefen Blick in den ungeheuren Abstand zwischen der heidnischen und christlichen Denkweise läßt schon die einzige Thatsache thun, daß das Heidentum der öffentlichen Institute für die Kranken, Armen und Notleidenden völlig entbehrte. Es hatte herrliche, kostspielige Gebäude für die Volksversammlungen, Spiele und Bäder, aber kein einziges öffentliches Hospital. Seine eiskalte Selbstsucht ist ausgedrückt in einer der Vorschriften, welche der alte Kato für eine vorteilhafte Ökonomie aufgestellt hat, nämlich „aller untauglich gewordenen Instrumente, als da seien Hausgerätschaften, Pferde, Sklaven, sich zu entledigen". Zur Zeit der Kaiser ließ man zu Rom die kranken Sklaven auf eine Tiberinsel transportieren, welche spottweise „Insel des Äskulap" hieß; denn man brachte sie nicht dahin, um sie heilen zu lassen, sondern um sich ihrer zu entledigen. Kein Wunder also, daß die Heiden über die zarte Fürsorge, welche das Christentum sogleich von seinem Entstehen an den Kranken und Notleidenden zuwendete, ganz erstaunt waren! — Es konnte auch, nachdem die Christenverfolgungen aufgehört hatten, nicht ausbleiben, daß der Geist der christlichen Liebe und Barmherzigkeit öffentliche großartige Institute für Armen- und Krankenpflege schuf. Zu Rom erbaute die hl. Fabiola, die von dem berühmten Geschlechte der Fabier abstammte, ein großes, weltberühmtes Hospital. Zu Konstantinopel ließ der hl. Chrysostomus öffentliche Spitäler erbauen, die ganz nach dem Vorbilde des vom hl. Basilius zu Cäsarea errichteten großen Hospitals, von dem früher die Rede war, eingerichtet wurden. Solche Schöpfungen der christlichen Liebe erhoben sich bald überall und oft viele in einer einzigen Stadt. Konstantinopel zählte 37 Spitäler oder Hospize, wovon die meisten schon vor dem 7. Jahrhundert entstanden. Frankreich allein soll im Mittelalter 20 000 Siechenhäuser, d. h. Häuser zur Pflege der Aussätzigen gehabt haben. — Weit vergeblicher aber als die Stiftung solcher Anstalten würde man von dem Heidentume erst die heroische Tugend erwarten, welche in denselben geübt wurde. Die Liebe der Christen begnügte sich nicht, Armen- und Krankenhäuser zu stiften, sondern sie wollten auch in eigener Person den elenden Mitbrüdern dienen. Es war für die Römer ein nie gesehenes Schauspiel, als der hl. Gallikanus, ein römischer Konsular und Freund Konstantins des Großen, dem die Ehren eines Triumphes zu teil geworden waren, zu Ostia den Armen die Füße wusch, ihnen am Tische diente und der Kranken wartete. Und wie viele solcher entzückender Beispiele bietet uns das Christentum dar! Wie viele Tausende weihten in religiösen Orden diesem edlen Zwecke mit der uneigennützigsten Selbst-

aufopferung ihr ganzes Leben! — Zum Beweise dafür, wie unerhört solche Nächstenliebe unter den Heiden gewesen ist, mögen zwei Belege hier stehen. Auf der Insel Karpathos wurde von der Stadtgemeinde zu Brikonte einem Arzte wegen geschickter und uneigennütziger Ausübung seiner Kunst eine goldene Krone geschenkt und eine Ehrensäule errichtet, die erst unlängst aufgefunden wurde und folgende Inschrift trägt: „Es gefiel dem Volke von Brikonte, zu beschließen, daß dem Menokrit, dem Sohne des Metrodor, aus Samos, am Feste des Äskulap öffentliches Lob und eine goldene Krone erteilt, und im Tempel des Neptun eine marmorne Säule errichtet werde, auf welcher der Beschluß, womit das Volk von Brikonte den Menokrit, Sohn des Metrodor, aus Samos, beehre, eingegraben sei, weil derselbe als Arzt während mehr als 20 Jahren mit Eifer und Geschick alle Kranken behandelt und namentlich bei einer ausgebrochenen Seuche den Bürgern und Fremden gegenüber Mut und Ausdauer an den Tag gelegt hat; ferner, weil er, statt sich zu bereichern, in Armut lebte, viele kranke Bürger heilte, ohne nach Recht und Gebühr den Lohn anzunehmen, und auch außerhalb der Stadt mit Aufwand von großer Mühe seine Kunst ausübte." — Ein ähnliches Denkmal fand sich in Athen. Die dankbaren Bürger wollten dem Arzte Evenor die verdiente Auszeichnung verleihen; daher erteilten sie demselben öffentliches Lob, schmückten ihn mit einer Krone aus grünen Zweigen, gaben ihm und seinen Nachkommen das Bürgerrecht und verewigten diesen Beschluß durch Eingraben in eine Marmorsäule, die im Umfang der Akropolis aufgestellt wurde (Civiltà Cattolica, Ser. V. vol. 11. p. 616). — Wie viele Kronen und Ehrensäulen möchten wohl zu verleihen sein, wenn in der katholischen Kirche alle Helden und Heldinnen der aufopfernden Nächstenliebe die Auszeichnung dieser Ärzte erhalten sollten?

Sittenverderbnis der protestantischen Fürsten. Hexenprozesse.

27. (Zu § 43. S. 383.) „Statt eines Papstes", sagt Wolfgang Menzel, „hatten die Protestanten jetzt deren eine Menge; denn jeder Fürst war auf seinem Territorium ein unumschränkter Papst geworden." Und was waren dies für Päpste, von deren Laune die Religion ihrer Unterthanen abhing? Derselbe protestantische Schriftsteller, dessen „Geschichte der Deutschen" (3. Aufl. Stuttgart 1837) voll ist von ungerechten und verletzenden Urteilen gegen die katholische Kirche, will gewiß der Ehre jener Schirmherren des Protestantismus nicht zu nahe treten, wenn er (Kap. 417) folgende Schilderung von ihnen giebt: „Nur die kathol. Fürsten achteten noch auf Anstand. Die protestantischen Fürsten verloren alle Scheu und Scham, da sie sich durch den Augsburger Religionsfrieden innerhalb ihrer Territorien zu kleinen Päpsten, zu unumschränkten Diktatoren über Glauben und Sitten gesetzt sahen.

Wie hätten sie sich ihrer Willkür nicht bedienen sollen? Philipp von Hessen hatte zu gleicher Zeit zwei Frauen. Albrecht von Culmbach erinnert durch seine sinnlose Wüterei an die alten Berserker. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, durch den höflichen Agricola im voraus des Himmels versichert, glaubte sich schon auf Erden in der größten Sicherheit einen kleinen Himmel schaffen zu dürfen, baute sich eine Menge Lustschlösser, bevölkerte sie mit Maitressen, gab schwelgerische Feste, große Jagden, Wettrennen, ließ die Diener seiner Lüste stehlen, was sie mochten, erschöpfte durch die ungeheure Verschwendung das Land gänzlich und mußte sich, um dem Bankerott zu entgehen, an die Juden wenden. Kurfürst Christian II. von Sachsen fiel tief in die Arme des Lasters, so daß er fast immer betrunken und durch Wollust ganz verkrüppelt war. Umgeben von rohen Junkern, Stallmeistern, Hofnarren, die fast nur in Zoten sprachen, wetteiferten die Fürsten, wer den andern im Zechen überbot. Diese Unterhaltungen traten jetzt allgemein an die Stelle der alten edeln und galanten Turniere. Beinahe ohne Ausnahme waren alle Höfe der viehischsten Trinksucht ergeben. Herzog Friedrich von Liegnitz soff und wütete in der Trunkenheit so furchtbar, daß ihn sein eigener Sohn Heinrich zehn Jahre lang bis an seinen Tod gefangen halten mußte. Heinrich wurde ebenfalls ein Säufer, verthat alles, zog mit seinen Genossen an allen Höfen umher und bettelte, mußte endlich auch gefangen gesetzt werden, entfloh wieder und starb im Elend. Ludwig, Christophs Sohn, von Würtemberg, der so gut war, daß man sagte, er könne Gottes Stelle vertreten, war doch fast immer betrunken, geschweige die andern meist bösen oder falschen Fürsten." Unter allen den protestantischen Fürsten jener Zeit wird nur des Herzogs Julius von Braunschweig mit Lob gedacht, jedoch die Bemerkung beigefügt: „Er hatte eine so unwiderstehliche Lust, Hexen zu verbrennen, daß sich bei Wolfenbüttel ein ganzer Wald von angebrannten Pfählen bildete. Sogar die Gemahlin Herzog Erichs des Jüngern mußte flüchten, weil Julius sie (vielleicht aus einem politischen Grunde, des Erbes wegen) der Hexerei beschuldigte."

Da hier gerade ein so merkwürdiges Beispiel der Hexenverfolgung erwähnt wird, so möge in Bezug auf diesen Gegenstand noch bemerkt werden, was Menzel im 483. Kap. des angeführten Werkes sagt: „Die Hexenprozesse, die grausame Tortur und Verbrennung alter Weiber, die man eines geheimen Umganges mit dem Teufel beschuldigte, waren nirgends zahlreicher als in protestantischen Ländern, zum Beweise, daß der Aberglaube durch die sogenannte Glaubensfreiheit nur dicker und brutaler geworden war." Dasselbe Geständnis legt auch der protestantische Schriftsteller Leuchs (Erfindungs-Lexikon) ab, und wie Menzel sieht auch er die Ursache dieser Verfolgungssucht

in der Reformation. „Die Ursache derselben", sagt Menzel (ebend. Kap. 496), „lag in dem durch das strenge Luthertum so sehr übertriebenen Teufelsglauben, der zu einer wahren Teufelssucht ausartete. Man wollte überall den Bösen sehen. Das zufälligste Unglück, die unschuldigste Krankheit mußte eine Wirkung des Teufels sein." Und der Protestant Leuchs sagt: „Dieser Unsinn kam erst mit der Reformation recht auf, die Licht in die Köpfe hätte bringen sollen, sie aber für einige Zeit noch finsterer und beschränkter machte." Bemerkenswert bleibt es immerhin, daß gerade Rom, von wo die Nacht des Aberglaubens sich über die ganze Welt soll verbreitet haben, stets von diesem Wahnsinne, der so vielen Tausenden das Leben kostete, frei blieb, und daß es katholische Priester waren, welche sich zuerst mit allem Ernste, und zwar auf Gefahr ihres eigenen Lebens gegen diese Verfolgungswut erhoben, nämlich Kornelius Loos zu Trier († zu Mainz 1593), die Jesuiten Adam Tanner († 1652) und besonders Friedrich von Spee († 1635) in seiner berühmten cautio criminalis. Dagegen nahm um dieselbe Zeit und noch später im protestantischen Deutschland Carpzow zu Leipzig, „der Gesetzgeber Sachsens" († 1666), die Hexenverfolgung in Schutz.

Grundlose Rechtfertigung der verübten Gewaltthaten.

28. (Zu § 44. S. 387.) Man hat die empörenden Gewaltthaten, welche protestantischerseits gegen die Katholiken verübt wurden, öfters durch die Entgegnung zu rechtfertigen gesucht, daß auch von katholischer Seite, namentlich in Frankreich, in den Niederlanden und auch in England unter der Königin Maria, harte Maßregeln gegen die Protestanten in Anwendung kamen, und protestantische Schriftsteller haben häufig die katholische Kirche der Verfolgungssucht beschuldigt, während sie ihre Glaubensgenossen als die bedrängte und verfolgte Kirche darstellten. Es mag daher zur Berichtigung falscher Urteile nicht unnütz sein, die Grundlosigkeit sowohl jener Rechtfertigung als dieser Beschuldigung hier in Kürze nachzuweisen.

a) Als Luther die Autorität der lehrenden Kirche verwarf, stellte er den Grundsatz auf, den nach ihm alle Reformatoren ohne Ausnahme zu dem ihrigen machten, daß jedem Christen das unveräußerliche Recht zustehe, in der Bibel zu forschen und nach deren Wort über jegliche Glaubenslehre zu richten, das heißt, dieselbe zu verwerfen oder anzunehmen, und „verflucht solle der sein, welcher solches Recht um ein Härlein kränket". War nun jedem Christen solches Recht zuerkannt, so war es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, dasselbe dem Katholiken allein abzusprechen. Wenn also der Katholik glaubt, daß der Papst die Gewalt zu lösen und zu binden, die ganze Kirche zu leiten und zu regieren hat, oder daß neben dem geschriebenen auch das ungeschriebene Wort Gottes, die Überlieferung, anzunehmen sei,

u. dgl. m, weil die hl. Schrift ihn so lehrt; mit welchem Rechte darf man ihn dieses Glaubens wegen kränken, einkerkern oder gar dem Henkerbeile überliefern? Wie läßt sich je ein solches Verfahren rechtfertigen?

b) War nach diesem Grundprinzipe der Reformation jegliche Verfolgung von Andersdenkenden ein widerrechtliches Verfahren, so war die Rechtsverletzung um so schreiender, wenn die Verfolgung die Katholiken traf. Denn diese waren im rechtmäßigen, lange verjährten Besitze des von ihren frommen Voreltern ererbten Glaubens, eines Glaubens, der, wie auch die Gegner einräumen müssen, auf dem ganzen Erdboden verbreitet war, so viele Jahrhunderte hindurch geblüht, große Tugendhelden erzeugt und statt der heidnischen eine neue, christliche Welt geschaffen hat, zu dem auch noch zur Reformationszeit eine unzählbare Menge frommer, tugendsamer Christen sich bekannten. Nichts konnte löblicher sein, als daß die Katholiken zur Erhaltung dieses Glaubens, an dem sie als dem Unterpfande ihres Heiles hingen, sich standhaft wehrten, daß sie in ihrer Mitte nicht Prediger duldeten, die denselben lästerten, mit Wort und Schrift bekämpften, nicht zugaben, daß in ihrem Lande die Irrlehre wie der Krebs um sich fresse zu ihrem und ihrer Kinder ewigem Schaden. — Ganz anders verhält sich aber die Sache auf seiten der Sekten. Ihnen stand nicht das Recht eines lange verjährten Besitzes zur Seite, das sie hätten zu schützen gehabt; sie rühmten sich ja, sich von dem alten Joche befreit und ein neues Evangelium sich erkoren zu haben. Wenn sie dennoch den katholischen Gottesdienst gewaltsam unterdrückten, die Priester grausam verfolgten, die Kirchen plünderten und zerstörten, die Gläubigen mit den härtesten Strafen belegten; so ging offenbar ihre Absicht dahin, den treuen Katholiken das kostbarste Gut, den Glauben, den sie selbst treulos verlassen, gleichfalls zu entreißen und ihnen dafür den ihrigen gewaltsam aufzudrängen; das heißt, ihnen einen Glauben aufzudrängen, der durch nichts verbürgt war, weder durch den Glauben der ehrwürdigen christlichen Vorzeit, noch durch die einstimmige Lehre der Väter und Konzilien, vielmehr in all diesem und in der hl. Schrift selbst seine Verurteilung fand; einen Glauben, der lediglich auf die willkürliche Schriftauslegung eines dünkelhaften Geistes sich gründete, schon gleich anfangs in sich zerspalten und zum Spielball grausamer Fürsten geworden war, Zwietracht säete und Sittenlosigkeit beförderte. — Vergeblich würde man die erwähnte Absicht, den Glauben aufzudrängen, leugnen wollen; die Thatsachen sprechen allzu laut. „Wenn ihr nicht alsbald lutherisch werdet“, so schrieb Gustav Wasa an die Einwohner von Helsingland, „so lasse ich eine Öffnung in das Eis des Deelen-Seees machen und euch alle ertränken.“ Das ist doch wohl deutlich genug

gesprochen. Bekannt ist, daß an manchen Orten, namentlich in England unter der Königin Elisabeth, nicht nur die Darbringung des heiligen Meßopfers unter Todesstrafe verboten, sondern auch der Besuch des ketzerischen Gottesdienstes unter den schwersten Geld- und Kerkerstrafen befohlen war.*) Sogar in Frankreich, wo doch ein katholischer König regierte, wurden an den Orten, die in der Gewalt der Hugenotten (Calvinisten) waren, die Katholiken durch Taxen, Einquartierungen, Niederreißen ihrer Häuser und Abdeckung ihrer Dächer gezwungen, die Lehre Calvins anzunehmen. „Noch hat man", sagt Bossuet (Hist. des variat. c. 10. § 52), „die ursprünglichen Handschriften der Befehle, die deshalb auf Vorstellung der protestantischen Konsistorien von Generälen und Städten erlassen wurden." Verfuhr man auch nicht überall mit derselben Brutalität, so trat doch allenthalben die Absicht unverhohlen zu Tage, den Katholizismus auszurotten und den Protestantismus mit Gewalt aufzudrängen. — Endlich dürfte wohl heutzutage kaum noch jemand den Versuch wagen, jene rohen Gewaltthaten durch das ehemalige Vorgeben zu beschönigen, daß es galt, das Reich des Antichristes zu zerstören, die Abgötterei auszurotten. Mit solchen gehässigen Ausfällen gegen die Kirche gelang es allerdings, den gegen die kirchliche Zucht und Botmäßigkeit abgeneigten und raubgierigen Pöbel zu fanatisieren; es bedurfte aber nur eines geraden Sinnes, um dergleichen Schmähungen für Ergüsse eines erbosten Gemütes zu halten und sich mit Abscheu von ihnen abzuwenden. Aber das war eben die Ursache alles Unheils, daß man, von trüber Leidenschaft geblendet, nicht sehen wollte. Darum hatten auch alle Besprechungen über die religiösen Streitfragen keinen Erfolg, wies man alle Gegenschriften katholischer Theologen und Universitäten und die dringendsten Einladungen zur Kirchenversammlung mit beißendem Hohne zurück.

---

*) Ein Verzeichnis der in England gegen die Katholiken erlassenen Strafgesetze, die auch heute noch nicht ausdrücklich abgeschafft sind, und von denen mehrere die Katholiken zur Annahme der anglikanischen Religion verpflichteten, sieh bei Dechamps: „Die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens" S. 399 ff. Weil der katholische König Jakob II. Schonungsdekrete (Declarations of Indulgence) erließ und erklärte, daß, so lange er König sei, niemand bloß um der Ausübung seiner Religion willen gestraft werden solle, so verlor er seine Krone. Und als im Jahre 1778 eine Milderung der Strafgesetze eintrat, so entstand auf den Kanzeln und in der Presse ein fanatischer Sturm gegen den Papismus; es bildeten sich in verschiedenen Teilen des Reiches protestantische Vereine, die, unter dem Vorwande der Religion und der Menschlichkeit, Haß und Verfolgung gegen ihre katholischen Mitbürger atmeten, und noch im Jahre 1780 machte sich in London eine Rotte von 50 000 Meuterern an die Kapellen und Häuser der Katholiken und fing an, dieselben niederzubrennen und abzureißen. Vgl. Milner: „Briefe an einen Pfründner." S. 313 und 327 ff.

c) Wenn protestantische Schriftsteller, um von ihrer Partei alle Schuld auf die katholische Kirche zu wälzen, insbesondere die blutigen Hinrichtungen schildern, welche auch katholischerseits, wiewohl lange nicht in der vorgeblichen Anzahl, stattfanden; so ist zuerst die kirchliche Gerichtsbarkeit von der weltlichen wohl zu unterscheiden. Die Kirche hat, wie schon oben nachgewiesen worden, eine heilige Scheu vor dem Blutvergießen. Wo die Kirche den Irrglauben schon als eine gesetzlich bestehende, eingebürgerte Religion fand, willigte sie nicht einmal ein, daß man irgend welche Gewaltmaßregeln anwandte, um die Irrenden zur Wahrheit zurückzuführen. Sie erblickte stets in den Irrgläubigen verirrte Kinder und war einzig darauf bedacht, sie durch Mittel der Überzeugung vom Irrwege zurückzuführen, die Rechtgläubigen aber vor ihrer Ansteckung zu bewahren. Ihr Haß gegen die Irrlehren hinderte sie nicht, die Irrenden zu lieben. Nach diesen Grundsätzen handelten auch ihre Diener, die Bischöfe und Priester. Als der heil. Franz von Sales es unternahm, das dem Herzoge von Savoyen angehörige Gebiet Chablais, aus welchem die Berner mit ruchloser Gewalt den katholischen Glauben verdrängt hatten, wieder in den Schoß der seligmachenden Kirche zurückzuführen, schwebte sein Leben in steter Todesgefahr. Die calvinischen Prediger hatten ihn als einen falschen Propheten, einen Zauberer und Schwarzkünstler verschrieen; gedungene Meuchelmörder lauerten ihm am Wege auf, drangen sogar in seine Wohnung. Der Heilige aber vergalt alle Schmähungen und Verfolgungen nur mit Liebe und Geduld. Man beschwor ihn, wenigstens die Begleitung einer bewaffneten Wache anzunehmen, er aber weigerte sich dessen standhaft: „Seine Waffe sei keine andere als das göttliche Wort, womit die Apostel die Welt besiegt haben.“ — Was die Hinrichtungen der Häretiker betrifft, welche weltliche Machthaber vollziehen ließen, so können dieselben der Kirche nicht zur Last gelegt werden. Die katholischen Fürsten handelten hierin nach den damaligen, seit Jahrhunderten bestehenden Staatsgesetzen. Nicht bloß katholische Fürsten nahmen das Recht in Anspruch, die Häretiker mit dem Tode zu bestrafen, sondern auch protestantische. Der Papstkönig Heinrich VIII. in England übte dasselbe mit einer Strenge aus, wie kein einziger katholischer Monarch je gethan hat; in gewissen Fällen konnte nicht einmal eine Abschwörung der Ketzerei vom Tode retten. Die Zwinglianer in der Schweiz übten dieses Recht an den Wiedertäufern aus, die Lutheraner in Deutschland nicht nur an den überwiesenen Calvinern, sondern auch an den Kryptocalvinern, die des Calvinismus bloß verdächtig waren, und die Calviner in Genf, Holland, England übten es an allen Andersgläubigen. Die erste calvinische Synode zu Paris im Jahre 1559

billigte nicht nur dieses Recht in dem von ihr aufgestellten Glaubensbekenntnisse, sondern erkannte auch die Ausübung desselben als Pflicht der Obrigkeit. Wie Calvin und Beza dieses Recht verteidigten und ausübten, ist bereits erwähnt worden, und weltbekannt ist es, wie Melanchthon und Bucer dem Calvin deshalb Beifall und Lob zollten. Was Luther betrifft, so war seine Ansicht, mit Ketzern solle man nicht viel disputieren, der Obrigkeit stehe es zu, dieselben auch *ungehört zu verdammen*. Vergleiche dagegen, was oben in der Note 24 (Seite 551) von der Inquisition gesagt ist.

Wie man nun auch die von weltlichen Obrigkeiten gegen Häretiker angewendete Strenge beurteilen mag, so läßt sich immerhin die der katholischen eher rechtfertigen, als die der protestantischen. Denn auch abgesehen davon, daß die katholischen Fürsten an den Häretikern nicht, wie die Protestanten, ein Vergehen bestraften, dessen sie selbst schuldig waren, nämlich Empörung und Aufreizung gegen die Autorität und den Glauben der allgemeinen Kirche, noch auch die Glaubensfreiheit auf ihre Fahne geschrieben hatten; abgesehen auch davon, daß von den Katholiken die Gewalt nicht gebraucht wurde, um einen neuen Glauben aufzudrängen, sondern um ihn von ihrem Gebiete abzuwehren; so ist noch zu bemerken, daß sie *mit der Häresie zugleich Aufruhr und Empörung gegen den Staat* zu bekämpfen hatten. Denn unverkennbar hatte die Reformation gleich anfangs einen meuterischen, revolutionären Charakter gegen die rechtmäßige Obrigkeit angenommen, und unmöglich konnten die katholischen Fürsten gleichgiltig zusehen, wie man fortfuhr, ihre Autorität zu verhöhnen, die katholischen Unterthanen zu drücken, das Kirchengut an sich zu reißen, endlich blutige Bürgerkriege anzustiften. Geschahen auch von einigen katholischen Fürsten Ausschreitungen in der Strenge, so ist es doch ebenso gewiß, daß in den weitaus meisten Fällen allzu große Nachgiebigkeit stattfand, und daß jene Ausschreitungen der rechtmäßigen Obrigkeiten gegen Empörer nicht im entferntesten den Verbrechen gleichkommen, welche sich die bestraften Empörer gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit und ihre unschuldigen katholischen Mitbürger zu Schulden kommen ließen. In solchen aufgeregten, stürmischen Zeiten immer die rechte Mitte einzuhalten, ist schwer für Menschen; da gilt: medium tenuere beati.

Bekehrungsmittel der kath. Kirche.

29. (Zu § 45. S. 421.) Die Kirche war, sobald sie Kunde von der Entdeckung einer neuen Welt empfing, eifrig bedacht, dieselbe mit dem kostbaren Gute des wahren Glaubens und allen Segnungen unserer göttlichen Religion zu beglücken. Papst Alexander VI. (1492—1503), der damals auf dem römischen Stuhle saß, schrieb alsbald an den spanischen König Ferdinand V. und an

dessen Gemahlin, die Königin Isabella, von denen Christoph Kolumbus mit der gehörigen Ausrüstung zur Entdeckungsreise versehen worden: „Wir ermahnen Euch auf das allerdringendste im Herrn und fordern Euch bei der heiligen Taufe, wodurch Ihr den Apostolischen Befehlen nachzukommen verpflichtet seid, und bei der innigsten Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi nachdrücklich auf, daß Ihr die Völkerschaften, welche jene Inseln und Länder bewohnen, zur Annahme der christlichen Religion anzuleiten suchet und dies für Eure Pflicht erkennet." — Daß die Kirche aber, um die Heiden zu bekehren, harte, grausame Behandlung derselben gestattet, selbst gebilligt hätte, das ist eine der schmählichsten Verleumdungen, die je gegen die Kirche ersonnen wurden. Man sehe die Erlasse der Päpste über diesen Gegenstand, man wird keinen einzigen finden, der je andere Mittel zur Bekehrung der Indianer angeraten, befohlen, gebilligt oder nur erlaubt hätte, als die der Belehrung, der Liebe und Leutseligkeit, der milden Behandlung und des guten Beispieles. In demselben Schreiben des Papstes Alexander VI. an Ferdinand und Isabella wird beigefügt: „Wir gebieten Euch kraft des hl. Gehorsams, daß Ihr gute, gottesfürchtige, gelehrte, erfahrene und erprobte Männer zu den erwähnten Ländern und Inseln sendet, um deren Bewohner im katholischen Glauben zu unterweisen und zu einem wohlgesitteten Leben anzuleiten." Leo X. (1513— 1521) empfiehlt demselben Könige Ferdinand, „daß man gegen die Indianer die Vorschriften der Menschlichkeit beobachte, die Mittel der Liebe und Sanftmut anwende, das sei die geeignete Weise, sie für Christus zu gewinnen." In demselben Sinne lauten die Erlasse von Hadrian VI. (1521—1523), Paul III. (1534—1549), Pius V. (1566—1572),*) Urban VIII. (1623—1644). Auch wollten die Monarchen Ferdinand, Isabella († 1504), Karl V. († 21. Sept. 1558), Philipp II. († 1598) und ganz besonders der große spanische Staatsmann Kardinal Ximenes († 1517) nie andere Mittel zur Verbreitung des Glaubens angewendet wissen. Deshalb säumten sie nicht, fromme und seeleneifrige Missionäre nach Amerika zu schicken, sorgten dafür, daß überall Kirchen erbaut, Schulen, in denen die Kinder unentgeltlich unterrichtet würden, allgemeine Spitäler, Anstalten für Waisen, Arme, Hilfsbedürftige gegründet würden. Sie schärften den Befehlshabern und Statthaltern, die sie nach den neuen Besitzungen schickten, nachdrücklichst ein, „daß sie mit Gerechtigkeit

---

*) Man sehe im Leben des hl. Pius V. bei den Bollandisten 5. Mai n. 156 seqq. einen Auszug aus den Briefen des heiligen Papstes an die Könige von Spanien und Portugal, worin er ausdrücklich verbietet, die Indianer zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen, und nachweist, wie durch Liebe und Belehrung die Heiden zu bekehren und die Bekehrten im Glauben zu befestigen sind.

regieren, den Unterricht im katholischen Glauben mit Eifer betreiben und vor allen Bedrückungen der Indianer sich hüten sollten, damit nicht dadurch ihre Bekehrung verhindert oder erschwert würde; an der liebevollen Behandlung sollten vielmehr die Indianer die große Wohlthat erkennen, die Gott ihnen durch die Erlösung vom Götzendienste gewährte." Dem Tode nahe empfahl noch die fromme Königin Isabella testamentarisch diese Angelegenheit sowohl dem Könige, ihrem Gemahl, als ihrer Tochter und deren Gatten, indem sie sich auf die strenge Verpflichtung berief, welche ihnen der oben erwähnte Befehl des Papstes Alexander auferlege.*) Wenn es in der Folge rohen Kriegsmenschen oder gewinnsüchtigen Abenteurern gelang, in den so weit entfernten Ländern die Befehle der Monarchen zu umgehen, so trat immer die Kirche für die Rechte der Indianer in den Kampf und beklagte deren Mißhandlung als das größte Hindernis der Christianisierung. Nie und nimmer hat sie eingewilligt, daß zur Ausbreitung des christlichen Glaubens Gewalt angewendet würde. Zu allen Zeiten hat sie hingegen die Bekämpfung und Ausrottung heidnischer Völker aus dem alleinigen Grunde, weil sie Götzendiener und Feinde Gottes wären, verboten und verdammt.

Hat es auch in einem frühern Zeitalter christliche Regenten gegeben, welche die Anwendung von Zwangsmitteln für zulässig hielten, um die unbändigen Heiden zur Annahme der hl. Taufe zu bewegen, so waren dennoch dergleichen Maßregeln niemals weder von Päpsten noch von Kirchenversammlungen gebilligt. Die Kirche war stets der Überzeugung, daß der Glaube sich durch Gewalt nicht aufdrängen lasse, und lehrte zu allen Zeiten, daß ohne den Glauben die Taufe ganz nutzlos und ohne freiwillige Annahme der Taufe die Spendung derselben nicht nur ungiltig, sondern auch unerlaubt sei. Sehr unbillig wäre es jedoch, jene christlichen Monarchen mit einem russischen Czaren oder mit protestantischen Fürsten zu vergleichen, die einzig auf Grund ihrer Landesherrschaft ihre Unterthanen zum Abfalle von einer Religion zwangen, die diesen mit Recht für den einzigen Weg zur ewigen Seligkeit galt. Indem Karl der Große z. B. Strafen verhängte über die Sachsen, die sich hartnäckig weigerten, das Christentum anzunehmen, so warf er sich nicht zum Herrn über Religion und Glauben, nicht zum Tyrannen des Gewissens auf. Er wußte, daß jene wilden Völkerschaften ohne vernünftigen Grund, ohne innere religiöse Überzeugung, bloß aus rohem Aberglauben an ihrem Götzendienste hingen, und versäumte kein Mittel, sie zu belehren und aufzuklären, so daß es ihrerseits nur eines guten Willens bedurfte, um zu einer bessern Einsicht zu gelangen. Zudem hatte ihn viel-

*) Belege für das Gesagte finden sich Civiltà cattolica Vol. 2 Serie 6.

jährige Erfahrung gelehrt, daß die Christianisierung jener Völker das einzige Mittel sei, dieselben zu civilisieren, von ihnen zu erlangen, daß sie ihren verheerenden Raubzügen entsagten und mit den benachbarten Völkern in Frieden lebten. Dabei hatte er die feste Überzeugung, daß er ihnen keine größere Wohlthat erzeigen könne, als sie der Gnade der christlichen Religion teilhaftig zu machen und ihrem Gesetze zu unterwerfen.

Freimaurerei. 30. (Zu § 47. S. 472.) Vergleiche die geheimen Statuten der Freimaurerei. (Civiltà cattol. 1864 Ser. V. vol. 11.) Mit vollem Rechte haben demnach die Päpste zu verschiedenen Zeiten die Gäubigen sehr ernstlich vor dem Freimaurerbund gewarnt und die Exkommunikation über alle verhängt, welche sich demselben anschließen. Schon im Jahre 1738 that dies Klemens XII. Auch gesteht ein Mitglied des Freimaurerordens in einem Aufsatze der Deutschen Vierteljahrsschrift (1. Heft 1841) ganz offen: „Die Gerechtigkeit muß man der römischen Hierarchie widerfahren lassen: sie erkannte Zweck und Tragweite des Bundes und die Wichtigkeit desselben früher und klarer und blieb ihren Ansichten treuer, als viele Glieder des Bundes selber." Weil aber die Freimaurerei, um das Zerstörungswerk des Christentums ungehindert auszuführen, ihren eigentlichen Zweck unter dem Schleier des Geheimnisses sorgsam verbirgt, auch keinem seines religiösen Bekenntnisses wegen die Aufnahme in ihr Bündnis verweigert, so sind noch immer viele in dem Wahne befangen, als hätte die Freimaurerei nichts mit der Religion zu schaffen und beabsichtige nur gesellige Unterhaltung, Bildung und wohlthätige Unterstützung. Solche mögen sich die Worte des Freimaurers Prusson aus der Genfer Loge zur „Vollkommenen Gleichheit" merken, in seiner 1856 bei L. Sabot herausgegebenen Schrift: „Nur das dumme, gemeine Volk glaubt, daß die Freimaurerei ein bloßer Erholungsverein oder eine wohlthätige Gesellschaft sei. Die Freimaurerei ist eine Religion, welche aber nicht einmal die vornehmsten Grundwahrheiten des Christentums als solche anerkennt, eine Religion, die dispensiert von allen übrigen Religionen. Die Freimaurerei nimmt zwar einfach Gott als die Grundlage ihrer Prinzipien an, aber Gott als die Seele einer gleich ewigen Materie." Es ist übrigens eine vielfach erwiesene geschichtliche Thatsache, daß die Freimaurerei von jeher mit rastlosem Eifer an der Zerstörung des Christentums arbeitete. Ganz richtig sagt der protestantische Kirchenhistoriker Guericke in seinem Handbuch der Kirchengeschichte 4. Aufl. 2. Bd. S. 553: „Die Freimaurerei hat einen unermeßlichen Einfluß auf die Zerstörung des positiven Christentums geübt; sie hat mit ihrem Hammer nach Möglichkeit das positive Christentum in tausend Trümmer und Stücke

zu schlagen gesucht; ist darauf ausgegangen, an die Stelle des von Christus erbauten einen neuen Kultustempel aufzurichten, wenn auch daraus nur ein babylonischer Turm wurde. Sie ging insbesondere und allerorten darauf aus, in That, Lehre und Schrift die katholische Kirche, den päpstlichen Primat, die Hierarchie und das Priestertum, das Ordens- und Korporationswesen und die spezifisch katholischen Lehren, Institute und Gebräuche herabzusetzen und zu stürzen und nur jenem Katholizismus Geltung zu lassen und ihre Huldigung darzubringen, der sein Wesen, seinen Inhalt und sein Leben aufgab und mit dem Deismus, Naturalismus und verwandten Richtungen im herzlichsten Einverständnisse lebte." — Auch läßt sich nicht leugnen, daß in der greuelvollen französischen Revolution, die vor allem auf die Zerstörung des Christentums hinarbeitete, die Freimaurer eine Hauptrolle spielten. Graf von Haugwitz, preußischer Ministerpräsident, legte im Jahre 1822 den auf dem Kongreß von Verona versammelten Fürsten ein Schriftstück vor, in welchem er das revolutionäre Treiben des Ordens nachwies und dessen Unterdrückung beantragte. Es heißt darin unter anderm: „Kaum majorenn hatte ich bereits mehrere hohe Grade in der Freimaurerei erlangt und war bestimmt, die Leitung eines Teiles der preußischen, polnischen und russischen Logen zu übernehmen. Ich habe die feste Überzeugung gewonnen, daß die französische Revolution und der Königsmord mit allen ihren Greueln nicht allein in den Logen beschlossen, sondern seit langer Zeit durch geheime Verbindungen, Schwüre u. s. w. vorbereitet worden sind." Auch Niebuhr giebt zu, indem er auf das Urteil von Portalis, der selbst Freimaurer war, sich beruft, „daß die Freimaurerei die französische Revolution vorbereitet und auf den Gang derselben einen entschiedenen Einfluß gehabt habe". (Histor.-polit. Blätter Bd. 29. S. 428.) Ein Blick auf das gegenwärtige Treiben der Freimaurerei in Italien, Belgien und Portugal dürfte genügen, um die Welt von den kirchen- und staatsfeindlichen Bestrebungen derselben zu überzeugen. Daß insbesondere auch die deutsche Freimaurerei dieselbe Tendenz habe, darüber vergleiche man die vortreffliche Schrift des Hochw. Bischofs v. Ketteler: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?"

Mag immerhin in der Freimaurerei eine Verschiedenheit der Meinungen obwalten in betreff der Mittel und Weise, das vorgesteckte Ziel am sichersten zu erreichen, mag man in einem Lande rascher und gewaltthätiger, in einem andern ruhiger und vorsichtiger vorangehen; der eigentliche gemeinsame Zweck des Ordens ist überall derselbe: in religiöser Beziehung der krasseste Rationalismus mit Verwerfung jeglicher Glaubenswahrheit, mithin Zerstörung des positiven Christentums und zunächst der katholischen Kirche; in politischer Beziehung vollständige Demokratie, die keine höhere Gewalt anerkennt als die

des Volkes und keine andere, als die vom Volke ausgeht, mithin Umsturz der Throne und Errichtung eines Universalreiches, dessen höchstes Gesetz „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" ist. Zahlreiche Belege für das Gesagte lieferte in neuerer Zeit aus italienischen, englischen, französischen und deutschen Freimaurerschriften die Civiltà cattolica in einer Reihe gediegener Abhandlungen vom Jahre 1864 bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1870. Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt sein, daß es unter den Freimaurern auch redlich gesinnte Männer geben könne, welche den bezeichneten Zweck durch ihr Ansehen, ihren Einfluß, ihre Geldbeiträge befördern, ohne es zu wollen und zu wissen. Das darf uns um so weniger wundern, da dieselben bei ihrer Aufnahme, wie bekannt, nicht sogleich in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht werden, und es in demselben Sitte und Grundsatz ist, dort, wo der Landesverhältnisse wegen die Klugheit es gebietet, Toleranz gegen alle Religionen und Achtung vor dem Staatsgesetze zu heucheln.

Alphabetisches Personen- und Sachregister zur Religionsgeschichte.

(Die Zahlen zeigen die Seite an.)

A.

B.

C.

(Siehe auch unter K.)

D.

E.

T.

U.

A. M. D. G.

Berichtigung.

Seite 247, Zeile 17 v. u. lies: († um 400).

Deharbe, Joseph,

Gründliche und leichtfaßliche Erklärung des katholischen Katechismus nebst einer Auswahl passender Beispiele, als Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte in der Schule und in der Kirche, und als Lesebuch für christliche Familien
Bd.: 4

Paderborn 1892